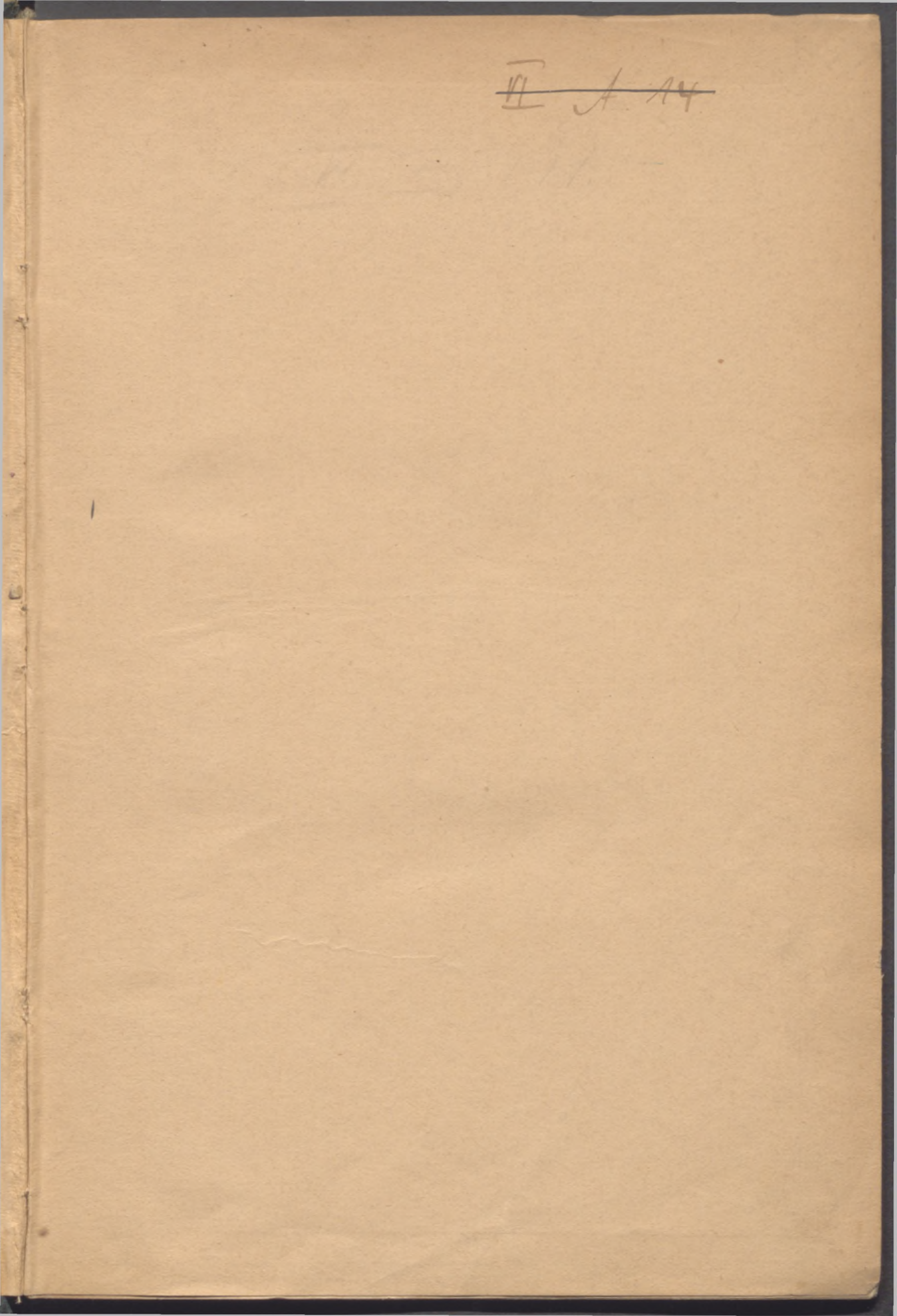
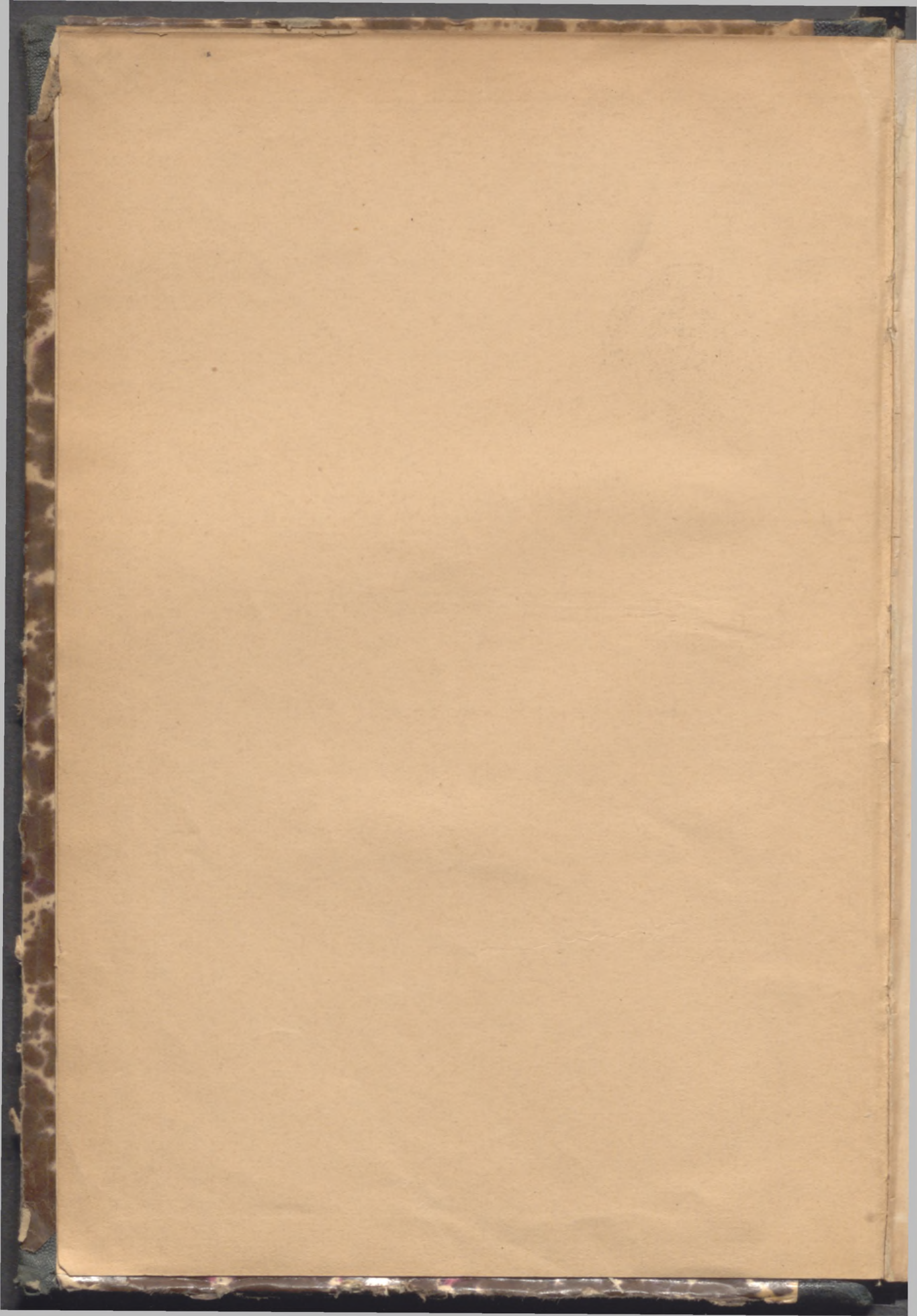
Unser Deutsches Land und Volk 6







Illustrirte

Haus- und Schulbibliothek

zur

Pflege vaterländischen Sinnes.

Unser deutsches Land und Volk.

VI.

Unser

Deutsches Land und Volk.

Vaterländische Bilder
aus
Natur, Geschichte, Industrie und Volksleben
des
Deutschen Reiches.

Zweite, gänzlich umgestaltete Auflage.

Unter Redaktion
von
Dr. G. A. von Klöden und Richard Oberländer.

In zwölf Bänden.

Sechster Band.

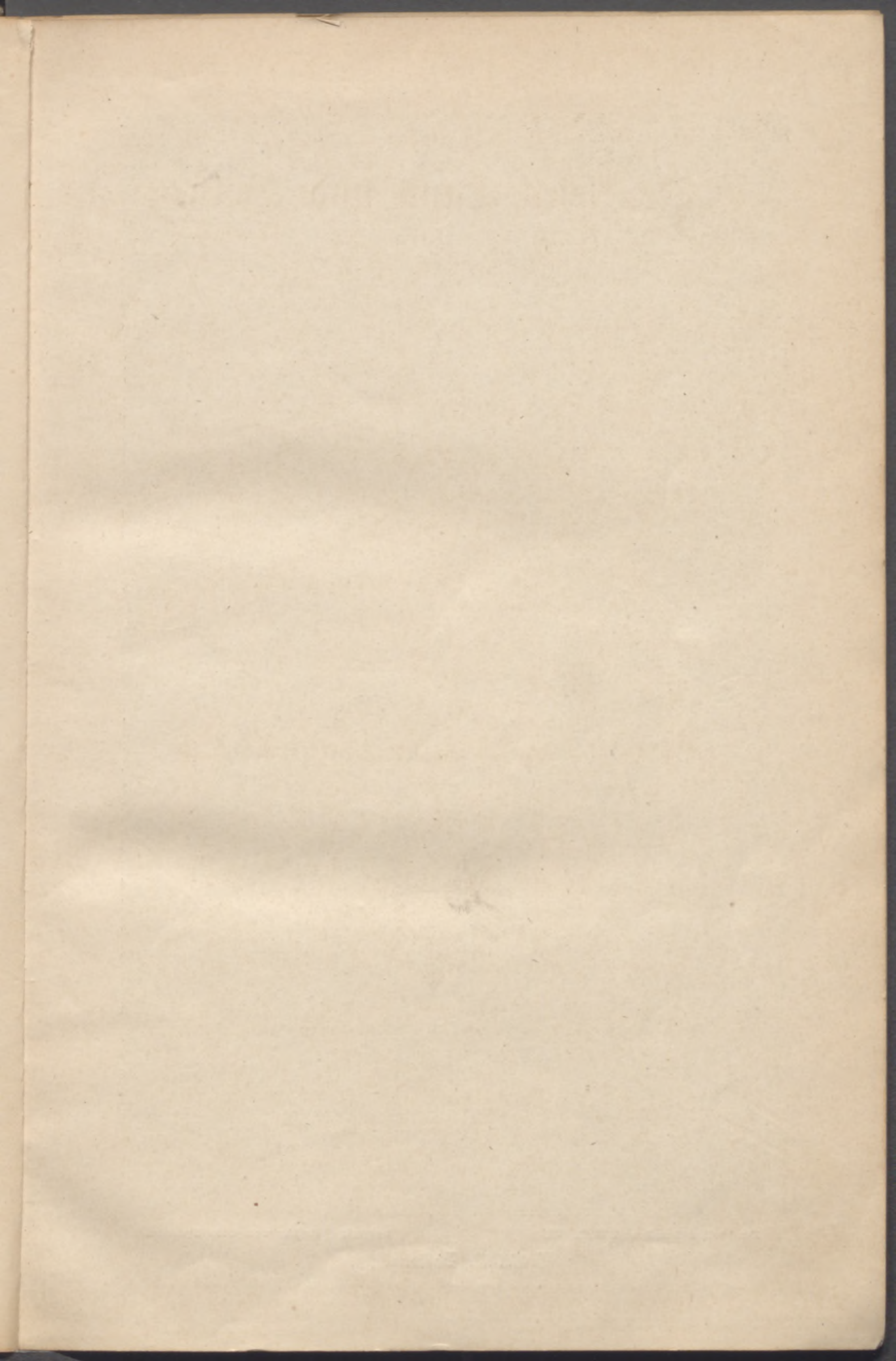
Bilder aus dem westlichen Mitteldeutschland.



Mit zahlreichen Text-Illustrationen, Tonbildern, Karten-Beilagen u. s. w.

Leipzig und Berlin.
Verlag und Druck von Otto Spamer.

1883.





Deutsches Land und Volk VI. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Westfälische Volkstrachten.

Unser
Deutsches Land und Volk.

Bilder aus dem westlichen Mitteldeutschland.

Unter Mitwirkung

von

Dr. J. Nover in Mainz, L. Molendo in Baireuth,
Prof. Dr. A. Steudener in Roßleben

herausgegeben

von

Dr. J. W. Otto Richter,
Rektor des Real-Progymnasiums zu Eisleben.



Mit 140 Text-Illustrationen, vier Tonbildern und zwei Karten.

Leipzig und Berlin.
Verlag und Druck von Otto Spamer.

1883.

Druck: Spamersche Buchdruckerei in Leipzig.

Vorwort.

Es ist die Fertigstellung dieses VI. Bandes des vaterländischen Anschauungswerkes „Unser deutsches Land und Volk“ mit großen Schwierigkeiten verbunden gewesen, so daß die Verlagshandlung mutlos hätte werden können, wenn sie nicht ihr Ziel unverwandt im Auge zu behalten und sich durch nichts von der Erreichung desselben abschrecken zu lassen pflegte. Glücklich ist nun das Werk vollendet und, wie ich hoffe, nicht zur Unehre des Gesamtunternehmens. Den Herren Mitarbeitern, von welchen Herr Dr. J. Nover in Worms das hessische Bergland und das Wesergebirge, Herr Prof. Dr. Steudener in Roßleben den Thüringer Wald und die thüringische Hochebene, Herr Redakteur L. Molendo in Baireuth das Fichtelgebirge zu bearbeiten die Güte hatten, ist der Herausgeber zu freundlichstem Danke verpflichtet; derselbe hofft, daß die von ihm selbst übernommene Abteilung, welche den Harz und das Mansfeldsche Bergland umfaßt, sich organisch in den Rahmen des Bandes und des Werkes überhaupt einfügen werde. Nach der Herausgabe der thüringischen Sagen, sowie des größeren und kleineren Kyffhäuserbuches (Verlag von O. Mähnert in Eisleben) würde dem Unterzeichneten vielleicht die Bearbeitung einer andern Abteilung des Bandes willkommener gewesen sein, indes wußte er ja dieselbe in so bewährten Händen, daß er gern zurücktrat. Eine große Schwierigkeit erwuchs mir nun allerdings daraus, daß mir die Aufgabe oblag, dem Bergbau des Harzgebirges, und besonders auch meiner jetzigen Heimat, des Mansfeldschen Berglandes, eine eingehende Berücksichtigung zu schenken. Nur das gütige Entgegenkommen der Ober-Berg- und Hüttendirektion der Mansfeldschen Gewerkschaft, welche mir umfangreiches Material gewährte, und die freundliche Bereitwilligkeit des Herrn Bergmeisters Uhde hierselbst, welcher sich nicht nur zu mannigfacher Auskunft, sondern auch zur Durchsicht einzelner Abschnitte herbeiließ, haben es ermöglicht, daß die Darstellung des erwähnten Gegenstandes dem Verständnis eines größeren Publikums einigermaßen zugänglich gemacht werden konnte. Dieser Mitwirkung schulde ich naturgemäß den größten Dank, welchen ich nicht verfehlen will, hier auszusprechen.

Doch auch zur Sache noch eine kurze Bemerkung: Ein sehr interessantes Gebiet ist es, das auf den nachfolgenden Blättern den Leser beschäftigen soll. Dasselbe bildet die Zwischenstufe zwischen Oberdeutschland und dem nordwestdeutschen Tieflande. Da in diesem Teile unsres großen Vaterlandes am weitesten nordwärts das Mittelgebirge reicht, so sehen wir ihn ausgefüllt durch höchst mannigfaltige Berg- und Hügellandschaften, über welche die Natur und Romantik ihren Zauber fast gleichmäßig ausgießen. Von anmutig, oft sogar noch großartig gestalteten Bergen und Höhen schauen allenthalben, oft aus frischem Waldgrunde hervor, die verfallenden Burgen des Mittelalters; die höheren Gebirgsmassen werden von zahlreichen blühenden Städten mit gewerbfleißiger Bevölkerung herrlich umkränzt; allerorten reden zu uns aus der ältesten wie aus der jüngsten Geschichte unsres Vaterlandes gewaltige Erinnerungen, von der Zeit des Arminius und der Karolinger an über die sächsisch-fränkische Kaiserzeit und die Periode des Minnegesanges, über das Reformationszeitalter und den furchtbaren Religionskrieg hinweg bis in die ruhmreiche Zeit des Großen Friedrich hinein, ja bis zu der Gegenwart hin, wo das Schwert die zerrissenen Teile unsrer Nation zusammenschweißte! Und dann jene großartigen Erinnerungen aus dem geistigen Leben unsres Volkes, aus der höchsten Entfaltung unsrer nationalen Dichtung! Dicht bei einander liegen hier eine Hauptstätte der mittelalterlichen und der Mittelpunkt der neuesten Litteraturblüte! Allenthalben auch schöpfen wir hier eine kaum übertroffene Fülle herrlicher Sagendichtungen, und vor allem finden wir auch mitten in diesem Gebiete jene Stätte, an die außer zahlreichen andern der nationale Sinn unsres Volkes die Kaisersage geknüpft hat! In reichster Fruchtbarkeit, selbst in den üppigsten Blumengefilden eines hochentwickelten Gartenbaues, prangen die Thalgründe, doch selbst die unwirtbarsten Teile des Gebirges werden hochinteressant durch den bergmännischen Fleiß, der die Tiefen des Erdschoßes zwingt, seine Schätze zu spenden!

Doch genug! Das Gebiet ist so reich an wichtigen und fesselnden Beziehungen, daß ich nur nochmals den Wunsch wiederholen kann, es möge die nachstehend dargebotene Betrachtung derselben eine des nationalen Unternehmens würdige sein!

Eisleben, Ende Oktober 1882.

Dr. J. W. Otto Richter.

Inhaltsverzeichnis.

Erste Abteilung.

Das hessische Bergland und die Wesergebirge.

Das Hessenland (3). Zum Willkomm im Lande der „blinden Hessen" (3). Das hessische Bergland (6). Das Werrathal und seine Ränder (7). Der Meisner und der Frau-Hollenteich (8). Die Fulda (11). Das alte Hessenvolk und sein Glaube (13). Von den Wichtelmännchen (17). Bonifacius und die Wodanseiche bei Dorfgeismar (18). Die Abtei Fulda (20). Blick auf die Geschichte Hessens (22). Kassel und Wilhelmshöhe (25). Die zwei Napoleoniden (34).

Die Wesergegenden von Münden bis zur Porta (35). Die Romantik des Weserstromes (35). Münden (37). Das Diemelthal mit seinen historischen Erinnerungen, der Eresburg und Irminsäule (38). Warburg und der Desenberg (40). Der Solling und sein Wildstand (42). Der Nethegau (42). Beverungen und Herstelle (43). Höxter und Corvey (43). Pyrmont (47). Hameln und die Sage vom Rattenfänger (48). Der Süntel und Deister (50). Rinteln (51). Das Steinhuder Meer (52). Bad Oeynhausen (52). Porta Westfalica (53). Minden (54).

Die Wesergegenden von der Porta bis zum Tieflande (61). Der Teutoburger Wald (62) Der Osning und die alten heidnischen Göttersitze (62). Noch einmal die Irminsûl und das templum Tanfanae (64). Die Karlschanze bei Willebadessen und der Bullerborn bei Altenbeken (64). Driburg und Iburg (66). Die Hinnenburg und Asseburg (68). Das Nethethal (68). Die Externsteine bei Horn (70). Die Grotenburg und das Hermannsdenkmal (Ernst v. Bandel) (74). Detmold und die Senne (Pferdezucht) (76). Das Winnfeld und der Paß von Bielefeld (78). Bielefeld und der Sparrenberg (78). Das Ibbenbürener Kohlengebirge (79). Iburg und Dörenberg (80). Osnabrück (Justus Möser) (80). Tecklenburg (81).

Geschichtliches aus dem Altsassenlande (83). Die Varusschlacht (83). Rachezüge des Germanicus (88). Schlacht bei Idistaviso (92). Hermann und Marbod (94). Hermann in der Sage und Poesie (94). Karl der Große und das Sachsenvolk (97). Sagen von Wittekind (98). Seine Güter bei Enger (98). Reichstag zu Paderborn (98). Die Schlachten bei Detmold und an der Hase (99). Wittekinds Taufe (100). Die Sachsen als christlich-germanisches Element im deutschen Staatenverband (104).

Das Münsterland und Paderborn (105). Übergang zum westlichen deutschen Tieflande (105). Die Heide (106). Bentheim und Steinfurt (107). Lage Münsters (108). Seine Sehenswürdigkeiten: Das Schloß, die Überwasserkirche, der Dom, die Lambertikirche, das Rathaus, der Friedenssaal (108). Geschichtliches: Entwickelung des Bistums und der Stadt Münster (114). Die Wiedertäufer (119). Der Westfälische Friede (125). Sagen des Münsterlandes (126). Paderborn (127). Lippspringe (128).

Land und Leute in Westfalen (129). Das Land im allgemeinen (129). Das alte Sachsenvolk und sein Glaube (132). Westfälischer Volkscharakter (134). Ein westfälischer Bauernhof (136). Westfälische Sitten, Feste und Volkstypen (140). Volksaberglaube (142). Beckum, das westfälische Schilda (143). Industrie (Eisen, Leinweberei in Ravensberg, Bielefeld und Herford; Backöfen in Gütersloh u. s. w.) (144). Westfälische Kunst (146). Westfälische Dichter (Freiligrath, Levin Schücking, Annette v. Droste-Hülshoff u. a.) (148).

Zwölfte Abteilung.

Das Fichtelgebirge und seine Ausläufer.

Das Fichtelgebirge und seine Ausläufer (155). Das Fichtelgebirge als Zentralgruppe (155). Sagen des Fichtelgebirges (158). Geschichtliche Rückblicke (167). Weißenstadt und Wunsiedel (179). Die Luisenburg (180). Bad Steben (182). Industrie im Mainthal (183). Bischofsgrün (183). Die Spiegelglasfabrik in Fichtelberg (184). Berneck (184). Kloster Himmelkron (185). Kulmbach (188). Die Porzellanfabrikation im Gebiete der Saale und der Eger (188). Die Steinbrüche und die Industrie Oberfrankens (189). Der Frankenwald (192). Kronach (192). Ludwigstadt (193).

Dreizehnte Abteilung.

Der Harz und seine Umgebung.

Der Harz und seine Umgebung (197). Einleitendes (197). Die Bergwerke des Oberharzes (198). Das Bodethal (205). Das Thyra- und Selkethal (212). Der Brocken und seine Umgebung (219). Der Vorharz (232). Das Mansfelder Bergland (254). Sänger des Harzes (274). Aus der Geschichte der sächsischen und fränkischen Kaiserzeit (279).

Vierzehnte Abteilung.

Der Thüringer Wald und die thüringische Hochebene.

Einleitendes. — Von Rudolstadt nach Schwarzburg (293). Einleitendes. Vergleich der verschiedenen Gebirgsformationen in Mitteldeutschland: Porphyr und Granit im Thüringer Walde, Grauwacke am Harz, Schiefer am Niederrhein u. s. w. (293). Der Zug des Thüringer Waldes (296). Der Rennsteig (297). Die alte Grenzscheide zwischen Thüringen und Franken (298).

Von Rudolstadt nach Schwarzburg. Rudolstadt und die Heidecksburg (300). „Fürstenblut für Ochsenblut!“ (Gräfin Katharina und Herzog Alba) (301). Schiller in der Glockengießerei zu Volkstedt (302). Das Schwarzathal (303). Schloß Schwarzburg (304). Das Borkenhäuschen auf dem Trippstein (306).

Von Blankenburg nach Ilmenau (307). Ilmenau (308). Elgersburg (310). Goethe auf dem Kickelhahn (311). Die Klosterruine Paulinzelle (313).

Von der Schmücke nach dem Inselsberge. — Eisenach und die Wartburg (317). Von der Schmücke nach dem Inselsberge. Die Schmücke (der Finsterberg und der blaue Stein) (317). Dorf Oberhof (318). Auf der Thüringer Bleiche (Friedrichroda) (319). Panorama vom Inselsberge (320). Liebenstein und Altenstein (322). Die Glücksbrunner Höhle (324). Reinhardsbrunn und die Marienglashütte (324). Eisenach und die Wartburg. Die Landgrafen von Thüringen (326). Landgraf Hermann und der Sängerkrieg auf der Wartburg (331). Die heilige Elisabeth (334). Junker Jürg auf der Wartburg (die Lutherbuche bei Altenstein) (340). Ein Oktoberfest auf der Wartburg (342). Die hohe Sonne und Wilhelmsthal (344). Blick in das Marien- und Annathal (344).

Das Thüringer Land in der Reformationszeit (345). Thomas Münzer und die Schlacht bei Frankenhausen (346). Der Bund zu Schmalkalden (351). Kurfürst Moritz (352).

Thüringische Residenzstädte. — Das Werrathal (357). Gotha und seine wissenschaftlichen Anstalten (358). Weimar, die Dichterstadt an der Ilm (361). Weimars Musenhof (363). Goethes Berggarten in Weimar (365). Goethe und Schiller in Weimar (366). Das Schillerhaus in Weimar (371). Wasungen und der Wasunger Krieg (373). Schloß Landsberg (380). Hildburghausen (382). Schleusingen (382). Suhl (382). Die Feste Koburg (383).

Wanderung in den thüringischen Vorbergen (385). Der Hörselberg und seine Sagen (386). Erfurt und sein Dom (388). In den Erfurter Gemüse- und Blumengärten (392). Arnstadt (393). Die drei Gleichen (396). Über die Hainleite nach Sondershausen (400). Die Sachsenburg (400). Der Kyffhäuser und die Goldene Aue (403).

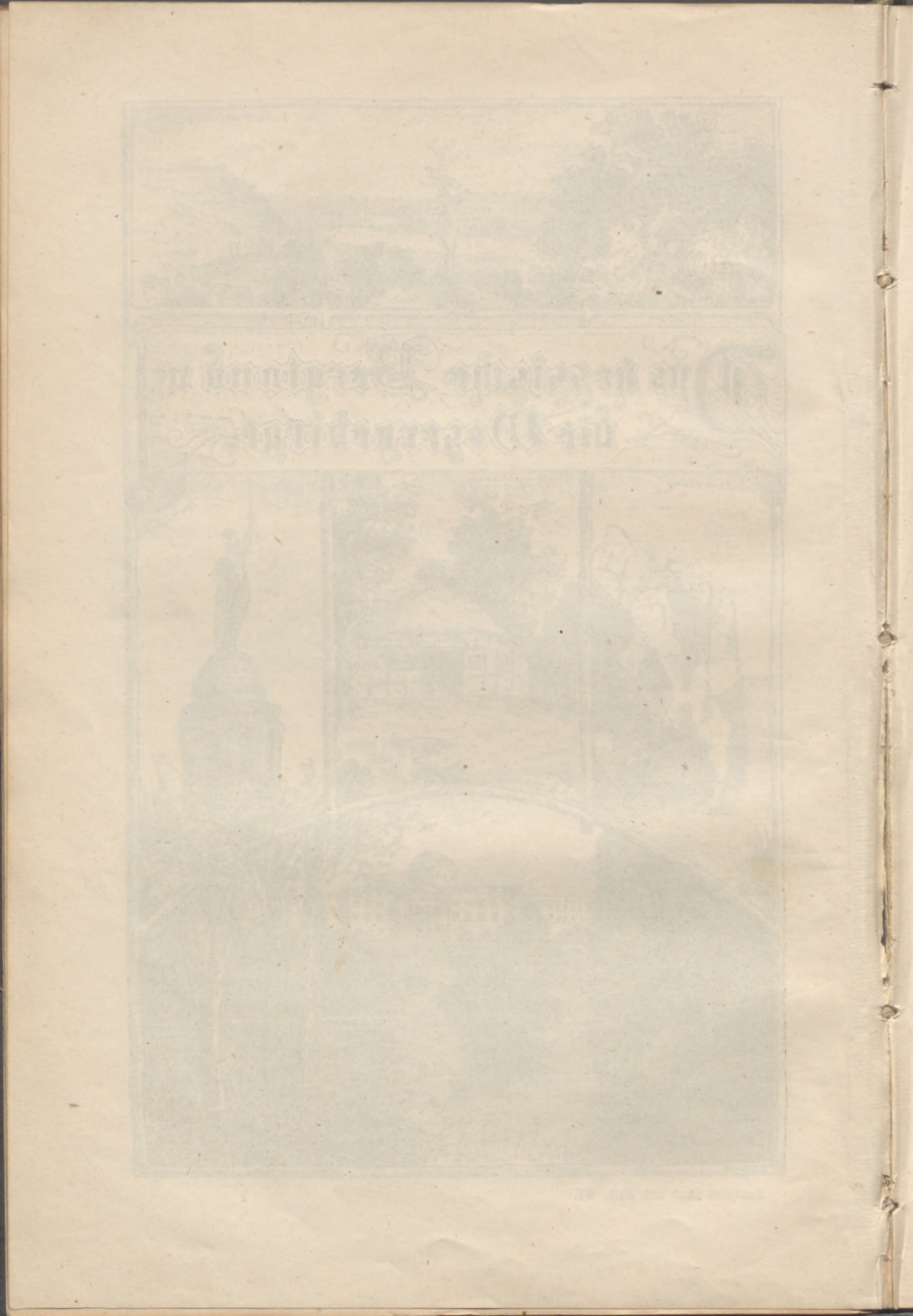
An der Saale (409). Zwei verhängnisvolle Walstätten (410). Kösen (413). Saaleck und Rudelsburg (413). Die Weinberge am Saalufer. — Naumburg (415). Vater Jahn in Freiburg (417).

Umschau und Nachlese (423). Zwei Erziehungsanstalten in Thüringen (423). Thüringer Land und Leute, Gewerbthätigkeit und Volksleben (426).

Die Extrabeigaben sind einzuheften:

Westfälische Volkstrachten	Titelbild
Die Kaskaden auf Wilhelmshöhe bei Kassel	zu Seite 31
Bauernhochzeit in Westfalen	„ 129
Thüringer Volkstrachten	„ 317
Karte von Braunschweig, Lippe und Waldeck	am Schluß des Bandes.
Karte der sächsischen Herzogtümer	am Schluß des Bandes.


Das hessische Bergland u.
die Wesergebirge.





Die Löwenburg auf Wilhelmshöhe.

Das Hessenland.

Zum Willkomm im Lande der „blinden Hessen". — Das hessische Bergland. — Das Werrathal und seine Ränder. — Der Meisner und der Frau-Hollenteich. — Die Fulda. — Das alte Hessenvolk und sein Glaube. — Von den Wichtelmännchen. — Bonifacius und die Wodanseiche bei Dorfgeismar. — Die Abtei Fulda. — Blick auf die Geschichte Hessens. — Kassel und die Wilhelmshöhe. — Die zwei Napoleoniden.

„Nennt immerhin die Hessen blind,
Die Hessen wissen, was sie sind;
Sie wissen, was seit vielen Jahren
Sie treulich in der Brust bewahren,
In welchem Sinn ihr auch das Wörtlein nennt, —
Den Hessen ist's ein Kompliment.

Bedroht der Feind das Vaterland,
Die Hessen sind im Flug zur Hand;
Da greifen sie voll Mut zur Wehre
Und folgend nur dem Ruf der Ehre,
Wer immer auch der kecke Feind mag sein, —
Sie dringen blindlings auf ihn ein."

(K. Chr. Tenner.)

Willkommen, lieber Leser, im Lande der biederen Hessen! Es freut mich, daß du auch zu uns kommst, unser Land und Volk kennen zu lernen; ich will dein Führer sein; denn Hessen ist mein Heimatland und ich liebe es von ganzem Herzen. Hoffentlich kommst du ohne Vorurteile; denn es hat leider nicht an solchen Leuten gefehlt, die unser Hessenland und Volk geschmäht, mit ungerechten Beschuldigungen und Vorwürfen überhäuft haben. Hoffentlich stehst du auch

nicht im Banne so mancher sprichwörtlicher Redensarten, die über mein engeres Vaterland im Schwange sind, oder du wirst einsehen, daß es damit in Wahrheit nicht so schlimm bestellt ist. Vielleicht hast du das neckische Volkssprichwort gehört: „Im Lande Hessen giebt's hohe Berge und nichts zu essen, große Krüge und sauern Wein: wer möchte wohl in Hessen sein? Wenn Schlehen und Holzäpfel nicht geraten, haben sie nichts zu sieden und zu braten.“ Das lautet ja allerdings recht bedenklich, ist aber doch, gelind gesagt, eine arge Übertreibung; denn so eine Art Sibirien ist Hessen noch lange nicht. Hohe Berge giebt's freilich bei uns und zwar recht schöne, wie der Meisner; aber zu essen giebt's da genug: fette Matten und Weiden für die Herden, schöner Wildstand für den Weidmann, fischreiche Gewässer u. s. w. Es giebt wohl auch im Hessenlande im weiteren Sinne des Wortes von der Natur minder gesegnete Striche, wie der im vorigen Bande beschriebene Vogelsberg in Oberhessen. Doch liegt da in nächster Gegend der fruchtbare Schwalmgrund mit dem kräftigen, gesunden Menschenschlag seiner Bewohner und die gesegnete Wetterau, des Reiches Au und Kaiser Rotbarts „Schnabelweide“. Was den Weinbau betrifft, so kann sich das Hessenland, abgesehen von Rheinhessen, allerdings mit dem Rheingau nicht messen, und in vielen Gegenden zieht man nur die bekannte Sorte des sogenannten Oberastheimers, d. h. Apfelwein; aber in den hohen Krügen, dem echten, guten, vollen hessischen Maß, schäumt ein kräftiges, schmackhaftes Bier. Weht auch der Wind in manchen Strichen etwas rauh, ist auch der Boden hier und da steinig und ungefügig: es fehlt dem Hessenlande weder an Romantik der Natur, noch an Schätzen der Erde.

Willst du dich davon überzeugen, lieber Leser, so nimm den Wanderstab und pilgere das herrliche Werrathal hinauf und verliere dich in seine reizenden Seitenthäler im Thüringerwald oder verfolge den Lauf der Fulda durch lachende Gelände an der Abtei Fulda vorbei bis nach Kassel und der romantischen Wilhelmshöhe. Und bist du ein echter Freund der Natur, so entdeckst du als Botaniker, als Geologe wahrlich des Interessanten genug; lauschest du aber gern den Sagen und Märchen aus dem ewig poetischen Volksmunde, so findest du kaum irgendwo einen reicheren Boden.

Nach den alten Geschichtschreibern sind die Länder glücklich zu preisen, welche recht viele Erzeugnisse aufweisen, welche mit „W“ anfangen. Nun, das Hessenland hat deren zwölf: Wasser, Wind, Weizen, Wein, Weiden, Wiesen, Weiher, Wolle, Wachs, Werg (d. i. Flachs), Wälder und Wild. Dazu kommt aber noch, daß die Berge im Innern ihrer Schachte einen großen Reichtum an Erzen, Salz und Kohlen hegen, ja, daß die Eder sogar Gold in ihrem Wellengetriebe dahinrollte; daß heilkräftige Quellen emporsprudeln, den Kranken zur Labung und Genesung, so zu Wildungen, Ems, Soden, Wiesbaden, Schwalbach, Schlangenbad, Nauheim, Salzschlirf u. a.

Und nun das **Volk** der Hessen! Das ist ein kräftiger, mannhafter Menschenschlag von unverkennbar germanischem Gepräge, von gedrungenem Gliederbau, fast durchweg blonden Haaren und blauen Augen. Besonders anerkannt sind ihr Fleiß und ihre Ausdauer, wie schon das alte Sprichwort rühmt: „Wo Hessen und Holländer verderben, kann niemand Nahrung erwerben.“ Ihre Tapferkeit war schon im Altertum bekannt, und schon Merian sagt: „Die Catti haben je und allwegen einen herrlichen Nahmen gehabt, vnd, Gott lob, biß annoch

erhalten.“ Man hat darum auch angenommen, daß der Spottname: „blinde Hessen“ daher komme, weil sie auf ihren Feind blindlings losmarschieren. Ähnlich sagt Landau: „Das Wort „blind“ soll, wie Arndt gut bemerkt, gewiß kein Gebrechen bezeichnen, sondern eine derbe, feste, unerschütterliche Art, die keinen Wechseln und Erschütterungen unterworfen ist; es soll gewiß den stillen, festen Mut bezeichnen, mit welchem der Hesse mit offenem Aug', wie ein anderer mit geschlossenem Aug', dem Tode entgegengeht.“ Auf das blinde und derbe Darauflosgehen deutet auch ein anderes hessisches Sprichwort: „Wo ein Hesse in ein fremdes Haus kommt, da zittern die Nägel in den Wänden.“ Über das spröde, zähe Festhalten an den alten Gewohnheiten erzählt uns der feine Beobachter W. Riehl in seinem „Land und Leute“ einen charakteristischen Zug, der fast tragikomisch erscheint: „Die Hessen stehen auf der Verbindungsbrücke zwischen norddeutschem centralisirten und mitteldeutschem individualisirten Volkstum. Da sind noch die störrigen Bauern, die von Haus aus gar nicht nach Mitteldeutschland passen wollen, die aber durch politische Einflüsse immer tiefer in mitteldeutsches Wesen hineingetrieben worden sind. Eine Sage von einem hessischen Dorfe im Ohmgrunde, welches katholisch blieb, obgleich es ganz nahe bei dem streng protestantischen Marburg liegt, zeichnet dieses trutzige Wesen. Die dortigen Bauern waren nämlich, so lautet dieser historische Mythus, kurz nach der Reformationszeit wirklich zur neuen Kirche übergetreten. Als sie nun zum erstenmal das Abendmahl unter beiden Gestalten erhalten sollten, trug sich's zu, daß man aus Versehen den Inhalt eines Essigkruges statt Weines in den Kelch geschüttet hatte. Da erklärten die Bauern, lieber, als daß sie solchen Wein tränken, wollten sie gar keinen trinken, kehrten zur alten Kirche zurück, und mitten unter protestantischen Nachbarn blieben sie treu bis auf diesen Tag. Diese wunderbare Kreuzung des äußersten Eigensinnes mit dem äußersten Leichtsinne bekundet uns, daß wir an den Grenzmarken des starren niederdeutschen und des beweglichen mitteldeutschen Wesens stehen.“

Über die Entstehung des Namens „blinde Hessen“ ist allerlei gedeutelt und gefabelt worden. Jakob Grimm, den, wie seinen Bruder Wilhelm, Hessen mit Stolz zu seinen Söhnen zählt, schließt aus der Thatsache, daß man den Schwaben ebenso wie den Chatten, beiden als Nachkommen der Sueven, nachsagt, daß sie „blind“ seien, daß dies schon ein uralter Spottname gewesen sein müsse. So heißt es z. B. in Nefflens „Vetter aus Schwaben“ (S. 166): „Ei, ist es wahr, daß die Bauern in Schwaben zehn Tage blind bleiben nach der Geburt? Mein Großvater sagte mir's; er war in Schwaben einmal gar lange im Quartier.“ — Ferner schreibt der bekannte Baseler Arzt Leonhard Thurneiser (1584): „Schwäbische Art; welches Geschlecht der Menschen nach der Geburt, wie man vermeint, neun Tage als die Hunde blind liegen sollen.“ So wundert sich denn auch Möser (V, 26), woher es wohl komme, daß man die Hessen, einen der scharfsichtigsten Stämme in Deutschland, „blind“ nenne, und er giebt darauf folgende Antwort: „Die Hessen hießen ehemals Chatten oder Chazzen, woraus zuletzt „Hessen“ geworden, und es ist sicher eine Anspielung auf die blinde Geburt der Katzen, daß man die Hessen mit jenem Spottnamen beehrt hat, welcher jetzt, da die Hessen nicht mehr Chazzen heißen, ganz wegfallen sollte. Wahrscheinlich haben die Cherusker, die mit den Chatten in beständigem Kriege lebten, jenen Spottnamen zuerst aufgebracht.“

So hält es denn auch Grimm nicht für unwahrscheinlich, daß den Römern der Name Catti anklang an ihr catus, catulus, catellus und catta, das sowohl „einen jungen Hund“ wie eine „Katze“ bedeuten kann. Auffallenderweise findet sich ein auf die Hessen von den Niedersachsen im 16. Jahrhundert angewändter Schimpfname „Hundehessen“. An die „Katze“ erinnert der Name „Katzenellenbogen“ für Cattimelibocus, ein Grafengeschlecht, das, wie auf alten hessischen Fahnen, den Löwenhund oder die Löwenkatze im Wappen führte. Doch dies erklärt für die Schwaben nichts. Dagegen ist unter Bayern, Schwaben und Hessen eine Aussetzungssage verbreitet, nach der mehrere Knäblein wie „blinde Welfe“, d. h. Hunde, ersäuft werden sollten. Diese seien jedoch gerettet und nachmals Stammherren berühmter Geschlechter geworden; von ihnen habe sich dann der Schimpfname „Welfen“, d. h. blinde Hunde, auf das Volk übertragen. Oder sollte ein wirklich blindgeborener Stammesheros den Namen Wolf oder Welf erhalten haben? Die Ableitung ist und bleibt dunkel.

Neuerdings erklärt man den ganzen Zusammenhang einfacher. Es giebt ein bekanntes hessisches Sprichwort: „Blinder Gaul geht gradezu!“ Nun soll aber auch (was uns jedoch ganz unbekannt ist) für „Gaul“ die uralte Bezeichnung: „Heß“ oder „Hesse“ jetzt noch gebräuchlich sein; demnach würde „blinder Hesse“ weiter nichts als „blinder Gaul“ bedeuten und hätte also mit dem Volk der Hessen absolut nichts zu thun.*)

Doch nun, lieber Leser, folge uns ins Innere des Landes der „blinden Hessen“, worunter man im engeren Sinne das frühere „Kurhessen“ versteht. Wir führen dich ins Gebiet eines durch und durch deutschen Flusses, der Weser, welcher Werra und Fulda, Eder und Diemel zugehören; wir führen dich in ein großes Bergland, das wir mit den Worten Daniels folgendermaßen schildern wollen: „Zwischen dem rheinischen Schiefergebirge, Vogelsberg, Rhön und Thüringerwald im Westen, Süden und Osten, der Diemel im Nordwesten hebt sich das Berg- und Hügelland von Hessen, ein vorwiegend aus buntem Sandstein zusammengesetztes, flachwelliges Plateau von 160—330 m mittlerer Höhe.“ Ein Gewirr unregelmäßiger Berghaufen und Kuppen, meist aus Basalt und Muschelkalk, durchschnitten von tiefen Flußthälern, bietet es dem Geographen große Schwierigkeiten der Gruppirung. Im Süden finden sich mehr einzelne Kegelberge, im Norden mehr Berggruppen und Wandgebirge; groteske Höhen mit Burgen und Schlössern wechseln mit städte- und dörferreichen Tafelländern, und von großen Ebenen findet sich nur eine bei Kassel, wo vermutlich früher ein See stand. Zur Orientirung folgen wir am besten dem Laufe der Flüsse und beginnen mit der Werra.

Fast in allen Geographiebüchern bis in die neuere Zeit findet man die Ansicht vertreten, daß die Weser aus zwei Quellflüssen, aus Werra und Fulda, entstünde, oder daß diese beiden Gewässer durch ihre Vereinigung bei Münden den Weserstrom bildeten. Dies ist aber sicherlich eine irrige Auffassung, denn die Weser ist nur als eine Fortsetzung der Werra zu betrachten.

---

*) Das Pferd heißt im Altnordischen hestr, im Schwedischen Häst, im Dänischen Hest. Hesse (mittelhochdeutsch hahsi) oder Hase bedeutet ursprünglich den „Lauf“ eines Tieres, vor allem die Sprunggelenke des Pferdes. Noch sind die Redensarten vorhanden: Blinder Gaul geht gradezu. Drauf los wie ein Heß. Er läuft wie ein Heß. Blinder Heß. (Siehe Max Jähns: Roß und Reiter, Bd. I, S. 14. Leipzig 1872.)

Schon unsere Vorfahren hielten Werra und Weser für einen und denselben Strom, in welchen die Fulda mündet; noch im Mittelalter wird die Weser bei Bremen meistens Werra (Wirraha) genannt. Ursprünglich sind auch beide Namen, sowohl Werra (Wirraha) wie Weser (Wisura), nur Verkürzungen des Stammwortes Wisurracha, das die Römer in Visurgis verwandelten.

Die Werra entspringt unweit der Grenze des Thüringer- und Frankenwaldes, zwischen Wurzel- und Bleßberg, nordöstlich von Eisfeld, „aus drei Quellbächen, welche als Querthäler den südöstlichen plateauförmigen Teil des Thüringerwaldes durchschneiden“. Die drei Quellen heißen: Das Saarwasser, das eine halbe Meile westlich von Steinheide entspringt (708 m); die nasse Werra, die sich beim Dörfchen Saargrund mit dem Saarwasser vereinigt, und die trockene Werra, die bei Schwarzenbrunn zufließt. Der durch diese Zuflüsse vergrößerte Fluß, welcher schon nach dem Zusammenströmen der beiden ersten Quellbäche schlechthin die Werra genannt wird, fließt zunächst bis oberhalb Hildburghausen in südwestlicher, dann bis Meiningen in westlicher und schließlich in nordwestlicher Richtung dahin, rechts von dem Thüringerwalde begleitet. Es giebt kaum in Deutschland ein anmutigeres Thal als dieses von der Werrabahn (zwischen Eisenach und Lichtenfels) durchzogene, zwischen dem Thüringerwald und der Vorderrhön eingesenkte Längenthal mit seinen romantischen Seitenthälern. Besonders reizend wird es in der Gegend von Meiningen; die Krone bildet wohl das schöne Schwarzathal, an dessen Eingang uns auf hoher Felswand der lateinische Gruß: Salus intrantibus, „Heil den Eintretenden!“ empfängt.

Unter den Zuflüssen der Werra von rechts nennen wir die Schleuse bei Themar, welche einen reichen Zuschuß an Wassermassen zuführt; dann die Hasel mit der hennebergischen Schwarza und die Schmalkalde. Links fließen von der Rhön die Ulster und Felda zu. Nun macht der Fluß, eingeengt durch Vorsprünge des hessischen Berglandes und den Sielingswald, eine entschiedene Wendung nach Norden, bahnt sich durch Kalkgebirge seinen Weg in „die Weitung von Berka, einen früheren Landsee, und naht sich nach neuem Durchbruch einer neuen Krise seines Laufes“. Bei Hörsel, unweit des sagenberühmten Venusberges, in welchem Ritter Tannhäuser in den Armen der Frau Venus (eigentlich der germanischen Göttin Holda) ein Leben voll Üppigkeit und sündlicher Wollust verbrachte, unfern der romantischen Wartburg, wo wir im Geiste dem Sängerkriege lauschen und in einsamer Zelle den großen Reformator sehen, der mit Tintenschwärze den schwarzen Teufel verjagt: da arbeitet sich die Werra durch die Thüringische Pforte in vielen Windungen in das hessische Bergland hinaus und nimmt dort ihren stärksten Zufluß, die Hörsel, auf. Die Quelle der Hörsel heißt Leine, welche sich durch das Schilfwasser aus dem Friedrichrodaer Grunde und das Badewasser aus dem Reinhardsbrunner Thale verstärkt und von da ab den Namen Hörsel führt. Sie bewässert eins der schönsten Thäler am Nordwesthange des Thüringerwaldes und nimmt mehrere kleine Zuflüsse von da in sich auf, wie die Laucha, Emse, Ruhla (Wutha) und unterhalb Eisenach die ansehnliche Nesse aus dem thüringischen Hochlande. Im Jahre 1639 führte man aus der Leine einen Arm nach dem wasserarmen Gotha und, als dies nicht ausreichte, in diesen Leinekanal später noch einen Arm aus der zum Elbgebiete gehörigen Apfelstedt. Da hätten wir denn ein kleines Beispiel einer Bifurkation und komplizirten Flüsseverknüpfung.

Unterhalb Hörsel läuft die Werra in eine „hohle Gasse“, zwischen dem sogenannten Ringgau links und dem Haynich und Eichsfeld rechts, oft durch schroffe Kalkfelsen eingeengt; so bei Kreutzburg (192 m) und Treffurt (173 m). Von dem an Richard Wagners Baireuther Villa anklingenden Wanfried bis Eschwege verbreitert sich das Werrathal; dann aber engt es sich wieder ein, bietet aber überall die Romantik eines herrlichen und zugleich fruchtbaren Gebirgsthales. Abwechselnd folgen sanfte Höhen, wie der Höheberg, herrliche Ruinen, wie die des alten Schlosses Hanstein und links des Schlosses Ludwigstein, lachende Gelände und blühende Ortschaften. Wir kommen dann an den steilen Weinbergen von Witzenhausen, der Höhe von Arnstein, dem Leinaholz, einem langen Waldrücken, vorbei bis in den Bergkessel von Münden.

Der Meisner. Vor der Vereinigung mit der Fulda müssen wir noch links das Meisner Gebirge hervorheben, dessen Hauptberg Meisner im Volksmunde gemeiniglich Wissener genannt wird, wie man glaubt von „weiß“, weil sein Gipfel am längsten die Schneehaube behält; es wäre also der „Montblanc von Hessen“. Andere leiten den Namen von den „Wiesen“ ab und nehmen eine fehlerhafte Schreibart Weisner an, aus welcher erst im vorigen Jahrhundert durch schnörkelhafte Schreibung des „M“ der Name Meisner entstanden sei. Der Meisner erhebt sich bis zu 2311 Par. F. = 751 m über den Meeresspiegel und 1872 Par. F. = 608 m über das Werrathal empor inmitten einer Kette von Bergen und Hügeln wie ein langer, dunkelgrüner Wall. Seine Höhe ist ein vollkommenes Plateau, eine Stunde lang und eine Viertelstunde breit. Dann aber fallen die Wände schroff und steil ab und eröffnen die Aussicht in schwindelnde Abgründe. Besonderes Interesse bietet dieser berühmteste Berg des Hessenlandes dem Geologen. „Sein Basalt stieg in der Urwelt aus den Sand- und Kalksteingebirgen empor und bildete sehenswerte Klippen, Grotten und steile Wände, wie der Weißenstein und die Kalwe auf der Ostseite, dazwischen der Frau-Hollenteich und der Gottesborn; wie der Seestein auf der Südseite, wo sich ebenfalls ein kleiner Teich befand, und die Kitzkammer auf der Westseite. Bergleute fahren in die Stollen des großen Steinkohlenwerkes, das tief unter dem Basalt liegt und schon seit 300 Jahren abgebaut wird.“ Aber auch für den Botaniker bietet der Meisner viel Merkwürdiges; er findet dort der Blumen und Kräuter so viele und seltene, wie nirgendwo im Hessenlande. Auf den fetten, würzigen Matten treibt der Hirte seine Herden mit melodischem Geläute; in den herrlichen Forsten pirscht der Weidmann. Ferner gewährt dem Touristen und Naturfreunde kaum eine Wanderung so viel Reiz, wie die durch das romantische, quellendurchrieselte Höllenthal, wo ihn die Ruine Bilstein grüßt, über Abterode und Vockerode nach dem Kohlenbergwerk Schwalbenthal. Von der Kalwe aus entzückt ihn der herrliche Blick auf den Harz, Thüringerwald und die Rhön, und ebenso labt sich das trunkene Auge an der prächtigen Aussicht vom „Lusthäuschen“. Tief unten in einem Felsenlabyrinth liegen der Altarstein, eine heidnische Opferstätte, und der Frau-Hollenteich. Hier schaut der sagenkundige Poet den unterirdischen Palast der gütigen Göttin Holda, der Beschützerin und Pflegerin des Pflanzenlebens, der Hüterin und Bewahrerin aller Keime des Lebens und Werdens in der Natur, der Vorsteherin der Spinn- und Webekunst, von der sich noch viele Spuren in deutschen

Sagen und Märchen erhalten haben. Sie wohnt mit Vorliebe in kühlen Brunnen und klaren Seen, umgeben von einer Schar kleiner Wesen, den Elfen und Holden, von Kinderseelen noch ungeborener oder frühverstorbener Menschengeschöpfe, den sogenannten Heimchen. Oft in lauen Sommernächten klingt ein wunderbar ergreifender, melancholischer Gesang aus der Tiefe, das ist der bezaubernde „Huldreslat“ (von Hulda oder Holda), welcher die Menschen zu sich hinablockt.



Frau Holle (Holda). Zeichnung von F. W. Heine.

Daher stammen die bekannten Ammenmärchen vom Kinderteich oder Milchbrünnchen, aus dem der heilige Vogel der Göttin, der Storch, der noch heute im Plattdeutschen adebor, d. h. der Kinderbringer, genannt wird, die kleinen Kindlein holt und den beglückten Müttern in den Schoß legt. So kennt jedermann in Dresden den Quickbrunnen, dessen Wasser Kindersegen verleihen soll. Man hat sogar eine Kapelle mit einem Storch auf dem Giebel darüber gebaut, die 1512 erneuert wurde. Durch den Einfluß des Christentums ward nachmals an die Stelle der heidnischen Göttin Holda die heilige Jungfrau Maria gesetzt. So singt man heute noch im Hessischen den bekannten Kinderreim:

„Storch, Storch, Steine, mit den langen Beinen, mit dem kurzen Knie! —
Jungfrau Marie hat ein Kind gefunden in dem gold'nen Brunnen.“
(Oder „war in Gold gebunden“.)

Aber auch die frühverstorbenen Kinder kehrten zu Frau Holda in ihren Teich zurück. Dies lehrt unter anderem ein reizendes Märchen in der bekannten Grimmschen Sammlung: „Das Thränenkrüglein“. Hier heißt die gütige Göttin Berchta, die im Grunde genommen gleichbedeutend ist mit Holda. Dort lesen wir, wie eine betrübte Mutter, welche ihr geliebtes Kind durch den Tod verloren hat und Tag und Nacht um dasselbe weint, im Traume die Göttin mit ihren Heimchen durch einen feuchten Wiesengrund ziehen sieht. Unter den kleinen Wesen gewahrt sie auch ihr teures Kind, das mit einem großen Krug sich abschleppt und hinter den anderen her über einen Zaun klettern will. Geschwind eilt sie auf ihren Liebling zu und schließt ihn weinend in die Arme. „Ach, liebe Mutter,“ ruft das Kind, „höre doch auf zu weinen! Siehe, hier in diesem Kruge muß ich alle deine Thränen sammeln, und er wird mir schon zu schwer! Auch geht es mir ja gut hier bei der lieben Frau, und hoffentlich kommst du auch bald zu mir!“ Da küßte die arme Mutter ihr liebes Kind, weinte sich noch einmal recht aus und hörte dann auf. Bald aber vereinte der mitleidige Tod die Mutter mit ihrem Kinde.

So zeigt sich uns die Göttin als eine in der Tiefe der Erde geheimnisvoll waltende Macht, als die Göttin des Lebens und Todes, wie die Erde selbst in ihrem Schoße Sein und Vergehen birgt. Wie die Erde selbst, spendet auch sie unverhofften Reichtum. So versetzt sie die Sage als fürsorgende Schaffnerin in den Kyffhäuser zu Barbarossa. Dort beschenkt sie die Glückskinder, die den Weg zu ihr finden, mit Schätzen. „Aber vergiß das Beste nicht!“ ruft sie einem Hirten zu, der vermittelst der blauen Wunderblume den Eingang zu ihr gefunden und über den Kostbarkeiten seinen Talisman vergißt. Nach anderen Sagen überreichte ihm die Göttin einen Strauß blauer Blumen zum Anpflanzen. Dies waren die Blüten des Flachses. Denn sie ist ja vornehmlich die Vorsteherin der Spinn- und Webekunst; fleißigen Spinnerinnen schenkt sie Flachs und Spindeln, faulen dagegen zerreißt oder verwirrt sie das Gewebe. Wie sie die fleißigen Mädchen belohnt, die faulen dagegen bestraft, lehrt das bekannte Grimmsche Märchen von der Gold- und Pechmarie. Nur ist darin die holdselige Göttin ihres Liebreizes entkleidet und als „Frau Holle“ in eine langnasige Hexe verwandelt. Oft sind ihre Gaben anfangs unscheinbar, wie jene Laubzweige, die sie den drei Musikanten verehrte, als sie dem schlafenden Kaiser vorspielten. Aber für den, der sie dankbar verwahrt, verwandeln sie sich nachmals in lauteres Gold. Durch den Einfluß des Christentums ward das Wesen der einst holdseligen Göttin verteufelt, besonders ihre nächtlichen Umzüge wurden zum unheimlichen Spuk. Nicht nur, daß die ehedem Holden zu Unholden wurden, die allerlei Schaden anstifteten, wie uns dies z. B. Goethes bekannte Ballade vom „getreuen Eckart“ zeigt, sondern sie wurden auch mitsamt den ihr geheiligten Tieren, wie Uhu, Kuckuck und Katze, zu tanzenden Hexen auf dem Blocksberg mit allerlei Teufelsspuk. Doch in manchen Redensarten klingt die Erinnerung an die einstige Liebesgöttin noch nach. So sagt man heute noch, wenn eine Braut schönes Wetter hat: „Sie hat die Katze gut gefüttert!“ — Von einem unruhigen Geiste dagegen: „Er fährt mit der Holle“ und im Anklange an die durch die Göttin verfilzten Mähnen der Tiere sagt man von einem Wirrkopf: „Er hat einen Hollekopf!“ Wie die Göttin durch mittelalterliche Dichtungen zu einer verführerischen Sirene der Sinnenlust ward, lehrt die bereits von uns berührte Tannhäusersage.

Die Fulda. Die Fulda, beim Annalisten Saxo (Pertz VIII, 556) Wulda, sonst Vulda und Fuldaha genannt, „entspringt oberhalb Gersdorf als starke, eiskalte Quelle am Fuße der kleinen Wasserkuppe, 1352 Par. F. = 439 m hoch, aus lose umherliegenden Basalten.“ Pfister sagt von ihr in seiner Landeskunde von Kurhessen: „Sie ist die Hauptader im Gefließ des innern Landes; und wie der stockende Puls den nahen Abschied des Lebens verrät, so wollten auch die Vorfahren bemerken, daß die Fulda in ihrem Laufe kurz vor dem Ableben eines hessischen Fürsten oder vor anderen schweren Ereignissen zu stocken pflege. Neunmal zwischen den Jahren 1566 und 1683 trafen diese Weissagungen ein; jedesmal war das Wasser auf eine lange Strecke hin plötzlich versiegt, sodaß man die Fische mit Händen fing und fast trockenen Fußes durch den Fluß gehen konnte, worauf das Wasser sich nach mehreren Stunden wieder einstellte. Schon in weit älteren Zeiten pflegte sie, als treue Bürgerin, ihre Teilnahme an den Landesangelegenheiten durch Verstummen auszudrücken, z. B. im Jahre 1148 bei Fulda, als dort wegen einer streitigen Abtswahl das ganze Land aufgeregt wurde, zu Kassel aber die Landgräfin Hedwig starb, welche in ihrer Brautlade Althessen an Thüringen gebracht hatte. Schade, daß den natürlichen Ursachen dieses Versinkens des Wassers und der Quellen, welches einigemal und gleichzeitig in der Eder und Werra bemerkt wurde, nicht nachgeforscht worden ist.“ Bald nach ihrem Erscheinen haben wir in der Fulda eine Art von perte du Rhône: sie verschwindet unter schwammigem Rasen und taucht bei Oberhausen wieder auf. Ja, selbst ihr Name verschwindet auf eine Strecke weit: bei Schmalnau heißt sie die Wanne und erst bei Eichenzell begegnen wir wieder der Fulda. Ihr durchsichtiges Gewässer durchrieselt anmutige Wiesenthälchen und benetzt die Blumen und Kräuter der Rhön. Dann erweitert sich der Fluß und durchströmt ein liebliches Thal durch Fuldasches und Hersfeldsches Gebiet bis Bebra. Von da ab wird das Flußbett von beiden Seiten durch hochragende Bergwände eingeengt, nämlich von Rothenburg bis Morschen, und schließt sich bei Beisförth ganz enge zu, sodaß zwischen Beißeberg links und Wilsberg rechts kaum Platz für Strom und Landstraße ist. So bleibt auch das Thal, und nur mit Gewalt scheint sich die Strömung einen Weg durch nackte Sandsteinfelsen hindurch zu bahnen, bis sich auf einmal unter Freienhagen das zwei Stunden weite Thal von Kassel ausbreitet. Aber unterhalb Wolfsanger verengt es sich aufs neue bis nach Münden zu. Auf einer Strecke berühren sich Fulda und Werra sehr nahe, und ein Eisenbahntunnel der von Gerstungen sich an die Thüringer Bahn anschließenden Linie verbindet beide Gebiete; die Bahn wendet sich bei Bebra der Fulda zu und gewährt bis Kassel einen hübschen Blick ins Fuldathal. Von dem Berührungspunkte der Fulda und Werra spricht schon der alte Merian wie folgt: „Es entspringen zu Friedewald im Dorff zwey Wasser unfern von einander, deren das eine gegen Abend nach der Fulda, das andere gegen Morgen in die Werra fleußt.“ Wegen dieser Nähe der Werra kann die Fulda von rechts keine großen Zuflüsse haben; dafür kommt ihr aber von links ein um so mächtigerer Nebenfluß, die Eder, die ihr an Gebiet nicht nachsteht.

Die Eder (Adrana, aber auch Hedara genannt) entspringt auf dem Ederkopfe nahe den Lahn-, Dill- und Siegquellen, 1886 Par. F. = 602 m hoch; einige Zuflüsse sollen ihr sogar Goldsand zugeführt haben. Wenigstens erzählt Winkelmann in seiner Hessischen Chronik, daß Landgraf Karl aus dem Edergolde

Dukaten mit der Jahreszahl 1677 prägen ließ. Unter ihren Zuflüssen des Oberlaufes ist die Itter der größte. In grünen Mäanderwindungen fließt die Eder rasch dahin und führt in ihrem nicht sehr tiefen, aber breiten Gewässer viele Fische mit sich. Rechts aus dem Vogelsberge fließt ihr langsam in schmalem, aber tiefem Bette die Schwalm aus dem fetten und reichen Schwälmer Grunde zu, der „Hessischen Kornkammer mit strotzenden Getreidefeldern und stattlichen Herden". Wer so ein rechtes geographisches Interesse zum Studium des Hessenlandes hat, der wird mit besonderer Aufmerksamkeit den Lauf der Main-Weserbahn verfolgen. Er wird dann oberhalb Guntershausen sich die Eder und die schönen Kegelberge (Felsberg) ansehen; dann führt ihn ein Bogen in das fruchtbare Schwalmthal, und schließlich lenkt er in das Lahngebiet ein.

Versuchen wir es nun, nach den Flüssen die Bergzüge zu gruppiren, so nennen wir nach Daniel zuerst:

Die Gruppen zwischen Lahn, Eder und Schwalm, welche mit dem rheinischen Schiefergebirge und dem Vogelsberge zusammenfließen. Dahin gehören: das Lahngebirge, das Bergland von Waldeck, der Burgwald, die Hügel von Frankenberg, das Hainagebirge oder der Kellerwald (2071 Par. F. = 673 m), das Giselberger Gebirge.

Das Fulda-Schwalmgebirge, nördlich vom Vogelsberg. Ein Teil davon führt den Namen das Knüllgebirge (von Knäuel) und dehnt sich 4 Meilen weit mit Wäldern, Wiesen, Weiden, Hochfeldern und Kuppen, hier und da auch von Thälern durchschnitten, dahin. Sein höchster Punkt, das Knüllköpfchen, ist 1950 Par. F. = 633 m hoch und gewährt einen herrlichen Blick auf die sauerländischen und thüringischen Berge. Den Teil zwischen Zusammenfluß von Fulda und Eder nennt man das Homberger Bergland.

Die Gruppen zwischen Fulda und Werra, der Rhön vorgelagert, im nordöstlichen Teile Werragebirge genannt. Dazu gehören: der Stolzingerwald, das Söhne- und Radgebirge, das Richelsdorfer Gebirge, das Ringgaugebirge, der Kaufungerwald (so genannt nach dem von Cunegundis, Heinrichs II. Gemahlin, gebauten Kloster Kaufungen) mit dem Vielstein und das Meisner Gebirge mit dem bereits beschriebenen Meisner.

Die Gruppen zwischen Fulda, Weser und Diemel. Hierher gehört der frei emporragende Habichtswald mit seiner viereckigen Krone aus Hügeln und Niederungen, die sich über eine Stunde hinziehen. Derselbe ähnelt dem Meisner innerlich und äußerlich, nur erreicht er dessen Höhe nicht; sein höchster Punkt, das Hohe Gras, hat 1832 Par. F. = 595 m. Höhe. Sein östlicher Abhang ist der schönste Teil, zumal er mit den berühmten Gebäuden und Anlagen von Wilhelmshöhe geschmückt ist. Hoch empor ragt dort der Herkules, selbst auf dem 20 Stunden entfernten Brocken und Inselberg sichtbar. Dann erwähnen wir den Reinhartswald, nordwestlich zwischen Weser und Diemel, dessen Waldboden ehedem für 20—30000 Schweine Mastung gewährte und jetzt noch herrliche Forste enthält.

Der Bramwald, am rechten Weserufer, gegenüber dem Reinhartswald, mit einer Reihe von Basaltkuppen, darunter der „Hohe Hagen" und der „Bramberg". Von seinem Wildstande rühmte schon der alte Merian, daß jedes Jahr „800 Roth-Wildprät, 1000 Stück Schwarz-Wildprät, wovon Landgraf Wilhelm oft 200 in einer Stellung erjagte, darin gefangen werden".

Das alte Hessenvolk. Nachdem wir uns so im Lande der „blinden Hessen“ umgesehen, wollen wir auch den ältesten Insassen, unseren Vorfahren, den alten Chatten, einige historische Rückblicke zuwenden. Wie schon erwähnt, werden dieselben zu dem weitverzweigten Volksstamm der Sueven gerechnet, sind aber in ihren Wohnsitzen sehr konservativ gewesen. Ohne Zweifel wanderten sie wie die übrigen Zweige der großen indogermanischen Sprachfamilie in unvordenklichen Zeiten aus dem Innern Hochasiens ein. Die erste Kunde von den Chatten verdanken wir dem römischen Geschichtschreiber Tacitus. Derselbe erzählt uns in seiner „Germania“, daß die Chatten am „Hercynischen Walde“, also etwa innerhalb der Stromgebiete der Fulda und der Schwalm, der Eder und der Lahn, bis zum Rhein und Main wohnten. Ihr Kern- und Mittelpunkt lag an der Mündung der Eder in die Fulda. Dem Volke rühmt Tacitus ausdauernde Leiber, nervigen Gliederbau, trotzige Gesichter, große Lebhaftigkeit des Geistes, natürlichen Verstand und Gewandtheit nach, ebenso ihre Treue und Tapferkeit, ihren Gehorsam und ihre Verehrung ihren Feldherren gegenüber. Ihr Kriegsheer bestand meistens aus Fußvolk. Es herrschte die Sitte, daß heranwachsende Jünglinge sich Haupthaar und Bart so lange stehen ließen, bis sie den ersten Feind erlegt hatten; dann schoren sie sich und weihten ihr Haar den Göttern. Eine freilich etwas dunkle Stelle in der „Germania“ meldet uns auch den seltsamen Gebrauch der Chatten, einen eisernen Armring, das Zeichen schmachvoller Fessel, so lange freiwillig zu tragen, bis sie einen Feind erlegt, und selbst dann noch bis zum hohen Alter dieses Symbol eines bindenden Gelübdes zu tragen, um sich immer wieder von neuem durch Heldenthaten von demselben zu befreien.

Bei den Feldzügen des Drusus waren die Chatten Verbündete der Sigambern und setzten sich gegen die Römer, wiewohl vergebens, bei Arbola zur Wehr. Als Stammverwandte der Cherusker kämpften die Chatten auch in der großen Freiheitsschlacht im Teutoburger Walde mit (9 n. Chr.) und empfanden sieben Jahre darauf die Rachezüge des Germanicus. Dieser verbrannte ihren Hauptort Mattium (Metze) und nahm ihres Fürsten Arpus Gemahlin und Tochter gefangen. Das Jahr darauf fand abermals ein Einfall der Römer mit 30000 Fußgängern und 3000 Reitern in das Land der Chatten statt. Im Jahre 44 zog der römische Statthalter Galba in ihr Gebiet und brachte die seit der Varianischen Niederlage, also 35 Jahre lang, daselbst verbliebenen römischen Gefangenen sowie den letzten damals erbeuteten römischen Adler zurück.

Im Jahre 58 hatten die Chatten einen Streit mit den Hermunduren über die Salzquellen (wahrscheinlich in der Gegend von Salzungen an der Werra), der, wie uns Tacitus (Ann. XIII, 57) berichtet, übel für sie ausschlug. Auch an dem Aufstand der Bataver unter Civilis in den Jahren 69 und 70 hatten sie teil und belagerten mit den Usipetern und Mattiakern die Feste Moguntiacum (Mainz). Im Jahre 88 unter Domitian besiegten die Chatten die Cherusker, sodaß ihr Fürst Chariomer bei den Römern um Hülfe nachsuchte, aber umsonst.

Seit der Eroberung Galliens durch Julius Cäsar hatten sich die Römer immer mehr an dem Rheine festgesetzt. Schon im Jahre 12 n. Chr. hatte, wie man annimmt, Drusus an der Mündung des Main eine Feste, das spätere Mainz, angelegt und von diesem militärischen Mittelpunkte aus zogen strahlenförmig Römerstraßen, Kastelle und Wälle auch auf dem jenseitigen Rheinufer in das Innere Germaniens. Man erkennt deren Spuren noch deutlich, z. B. über den

Taunus und ihnen gegenüber die der germanischen Ringwälle nach der Nidda, der Wetterau und dem Odenwalde. Ob die noch bis vor kurzem bei niedrigem Wasserstande sichtbaren Pfeiler einer festen Brücke bei Mainz Überreste eines Römerwerkes seien, vielleicht von Trajan herrührend, wird freilich nicht ohne Grund bestritten. Doch wir wollen hier die Überreste aus Römerzeiten in der Provinz Rheinhessen nicht verfolgen, da wir von ihnen schon früher sprachen (vgl. Bd. IV). Ebenso haben wir von den Spuren des Pfahlgrabens schon im vorigen Bande im Kapitel über Wetterau und Vogelsberg gehandelt. Auch von den Spuren der Römerbefestigungen im Odenwald ist gelegentlich die Rede gewesen. In den beiden südlichen Provinzen des Großherzogtums Hessen, nämlich in Starkenburg und Rheinhessen, treffen wir überhaupt keine rein chattische Bevölkerung an; dort wohnten zuerst die mit den Galliern verwandten Kelten, die germanischen Vangionen, zu denen später von Süden die Alemannen und von Osten die Burgunder kamen. Letztere wurden bekanntlich von Hunnen und Franken besiegt und in das Innere Frankreichs zurückgedrängt. Die Chatten waren, wie so viele deutsche Volksstämme, in den Bund der Franken aufgegangen, deren Macht besonders Chlodwig, der Enkel Merovigs, begründete. Nach Besiegung der letzten Römerherrschaft bei Soissons (486), der Alemannen bei Zülpich (496), der Burgunder bei Dijon (500) und der Westgoten bei Vouglé (507) erstreckte sich sein Reich von der Garonne bis zu den Quellen des Mains, von den Alpen bis zur Nordsee. Einige Jahrhunderte später erscheint der Volksstamm der Chatten von dem der Franken losgelöst und führt den Namen „Hessen". Der Übergang des Ch in H zu Anfang des Wortes läßt sich durch analoge Beispiele erklären, wie sich neben Chattuarii auch die Form Hattuarii findet; ebenso die Verwandlung des t-Lautes in zz in der Mitte des Wortes, so in Hazzuarii für Hattuarii. Daraus ward dann später ein s-Laut, und so finden wir bei fränkischen Annalisten des 8. Jahrhunderts durchgängig die Formen Hassii oder Hessii. Über den Sinn des Wortes vermutet Jakob Grimm, daß es auf eine eigentümliche Kopfbedeckung der Chatten (vergl. das englische hat der „Hut"), etwa auf eine Binde oder Art Haube sich beziehen könne. Ihr höchster Gott Wodan selbst trägt einen Hut, und so mögen auch die chattischen Priester mit einer mitra geschmückt gewesen sein. Ein solcher Priester, Namens Libes, mußte im Triumphzug des Germanicus (17 n. Chr.) mit der Tochter des chattischen Fürsten Uoromiros (Tacitus nennt ihn Actumerus) in Rom mit aufziehen. Die Chatten hatten auch weissagende Frauen (alahtrudi); so prophezeite ein chatta mulier dem Vitellius sein Schicksal (68 n. Chr.). Fast bei keinem andern deutschen Volke haben sich so viele Erinnerungen aus dem Heidentum bewahrt, als bei den Hessen. An Wodan, ihren Hauptgott, erinnert der Wuotansberg im Edergrund und im Fuldathal bei Rothenburg; in letzterem soll der sogenannte Großvatersberg dem Gewittergott Donar geweiht gewesen sein. Vom Gudens- oder Odenberge bei dem Dorfe Metze, dem uralten chattischen Mattium, das nach Tacitus (Ann. I, 56) Germanicus verheerte, erzählt die Sage heutzutage noch viel. Ein Weib, das ihren Gatten ermordete und die Stadt den Feinden verriet, steht zur Strafe als weiße Frau im Bache und heißt im Volksmunde die „Windelswäscherin". Ebenso spuken in der Umgegend die Geister habgieriger und ungerechter Bewohner. Hier behaupteten sich im 11. und 12. Jahrh. die hessischen Grafengeschlechter von Maden, Gudensberg und Felsberg.



Das Siegesfest nach der Schlacht im Teutoburger Walde. Nach H. Vogel.

Ein alter Volksreim nennt noch sechs Dörfer zwischen Gudensberg und Kassel; er lautet: „Dissen, Deute, Haldorf, Ritte, Bune, Besse,
Das sind der Hessen Dörfer alle sesse."

Im Dorfe Maden soll das alte Volksgericht seinen Sitz gehabt haben; „maden" soll soviel bedeuten wie „tagen", und der Ort Maden, sowie der Maderstein und die Maderheide sollen daher ihren Namen haben. Wie in so manchem andern Götterberge, sollten deutsche Helden und Fürsten im Odenberge, harrend auf den Tag ihrer Erlösung, schlafen. Einst nahte ihm auch Kaiser Karl mit einem großen Heere und litt großen Mangel an Wasser. Auf sein Flehen scharrte sein Roß mit dem Hufe, und siehe da! es floß reichlich Wasser aus einem Borne, den man noch heutzutage wegen seiner glänzenden Flut den „Glißborn" nennt. Aber auch die Spuren der Blutbäche, die da in heißer Schlacht vom Odenberge rannen, sieht man noch immer, besonders wenn der Regen die alten Rinnen wieder aufwäscht. An die Walstätte sollen auch noch manche Namen in der Umgegend gemahnen, wie Karleskirchen und Karlesweide. Als nun der große Karl und sein Heer sich den Durst gelöscht, so erzählt man sich, da that sich der Odenberg auf, und hinein zog der Fürst mit seinen Mannen. Nach anderer Version war es aber der mächtige Kaiser Karl der Quinte, d. h. der V., und dieser soll alle sieben Jahre seinen Umzug halten. Manche meinen, der Quinte käme von einem alten Zeitwort quinen für „schwinden" und bedeute also nur der „Entschwundene". Mit dem Rufe: „Der Quinte kommt!" beschwichtigen heute noch ungeduldige Mütter ihre schreienden Kinder. Auch in dem benachbarten „Scharfenstein" soll verzaubertes Kriegsvolk sein Wesen treiben. Oft hört man da drinnen dumpfen Trommelschlag und unterirdisches Getöse; zuweilen erscheint der Heerfürst, und etliche wollen ihn gesehen haben. Mitunter war es auch einem Beglückten vergönnt, den Eingang zu finden und den verzauberten Kaiser, ähnlich wie den Rotbart im Kyffhäuser, zu schauen. Ein Schmied fand so den Weg und sah dort hünenhafte Recken mit eisernen Kugeln Kegel spielen. Er bat sich eine solche aus, nahm sie mit heim und siehe da! sie verwandelte sich in lauteres Gold; doch den Eingang des Berges fand er niemals wieder. Ein Hirte aber, der ein verlorenes Schwein suchte, pflückte die Wunderblume, die ihm das Innere des Zauberberges erschloß; er sah viele Schätze, mit denen er sich die Taschen füllte; doch die Glücksblume ließ er trotz des warnenden Zurufs: „Vergiß das Beste nicht!" im Berge liegen.*)

Im Scharfenstein hütet eine weiße Jungfrau große Schätze, in der man unschwer die gütige Göttin Holda erkennen wird. Ferner zeigt man bei Großen-Ritte die Spuren einer Riesenhand auf einem ins Feld geschleuderten Felsblock, den ein aus dem Odenberg gekommener Hüne vergebens nach der Kirche schleuderte.

Am Mader Stein aber hatten unsere Vorfahren im Jahre 1247 den Sprößling eines alten chattischen Fürstengeschlechtes: Heinrich, das Kind von Brabant, auf den Schild gehoben.

Von der germanischen Göttin Holda haben wir bei der Schilderung des Meisners schon manches erzählt; wenn es dort nebelt, so „hat Frau Holle ihr Feuer im Berge", wenn es schneit, „macht sie ihr Bett", und scheint die Sonne, so „kämmt sie ihr goldenes Haar". Und so erinnern noch viele Sagen und

---

*) Daher soll das bekannte blaue Blümlein den Namen „Vergißmeinnicht" erhalten haben.

Märchen, sowie abergläubische Gebräuche an den Glauben unserer Vorfahren, worüber sich der Spezialforscher Landau ausführlicher vernehmen läßt. Teufel, Hexen, Gespenster, böse Geister, versunkene und verzauberte Schätze u. dergl. spielen darin eine große Rolle.

Gewisse Tage, wie der 1. Mai (Walpurgisnacht) und der sicherlich einst dem Gewittergott Donar geweihte Himmelfahrtstag, an dem heilkräftige Kräuter gesammelt werden, haben heute noch große Bedeutung. Noch lodern hier und da in der Johannisnacht die Notfeuer, durch die das Vieh getrieben wird, um es vor Seuchen zu bewahren. Noch gießen in der Sylvesternacht verliebte Mädchen Blei, streuen Asche und Salz, um ihren künftigen Bräutigam zu schauen, wohl ein Rest des heidnischen Freyer-Kultus zu Ehren des Gottes der Ehe und Fruchtbarkeit. Noch glaubt das Volk an die Existenz eines Werwolfes, noch fürchtet es sich vor dem Vertauschen der Kinder, dem Unterschieben der sogenannten Wechselbälge, was man böswilligen Kobolden zuschreibt. Am verbreitetsten sind die Sagen und Märchen von den „Wichtelmännchen".

Von den Wichtelmännchen. „Wichtelmännchen" kommt von Wicht, soviel als Knirps, und bedeutet eine Species jener kleinen bald hülfreichen, bald neckischen Geister, die man der großen Klasse der Elfen (Elben) oder Zwerge unterordnet. Sie hausen meist in unterirdischen Wohnungen; so zeigt man eine Wichtelkammer bei Richelsdorf, ein Wichtelhaus bei Ernsthausen, das Wichtelloch am Dosenberg bei Attershausen am Schwalm, ein anderes bei Ziegenhain oberhalb der sogenannten Ruchmühlen und anderwärts in Kurhessen. Von der Dienstfertigkeit dieser kleinen Geister geben viele Sagen und Märchen artige Proben. So helfen einem armen Schuster nachts zwei Wichtelmännchen seine Arbeit vollenden; als ihnen aber die mitleidige Schustersfrau Kleidchen hinlegt, ziehen sie dieselben zwar an, hüpfen aber mit den Worten:

„Sind wir nicht Knaben, glatt und fein,
Was sollen wir länger Schuster sein?"

zur Thür hinaus und kommen nie wieder. Entweder werden sie nämlich durch Geschenke eitel und wollen nichts mehr arbeiten, oder betrübt, daß man ihre uneigennützigen Dienste belohnt, oft aber auch zornig über unbefugte Neugier oder zugefügten Schabernack, wie die Heinzelmännchen in dem bekannten Gedichte von August Kopisch.

Mit Vorliebe halten sie sich in verlassenen Schlössern auf, um dort ihre Feste zu feiern. Ein solches beschreibt Goethe sehr anschaulich in seinem reizenden „Hochzeitsliede". Aber auch von ihren Neckereien und ihren boshaften Streichen handeln viele Volksmärchen. So verfilzen sie Menschen und Tieren die Haare, bewirken die sogenannten Weichselzöpfe (von „Wicht" und nicht von der Weichsel), verursachen in Pferde- und Hühnerställen plötzlichen Lärm, poltern mit neckischer Lust überall, daher der Name „Poltergeister", setzen sich den Menschen auf die Brust und verursachen somit das sogenannte Albdrücken (von Alb oder Elb, gleich Elfen), entziehen den Kühen die Milch, bewirken bei Neugierigen Blindheit, ja, bei Unfolgsamen oft den Tod. Dies gab Veranlassung zu den bekannten Balladen vom „Erlkönig" von Goethe und „Erlkönigs Tochter" von Herder. Lästig sind namentlich oft die Kobolde und Hausgeister; will man sich ihrer durch Auszug oder gar Verbrennen des Hauses entledigen, da sitzt plötzlich



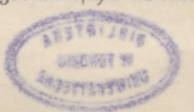
der hämische Geist hinten auf dem Wagen und stimmt sein sprichwörtlich gewordenes Koboldsgelächter an. Der Triumph des Christentums aber, besonders das Glockengeläute, vertreibt sie. Sehr anschaulich beschreibt uns dies Kopisch in „Des kleinen Volkes Überfahrt“ und Tieck in seinem Märchen: „Die Elfen“. Im Ziegenhainischen vertreiben die Burschen die Geister am Tage vor Walpurgisnacht durch Peitschenknallen. Den Alb kann man in einem Betttuch fangen und in einen Kasten sperren u. dgl. mehr. Wir können hier die Sagen von den Wichtelmännchen nicht weiter verfolgen und verweisen deshalb auf die bereits citirten Bücher von Dr. W. Wägner („Unsere Vorzeit“) und Dr. J. Nover („Nordisch-germanische Götter- und Heldensagen“).

Je zäher das chattische Volk an seinem alten Glauben und seinen liebgewordenen Gebräuchen hing, um so mehr Schwierigkeiten hatten die ersten christlichen Apostel, der neuen Lehre Eingang zu verschaffen. Zunächst versuchten sie das blinde Heidentum in all seinen äußeren Zeichen zu zerstören und da, wo die Liebe an den althergebrachten Traditionen zu tief im Volksbewußtsein wurzelte, die Gebräuche zwar, wo es nicht anders ging, beizubehalten, denselben aber eine neue vertiefte, christlich symbolische Bedeutung zu geben. So wurden aus den einst ehrwürdigen germanischen Gottheiten teuflische und dämonische Wesen, aus den Anhängerinnen des alten Glaubens, die noch heimlich und zur Nachtzeit zu den verbotenen Opferaltären schlichen, unheimliche Hexen, die von dem einst der Freya geheiligten Tiere, der Katze, begleitet, um den Hexenkessel, den ehemaligen germanischen Opferkessel, ihre Zaubersprüche murmeln. Ehedem heidnische Gebräuche, wie das Beschenken mit Eiern, das Anzünden und Schmücken geweihter Bäume, erschienen im neuen christlichen Gewande als Oster- und Weihnachtsgebräuche. —

Es würde uns viel zu weit führen, wollten wir noch alle, namentlich auf dem Lande erhaltenen Gebräuche an Festtagen, alle abergläubischen Gewohnheiten, Redensarten, Sprichwörter und Volksreime in ihrer ursprünglich heidnischen Bedeutung verfolgen.

Bonifacius. Das Hauptverdienst, die hellleuchtende Fackel des Evangeliums in das Dickicht des Hercynischen Waldes und in die chattischen Heidenherzen getragen zu haben, gebührt Bonifacius, dem Apostel der Deutschen. Eigentlich ist Bonifacius nur ein Ehrentitel, denn es bedeutet: der „Wohlthäter“. Sein richtiger Name ist Winfried. Geboren um 680 zu Kirton in der Grafschaft Devonshire, ward er schon von früher Jugend auf in der Klosterschule zu Exeter erzogen und gewann sich die Zuneigung seiner Lehrer, besonders des Abtes Wolfard. Trotz des ausgesprochenen Willens seines adligen Vaters, sich einem weltlichen Berufe zu widmen, folgte er seinem unwiderstehlichen Drange und verließ 715 seine stille Klosterzelle, um das Evangelium zunächst in Friesland zu predigen. Ein dort ausgebrochener Krieg nötigte ihn jedoch zur Rückkehr, und er ward zu Exeter an Stelle seines verstorbenen Gönners Winbert zum Abt gewählt. Doch schon 718 reiste er abermals, nachdem er zuvor den Segen des Papstes eingeholt, nach Deutschland, um zunächst die Thüringer, die Bayern, dann die Sachsen und Hessen zu bekehren.

So traf der glaubenseifrige Apostel auf seinem Zuge durch Hessen bei Dorfgeismar eine dem germanischen Donnergotte Donar geweihte Eiche von



ungeheurer Größe an. Dort pflegten sich die heidnischen Hessen voll Ehrfurcht vor ihrem Hauptgötzen zu versammeln; dort sahen sie mit herausforderndem Trotze der Verkündigung der neuen Lehre entgegen. Unerschrocken nahte der Apostel der Deutschen, verkündete unter dem Wipfel der uralten Eiche das Evangelium und setzte dann kühn die Axt an, sie zu fällen. Da schauten die Heiden erwartungsvoll zum Himmel auf, ob nicht der rächende Donnerkeil, der gewaltige Hammer des Donar, den Frevler zermalmen würde; doch siehe da! der Heidengott regte sich nicht. Die mächtige Eiche stürzte krachend zu Boden und mit ihr fiel der alte Glaube und das Ansehen der alten Götter.



Bonifacius fällt die heilige Eiche. Zeichnung von Peschel.

Aus dem Holze des Baumes aber ließ Bonifacius eine Kapelle zu Ehren des heiligen Petrus bauen, wie denn vielfach dieser Apostel, welcher ja bekanntlich auch die Schleusen des Himmels öffnet, die Stelle des heidnischen Wettergottes eingenommen hat. Noch heute sagt das Volk in Hessen, wenn es donnert: „Petrus schiebt Kegel!“ und wenn unbeständiges Wetter eingetreten ist, so „ist Petrus am Regiment“.

Noch im Alter von mehr als 70 Jahren trieb es den eifrigen Apostel, nachdem er sein angefangenes Werk in Deutschland seinem Jünger Lullus übertragen, wieder nach Friesland, wo er 755 unweit Dockingen von der Hand ergrimmter Heiden den Märtyrertod erlitt.

Die Abtei Fulda. Einer seiner thätigsten Schüler war der aus Bayern stammende Abt Sturm, der Gründer des Klosters Fulda in der silva Buchonia. Auf einem Esel durchritt der wackere Jünger des Bonifacius ganz allein die Wildnis unter Gebeten und Psalmen. Der Herr beschützte ihn vor den wilden Tieren und den noch wilderen Slaven, von denen einst eine Horde ihn verhöhnte. Endlich fand er einen Platz, der seinem Lehrer Bonifacius gefiel. Dort wurde unter seiner Ägide 744 der Grund zum Kloster Fulda gelegt, von dem nachmals die ausgezeichnetsten Förderer des Christentums ausgingen.

Karl der Große hatte sich oft des frommen Mannes in seinem Bekehrungswerke der hartnäckigen Sachsen bedient, und das Kloster Fulda ward mehrmals von ihnen bestürmt. Hier hatte auch Bonifacius, der Apostel der Deutschen, seine letzte Ruhestätte gefunden. Infolge dessen ward das Kloster ein besuchter Wallfahrtsort frommer Pilger. Ebenso ward die Klosterschule eine der berühmtesten des ganzen Frankenreichs, besonders unter dem fünften Abte Rhabanus Maurus, dem größten Gelehrten seiner Zeit.

Im 11. Jahrhundert nahmen der Glanz und die Bedeutung der Klosterschule etwas ab. Das ausgedehnte Klostergebiet erlangte zwar nachmals den Rang eines Fürstentums, erlitt aber im 16. und 17. Jahrhundert wechselnde Schicksale, bis es 1802 infolge des Luneviller Friedens säkularisirt und dem Erbprinzen Wilhelm von Oranien übergeben ward.

In der Schlacht bei Jena ging es dann an Napoleon, welcher es zum Gebiete des Fürsten Primas schlug, verloren. 1813 kam es an Österreich, 1815 ward es an Preußen abgetreten und 1816 fiel es größtenteils an Kurhessen (einzelnes auch an Bayern und Sachsen-Weimar).

Durch Ansiedlungen um die Klostermauern war allmählich der Ort Fulda entstanden, der 1160 ummauert ward und bald darauf Stadtrechte erhielt. Die Stadt erstarkte so, daß sie sogar im 14. Jahrhundert einen, wenngleich verunglückten Versuch machte, sich von der Herrschaft des Fürstenabts zu befreien. Jetzt ist es eine Stadt von beinahe 11500 Einwohnern und gewährt mit seinen vielen Türmen einen überaus malerischen Anblick, besonders vom Frauenberge aus.

Noch herrlicher ist das Panorama über Stadt und Umgegend, namentlich über das Rhöngebirge von der Spitze des Petersberges aus. Fulda liegt am rechten Ufer des gleichnamigen Flusses in dem Winkel, den die von Nordost ziehende Rhön mit dem nach Südost streichenden Vogelsberge bildet. Diese rauhen, oft im September schon mit Schnee bedeckten Berge erhöhen den landschaftlichen Reiz ungemein, sowie die mit Wallfahrtsorten, Klöstern und ehemaligen Propsteien gekrönten Nachbarberge. Nicht minder schön präsentirt sich die Stadt selbst, zumal von der Nordseite her, durch das Paulithor.

Unter den stattlichen Gebäuden ragt vor allen der mit Grün und Alleen umgebene Dom hervor. Von der ursprünglichen Klosterkirche ist noch die sogenannte Bonifaciuskapelle, eine Krypta, übrig, zu welcher man vom Chore aus auf Stufen hinabsteigt. Darüber ward im Jahre 779 eine größere Basilika gebaut, welche 937 durch eine große Feuersbrunst verheert und 948 wieder restaurirt ward. Dieser Bau mit zwei Chören und doppelten Säulenvorhallen nach Osten und Westen, von einer Taufkirche und anderen Kapellen umgeben, machte 1704 dem jetzigen Dome Platz, der nach dem Modelle der

Peterskirche in Rom erbaut ward; am östlichen Eingange ist ein altes eingemauertes Bild Karls des Großen bemerkenswert. Von den anderen Kirchen Fuldas nennen wir noch die kleine, seit 1854 restaurirte Michaelskirche, unweit des Domes, 822 vom Abte Eigil geweiht und als wohlerhaltener Rest karolingischen Baustils eine der größten architektonischen Merkwürdigkeiten Deutschlands. Aus jener Zeit stammen auch die Krypta und das darauf ruhende Oktogon mit acht Säulen. Letztere haben noch „in ganz antiker Weise gebildete korinthische und römische Knäufe, auf deren Deckplatten halbkreisförmige Schwibbögen aufgesetzt sind, welche ursprünglich eine steinerne Kuppel trugen.“ Der Umgang des von einer ionischen Säule gestützten Mittelraumes war im 11. Jahrhundert durch Scheidewände in Klosterzellen abgeteilt.



St. Bonifaciusplatz in Fulda.

Gegen Ende des 11. Jahrhunderts waerd eine Propstei mit der Kirche verbunden und nach Westen ein Langhaus und Glockenturm angebaut; ferner wurden ein Aufbau eines oberen Umganges sowie zwei Flügel gegen Osten und Süden hinzugefügt. Ferner verdient noch das in schönem Spitzbogenstil aufgeführte Benediktinerkloster besondere Erwähnung.

Vor dem hochgelegenen Schlosse mit dem herrlichen Parke steht das 1842 von Henschel aus Kassel errichtete Standbild des Bonifacius aus Erzguß mit der Inschrift: „St. Bonifacius, Germanorum Apostolus. Verbum Domini manet in aeternum.“ — Von Klöstern nennen wir das auf dem Frauenberg malerisch gelegene frühere Franziskanerkloster.

Geschichtliches. Werfen wir nun einen kurzen Blick auf die weitere Entwicklung des Landes Hessen, so finden wir, daß schon unter Konrad dem Franken eine größere Anzahl von adligen Geschlechtern erstand, unter denen die Gisonen, Grafen von Gudensberg, bald die mächtigsten wurden. Als nun Ludwig I., Landgraf von Thüringen, ein Sohn Ludwigs des Springers, die Erbtochter Geisos IV. von Gudensberg heiratete, erkannten alle hessischen Großen denselben als ihren Landesherrn an. Sein Vater hatte auf einer Bergkuppe die sagenberühmte Wartburg erbaut; woher sein Sohn Ludwig II. den Beinamen „der Eiserne" erhalten, wird verschieden erzählt. Bekannt ist die Geschichte von dem Schmiede und seinem Liede: „Landgraf Ludwig, werde hart", und von der eisernen Mauer seiner Mannen, die er dem Kaiser Barbarossa zu Naumburg zeigte. Unter Hermann I. soll der sagenhafte Sängerkrieg auf der Wartburg stattgefunden haben, den bekanntlich der geniale Komponist Richard Wagner mit der Tannhäusersage verwob und dabei eine Nichte Namens Elisabeth einführte. Die heilige Elisabeth kann damit nicht gemeint sein, denn diese war zur Zeit des Sängerkrieges noch gar nicht geboren, sondern der Meister Klingsor, den Heinrich von Osterdingen zum Schiedsrichter aus Ungarn herbeiholen mußte, las erst ihre bevorstehende Geburt in den Sternen. Um sie ließ Landgraf Hermann (1211), als sie erst vier Jahre alt war, für seinen elfjährigen Sohn Ludwig IV. am Hofe des Königs Andreas II. von Ungarn in Preßburg werben. Als aber ihr Gatte in Italien als Kreuzfahrer gestorben war, wurde Elisabeth mit ihren drei Kindern durch ihren Schwager Heinrich Raspe von der Wartburg vertrieben und irrte eine Zeit lang umher, bis ihr der Bischof von Bamberg ein Asyl gewährte. Sie widmete sich nun ganz den Werken der Barmherzigkeit und unterwarf sich in blindem Gehorsam ihrem despotischen Beichtvater Konrad von Marburg. Die Wunder, die namentlich ihre Gebeine verrichteten, hatten schon 1236 ihre Heiligsprechung bewirkt. Über ihrem Grabe erbaute Landgraf Konrad die prachtvolle Elisabethenkirche. Näheres hierüber, sowie über die Stadt Marburg überhaupt und ihre Schwesteruniversität Gießen an der Lahn findet der Leser in unserem vierten Bande (S. 156 ff.).

Mit dem Tode Heinrich Raspes (1247) auf der Wartburg trat eine wichtige Veränderung ein. In dem nun ausbrechenden „thüringischen Erbfolgekriege" behauptete eine Tochter Ludwigs des Heiligen, Sophie, die Gemahlin Heinrichs des Großmütigen von Brabant, für ihren Sohn, Heinrich das Kind, die Erbschaft Hessens mit dem Stammschloß Gudensberg, während Markgraf Heinrich von Meißen sich in Thüringen und auf der Wartburg behauptete. Wie eine zweite Maria Theresia zog damals Sophie mit ihrem Knaben auf dem Arme von Stadt zu Stadt und zeigte ihn dem jubelnden Volke. Heinrich das Kind nannte sich nachmals „Landgraf und Fürst zu Hessen" und verlegte seine Residenz nach Kassel. Derselbe herrschte 44 Jahre kräftig im Lande, schützte es gegen anmaßende Nachbarn und säuberte es von Raubrittern. Denn es war damals die „kaiserlose, die schreckliche Zeit" des Interregnums. Heinrich war auch ein treuer Waffengefährte Kaiser Rudolfs von Habsburg in seinem Kampfe gegen König Ottokar von Böhmen. Unter den folgenden Dynasten Hessens erwähnen wir Heinrich II., den Eisernen, dessen Sohn Otto in dem romantischen Epos Gottfried Kinkels: „Otto der Schütz" verewigt ist; der Dichter beachtete jedoch darin nicht, daß sich die Trennung Thüringens und Hessens schon lange vollzogen hatte.

Gegen das Raubritterwesen bildete sich der „rheinische Städtebund“, dem von hessischen Städten Mainz, Worms, Wimpfen, Friedberg, Marburg, Alsfeld, Grünberg, Hersfeld, Fulda, Bingen u. a. beitraten. Von Ritterbündnissen gegen Hermann den Gelehrten und seine getreuen Städte nennen wir den „Sternenbund“, eine Genossenschaft von mehr als 2000 Rittern, an deren Spitze Graf Gottfried von Ziegenhain stand und als dessen Anstifter Herzog Otto von Braunschweig galt. Die langwierigen Fehden können wir hier nicht verfolgen; auch mit Thüringen und Mainz hatte Hermann zu kämpfen, und seine Hauptstadt Kassel ward zweimal belagert. Das zweitemal rettete ihn seine Gattin, die sich ins feindliche Lager schlich und den Landgrafen Balthasar von Thüringen zum Abzuge bewog.

Ruhigere Zeiten kamen unter seinem Nachfolger Ludwig I. dem Friedfertigen (1413—1458); unter ihm kamen die Grafschaften Ziegenhain und Nidda mit Teilen der Wetterau an Hessen. Unter Ludwigs I. Söhnen fand eine abermalige Teilung des Landes statt: Ludwig II. der Freimütige erhielt Niederhessen mit Kassel, Heinrich III. Oberhessen mit Marburg. Diese Teilung führte einen blutigen Bruderzwist herbei, der endlich auf einem Reichstage zu Regensburg unter Friedrich III. beigelegt ward. Heinrich III. erheiratete noch die niedere und obere Grafschaft Katzenellenbogen und Dietz; letztere Grafschaft trat später Philipp der Großmütige an Nassau ab. Nach Heinrichs III. Tode vereinigte Wilhelm II. ganz Hessen.

Einer der bedeutendsten Regenten Hessens war Philipp der Großmütige (1509—1567), welcher in seinem 14. Jahre vom Kaiser Maximilian für mündig erklärt ward. Gleich nach dem Regierungsantritt ward er in eine Fehde mit Franz von Sickingen verwickelt, dem Oberhaupte aller ritterschaftlichen Vereine am Rheine, in Franken und Schwaben. Vereint mit unzufriedenen hessischen Rittern, zog dieser sengend und brennend ins Gerauer Ländchen und die Bergstraße und schloß Darmstadt ein. In Abwesenheit Philipps ging das Haupt des dort belagerten hessischen Adels einen schimpflichen Vertrag ein, den jedoch der Fürst und der deutsche Kaiser für nichtig erklärten. Später konnte sich Philipp an seinem Gegner rächen und half bei dessen Belagerung in Landstuhl mit, ja er sah dort den grimmigen Löwen in einer Mauerhöhle sterben.

Im März 1521 lernte der siebzehnjährige Landgraf auf dem Reichstage in Worms den kühnen Reformator Luther kennen, tröstete ihn mit den Worten: „Habt Ihr Recht, Herr Doktor, so helf' Euch Gott!“ und gab ihm sicheres Geleit. So ward er auch der Begründer der evangelischen Kirche in Hessen und gründete die Universität Marburg als Freistätte der Verteidiger evangelischer Wahrheit. In Speier unterzeichnete er 1529 die „Protestation“. Ferner veranlaßte er das Religionsgespräch zu Marburg zwischen Luther und Zwingli in betreff des heiligen Abendmahls. Sodann bestand er 1530 auf dem Reichstage zu Augsburg darauf, daß die „Augsburger Konfession“ auch deutsch verlesen ward. Er steuerte den Bauernaufständen in Hessen und Thüringen. Für den vertriebenen Ulrich von Württemberg legte er umsonst ein gutes Wort bei dem Kaiser ein, und half ihn mit französischer Unterstützung wieder einsetzen. Auch an der Befreiung Münsters von den Wiedertäufern nahm er teil (1535). Endlich stellte er sich mit Kurfürst Joh. Friedrich von Sachsen an die Spitze des Schmalkaldischen Bundes. Ihnen gegenüber stand die „heilige Liga“ der katholischen Fürsten mit Ludwig von Bayern und Heinrich

von Braunschweig an der Spitze. Der nun ausbrechende schmalkaldische Krieg nahm für Philipp den Großmütigen einen schlimmen Verlauf. Nachdem sein Bundesgenosse, der Kurfürst von Sachsen, bei Mühlberg geschlagen und gefangen genommen worden war (1547), mußte Philipp sich vor dem Kaiser demütigen, worauf er gegen Zusage nach Oudenarde und dann nach Mecheln abgeführt ward. Dort wurde er fünf Jahre lang in strenger Haft gehalten; die Festungen Kassel, Gießen und Rüsselsheim wurden geschleift. Heinz von Lüder, der Kommandant der Festung Ziegenhain, verweigerte die Übergabe, und als der Kaiser später verlangte, ihm solle mit Ketten gelohnt werden, ließ ihm Philipp eine goldene reichen. Durch den Abfall des protestantischen Kurfürsten Moritz von Sachsen, des Schwiegersohns von Philipp, von dem Kaiser, der ihn im schmalkaldischen Kriege mit der Aussicht auf das Land seines Vetters Johann Friedrich und der Kurwürde gewonnen hatte, wurde eine Wendung herbeigebracht und Philipp wieder befreit. Durch die lange harte Haft gebeugt, kehrte der Märtyrer des evangelischen Glaubens zu seinem treuen Volke zurück, das ihn jubelnd empfing. Schwere Schicksale führten ihn frühzeitig zum Grabe; er starb 1567 zu Kassel und ward dort in der Martinskirche beigesetzt. Sein Sohn und Nachfolger Wilhelm ließ ihm ein Denkmal errichten. Das Land ward unter seine vier Söhne folgendermaßen geteilt: Wilhelm erhielt Niederhessen mit der Hauptstadt Kassel, etwa die Hälfte des Landes; Ludwig bekam Oberhessen mit der Hauptstadt Marburg, ungefähr ein Viertel; Philipp die niedere Grafschaft Katzenellenbogen mit Rheinfels und St. Goar; Georg die obere Grafschaft Katzenellenbogen mit der Hauptstadt Darmstadt. Die Universität und das Hofgericht in Marburg sowie die Hospitäler sollten für alle Linien des Fürstenhauses gemeinsam sein. Die Linie Rheinfels starb 1583, die Linie Marburg 1604 aus. Die hessen-darmstädtische Linie entwickelte sich allmählich zum Großherzogtum von Hessen und bei Rhein. Mit dem Aussterben der Marburger Linie war die Universität Marburg an Hessen-Kassel gekommen, und Landgraf Ludwig V. von Hessen-Darmstadt hatte u. a. Gießen erworben, wo er ein Gymnasium begründete, welches sich nachmals zur Universität erweiterte.

In Hessen-Kassel hatte Landgraf Moritz der Gelehrte die reformirte Lehre eingeführt, und sein Sohn Ludwig fuhr in demselben Geiste fort. Im Dreißigjährigen Kriege befehdeten sich die beiden verwandten Staaten in erbitterter Weise wegen der Marburger Erbschaft. In den Türkenkriegen fochten die Hessen tapfer unter Herzog Karl von Lothringen und halfen dem edlen polnischen Feldherrn Johann Sobiesky die türkische Armee vernichten und Wien befreien. Auch an dem Reichskriege gegen die Mordbrennerhorde Ludwigs XIV. beteiligten sich die Hessen sehr wacker, sowie in dem spanischen Erbfolgekriege. Ja, in letzterem eroberte Prinz Georg von Hessen (1704) Gibraltar. Nach dem Tode des Grafen Johann Reinhard von Hanau entbrannte zwischen den beiden Linien abermals ein Erbfolgestreit (1736), der (1771) so geschlichtet ward, daß Kassel die Grafschaft Hanau-Münzenberg und Darmstadt die in Elsaß gelegene Grafschaft Hanau-Lichtenberg erhielt. Landgraf Ludwig X. von Hessen-Darmstadt nahm 1806 den Titel eines Großherzogs an und nannte sich fortan Ludwig I. Wir können hier die Geschichte des Großherzogtums nicht weiter verfolgen, zumal wir früher, im III. Bande, über Darmstadt schon Eingehendes gebracht haben. Hier nur noch ein paar Worte über Hessen-Kassel.

Nach dem Untergange des Erzbistums Mainz war auf Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel als ältesten Lehnsträger die Kurwürde übergegangen. Als der gefürchtete Korse die deutschen Fürsten des Westens zur Huldigung gen Mainz entbot, wagte der Kurfürst von Hessen-Kassel, vom „General Bonaparte“, wie er ihn bloß nannte, fern zu bleiben. Da suchte ihn Napoleon für den Preis des Paderbornischen und des Eichsfeldes sowie der Verleihung des Titels „König der Chatten“ zum Beitritt in den Rheinbund zu gewinnen. Doch der Kurfürst hielt zu der von Preußen eingeleiteten Neutralitätspolitik.



Kassel.

Wiewohl Napoleon diese feierlichst anerkannt hatte, ward Hessen-Kassel treulos überfallen und des Korsen Bruder Hieronymus (Jerôme) als Schattenkönig der Chatten oder, wie er ihn nannte, „König von Westfalen“ eingesetzt.

Hessen-Kassel büßte im Jahre 1866 seine Selbständigkeit ein und ward ein Teil der preußischen Provinz Hessen-Nassau.

Kassel und die Wilhelmshöhe. „Mitten in einem weiten, rings von einem Kranze von Bergen umrahmten Thale liegt die alte Hauptstadt des Hessenlandes, Kassel, die ehemalige Residenzstadt des Kurfürstentums, jetzt Sitz des Oberpräsidiums der Provinz Hessen-Nassau und des Generalkommandos des XI. preußischen Armeekorps, sowie ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt. Sie wird durch den schiffbaren Fuldastrom, der gleich einem Silberbande das Thal durchschlingt, in zwei ungleiche Hälften geteilt.“ Am rechten Ufer liegt die kleine

Unterneustadt, am linken die größere Oberneustadt und die Altstadt. Früher eine wegen ihrer Stille bekannte kleinfürstliche Residenz, ist Kassel seit 1866 mehr und mehr ein lebhafter Handels- und Industrieplatz mit vielen Maschinenfabriken und Webereien geworden, und seine Einwohnerzahl ist von ungefähr 35000 bis zu 58314 Einwohnern gestiegen. Diesen Umschwung gewahrt man schon sogleich beim Verlassen des Bahnhofs in den neuen großen Straßen. Kassels anmutige Lage in einem gartenähnlichen Thale mit seinen Glanzpunkten der Wilhelmshöhe und Augustenruhe, dem dichtschattigen Auegarten mit seinen Teichen und seinem Kranz von Anlagen und Villen, sowie seine breiten schönen Straßen mit zahlreichen Palästen und großen öffentlichen Plätze stellen es den schönsten seiner deutschen Schwesterstädte an Schönheit gleich. Kassels Geschichte reicht nicht bis in die Zeit der alten Chatten hinauf; die Stadt Chasalla wird erst 913 genannt und scheint dem sächsischen Kaiserhause gehört zu haben. Dann kam sie in die Hände der thüringischen Landgrafen, die Anfang des 13. Jahrhunderts den Ort zur Stadt erhoben. Heinrich, der erste Landgraf von Hessen, erweiterte die Altstadt durch die Neustadt am linken Ufer und verband beide Teile durch eine Brücke. Noch bedeutender ward die Stadt durch Landgraf Heinrich II. vergrößert, der landeinwärts von der Altstadt eine neue Stadt mit der St. Martinskirche anlegte. Doch die große, ganz Europa verheerende Pest brachte (1330) 3000 Einwohner der neu aufgeblühten Stadt ins Grab. Als Landgraf Hermann während seiner Fehde mit den „Sternenbändlern" drückende Besteuerungen ausgeschrieben hatte, erhoben sich die niederhessischen Städte, Kassel an der Spitze, energisch dagegen (1378) und brachten den Landesherrn in einen langwierigen Krieg mit seinen eigenen Unterthanen, welcher 1385 am heftigsten tobte. Viele des Landes Verwiesene hatten Schutz in den Nachbarländern, besonders in Thüringen, gefunden. Damals zog ein vereinigtes Heer unter Herzog Otto von Braunschweig mit den Bischöfen von Osnabrück und Münster, dem Grafen von der Mark u. a., ferner ein thüringisches Heer des dortigen Landgrafen, und vom Rheine her das Aufgebot der Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier vor Kassel, um es zu stürmen.

Wie die Landgräfin Margarethe durch ihr mutiges Benehmen den Landgrafen von Thüringen zum Abzug bewog, haben wir bereits erwähnt. Infolge dessen ward die Belagerung aufgehoben.

Der neu abgeschlossene Friede und Waffenstillstand war nur von kurzer Dauer; Kassel wurde in der Folge noch zweimal mit hundertpfündigen Steinen und Feuerpfeilen beschossen. Erst 1389 kam ein Friede zustande; aber Landgraf Hermann kannte keine Schonung, er ließ drei der Verwiesenen, die sich gestellt hatten, hinrichten. Milder war sein Sohn Ludwig, welcher den Städten ihre alten Privilegien zurückgab. Im 16. Jahrhundert trat Kassel zur Reformation über; im Dreißigjährigen Kriege bot es vielen ein Asyl, vielen auch ein Grab: im Jahre 1637 allein starben 1440 Sieche.

Landgraf Karl schuf große Bauten und Verschönerungen: ihm verdankt der Auegarten mit dem Orangerieschloß sein Dasein, ferner der kolossale Bau des Karlsberges mit seinem weit emporragenden Herkules, den man mit den ägyptischen Pyramiden verglichen hat. Durch die Aufnahme flüchtiger Hugenotten hob er den Wohlstand der Oberneustadt und begründete das freundliche Karlshafen an dem Einfluß der Diemel in die Weser.

Im Siebenjährigen Kriege fiel Kassel widerstandslos in die Hände der Franzosen (1757); danach wechselte es mehrmals den Besitzer und hielt zwölf schwere Belagerungen aus. Unter Friedrich II. (1762) hob sich Kassel wieder: die Befestigungen verschwanden und der geräumige Friedrichsplatz und der Königsplatz wurden geschaffen. Unter den zahlreichen Neubauten verdient besonders das Museum genannt zu werden. In der Mitte des Friedrichsplatzes steht das Standbild Friedrichs II. Leider wird sein Name mit dem Vorwurf gebrandmarkt, daß er 1770—1784 für 22 Mill. Thaler 12000 Landeskinder nach Amerika an die Engländer verkauft und gewaltsame Werbungen, das sogen. Pressen, nicht gescheut habe, wovon bekanntlich der Dichter Seume so Trauriges erzählt.



Der alte Friedhof zu Kassel.

Von diesem schweren Vorwurfe suchen einige neuere Spezialforschungen, wie die v. Pfisters, den Landgrafen Friedrich II. zu reinigen. Nur mit Widerstreben habe sich dieser einer Verpflichtung, die vertragsmäßig infolge eines Schutz- und Trutzbündnisses aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges zwischen England und Niederhessen bestand, fügen müssen, hessische Truppen gegen den nordamerikanischen Freiheitskampf zu stellen. Die englischen Subsidien hierfür kamen nur dem Lande zu gute, in des Landgrafen Schatulle floß kein Pfennig. Auch das gewaltsame Pressen stellt v. Pfister für Hessen in Abrede; im Gegenteil, es existirten strenge Verordnungen gegen etwaige Vergewaltigung. Daß die Anlagen von Wilhelmshöhe aus solchem Sündengelde durch Menschenschacher hergestellt seien, ist sicherlich unwahr; denn sie sind erwiesenermaßen

viel älter als der nordamerikanische Krieg. Dies zur Abwehr gegen fortwährend kolportirte Verdächtigungen! Erst durch Wilhelm IX. ward die Wilhelmshöhe zu einem der schönsten Gärten Europas erhoben.

Im Jahre 1806 ward auch das kleine Hessen eine Beute des gewaltigen länderverschlingenden französischen Drachen; es ward Provinz eines neugegründeten Königreichs Westfalen. In Kassel stand der Thron des neuen Herrschers; sieben Jahre dominirten dort französische Sprache und Sitte, sieben Jahre lang herrschte dort der schwelgerische Luxus eines sardanapalischen Hofes. Das Land ward ausgesaugt, doch in der Hauptstadt war Überfluß und Verschwendung. Da übertönten plötzlich die Donner der Völkerschlacht die rauschenden Klänge der Bacchanalien, und von dem gewaltigen Erbeben sank der morsche Thron Jerômes in Trümmer. Der greise Fürst Hessens kehrte zurück und wollte auf den Ruinen der Fremdherrschaft die Stammburg seines Hauses, die Kattenburg, wieder erbauen. Der großartige Bau gelangte nur zu geringer Höhe über dem Fundamente: da versiegten die Gelder. Er stand nun als Ruine, bis in neuester Zeit Preußen das Mauerwerk auseinanderbrechen und daraus die neue Gemäldegalerie aufführen ließ. An der Stelle der Kattenburg aber steht der neue Justizpalast. Seitdem hat Kassel noch mancherlei Schicksale erduldet in den dreißiger Jahren und in den Verfassungskämpfen seit 1848.

Kehren wir in das Innere der Stadt selbst zurück, so lenkt vor allem der mit einer vierfachen Lindenreihe bepflanzte Ständeplatz, wo das 1836 erbaute Ständehaus und das neue Kunsthaus liegen, unsere Aufmerksamkeit auf sich; ferner auf dem Friedrichsplatz das kurfürstliche Palais, das Museum, die Kriegsschule, die katholische Kirche und das Hoftheater. Neben letzterem ist seit kurzem ein Standbild des Komponisten Louis Spohr errichtet worden, der 1822—1859 Kapellmeister am Hoftheater war. Die Südseite des Friedrichsplatzes endigt mit dem Auethor, unter Friedrich II. erbaut, wo zur Erinnerung an die glorreichen Jahre 1870 und 1871 zwei Bronzereliefs: Abschied und Rückkehr der Krieger, von einem mächtigen Siegesadler gekrönt, angebracht sind. Von da eröffnet sich ein herrlicher Blick über den Auegarten, das Fuldathal und auf eine reizende ferne Gebirgskette, aus der links der Meisner sich hervorhebt. Vom untern Friedrichsplatz sieht man den großartigen neuen Justizpalast.

In dem 1769—1779 vom Landgraf Friedrich II. erbauten Museum Fridericianum sind die Ende des 16. Jahrhunderts von den hessischen Fürsten angelegten und im 18. Jahrhundert noch erweiterten Sammlungen von Kunstwerken, Münzen, antiken Skulpturen, naturhistorischen, ethnographischen und historischen Gegenständen nebst einer Sammlung von Gipsabgüssen vereinigt.

Vom Friedrichsplatz aus führt die herrliche Bellevuestraße nach dem einst von König Jerôme bewohnten Schlosse, in dem jetzt zum Teil das Generalkommando, zum Teil die Akademie der bildenden Künste ihren Sitz hat. Am Ende der Straße befindet sich das 1871—1877 nach dem Projekt des Professor v. Dehn-Rotfelser im Renaissancestil aufgeführte Gebäude der Gemäldegalerie; das Hauptgeschoß des langgestreckten Mittelbaues ist durch eine mächtige Loggia und zwei Eckpavillone charakterisirt. Im Erdgeschoß befinden sich eine reiche Sammlung mittelalterlicher Gipsabgüsse und die kunstgewerblichen Gegenstände. Eine Marmortreppe führt zu der von Landgraf Wilhelm VIII. angelegten Gemäldegalerie. Von den wertvollen holländischen und italienischen Bildern

haben leider die Franzosen 1806 viele nach Paris entführt. Von Originalen besitzt die Galerie noch ein Breitbild des Paolo Veronese: „Familie des Darius", eine Diana von Cranach, eine Madonna von Rubens, einige Porträts van Dycks und mehrere Bilder von Franz Hals, Rembrandt („Jakob segnet Josephs Söhne" und „Blendung Simsons") und anderen niederländischen Künstlern. Von vielen, wie von einer Raffaelschen Madonna, ist die Unechtheit nachgewiesen worden.

Am Südwestende der Altstadt liegt der runde **Königsplatz**, wo die Post und das Ministerialgebäude stehen; derselbe hat ein sechsfaches Echo, das verstummte, als in westfälischer Zeit Napoleons Statue in die Mitte gesetzt ward, nach dessen Entfernung aber wieder seinen Mund öffnete: „so gut hessisch war selbst das Echo".



Der Friedrichsplatz in Kassel.

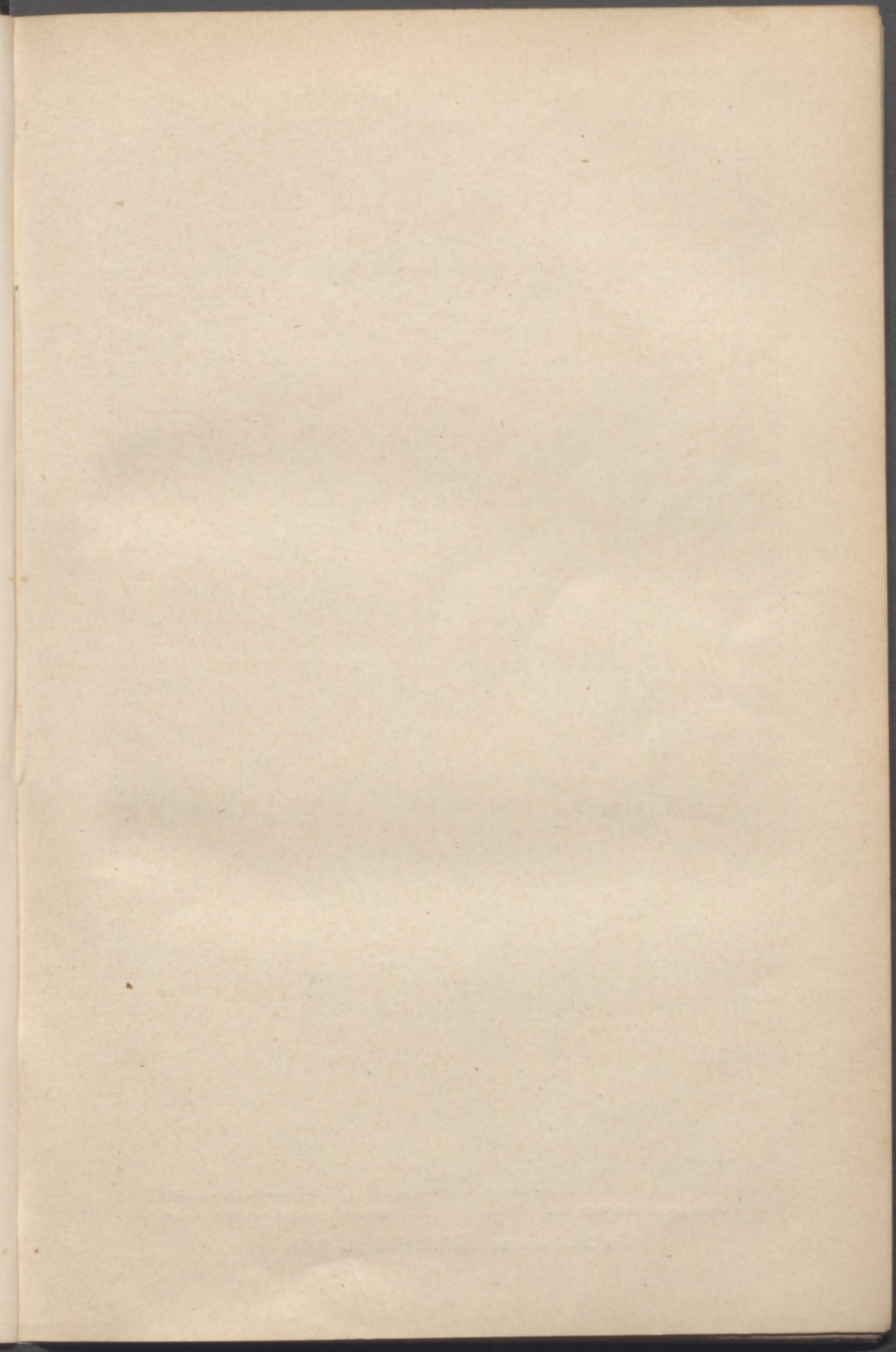
Die bedeutendste Kirche Kassels ist die protestantische St. **Martinskirche** in gotischem Stil, deren Schiff aus dem 14. und deren Chor aus dem 15. Jahrhundert stammt; 1842 ward sie geschmackvoll restaurirt. Unter den dortigen Grabmälern der hessischen Fürsten von Philipp dem Großmütigen an bis auf Landgraf Wilhelm VIII. ist besonders das Philipps und seiner Gemahlin im Chor an der Stelle des Hochaltars zu erwähnen; es ist von ihrem Sohne Wilhelm IV. aus schwarzem Marmor mit weißen Reliefs und reicher Vergoldung aufgeführt. Ferner das Denkmal des Landgrafen Moritz, 1662 aus buntem Marmor errichtet; gegenüber steht ein Denkmal aus Erzguß mit dem Bilde der Landgräfin Christine.

Eine der herrlichsten Partien in der Umgebung Kassels und einer der beliebtesten Spazierplätze der Kasseler ist die nicht weit vom Friedrichsplatz gelegene, östlich von der Fulda begrenzte Aue. Ursprünglich eine Insel am Fuße des Weinberges, ward sie 1568 teilweise von Landgraf Wilhelm IV. in einen Park umgeschaffen und mit einem Lustschloß geziert. Landgraf Moritz brachte die ganze Insel an sich, die nach ihm den Namen Moritz-Aue (insula Mauritiana) erhielt. Während des Dreißigjährigen Krieges aber lag der Park öde und verwahrlost, bis der schöpferische Genius des Landgrafen Karl ihn wieder schöner herstellte und die ganze Insel in einen wahrhaften Lustgarten verwandelte. Er begann zuerst mit dem Bau des Orangerieschlosses (1709), nach dem Plane des Pariser Gartenkünstlers Le Nôtre, und des Marmorbades (1722) im rechten Flügelpavillon unter Leitung des französischen Bildhauers Monnot. Wir erblicken hier unter den Marmorreliefs Scenen aus Ovids Metamorphosen, und unter den Statuen einen Bacchus, Faun, eine tanzende Bacchantin u. a. mit kunstfertiger Hand dargestellt. Nach dem Namen des Gründers führt der ganze Lustpark auch den Namen Karls-Aue. Hier wurden unter Landgraf Friedrich II. die glänzendsten Hoffeste mit Maskenbällen und Fackelzügen gefeiert. Den damals herrschenden steifen holländisch-französischen Geschmack in den Anlagen beseitigte sein Nachfolger Wilhelm I. In ähnlichem Sinne suchte Wilhelm II. den etwas in Verwilderung geratenen Bellevuegarten zu verschönern und den Park des Orangerieschlosses neuzugestalten.

Das Orangerieschloß mit seinen künstlichen Krystallgrotten, sprudelnden Springquellen, Statuen und Gemälden erinnerte damals an die bunten Phantasieschlösser eines Ariost. Prächtige Alleen von Orangenbäumen beschatten des Schlosses Terrassen und schwängern im Frühling die Luft mit gewürzigen Düften. Am Ende der aus vier Reihen Linden bestehenden Hauptallee liegt ein großes Bassin, dessen Spiegel zahlreiche Schwäne durchziehen und in dessen Mitte eine wahre Feeninsel mit einem von Blumenbeeten und blühenden Sträuchern umrahmten Tempel schwimmt.

In diesem Zaubergarten glaubt man eine jener leuchtenden Visionen verwirklicht, wie sie uns Ernst Schulze in seiner „Bezauberten Rose“ so verführerisch schildert. Am südlichen Ende des Zaubergartens lag auch früher ein Tiergarten; jetzt ist nur noch eine Fasanerie mit allerlei Geflügel zu sehen. Ungefähr in der Mitte der Aue ist ein von Bürgern vielbesuchter Kaffeegarten und nicht weit davon befindet sich als Denkmal „zum Andenken der als Opfer französischer Fremdherrschaft gefallenen hessischen Patrioten“ ein schlummernder Löwe von G. Kaupert, 1874.

Anfangs war der Besuch des schönen Parks nur den Adligen, den Standespersonen und „reputirlichen“ Bürgern gestattet, dagegen gemeinen Soldaten, Handwerksburschen, Knechten und Mägden, Kindern und Bettlern untersagt. Jetzt ist das Betreten des Gartens nur noch den Hunden und zwar „bei Todesstrafe“ verboten; doch hat der Besuch sehr nachgelassen. Nur noch am ersten Pfingsttage zieht eine wahre Völkerwanderung, einer alten Sitte zufolge, nach der Aue, und im Winter ladet der glatte Eisspiegel der Weiher die Liebhaber des Schlittschuhsports zum Besuche ein.





Deutsches Land und Volk VI. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Die Kaskaden auf Wilhelmshöhe bei Kassel.

Wilhelmshöhe. Größere Anziehung übt die ehemalige, durch ihren prächtigen Hochwald und ihre Wasserkünste ausgezeichnete Sommerresidenz der Kurfürsten, die Wilhelmshöhe, aus, deren Park seinesgleichen in Europa sucht. Hier lag einst das Kloster Weißenstein, dessen Schirmvögte die Grafen von Schauenburg waren (1137). Landgraf Moritz gründete dann 1606 dort sein Moritzheim (Mauritiolum leucopetraeum), ein Schloß mit Lustgarten, Marstall, Jägerei u. s. w., mehrere Teiche und Grotten, unter anderm die Plutosgrotte. Leider zerstörte der Dreißigjährige Krieg, was Moritz' kunstsinnige Hand aufgebaut; erst unter seinem Urenkel, dem Landgrafen Karl, „begann der Bau des gewaltigen Riesenschlosses mit seinen hunderten von Säulen und den vom Gebirge herabsteigenden Kaskaden" (1701). Unter Friedrich II. ward „Weißenstein" zur Sommerresidenz; er legte außer vielen Grotten und Tempeln das chinesische Dorf Mu-Lang an, sowie die Allee nach Kassel und die große Fontäne. Noch mehr verschönerte die Sommerresidenz Wilhelm IX., welcher den südwestlichen Flügel des jetzigen Schlosses erbaute, dem bald ein gegenüberliegender und die Vollendung des mittleren Hauptgebäudes folgte (1798). Dieses neue Schloß erhielt jetzt den Namen Wilhelmshöhe. Wilhelm IX. erbaute auch die Löwenburg, legte den Steinhöferschen Wasserfall, den Aquädukt, Montcheri u. a. an, wodurch Wilhelmshöhe erst seine jetzige Gestalt erhielt.

Nachdem Kassel (1807) die Residenz des neuen Königreichs Westfalen geworden, nahm auch König Jerôme zu Wilhelmshöhe seinen Sitz. Obwohl der Park und das Lustschloß bei der Ankunft des neuen Herrschers im Totenkleide des Winters dalagen, so soll doch der für Schönheit empfängliche Korse mit gekreuzten Armen lange in stummer Bewunderung davor stehen geblieben sein. Er taufte die neue Sommerresidenz um in eine „Napoleonshöhe"; doch er schuf nichts Bleibendes. Vergrößert und verschönert aber ward sie wieder durch Kurfürst Wilhelm II.; er ließ das große Gewächshaus, das Wachthaus, das große Gasthaus, den neuen Wasserfall und vieles andere schaffen. Er vereinigte auch das Hauptgebäude des Schlosses mit seinen Flügeln. „Stolz wie ein Herrscher" erhebt sich auf einem Plateau 424 P. F. = 105 m*) über dem Spiegel der Fulda das mächtige, in altrömischem Stile aufgeführte Schloß; der äußeren Pracht entspricht der innere Luxus und der Schmuck der Kunst. Die Lage des Schlosses, umrahmt von den üppigsten Blumenbeeten, begrenzt von den imposantesten Baumgruppen, ist eine wahrhaft zauberische. In weiterer Ferne umlagern es die dämmernden Höhen des Gebirges, an denen die Kaskaden herabsteigen; auf luftigem Gipfel ragt das gewaltige Riesenschloß und tiefer links am Gebirsabhange die malerische Löwenburg. Schroffe Felsblöcke, lachende Seen und reizende Fernsicht in das Fuldathal krönen das Ganze. Südlich vom Schlosse liegt im Walde wie eine „verkörperte Dichtung" die den Beschauer ins Mittelalter versetzende Löwenburg. Der geniale Baumeister Jussow scheint sie mehr nach britischen als nach deutschen Mustern erbaut zu haben, und vorzüglich gelang ihm die Darstellung des halben Verfalls. Von den Zinnen hat man eine herrliche Aussicht auf den Harz und Thüringerwald. In dem Gewölbe unter der Burgkapelle befindet sich die Ruhestätte des Kurfürsten Wilhelm I.

*) Kassel liegt in 552 P. F. = 179,3 m Meereshöhe; 424 P. F. höher steht Wilhelmshöhe in 976 P. F. = 284,6 m Meereshöhe; 633 P. F. höher steht der Herkules in 1609 P. F. = 522,7 m Meereshöhe.

Das Großartigste auf Wilhelmshöhe sind ohne Zweifel seine Kaskaden und das über denselben emporragende Riesenschloß. Dieser in Wahrheit gigantische Bau, ein aus drei kühn über einander gestellten Tonnengewölben bestehendes Oktogon, erhebt sich 415 m über der Fulda auf dem Gipfel des Karlsberges (im Volksmunde „Winterkasten“ genannt); das oberste Tonnengewölbe wird von 102 gekuppelten $13{,}_3$ m hohen Säulen getragen. Eine Wendeltreppe führt zur Plattform desselben, welche eine $26{,}_3$ m hohe Spitzsäule krönt und von der hinwiederum ein $8{,}_{87}$ m hoher farnesischer Herkules („der große Christoph“) aus geschlagenem Kupfer herabschaut. Diese riesige Statue steht auf einem würfelförmigen Piedestal, von dem aus man ins Innere gelangen kann; in der unten $2{,}_5$ m im Durchmesser haltenden Keule des Herkules allein haben sechs Personen Platz. Die Aussicht von oben ist entzückend: „wie eine große Karte liegt das Hessenland mit seinen dicht gereihten Bergen vor uns“, ja man erblickt in weiter Ferne den Brocken, den Inselberg, die Wartburg, die Rhön und den Vogelsberg. Am Fuße dieses Felsenpalastes beginnen die Wasserkünste. Zuerst gelangt man nun an das sogenannte Artischockenbassin, eine riesige steinerne Artischocke, aus deren Blättern neun Fontänen emporsteigen; von da kommt man in die Grotte des Flurengottes Pan, dessen siebenröhrige Hirtenflöte durch eine verborgene Wasserorgel weithin ertönt. Daselbst befinden sich auch die sogenannten Vexirwasser, kleine, nach allen Richtungen hin sich kreuzende Wasserstrahlen. Weiter unten liegt das Bassin des Enceladus, eines unter einem Felsen ruhenden Riesen, welcher aus seinem Munde eine 18 m hohe Fontäne springen läßt, während über ihn 25 m hoch die Wasserfluten von Klippen herabstürzen. Nun sind wir eigentlich erst an den Hauptkaskaden, welche $282{,}_6$ m herabsteigen und 13 m breit sind. Sie strömen $6{,}_5$ m hoch über die Grotte des Neptun in einem wunderbaren Wasserschleier herab in ein Bassin von 68 m Durchmesser; bequeme Steintreppen, im ganzen 842 Stufen, laufen nebenher.

Das Riesenschloß wie die Kaskaden sind aus großen Felsmassen von Tuffstein erbaut, ein Material, dessen dunkle Farbe dem Ganzen das Aussehen des höchsten Altertums verleiht. Der Schöpfer all dieser großartigen Anlagen war Landgraf Karl, der hierzu keinerlei Kosten und Mühe scheute. Im Jahre 1702 begann er damit, und 1710 beliefen sich schon die Kosten auf über 200 000 Thaler, die aus allen möglichen Kassen zusammengeschossen wurden. Oft ließ der Landgraf über 1000 Stück Rotwild schießen und zu festen Preisen an die Gemeinden verteilen. Im Jahre 1702 mußten täglich 30 Bauern aus den nächsten Ortschaften von morgens 4 bis abends 8 Uhr für $^1/_4$ Gulden als Tagelöhner arbeiten. Schon 1723 beliefen sich die Reparaturkosten der Pyramide auf 2000 Thaler. Im Siebenjährigen Kriege litten die Werke infolge von Besatzungen und Gefechten. So verteidigte sich im Oktogon und auf der Plattform ein Häuflein Bergschotten wütend gegen die Franzosen am 22. September 1761. Nach dem Kriege suchte Landgraf Friedrich II. die Schäden möglichst zu heilen. Auch war der Tuffstein sehr der Verwitterung ausgesetzt.

Sehr sehenswert sind zwischen dem Riesenschloß und der Löwenburg die Steinhöferschen Wasserfälle, unter Kurfürst Wilhelm I. von einem rüstigen Greise mit ehrwürdigem Silberhaar, Namens Steinhöfer, angelegt. Über Felsblöcken sausen hier wilde Wasserbäche herab und stürzen sich schäumend von Klippe zu Klippe, „bis sie, gleichsam siedend, den Fuß des Abhangs erreichen“.



Wilhelmshöhe.

Steinhöfer wirkte 50 Jahre im Dienste der Verschönerung der Wilhelmshöhe; er starb im dreiundachtzigsten Jahre. Kein Denkmal schmückt sein Grab; hat er sich doch das schönste selbst in den großartigen Wasserfällen geschaffen.

Ein Teil dieser Wassermassen wird zur Speisung der großen Fontäne in Röhren verteilt, ein anderer stürzt wildschäumend in eine Felsenkluft, über die sich eine leichtgeschwungene eiserne Brücke wölbt — die Teufelsbrücke. Von da gelangt man zum Aquädukt, einer aus großen Quadern von 14 Bogen getragenen, 156 m langen römischen Wasserleitung. Von da stürzt das Wasser „mit wahrhaft erschütternder Gewalt in einen von Felsen zerrissenen Abgrund von 29,3 m Tiefe und gleitet dann weißschäumend in einem felsigen, durch Kaskaden unterbrochenen Bett“ zu dem Bassin vor dem Schlosse.

Am Fuße des Karlsberges liegt, von prächtigem Rasenteppich von 180 m Breite bekränzt, das Bassin, aus welchem die große Fontäne einen 0,3 m starken, 62,7 m hohen Wasserstrahl emporsendet. „Gleich einer Säule von Krystall voll Leben und Regen schwebt er hoch in der blauen Luft. Und wie er nun oben in Millionen Perlen zerstiebt, die, vom Winde getragen, wie feiner Regen über die Landschaft ziehen, und wie jede Perle einen Sonnenstrahl einsaugt und in den bunten Farben des Regenbogens schillert und blitzt, wähnt das Auge eine Erscheinung aus der Wunderwelt zu sehen. Aber dem feurigen Jünglinge ähnlich, der, seine Kräfte überschätzend, im eilenden Fluge über die Menschen des Alltaglebens sich emporschwingt, nicht mehr fern vom ersehnten Ziele seine Kräfte verzehrt fühlt und dann, vergeblich gegen das Unabwendbare kämpfend, verzweifelnd und mit der Welt und den Menschen und sich selbst hadernd, wieder in nichts zurückstürzt, ist auch der stolze Strahl nur eine bald wieder verschwindende Erscheinung. Kaum hat er seinen Gipfel erreicht, so beginnt auch schon wieder sein Sinken; immer schwächer wird seine Kraft, immer tiefer neigt sich sein Haupt, bis er endlich wieder, am Ausgange angelangt, nur noch einem kochenden Strudel gleicht.“ —

Zuletzt betrachten wir noch den 1828 vom Kurfürsten Wilhelm II. angelegten und 1850 erneuerten Wasserfall, der 16 m breit und 42 m hoch von einer jähen Bergwand über Felsmassen herabstürzt. Auf der Höhe steht ein Merkurtempel, von dem man eine unvergleichliche Aussicht hat. Sehr schön sind ferner die Anlagen des sogenannten großen Lac an der Straße nach Kassel.

In diesem irdischen Paradiese saß 1871 ein hoher Gefangener: Napoleon III. Wohl hatte hier der letzte gekrönte Napoleon Muße, über seine Vergangenheit nachzudenken. — Hier mochte ihm die rächende Nemesis die Buße für den geopferten Kaiser in Mexiko, für die 1870 in einen unglücklichen Krieg verlockte französische Nation vorhalten. Und eine Vergeltung der Nemesis war es auch, daß in den Prunkgemächern des Pfalzverwüsters Ludwig XIV. sich nach langem Interregnum endlich wieder ein deutscher Kaiser die Krone aufsetzte, daß ferner in den Räumen, wo der Napoleonide Jerôme mit dem Ausruf: „Immer lustik! Immer lustik!“ seine Orgien feierte, jetzt der letzte dieses Dynastengeschlechtes, dessen Begründer einst der Länder Geißel war, daß in diesen nämlichen Räumen der letzte Napoleonide saß, brütend und grübelnd über die Wahrheit des Satzes:

„Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!“



Warburg.

Die Wesergegenden von Münden bis zur Porta.

Die Romantik des Weserstromes. — Münden. — Das Diemelthal mit seinen historischen Erinnerungen, der Eresburg und Irminsäule. — Warburg und der Desenberg. — Der Solling und sein Wildstand. — Der Nethegau. — Beverungen und Herstelle. — Höxter und Corvey. — Pyrmont. — Hameln und die Sage vom Rattenfänger. — Der Süntel und Deister. — Rinteln. — Bad Oeynhausen. — Das Steinhuder Meer. — Porta Westfalica und die Weserfestung Minden.

„Ich kenne einen deutschen Strom,
Der ist mir lieb und wert vor allen,
Umwölbt von ernster Eichen Dom,
Umgrünt von grünen Buchenhallen.
Ihn hat nicht wie den großen Rhein
Der Alpe dunkler Geist beschworen,
Ihn hat der friedliche Verein
Verwandter Ströme still geboren.

So taucht die Weser kindlich auf,
Von Bergen traulich eingeschlossen,
Und kommt in träumerischem Lauf
Durch grüne Au'n herabgeflossen;
So windet sie mit leichtem Fuß
Zum fernen Meere sich hernieder
Und spiegelt mit geschwätz'gem Gruß
Der Ufer sanften Frieden wieder."

Dingelstedt.

„Man nimmt in Deutschland gewöhnlich den Rhein mit seinen Gestaden zum Maßstab für jedes andere Stromthal. Mit ihm verglichen hat die Weser weniger großartige und wildromantische Partien; ihre Gebirgsmassen sind weniger zusammengedrängt, aber sie ist idyllischer und hat auch die tieftrüben

Verließe des Rheines nicht, wo die schwarzen Schieferfelsen, bedeckt von der höchst kümmerlichen Vegetation der Rebengärten, euch in ihren engen Kesseln von der Welt für ewig zu sondern scheinen. Die Weser ist überall ein freundlicher Fluß; sie schlängelt sich durch ein offenes, helles Gefilde, mit voller Freiheit der Bewegung; denn die errichteten Grundgesetze für ihren Lauf, die Bergeszüge, scheinen sich nach ihr gerichtet zu haben, nicht sie von ihnen bestimmt worden zu sein. Ich möchte die Weser im Gegensatze zum Rheine deshalb den protestantischen Fluß Deutschlands nennen und den letztern den katholischen. Wo der Weser die Autorität der Gewalt in den Bergmassen der Porta Westfalica entgegengetreten ist, da scheint sie ihren Dreißigjährigen Krieg geführt und endlich die Anerkennung ihres freien Prinzips errungen zu haben." Mit diesem Vergleich charakterisiren Levin Schücking und F. Freiligrath in ihrem vortrefflich geschriebenen Werke: „Das malerische und romantische Westfalen" den Weserstrom. Allerdings nicht so reich an romantischen Schönheiten seiner Ufer, nicht so reich an großen historischen Erinnerungen, nicht so sehr vom Zauber der Sagenpoesie umflossen, wie der Rhein, die Krone der deutschen Ströme, entbehrt die Weser doch keineswegs all dieser Herrlichkeiten. Zwar sagt Schiller in seinem Flußepigramm, daß er von der Weser nicht viel melden könne; doch zu seiner Zeit waren die Schönheiten der Wesergegenden nur von wenigen gekannt und gewürdigt. Vor allen Dingen ist die Weser ein durch und durch deutscher Fluß von der Quelle bis zur Mündung, der einzige der Art von allen unseren größeren Strömen, wie Kohl mit Recht hervorhebt; er bewässert durchweg deutsche Gaue und greift mit seinen Zweigen und Armen tief in das Herz unseres deutschen Vaterlandes hinein. Groß ist ferner seine „Bedeutung als Schiffahrtskanal, als die natürliche Wasserstraße für Thüringen, Bayern und andere deutsche Binnenländer zum Meere, und er sieht offenbar einer noch größeren Entwicklung entgegen." Und was die historischen großen Erinnerungen und den Duft der Sagenpoesie betrifft, so stimmen wir mit unseren beiden oben citirten Gewährsmännern überein, denen wir auf einer poetischen Wanderung durch das malerische Weserthal folgen. Da werden wir denn, wie sie uns versichern, „viel des Schwertgeklirrs und des Waffengerassels vernehmen; aber durch den Streit und das Gewühl, das mit eisernem Fußtritte die Geschichte an uns vorüberziehen läßt, auch andere, mildere Klänge, die wie fernes Glockengeläute an einem schönen Sommerabende warm und innig zum Herzen dringen, vernehmen. Aus den Gründen steigen sie empor, von den Bergen tönen sie herab, Felswand und Gestein hallen sie leise wieder, und unter den Wohnungen der Menschen sind es zumeist die niedrigen, die von Holz gebauten, mit strohgedeckten Dächern, in die sie einziehen und fortvibrieren. Die Silberglocken der Sage sind es, von denen ich rede. Das ganze Land durchzittern sie; überall, wo ein abgeschlossenes Waldthal euch aufnimmt, oder wo ihr einsam über die braune, baumlose Heide einherschreitet, oder wo raschelnder Epheu ein morsches Gemäuer umklammert, sind ihre Töne zu vernehmen. Wahr ist es, die Sagen unseres Landes haben nicht ganz das Tiefe und Poetische, oft auch nur modern Aufgeschmückte, das die Sagen anderer Gegenden Deutschlands, namentlich die des Rheines, auszeichnet. Keine Lurlei singt auf einem Felsen des Weserthales ihre verlockenden Weisen; keinen Roland hat Westfalen, der düstern Blickes im hohen Fensterbogen steht und

hinuntersieht auf das Eiland seiner Liebe; und wenn ihr nachts an einen schwarzen, schilfumrauschten Waldteich tretet, so harrt ihr vergebens auf die weiße Nonnenhand, die, wie jene des Laacher Sees, flehend emportaucht aus der Tiefe. Die Sagen Westfalens sind derber und einfacher; ausgestreut aber sind sie, wohin ihr immer lauschen mögt, eine allzeit frische, nie verwelkende Volkspoesie. Durch die Straßen Hamelns zieht Bundting, der seltsame Rattenfänger; in den Kirchenstühlen Corveys glänzt die todweissagende Lilie; durch die Schlösser des Hauses Lippe schreitet gespenstisch die weiße Frau; tief im Köterberge blitzt es von Gold und Schätzen, und im Desenberge bei Warburg sitzt verzaubert Karl der Große, mit der Krone auf dem Haupte und dem Scepter in der Hand. In Westfalen schlug er seine Schlachten, baute er seine Pfalzen und Paläste und ruhte er aus in den Armen der Liebe. . . Westfalen bannt ihn in den Desenberg, wo er einst im Sachsenkriege ein unterirdisches Hoflager gehabt haben soll. Da sitzt er und träumt; der Bart wächst ihm durch den Tisch, wie Friedrich dem Rotbart im Kyffhäuser, und gleich diesem wird auch er einst wiederkehren als der große, friedebringende Hort einer neuen Zeit." Da tauchen all die großen Erinnerungen an Hermann und die Varusschlacht, an Wittekind und seinen Heldenkampf auf. Darum preist der Dichter den Weserstrom mit Recht:

„Nicht bietest du in deinem kies'gen Bette,
Kostbare Perlen, Edelstein und Gold;
Nicht grenzen Reben deiner Berge Kette,
Nicht spenden Dichter dir des Sanges Sold:
Doch ewig grünt der Lorbeer jener Stätte,
Von deinen Adern kühn und wild durchrollt,
Wo einst die Väter in der Vorzeit Tagen
Die Hermannsschlacht, die schreckliche, geschlagen.

Da hausten Wolf und Bär in diesen Hainen,
Der Geier krächzte durch die öde Flur;
Des Landes Sohn, von riesigen Gebeinen,
Strich durch den Wald und kämpfte mit dem Ur;
Er kniete vor der Götzen kalten Steinen
Im blinden Wahn und wild wie die Natur —
Da kam das Kreuz, das heil'ge Christenzeichen,
Und Licht drang durch die Nacht der deutschen Eichen."

Die Weser gilt in der Regel für einen Zusammenfluß der Werra und Fulda bei der Stadt Münden; in der That ist sie aber nichts als eine Fortsetzung der Werra, welche die Fulda um 12 Meilen an Länge übertrifft. Während diese bei starkem Gefälle in seichtem Bette einherfließt und zur Schiffahrt eines ansehnlichen Vorspannes bedarf — aufwärts von Münden bis Kassel müssen zwanzig sogenannte Bockzieher (wegen mangelnden Leinpfades) ein Schiff mit 600 Centner Ladung ziehen — trägt die Werra schon in ihrem oberen Laufe Flöße, von Wanfried an Kähne und weiter und leichter bei vollem Wasser Schiffe mit obengenannter Fracht. „Fulda und Werra bieten sich geschwisterlich die Hand. Jene ein Kind der Rhön, fromm katholisch großgezogen, bescheiden in ihren Ansprüchen, zur Arbeit gewöhnt durch Hersfelder Industrie, erst in Kassel etwas breiter auslaufend — so tritt sie bei Münden aus den grünen Bergwäldern hervor und errötet wie eine schüchterne Jungfrau, als die Werra, die raschere Tochter des Thüringerwaldes, in sonnenhellen Wogen mit

ihr zusammenfließt." Die Schwesterflüsse bilden eine Landspitze, auf welcher in reizender Lage die hübsche, altertümliche Stadt Münden liegt. Zierden dieser Stadt sind die „ansehnliche St. Blasiuskirche aus dem 14. Jahrhundert und das 1571 von Herzog Erich II. von Braunschweig-Lüneburg erbaute, jetzt leerstehende große Schloß mit seinen zahlreichen Fenstern." In der Nähe liegt das neue Gebäude der 1869 gegründeten Forstakademie. Der Kuriosität halber erwähnen wir noch den Grabstein des im Volksliede verewigten Dr. Eisenbart (gest. 1727) unweit des Bahnhofes. Dann besuchen wir das Tivoli und Andrees Berggarten vor der Stadt und erfreuen uns der herrlichen Aussicht.

Ehe wir den Lauf der Weser weiter verfolgen, müssen wir einen Zufluß von links näher betrachten, die Diemel, welche auf dem sogenannten Diemelspring (533 m) „an der hohen Pön, dem nördlichsten Teile des Rothaargebirges, bei dem Dorfe Uffeln" entspringt. „Der Fluß Dimmel oder Dimula" — sagt der alte Merian — „entspringt hinder der Grafffschaft Waldeck, an dem Köllnischen Hertzogthum Westphalen, oben auff einem spitzigen Hügel, mit einer sehr schönen Quellen." Die Diemel hat eine Breite von 16—24 m, bisweilen sogar erweitert bis zu 70 m, und fließt sehr reißend, weshalb sie sich zur Schiffahrt nicht eignet. Überhaupt ist das Diemelthal enge, mitunter ohne Uferraum, aber es bietet um so mehr Schönheiten für das Auge; ihr größter Zufluß ist von rechts die Twiste.

Als den ersten und für die Altertumskunde höchst wichtigen Punkt an der Diemel nennen wir das freundliche Stadtberge oder Marsberg, eigentlich einen Doppelort, Ober- und Nieder-Marsberg, und mit doppeltem Namen. Hier lag die von den Franken 772 zerstörte Eresburg; von hier aus unternahm Karl der Große seinen Zerstörungszug gegen das Nationalheiligtum der Sachsen, die vielbesprochene, aber immer noch rätselhafte Irminsûl, worauf sich höchst wahrscheinlich der bekannte Volksreim bezieht, den man heute noch in Westfalen singt:

„Hermen, sla dermen (d. i. Darmsaiten), wofür auch): slo lärmen,
sla pipen, sla trummen, de kaiser wil kummen,
met hamer un stangen, wil Hermen uphangen",

d. h. „Hermen" (vielleicht gleichbedeutend mit Irmin, einem Nationalgott der Sachsen, dem vermutlich die Irminsäule errichtet war), „laß Saitenspiel, Pfeifen und Trommeln erschallen, der Kaiser (wohl Karl der Große) will mit Hammer und Stangen kommen, um den Hermen (Irmin) aufzuhängen." Daß man diesen Volksreim mit weniger Wahrscheinlichkeit auf Hermann, den Sieger in der Varusschlacht, bezieht, haben wir in Kapitel 4 weiter ausgeführt. Über die Irminsäule selbst ist allerlei gefabelt worden. Vermutlich war sie eine hölzerne Säule, denn der Chronist Rudolf v. Fuld nennt sie: columna universalis, quasi sustinens omnia, „die allgemeine, das All tragende Säule", einen truncus ligni non parvae magnitudinis, „einen Baumstamm von nicht geringer Größe", den unsere Vorfahren „sub divo", also unter freiem Himmel, verehrten. Man könnte etwa an einen mit symbolischen Zeichen gravierten Baumstamm denken. Aller Wahrscheinlichkeit nach war dieser von einem größeren Gehege eingeschlossen; denn Karl der Große soll nach seines Geheimschreibers Eginhard Beschreibung drei Tage zu seiner Zerstörung gebraucht haben.

Demgemäß reden andere Chronisten nicht bloß von einem idolum (Götzenbild), sondern auch von einem fanum (Tempel) und lucus (Hain). So heißt es unter anderem in der ungedruckten Originalhandschrift von Paullinis Geschichte von Corvey: „Irminsaül ist eine dem Irmo oder Irmino dienende Säule, worauf sein Bildnis gestanden hat. Andere machen aus Irmensul einen Saahl oder Kirche, darin man diesen Götzen verehrte; dieser Tempel ist gewesen bei Eresberg, welches nach Etlicher Meynung soviel sein soll als Ehrenberg oder Heresberg, von Hera, die Griechen sagen Ἥρα; ist bei den Lateinern die Abgöttin Juno, da weiland die Sachsen die Hera geehrt und der Wahn beim gemeinen Pöbel gewesen, als ob diese ertichtete Göttin zwischen Weynachten und heil. drei Königen Fest in der Lufft herumflöge, maßen nach der Poeten Wahnwitz Juno eine Regentin der Lufft sein soll." — Wir wollen hier nur gleich einschieben, daß wir diese Etymologie für falsch halten. Der Name Eresburg scheint uns vielmehr mit den Stämmen Er, Eru, mit den Namen Erch, Erich, Heru und Cheru zusammenzuhängen, die alle auf einen Beinamen des germanischen Kriegsgottes Zio oder Saxnot, d. h. Schwertgott, hinführen. Von Heru und Cheru haben sich denn wohl auch die Cherusker, nach Saxnot aber ihre Nachkommen, die Sachsen, benannt. Wir lassen es dahingestellt, ob auch der Name Irmino, der offenbar mit derselben Wurzel Er zusammenhängt, nur eine andere Benennung für denselben Kriegsgott ist, oder eine mehr allgemeine Bedeutung eines germanischen Stammgottes hatte, den vielleicht schon Tacitus im Auge hatte, wenn er in seiner Germania von einem Stammgotte der Herminonen spricht. Hören wir unsern Gewährsmann Paullini weiter:

„In diesem Mars- oder Eresberg" (Mars bedeutet ja bekanntlich den römischen Kriegsgott) „nu in Westphalen war ein schöner, großer, ansehnlicher und weitberufener Götzentempel, darin das blinde Volk die Irminsaül verehrte. Dies Götzenbild war in Gestalt eines gewaffneten Manns, der stund unter dem blauen Himmel im grünen Feld in den Blumen bis an den Leib, mit einem Schwerd umgürtet. In der rechten Hand hielt er ein Pannier, darin eine rothe Rose oder Feldblume war, in der linken eine Wage. Auf seinem Helm stund ein Wetterhahn, auf dem Schild ein Leue und auf der Brust ein Bähr (so ist die Gestalt in Holzschnitt abgebildet in den annales circuli Westphalici Stangefols)." Stimmt nun diese Beschreibung, so fragen wir mit Recht, nicht auffallend mit der Auffassung von einem germanischen Kriegsgotte? —

„Was nun zu Eresberg", so fährt Paullini fort, „eigentlich für eine Religion und was für Ceremonien dazumal üblich gewesen, können wir wegen der faulen Trägheit der damahligen Scribenten nicht gründlich erwähnen. Dieß ist gewiß, daß viele Priester, sowohl Männ- als Weiber, diesem Tempel gedient haben. Die Weiber zwar waren nur mit den Weissagungen geschäfftig, die Männer aber Warteten der Opffer und des übrigen Götzendienstes. Die Priester nahmen allezeit diese Irmensaül mit in den Krieg, und nach gehaltenem Treffen schlugen und strafften sie die Gefangene oder die sonst etwa nicht frisch gefochten hatten, nach Verdienst. Es war der Gebrauch, daß die Priesterinnen den Gefangenen im Lager mit blosen Degen entgegenlieffen, solche bei einen ehernen Rost schleppten, in die Höhe huben, die Gurgel entzwey brachen und hernach aus dem Blut ihre weissagungen nahmen. Das erhellet auch aus einem altsächsischen Lied, darin ein Sächsischer Printz sehr wehmüthig klagt, daß er wegen

eines unglückseligen Treffens dem Priester zum Schlacht Opffer worden ......
..... In dem Tempel zu Eresburg sind überaus viele Köst- ja unschätzbare Kleinodien, Kronen, Schilt, Fahnen u. dgl. von lauter Gold und Silber funden worden: alles dies bekam Karl zur Beute; das Bildniß selbst, so auf der zierlichen Säule stund, hat er Vermaledeyet, zu Boden geschmissen und zermalmet. Also ist der prächtge Tempel samt dem Bild gänzlich zerschleifft und zerstört worden, worüber man drey Tage zugebracht." — Danach erzählt Paullini noch weiter, wie Karl die Irminsäule nach Corvey geführt, wie sie später nach Hildesheim gebracht, allwo am Samstag vor Lätare jährlich ihr Sturz symbolisch erneuert wurde; doch dies eingehender zu behandeln würde uns hier zu weit führen. Übrigens soll neueren Forschungen zufolge die Irmensäule nicht auf der Eresburg, sondern im Innern des Osning (Teutoburger Waldes) gestanden haben; vermutlich gab es deren mehrere.

Ober-Marsberg liegt sehr anmutig auf einem von der Diemel umarmten Hügel mitsamt der alten Stadtkirche; da, wo der Hügel sich nordostwärts verläuft, liegt Nieder-Marsberg, in dem sich eine große Irrenanstalt, ursprünglich ein Kapuzinerkloster, befindet. Die altromanische Stadtkirche weiß von einem blutigen Bruderkriege aus der Geschichte Ottos I. zu erzählen. Thankmar, Ottos Bruder, hatte sich von dem aufrührerischen Frankenherzog Eberhard zur Empörung verleiten lassen und sich in dem alten Eresburg festgesetzt. Doch dort ereilte ihn die Strafe für seinen Verrat. Am Altare ward er, sich tapfer verteidigend, von den Mannen Ottos und seines Halbbruders Heinrich, den Thankmar gefangen und an seinen Bundesgenossen Eberhard geschickt hatte, erschlagen. Otto beklagte tief des ungetreuen Bruders Schicksal.

Dem Laufe der Diemel weiter folgend, erreichen wir das malerisch gelegene Warburg. Vordem wurde die Stadt Wartberg genannt, dann im 10. Jahrhundert war sie Hauptort einer Grafschaft, deren letzter Besitzer Dodico hieß. Dieser trat sein Land dem Bischof Meinwerk von Paderborn ab (1020), dem er zuvor getrotzt. Durch Kaiser Heinrich II. ward dem Stift Paderborn die Besitzung bestätigt und der alte Grafensitz ward zu einer bischöflichen Burg. Das bürgerliche Gemeinwesen der Stadt entwickelte sich trotzdem; sie bildete von 1364 an ein Glied des mächtigen Hansabundes und blieb der Hauptort der Freigrafschaft Warburg. Sie lag in dem Liliengrunde, so genannt, weil eine Lilie das Wappen der Stadt war. Nach Merians Darstellung (Topographia Westfaliae S. 58) war Warburg eine stattliche Stadt. Da sieht man über der rauschenden Diemel eine Steinbrücke und ein altertümliches Brückenthor, hohe Kirchen und starke Türme, sowie sonstige bedeutende Gebäude.

Von der Industrie bemerkt derselbe alte Geograph: „Und brawet die Stadt ein herrlich gutes Bier. Es giebt auch in der Nachbarschaft herumb Bergwerk, auß welchem Eisen und Bley insonderheit gebracht wird, damit dann die Warborger einen Handel treiben."

Schade, daß von den alten Mauertürmen und Patrizierhäusern, von denen der gute Merian eine so schöne Darstellung giebt, sowie auch von den malerisch bewaldeten Höhen jetzt wenig mehr zu sehen ist. Trotzdem nimmt sich die Stadt heute noch recht anmutig aus. Die Umgegend Warburgs ist sehr fruchtbar und hat auch, wie Soest, eine sogenannte Börde, wohl soviel als tragfähiges Ackerland (vom altdeutschen baran, d. h. tragen) aufzuweisen.

Warburg war besonders im Mittelalter eine durch Gewerbfleiß blühende Stadt; „ganze Straßen waren mit Wollenwebern besetzt“. Spuren der Zerstörung hinterließen in der angesehenen Stadt der Dreißig- und der Siebenjährige Krieg. In letzterem fand unter ihren Mauern eine heiße Schlacht statt, nach welcher die Stadt von den Engländern geplündert wurde.

Von älteren merkwürdigen Gebäuden zeigt man den Mönchehof auf der Neustadt, welcher der Abtei Hardehausen gehörte. Man erzählt sich, daß dort einst der Abt Luchtgenbach einen Kaufschilling, den er von dem Landgrafen von Hessen für die sogenannte Mönchsstraße in Kassel erhalten hatte, die ihm aber der falsche Käufer mit Waffengewalt wieder abjagen wollte, versteckt habe und bald darauf starb. Lange blieb der Schatz verborgen, bis ihn endlich ein Maurermeister bei Neubauten entdeckte und widerrechtlich hob.

Von anderen Gebäuden Warburgs sind noch das Rathaus am Eingange der Neu- in die Altstadt und die St. Johanniskirche, in gemischt romanisch-gotischem Stile, bemerkenswert. Eine besondere Zierde dieser Kirche ist die künstliche Skulptur von Christus und den schlafenden Jüngern in Gethsemane vor dem Thore, aus dem 15. Jahrhundert, in welcher Lübke den Einfluß der Kölnischen Malerschulen erkannt hat.

Unweit Warburg liegt der sagenberühmte Desenberg, aus dessen verwitterten Ruinen man eine herrliche Aussicht hat. Im Jahre 776 ward in der uralten Burg eine fränkische Besatzung von den Sachsen vergebens belagert. Nach des Grafen Dodico Tode kam sie durch Schenkung Kaiser Heinrichs II. an das Stift Paderborn. Aber Kaiser Konrad schenkte die ganze Grafschaft mitsamt der Burg an Erzbischof Aribo von Mainz, und dieser belehnte Graf Bernard von Nordheim damit. Danach hatte der Desenberg noch wechselvolle Schicksale, die wir hier nicht weiter verfolgen können. Unter anderen Besitzern der Burg nennen wir Heinrich den Löwen, den wilden Grafen Wittekind von Schwalenberg und das Geschlecht der Spiegel.

Der Sage gemäß schlummerte im Innern des Desenbergs der Kaiser Karl der Große, ähnlich wie Friedrich Barbarossa im Kyffhäuser, und harrte der Zeit, da er dem Deutschen Reiche Heil und Segen bringen sollte. Er fragte die Zwerge stets nach der Jahreszahl, und hatte er sie vernommen, so legte er sich wieder getäuscht zum Schlummer.

Von Münden bis Karlshafen floß die Weser in einem „schmalen, von zackigen Felsen und hohen Bergen eingeschlossenen Bette“; parallel laufen bunte Sandsteinmassen, die „westlich im Reinhardswalde, östlich im Bramwalde hohe, feste Wälle bilden. Das Thal ist enge, kaum weiter als das jetzige Strombett; fast überall treten die Berge bis nahe an das Wasser, das nur selten geringe Thalerweiterungen den meist schroffen oder gar felsigen Abhängen abzugewinnen vermochte.“ Von Karlshafen aus wendet sich die Weser westwärts, „stößt aber bald auf die Rücken eines Muschelkalkplateaus, die sie wieder in die nördliche Richtung hineinzwängen.“ Von nun an gewinnt der Strom, links von „harten Schichtenköpfen des Kalks“, rechts von „sanften Abfällen des Sandsteins“ begrenzt, eine entschieden freiere Richtung nach Norden. „Es zeigen sich bedeutendere, von Lehm und Geröll erfüllte Erweiterungen, die sich, so oft ein Kalkpfeiler näher an den Solling herantritt, wieder verengen und so eine Reihe Kessel bilden, früher gewiß Seen, die das Wasser bis zu einer

bedeutenden Höhe anfüllte. Der letzte und größte dieser Kessel ist die Thalebene, in deren Mitte auf dem rechten Weserufer Holzminden (83 m) liegt, westlich, nördlich und nordöstlich von Kalkbergen, östlich und südöstlich von Sandsteinhöhen umschlossen.“ Bald verengert sich das Thal wieder unterhalb Forst, von steilen Felsmassen begrenzt, bald erweitert sich das Bette, den Strichen des Kalklagers parallel; oft aber muß der Strom die Schichten senkrecht durchbrechen und bildet die groteskesten Felsenufer. Bei Bodenwerder tritt die Weser in die weiteren Längenthäler des Muschelkalks und Keupers ein, in denen sie ruhiger ihren Lauf fortsetzt.

Hier zieht sich rechts 9 □Meilen weit der mit schönem Laubholz bewachsene Solling hin, einer der schönsten zusammenhangenden Forste in Deutschland, mit vortrefflichem Wildstand. Schon der alte Merian sagt darüber folgendes: „Der Solling bringt vielfältigen Nutzen, nicht allein der Holtzung halber, sondern auch der herrlichen stattlichen Wildbahn, die es daselbst hat, an Hirschen, Schweinen, Rehen, Hasen, Berghahnen und anderen Gevögel, imgleichen Eicheln und Buchmast, also daß in fruchtbaren Jahren etzliche 1000 Schweine gefeistet werden können, sowohl auch der stattlichen Grashurde halber, die es darin hat und den Sommer über etzliche tausend Stücke Rindviehe darein geweidet werden können, vnterschiedliche schöne Forellenbäche, treffliche Steinkuhlen, zu Dach- und Mawrsteinen, vnd die in solchem Vberfluß, daß nicht allein deß Landes Einwohner, vnd zwar allerdings der gemeine Bawersmann, dieselbe zu seiner Notturfft vmb einen geringen Preiß haben, sondern auch frembden, abgelegenen Orten, als Holland vnd Dennemarck, davon mitgetheilet werden kan, auch in nicht geringer Anzahl dahin auff die Weser, vnd weiter fort abgeführet werden.“ — Von den „Bären und Lüxen“, die sich zu Zeiten im Solling, Deister, Hils, Elm finden sollen, ist nichts mehr zu spüren. —

Der höchste Punkt des Solling ist der Moosberg (1585 P. F. = 515 m), östlich von Höxter. Nördlich reihen sich an den Solling andere Höhenzüge, wie der Hils (bis 463 m), der Ith (390 m), der Vogler und der Elvas. So besteht das Wesergebirge, das wie ein in das Tiefland vorgeschobener Keil sich hinziehende Vorgebirge der deutschen Mittelgebirgslandschaft, aus einer Menge kleiner Plateaus und paralleler Züge von vorwiegend nordwestlicher Richtung; im Norden herrscht mehr die Kettenform vor. „Breite und Höhe nehmen von Südosten nach Nordwesten ab; die Höhe bleibt immer unter 520 m.“ Immerhin bietet ihre wallförmige Gestalt zumal den anliegenden Ebenen gegenüber einen imposanten Anblick dar. „Krystallinische Steine und Schiefer kommen im ganzen Wesergebirge nicht vor; dagegen sind die Flötzformationen überaus vollständig vertreten. Sie sind nach Fr. Hoffmanns Darstellung als eine submarine Keuperbank des Ozeans zu denken, an die sich allmählich Ablagerungen von Mergel, Sand und Kalkstein ansetzten.“

Die Hochfläche von Paderborn (1000 bis über 1100 P. F. mittlerer Höhe) fällt zur Weser und Diemel wandartig herunter. Der Ziegenberg bei Höxter hat 1125 P. F. (365 m), die Kapelle bei Pömbsen 1158 P. F. (376 m). Die zum Teil mit Gras und Kräutern bewachsenen Höhen bieten gute Weideplätze für Schafe; hier und da sind große Buchenwaldungen. Ackerbau ist vorherrschend: die Warburger Börde (bis Borgentreich) ist der beste Getreidestrich. Im engen Thale fließt die reißende Nethe, zuletzt 5—7 m breit, der Weser zu.

In dem neuerdings durch Webers reizendes Epos: „Dreizehnlinden" verewigten Nethegau steht das im 13. Jahrhundert von Corvey zum Schutz der „blanken Aue" gegründete Blankenau, ehemals eine Feste.

Südlich davon liegt in dem reizenden Thale, welches die Bever bildet, das Städtchen Beverungen. Von da führt die Chaussee am linken Weserufer nach Karlshafen, von Bergen ziemlich eng umrahmt; rechts aber trennt fruchtbares Flachland die Berge des Solling vom Strome, „bis sie Herstelle gegenüber sich wieder ans Gestade stellen, um zu schauen, wie ihr ruppig Angesicht in dem jüngeren Gewässer sich ausnimmt, dessen neckende Najade in tausend Wellchen plätschernd durch zitterhafte Verzerrungen der Graubärte spottet. Am schönsten ist das helle stille Stromthal, wenn man in einem Nachen sich hindurchschaukeln läßt, dem Geschwirr der Wellen horcht, die der Ruderschlag des Fährmanns über die Uferkiesel streichen macht, und den Schwalben zuschaut, wie sie, mit ihren schillernden Flügeln das Gewässer streifend, blanke Furchen ziehen: wenn man den ganzen Frieden in sich saugt, in den der echt deutsche Strom seine Kinder einlullt. Er ist so ruhig, so sanft bewegt; der blaue Himmel, den er spiegelt, so großartig stille gespannt, so voll einer Majestät, aber nicht einer, die euch gespenstisch bedrängte, wie ein rotflammiger Winterhimmel über Alpengletschern; unendlich, aber keine Unendlichkeit, die euch mystische Schauer ins Herz hauchte: er ist wie das germanische Gemüt, stille, klar, voll ernster, unendlicher Ruhe."

Herstelle beherrscht mit seinem zinnengekrönten Turme, wie eine Zwingburg aus der Feudalzeit, von einer senkrechten Felsenklippe aus ein Dorf. Im Schloßhofe fand man vor Jahren in einer verschütteten Cisterne viele Altertümer verschiedener Zeiträume, ja auch aus der Römerzeit, weshalb man hier nicht mit Unrecht ein ehemaliges römisches Kastell vermutete. Sicherlich diente es den Sachsen zur Feste. Karl der Große machte es zum Waffenplatz und nannte es vielleicht nach der Stammburg seines Ahnen Pipin, nach dem fränkischen Heristal bei Lüttich, oder es hieß einfach „Heeresstelle". Karl feierte dort 797 das Weihnachts- und Osterfest. Dort schlug er das farbige Seidenzelt Harun al Raschids auf, dort zeigte er den Sachsen das Geschenk des Kalifen von Bagdad, den Wunderelefanten Abulabaz, mit kostbaren Gewändern und Spezereien des Orients beladen; dort erschien des Kaisers imposante Gestalt, umgeben von seinen stolzen Paladinen, seinen Söhnen Pipin und Ludwig; dort erschienen der Maurenheld Abdallah, die Boten des Emirs von Galicien, die Gesandten der wilden Avaren aus Ungarn u. a., um sich vor des großen Kaisers Majestät zu beugen.

Höxter und Corvey. Wir nähern uns jetzt zwei der interessantesten Punkte der mittleren Weser, Höxter und Corvey, welche eine schöne, hohe Kastanienallee verbindet. Das „romantische Westfalen" vergleicht Höxter mit einer schmucken Maid, die an einem schlanken Bogen des glatten Stromes wie vor ihrem Spiegel steht. „Fast kokett anmutig gleitet die Weser um die Pfeiler einer neu erbauten Brücke, als ob sie mit ihnen tändeln wolle; die Berge umher sind weder steil, noch sehr hoch, aber schön bewaldet und im Lenz voll Nachtigallenschlag; sie sind ein zahmes Geschlecht, unter dem nur, nahe am Stadtthore, der Ziegenberg mit seinem roten Gesteine höher und kräftiger sich aufreckt."

Ein ganz besonderer Lieblingsaufenthalt für die Nachtigallen aber, „eine wahre Nachtigallenkolonie“, ist an der Nordseite der Stadt der Reuschenberg, ein Lustort, auf dessen Plateau oft in lauen Sommernächten die Lampen funkeln, so daß er vom Thale aus einem „Elfenhügel“ gleicht. Man sieht ihn dann umzuckt von tausend Flämmchen, die sich nach einem Punkte zusammendrängen, wo man das lustige Geistervolk, die tanzende schöne und unschöne beau monde, seine leichten Sprünge machen sieht nach dem Takte einer Musik, von der nur einzelne Akkorde wie träumend zu uns herüberschweben. Der Anblick ist magisch: „weiße Elfen, sich mit dunklen Gnomen drehend, unter des gebräunten Pilzes Dach“. Der Pilz ist das Zelt, unter dem man Erfrischungen reicht und das wirklich der Champignon heißt. Wer dagegen oben am Berge aus dem grellen Lampenlichte zu einem dämmerigen Vorsprunge flüchtet, erhält ebenfalls einen seltsam gespenstischen Eindruck von dem entschlafenen Städtchen Höxter mit seinen Dächern und Turmspitzen, die in lichtblauen Duft gehüllt daliegen, während der Spiegel des Stroms unter dem blassen Scheine des Mondes zittert, gleich einem bleichen Vorgeschichtenseher, den der Mondschein quält und ängstet. Einzelne verspätete Boote gleiten sacht wie dunkle Särge über die Fläche des Flusses hin, mehr bezeichnet als erhellt durch die matte Laterne vor dem Steuer, deren dunstiger Wiederschein nebenher schwimmt wie ein phosphoreszierendes huschendes Totenlicht.“

Höxter, früher das königliche Kammergut Huxori oder Huxeli, ward von den Äbten Corveys (1058) gegründet und war wegen seiner Bedeutung für den Handelsweg von Antwerpen und Brügge über Köln und Soest nach Braunschweig ein wichtiges Glied der Hansa.

Im 13. Jahrhundert nahm Höxter das Dortmunder Stadtrecht an, welches der Selbstbestimmung der Gemeinde zu Grunde gelegt ward. Wir heben der Kuriosität halber daraus zwei Bestimmungen hervor: „wenn zwei Weiber mit einander streiten, sich angreifen oder mit „verkorenen“ Worten schelten, so sollen sie zwei Steine, welche durch eine Kette aneinander hängen und zusammen „eynen Cynteneren“ wiegen, auf dem gemeinen Wege durch die Länge der Stadt tragen. Die Eine soll sie zuerst tragen, vom östlichen Thore nach dem westlichen und die Andere mit einem eisernen Stachel, welcher an einem Stock befestigt ist, sie treiben, wobei beide „in camisiis suis“ gehen müssen. Alsdann soll die Andere die Steine auf ihre Schultern aufnehmen und sie zum östlichen Thore zurücktragen, die Erste aber sie hinwieder mit dem Stachel treiben. — Ferner: wenn ein Bürger den andern bedroht, schlägt, festhält, angreift „mit hesten muode“, fervido animo, so hat er sechs Ohmen Wein, welche auf Deutsch ein Fuder Weins genannt werden, der Obrigkeit zu erlegen.“ Ob er dabei mittrinken durfte, davon sagt die Bestimmung nichts.

Aber was der Stadt auf der einen Seite zur Blüte gereichte, nämlich ihre vorteilhafte Lage für den Handel und seine Brücke über die Weser, das gereichte ihr andererseits in Kriegszeiten zum Unheil. So ward sie nicht nur in den französischen Hugenottenkriegen zum Werbeplatz für deutsche Landsknechte benutzt, sondern auch namentlich im Dreißigjährigen Kriege wiederholt und nach wechselnden Schlachterfolgen erobert und gebrandschatzt. Zuerst suchte sie der tolle Christian von Braunschweig heim, dann Tilly, hintereinander die Dänen, Schweden, Hessen und die Kaiserlichen, so daß zuletzt nur 30 Bürger übrig waren. Endlich war Höxter 1673 Hauptquartier des französischen Befehlshabers Turenne.

Von merkwürdigen Gebäuden nennen wir die romanische Kilianskirche mit zwei schlanken Türmen, die kleine frühgotische Minoritenkirche und das hübsche alte Corveythor.

Eine halbe Stunde aufwärts liegt der kahlhäuptige Brunsberg, so genannt nach Bruno, einem Bruder oder Schwäher Wittekinds, allwo Karl der Große seinen blutigsten Sieg über die Sachsen erfocht, davon die Wellen der Weser sich rot gefärbt haben sollen. Noch jetzt erinnern die „Sachsengräben" an ein sächsisches Kastell. Nach der Volkstradition bezwingt Karolus Magnus dort die Riesen und stiftet dann Kapellen.



Kloster Corvey.

„Die alte gefürstete Reichsabtei Corvey liegt in einer Ebene, die nach zwei Seiten hin von einer Krümmung der Weser umschlossen wird, unter ihren Gärten und Alleen als ein schönes und anziehendes Denkmal alter Herrlichkeit da. Das Gebäude ist ein großes, aus Bruchstein erbautes Quadrat, das in seinem Innern mehrere Höfe und die Kirche birgt; jetzt zum Schlosse umgeschaffen, zeigen die meisten seiner vielen Räume den steifen Geschmack des vorigen Jahrhunderts: reiche seidene und gewirkte Tapeten, Vergoldungen und Stuckaturen, Deckengemälde u. s. w., kurz die ganze Rokokoherrlichkeit, welche man vor Jahren rastlos zu vertilgen strebte und jetzt wieder so sorglich zusammensucht. Die Wände eines der Korridore sind mit den Brustbildern der Äbte, von Adelhard dem Stifter an, ausgefüllt. Die Inschrift unter dem letztern lautet: Sanctus Adelhardus Senior S. Caroli Magni Imp. ex Bernardo Caroli Martelli Filio Consobrinus. — Electus Abbas novae Corbeiae in Solling D.CCC.XXII.

Der letzte Abt aber heißt: Ferdinandus L. B. de Lüninck Episcopus Corbeiensis et S. R. I. Princeps, natus in Ostwig ducatus Westphaliae, 25. Febr. 1755, Electus Episcopus Corbeiensis Anno 1794 etc.“ — Im großen Saale sind die Fresken aus der biblischen Geschichte und die Kaiserbilder bemerkenswert. Im nördlichen Flügel ist die vom Landgrafen von Hessen-Rotenburg gestiftete Bibliothek, aus über 100 000 Bänden bestehend, in schönen Magahonischränken, in welcher der bekannte Dichter Hoffmann v. Fallersleben von 1860 bis zu seinem Tode 1874 als Bibliothekar thätig war.

Die alte Klosterbibliothek dagegen, in der man 1514 die fünf ersten Bücher der Annalen des Tacitus entdeckte, ist größtenteils in das Provinzialarchiv übergegangen.

An den südlichen Hauptflügel des Klosters schließt sich die Kirche mit ihrer merkwürdigen fünfschiffigen, aus der Zeit Ludwigs des Frommen stammenden Krypta, welche „in ihren Gewölben, Kapitälformen und Profilen noch sehr an die Antike erinnert.“ Überhaupt fällt die Stiftung Corveys in die Regierungszeit Ludwigs des Frommen (816) und gehört somit zu den ältesten und bedeutendsten Klöstern in Deutschland. Ihre Segnungen und Verdienste bezüglich Ausbreitung des Christentums im heidnischen Sachsenlande hat neuerdings Weber in dem bereits citierten Epos: „Dreizehnlinden“ so anmutig verherrlicht. Bereits gab es im Frankenreich mehrere Klöster, in denen die bekehrten Sachsen Bildung und Gesittung empfingen.

Schon Bathilde, König Chlodwigs Gemahlin, hatte 662 bei Amiens an dem Bache Corbie, der in die Somme fließt, ein Kloster nach der Ordensregel des heiligen Benedikt von Nursia gegründet, das in der Folge Corbie oder Corbeia aurea genannt ward. Danach ging der Abt Adelhard von Corbie, ein Enkel Karl Martels, nachdem bereits Karl der Große in Sachsen die ersten Bistümer gegründet hatte, mit dem Plane um, auch eine Pflanzschule des Christentums für das neubekehrte Heidenvolk zu stiften und entsandte zu dem Zwecke Bruder Theodrad nach Sachsen. Doch erst seinem Nachfolger, der gleichfalls Adelhard hieß, war es vorbehalten, die Stiftung ins Leben zu rufen. An einem stillen Orte, Namens Hethi, tief im Sollinger Walde, erstand die Stiftung, hatte aber große Schwierigkeiten mit dem Boden zu bekämpfen. Da erwirkte der ältere Adelhard, der die junge Pflanzstätte besuchte, von Ludwig dem Frommen die Erlaubnis, einen geeigneteren Platz auszuwählen. Man fand einen solchen in der Nähe der königlichen Villa Huxori und errichtete daselbst ein Zelt für den Bischof und die Heiligtümer. Bischof Badurad von Paderborn weihte den Boden und pflanzte das Kreuzeszeichen, „da, wo man den ersten Stein zum Hochaltar der Kirche legen sollte“. Bei der Grundsteinlegung fand man eine rötliche Marmorsäule, die man lange fälschlich für die Irmensäule gehalten hat, die aber wohl ein Heiligtum des benachbarten Brunsberges war. Im Herbst 882 geschah die feierliche Übersiedlung der Mönche von Hethi, geführt vom greisen Adelhard, dem heiligen Ansgar, dem Apostel Skandinaviens, mit dessen Neffen Nortfried, Witmar, dem edlen Autbert und vielen anderen. So zogen die schwarzen ernsten Gestalten durch das raschelnde Herbstlaub des Sollinger Waldes „und sandten das vexilla regis prodeunt und andere Gesänge zum Preise Gottes zu den rauschenden Wipfeln der Eichen empor, zu denen früher nur heidnische, schlachten- und blutesfrohe Weisen hinaufgetönt.

Von nah und fern waren die Sachsen herbeigeströmt und durchlärmten die stille Waldeinsamkeit; wo aber der Zug nahte, da scharten sie still sich zur Seite, die wilden Männer mit dem wirren langen Blondhaar und den schreckbaren Antlitzen, die das Kopffell erschlagener Bären und Eber deckte; oder sie reihten fromm dem Zuge sich an und schritten mit hinab in das Weserthal, und sahen, wie vor einer unabsehbaren Menschenmenge Karl Martels Enkel und der Bischof der Paderstadt in dem neuen Kloster das erste feierliche Hochamt hielten."

Die junge Stiftung ward von Ludwig dem Frommen und seiner Gemahlin Judith reichlich mit Privilegien (Immunität und Münzrecht) und Gütern ausgestattet. Die Erwerbung der Reliquien des heiligen Vitus, eines lydischen Knaben, der unter Diocletian den Märtyrertod erlitten hatte, gaben dem Kloster noch einen besondern Nimbus. Der heilige Vitus ward der Schutzpatron von Corvey und als solcher auch auf der von Corveyer Missionären bekehrten Insel Rügen verehrt. Ja, man glaubt, daß St. Vitus, als die Heiden wieder dort die Oberhand erhielten, zu ihrem Hauptgötzen Swantowit verkehrt ward. Corvey stieg rasch zu einer hohen Blüte, erfreute sich der Gunst deutscher Herrscher, wie z. B. Heinrichs II., und brachte vor allem bedeutende Kirchenlichter und Leuchten der Wissenschaft hervor. So war Papst Gregor V. ein Mönch der Abtei zu Corvey, Ansgar und sein Nachfolger Rembertus wurden die ersten Erzbischöfe von Hamburg und Bremen. Als Lehrer wirkten dort der weise Rabanus Maurus und Paschasius Radbertus. Zum Teil erwarben sich die Corveyer Mönche hohe Verdienste um die deutsche Geschichtschreibung, wie der Rektor Wittekind zu Anfang des 11. Jahrhunderts. Ihnen verdanken wir die ersten fünf Bücher der Annalen des Tacitus, welche im dortigen Scriptorium jährlich zehnmal abgeschrieben wurden. Corvey erhielt einen großen Ruf als Erziehungsanstalt, und die vornehmsten Geschlechter sandten dort ihre Söhne hin; die Zahl der Mönche war bis auf 300 gewachsen. Hand in Hand mit dem Wachsen des Ruhms und der Frequenz ging auch die Verbesserung, Erweiterung und Ausschmückung des Stifts. Es erstanden neue Türme und Säulen, herrliche Glocken erschallten; zur Aufnahme des Kaisers erbaute man ein besonderes Kaiserhaus. Auch die Sage wob ihren Nimbus um das Kloster; wer kennt nicht die Legende von der weißen Lilie, die allemal ein Mönch in seinem Chorstuhl fand, sobald ihm sein Ende vorherbestimmt war? — Engelstimmen ersetzten einen fehlenden Mönch im Chorgesang, und so erzählt man sich der Wunderdinge gar mancherlei. So lesen wir in Wigands Chronik von der wunderbaren Verscheuchung von Räubern, die in die Kirche gedrungen waren, durch die Erscheinung gewaffneter Reiter u. dgl. mehr. Nach dem Frieden von Luneville ward die gefürstete Reichsabtei Corvey Westfalen einverleibt, kam später an den Landgrafen von Hessen-Rotenburg und dann an den Fürsten von Hohenlohe-Schillingsfürst, Herzog von Ratibor und Corvey.

Pyrmont. In einem von großen Waldungen umgebenen Thalkessel der Emmer liegt das freundliche Städtchen Pyrmont, früher Purmont, Peeremunt (vielleicht gleichbedeutend mit Mündung des Perebaches?), dereinst von einem Grafengeschlechte beherrscht, jetzt dem Fürsten von Waldeck zugehörig. Schon in alter Zeit waren die Mineralquellen Pyrmonts berühmt; der Chronist Heinrich von Herford (gest. 1370) nennt sie den „heiligen Born". Seit dem sechzehnten

Jahrhundert zogen sie viele Kurgäste an, und noch jetzt wird das Bad jährlich von über 7000 Heilbedürftigen besucht. Noch Ende des vorigen Jahrhunderts war Pyrmont mit Spaa wohl das besuchteste Bad Europas. Außer den stark eisenhaltigen Quellen, worunter der Stahlbrunnen die bedeutendste, giebt es auch Kochsalzquellen, wie der Salzbrunnen bei der Saline am Bahnhof. Seit 1688 führt eine herrliche Promenade, die sogenannte Hauptallee mit ihren Seitenalleen, von der Trinkquelle bis zum fürstlich Waldeckschen Schloß. An dieser Hauptallee liegen der Kursaal, das Theater, das Kaffeehaus, die Konditorei und zahlreiche Bazars. Zur Erinnerung an den Aufenthalt der Königin Luise steht in den Anlagen eine Büste der erlauchten Frau und erhabenen Kaisermutter. Als Erbauer des Schlosses wird ein Ahnherr der Grafen von Spiegelberg genannt; ausgebaut und mit Wall und Graben befestigt ward es von dem Grafen Hermann Simon von der Lippe.

Sehenswert ist noch die mit kohlensaurem Gas gefüllte Dunsthöhle, welche ähnliche Wirkung ausübt, wie die bekannte Hundsgrotte bei Neapel. Auch entbehrt Pyrmont keineswegs einer reizenden Umgebung, wie denn die Ausflüge nach Königsberg, Friedensthal, Schellenberg u. s. w. sehr lohnend sind.

Hameln. Wir nähern uns jetzt dem sagenberühmten Hameln, welches früher eine Festung war; die Stadt liegt äußerst anmutig am rechten Ufer der Weser, über die hier unterhalb des Einflusses der kleinen Hamel eine Kettenbrücke führt. Zunächst gilt hier unser Besuch dem schönen Münster, der Stiftskirche des heiligen Bonifacius im Übergangs- und frühgotischen Stile aus dem 14. und mit einer Krypta aus dem 12. Jahrhundert. Noch mehr reizt uns das sogenannte Rattenfängerhaus, ein stattliches Renaissancegebäude vom Jahre 1642. Man glaubt, daß der bekannten Sage vom Rattenfänger vielleicht die historische Thatsache zu Grunde liege, daß die Stadt in der Schlacht gegen den Bischof von Minden bei Sedemünder (1259) ihre ganze wehrhafte Jugend verlor; doch ist sie wohl richtiger auf einen uralten germanischen Göttermythus zurückzuführen. Wir meinen die Sage von Wodans wilder Jagd oder dem wütenden Heere, die später von dem höchsten Gotte der Germanen auf menschliche Typen übertragen wurde. Wodan nämlich, der alles durchdringende Geist der Natur, erscheint vorzugsweise als Sturm- und Totengott, welcher die Seelen der Abgeschiedenen nach der Zauberweise seines allgewaltigen Liedes oder nach dem verführerischen Klange seines Hifthorns hinter sich her durch die Lüfte zum wilden Tanze führt. Von dem Gotte, der, von einem Breithut beschattet und in einen weiten Mantel gehüllt, auf seinem achtfüßigen Schimmel an der Spitze seines wilden Heeres unter Hallo und Hussa durch die Lüfte saust, ward dieser Glaube anthropomorphistisch auf wilde Jäger oder wüste Ritter übertragen. So entstanden die Sagen von einem wilden braunschweigischen Jägermeister Hans von Hakelberg und vom Auszug des Rodensteiners im Odenwald. Ferner bildete sich im Anschluß an Wodans verlockendes Sturmlied und verführerischen Hörnerklang die Sage von einem dämonischen Querpfeifer oder Geiger aus. Daß darin Ratten oder Mäuse statt Kinder- oder Menschenseelen überhaupt vorkommen, ist ein häufig wiederkehrender Zug der Sage. So lesen wir in einem bekannten deutschen Volksmärchen, daß einem im Todeskampfe liegenden Kinde ein Mäuslein aus dem Munde spaziert, und sobald es wieder

dahin zurückkehrt, erwacht das Totgeglaubte zu neuem Leben. Eine ähnliche Bedeutung könnte man einer Stelle in Goethes „Faust“ unterlegen, wo gesagt ist, daß einer jungen Hexe ein rotes Mäuslein aus dem Munde springt. Ferner bedeuten in der allbekannten Sage vom Binger Mäuseturm die Mäuse wohl nichts anderes, als die den verbrannten Elenden entschlüpften Seelen, welche den hartherzigen Bischof Hatto wie Rachegeister verfolgen. Daß in Hameln wirklich einmal eine allgemeine Landplage mit Mäusen herrschte, ist ja glaublich und mag wesentlich zur Fixierung dieser Sage dort beigetragen haben, ebenso wie das phänomenale Aussterben von Kindern vielleicht infolge einer ansteckenden Seuche.



Fürstliches Schloß zu Pyrmont.

Bekanntlich hat außer der Goetheschen Ballade auch Julius Wolff diesen Stoff sehr anziehend in einem Epos behandelt und vor einigen Jahren sich die Bühne desselben bemächtigt. Außerdem verweisen wir unsere Leser, die sich für den Gegenstand näher interessieren, auf das bereits in dritter Auflage in unserm Verlage erschienene vortrefflich geschriebene Werk von Dr. W. Wägner: „Unsere Vorzeit“ (S. 90), sowie auf die mehr märchenhafte Behandlung der Sage in unserm „Märchenschatz“ von Franz Otto. —

Unweit der Stadt Hameln liegt der 1547 P. F. = 503 m hohe Köterberg (Götterberg?), in dessen Inneres einmal eine Jungfrau einen verliebten Schäfer vermittelst der zauberhaften Springwurzel hineingeführt haben soll. Dort sah er der Herrlichkeiten und Schätze gar viele und füllte sich die Taschen mit

Gold und Edelsteinen. Warnend rief ihm die Prinzessin zu: „Vergiß das Beste nicht!“ — sie meinte damit die Springwurzel, welche alle Thüren öffnete; doch der Hirte ließ sie liegen und fand so den Eingang nicht wieder, als er zu dem Zauberschlosse zurückkehren wollte. Das ist das bekannte Märchen, das man auch anderwärts erzählt. Statt der Springwurzel ist es dann die blaue Wunder- oder auch Schlüsselblume, welche Thor und Riegel sprengt.

Rinteln. Süntel und Deister. Wir folgen dem Laufe der östlich vom Süntel und Deister begrenzten Weser und gelangen in eine Ebene, in welcher Rinteln liegt. Die Strecke von Hameln bis Rinteln ist einer der schönsten Teile der Wesergegenden. Auf dem rechten Weserufer laufen die jähen und steilen Höhenzüge des Süntel (Suntdal, Suntal bei den Alten, vielleicht Sonnenthal bedeutend) und begrenzen das Thal scharf mit malerischen Felswänden. Fast nirgends im norddeutschen Hügellande sieht man die Kontraste zwischen Höhen und Tiefen so markiert wie hier. Selten sind die waldreichen Uferhöhen mehr als eine halbe Meile vom Strombett der Weser entfernt und erheben sich bis zu 330 m über den Wasserspiegel. Links ziehen sich die Abdachungen des Osning oder Teutoburger Waldes hin. Höchst malerisch erheben sich im Süntel die Paschenburg, 1083 P. F. = 352 m (die Reste des alten Schlosses Schaumburg stehen auf dem 212 m hohen Nesselberge), der Hohenstein, 1074 P. F. = 349 m, und der Luhdener Berg, 922 P. F. = 300 m, mit ihren klippenreichen Wänden. Von der Paschenburg genießt man eine entzückende Fernsicht über die ganze herrliche Landschaft von Hameln bis zur Porta: „gegen Nordost ragen die Gipfel des Deistergebirges, südwestlich ihnen gegenüber die Hügelrücken Pyrmonts und des Lipper Waldes, ja, bei heiterem Himmel im Osten wolkenhaft, ganz in die blaue Ferne gerückt, die Spitze des Brockens empor; unten schlängelt sich in behaglicher Ruhe der Fluß, von Hameln bis Rinteln nach Nordwesten, von da bis gen Vlotho ganz nach Westen strebend“. —

Auch Geschichte und Sage haben diesem „Sonnenthal“ Interesse verliehen. Hierher, auf die Grenze zwischen den Cheruskern und Angrivariern, verlegt man das berühmte Schlachtfeld des Germanicus, genannt Idistavisus, d. h. Feenwiese. Hier bluteten die Feldherren Karls des Großen, Adalgis und Geilo, von Wittekind geschlagen. Auch liguistische Heerhaufen unter Merode tränkten 1633 den Boden mit ihrem Blute. Den Paschen- oder Osterberg hat die Sage mit einem Nimbus mythischer Bedeutung umwoben. Hier huldigte man früher dem heidnischen Lichtdienst der strahlenden Morgengöttin Ostara, und in Erinnerung daran nennt man noch heute den Berg Osterburg. Von hier aus sollte am ersten Ostertage die Sonne drei Freudensprünge thun, womit der Volksglaube den Fortschritt der Jahreszeit naiv veranschaulichte; hier schöpfte man am Ostermorgen geweihtes, heilkräftiges Wasser aus der Quelle. Noch jetzt will man auf den Höhen und in den Klüften am Feste der Göttin weißgekleidete Jungfrauen schweben sehen. Von den benachbarten Bergen spielten die Riesen mit Felsblöcken Fangball oder überschritten mit Meilenstiefeln den Strom. In dem sogenannten „Mönken- oder Münkenloch“, einer tiefen Spalte, hauste einst ein wunderschönes Wichtelweibchen, das den Grafen von Schaumburg, der in ihren Gründen jagte, derart in die Netze der Liebe verstrickte, daß er darüber seine treue Gattin vergaß. Einmal schlich die Verlassene dem

treulosen Gemahle nach und fand ihn schlummernd im Schoße der Elfin. Leise schlich sie sich herbei und schnitt der Zauberin eine Locke von ihrem langen Goldhaar ab und hielt sie weinend dem heimkehrenden Gatten als unzweifelhaften Beweis seiner Schuld vor die Augen. Da fühlte der Graf Scham und Reue; zugleich war der Bann von seinem Herzen gelöst, und er blieb von nun an seinem braven Weibe treu. Um die Grotte der verlassenen Elfin aber hörte man von der Zeit an nachts die herzzerreißendsten Klagetöne, bis endlich der Spuk durch Gebete für immer gebannt wurde.



Rinteln.

Rinteln ward durch den Grafen Adolf von Schaumburg, welcher ein Cistercienser-Nonnenkloster 1238 hierher verlegte, gegründet. Dahin siedelten mit der Zeit auch die Bewohner eines jenseit der Weser gelegenen Ortes Rentelen über, und so entstand die Stadt Rinteln, in welcher 1621 die Grafen von Schaumburg ihre Landesuniversität errichteten.

Dieselbe hatte wechselnde Schicksale, bis sie 1810 durch König Jerôme von Westfalen aufgehoben ward. Abgesehen von einigen berühmten Namen war aber Rinteln kein Ort der Aufklärung, wenigstens nicht im 17. Jahrhundert, wo „kein altes Mütterchen ihres Lebens sicher war“; ja 1653—1660 leistete der „weise und fürsichtige Stadtrat von Rinteln das Stärkste im Hexenverbrennen“. Nicht ganz ohne Erfolg ließ dagegen hier der edle Friedrich von Spee (1631) sein berühmtes Werk: „Cautio criminalis contra sagas“ erscheinen.

Das Steinhuder Meer. Nördlich vom Deistergebirge, an der Nordgrenze von Schaumburg-Lippe, zeigt sich dem Reisenden ein langer hellglänzender Wasserstreifen, ein ungefähr $0_{,75}$ geograph. □Meilen großer See, das Steinhuder Meer. „Der Miniatursee, in 43 m Höhe, 5 m tief, hat im Nordosten in den bis 518' = 168 m (370 P. F. relat. Höhe) hohen Rehburger Bergen seinen Monte Baldo, in dem auf künstlicher Insel liegenden Wilhelmstein sein Peschiera, in der Aue seinen Mincio."

Der Wilhelmstein ist eine Musterfestung, welche einst der kriegerische Held Graf Wilhelm von der Lippe (gest. 1777) anlegte. In der von ihm gegründeten Kriegsschule erhielt auch der berühmte Regenerator des preußischen Kriegswesens Gerhard David von Scharnhorst seine erste militärische Ausbildung. Wirklich sehenswert sind die Sammlungen von Geschützen und Waffen in der Festung. Am westlichen Ufer liegt, unweit Wunstorf, der jährlich im Durchschnitt von ungefähr 800 Kurgästen besuchte Badeort Rehburg.

Doch kehren wir zur Weser zurück.

Bad Oeynhausen. Am rechten Ufer der Werre, eines Nebenflüßchens der Weser, liegt unweit Rehme anmutig das vielbesuchte Bad Oeynhausen, so genannt nach seinem Begründer, dem Berghauptmann v. Oeynhausen (1845). Die bereits 1839 begonnene Bohrarbeit auf Salz ergab nachgerade eine Tiefe von 785 m, und eine Soolquelle von „seltener Ergiebigkeit und Heilkraft". Schon Alexander v. Humboldt nennt in seinem Kosmos dieses Bohrloch die größte relative, d. h. unter den Meeresspiegel hinabsteigende Tiefe, welche die Menschen bisher erreicht haben.

Die vorsorgliche preußische Regierung nahm sich der Anlage des Bades bereitwillig an, und so ward im Juni 1845 das Bad mit drei ziemlich einfachen Badehäusern eröffnet. Zehn Jahre später machte sich besonders der Handelsminister von der Heydt um seine Vergrößerung verdient, und jetzt erhebt sich ein architektonisch reizvolles und stattliches, von König Friedrich Wilhelm IV. selbst entworfenes Badehaus. Außerdem treten „die drei zu Bädern benutzten kohlensäurereichen Thermalsoolquellen, welche zusammen stündlich 74 cbm Wasser liefern, in dem schönen, von Lenné angelegten Kurgarten zu Tage, die wärmste und Hauptquelle in einem mächtigen, 9 m hohen Strahle. Die Bohrlöcher sind gegen 620 m tief und mit hohen Bohrtürmen überbaut" .... Eigentümlich ist das Dunstbad, ein künstlicher Wasserfall der Heilquelle in einer bedeckten Rotunde. Daneben sind noch die Soolbäder aus besonderen, 4% und 9% haltenden Soolquellen, ferner auch die Gas- und Wellenbäder zu erwähnen.

In der Nähe liegt die königliche Saline Neusalzwerk, in deren Umgegend man schon 1847 das Flötzgebirge bis auf 700 m Tiefe durchbohrt hatte; dieselbe liefert jährlich 50000 Centner Salz.

Wir nähern uns nun dem Glanzpunkte des großen Wesergebietes, der sogenannten Porta Westfalica im Süden von Minden.

Porta Westfalica.

„Der Morgen graut; es lüftet sich der Schleier,
Der dämmernd noch die Erde rings umzieht;
Im Osten glimmt ein sanftes Rosenfeuer,
Und dampfend vom Gebirg der Nebel flieht,
Die Luft wird frischer und der Himmel freier,
Die Wolken zieh'n, vom Morgenrot beglüht;
Es sterben hin die letzten bleichen Sterne,
Und duftig taucht herauf die blaue Ferne.

So liegst du da vor meinen trunk'nen Blicken
Im Morgengold, Porta Westfalica;
Gewaltig Thor, das Felsenflügel schmücken,
Du Riesenpforte der Germania!
An dir soll sich mein müdes Herz erquicken,
Und ob ich Deutschlands schönste Auen sah —
Hier, wo die Weser braust durch deine Säulen,
Auf echtem deutschen Boden will ich weilen."



Das Steinhuder Meer.

Also begrüßt der Dichter die imposante Porta Westfalica, und ähnlich die Verfasser des „Malerischen und romantischen Westfalen":

„Wer von euch stand bei Sonnenuntergang auf der Weserbrücke bei Minden? Aus den Moor- und Heidestrecken des nordwestlichen Westfalen kommend, deren ödes Grau in Grau nur zuweilen ein Architekturblitz aus dem Mittelalter durchleuchtet, der Osnabrücker Dom etwa oder der lichte giebelzackige Strahl des Rathauses zu Münster, schritt er vielleicht trüb genug in die alte Stromstadt Minden hinein, und weder das buschige Glacis, noch der stattliche Simeonsplatz, weder der freundliche Domhof, noch die engen, altertümlich düsteren Straßen waren imstande, ihn eine glänzende Verwirklichung seiner Träume von einem

„malerischen und romantischen Westfalen“ hoffen zu lassen. Endlich hat er das Thor der Stadt erreicht. Noch ein paar Schritte und er steht auf der siebenbogigen Brücke; unter ihm schießt in die weite unabsehbare Fläche die Weser; und wendet er das Gesicht stromauf, rechts nach Süden, so sieht er die Berge, die der Anprall der Wasser vor Jahrtausenden durchbrochen, stolz und trotzig sich erheben. Die Porta Westfalica liegt vor ihm; nicht ein enges, zu beiden Seiten schroff und steil in den Strom herabfallendes Felsenthor (nur der östliche, der Antonius- oder Jakobsberg, wird unmittelbar von der Weser bespült), sondern ein nicht allzu schmales Querthal, welches außer dem Strome Wiesen und Ackerland anmutig ausfüllen, dessen Benennung aber, zumal von dieser Seite und in dieser Entfernung, durchaus passend und gerechtfertigt erscheint. Es ist nämlich noch eine gute Stunde bis dort, wo die Weser den Gebirgsrücken zerschnitten hat; links und rechts, dort unter den Namen des Süntels oder des Wesergebirges κατ᾽ ἐξοχήν, hier unter dem des Wiehegebirges streichend, zeigt er dem Blicke des Beschauers keine einzige Kerbe, keinen einzigen tiefern Einschnitt; nur der gewaltige, weitklaffende zwischen dem Jakobs- und dem Wittekindsberge liegt vor Augen und ist nun, abgesehen davon, daß durch ihn der Fluß aus dem Gebirgsland in die Ebene sich ergießt, in seiner Einsamkeit um so mehr einem imposanten Thore, einer Weserscharte, wie die umwohnenden Landleute die Pforte nennen, vergleichbar, als die Entfernung ein scheinbares Aneinanderrücken der getrennten Bergmassen bewirkt, und das Wiesengelände dazwischen in so geringer Breite zeigt, daß nun fast Berg neben Berg emporzuragen und die Weser hart am Fuße beider sich zu schlängeln scheint.

Das ist die Porta; und wer sie so gesehen hat nach mühsamer Durchwanderung des Flachlandes, von der Mindener Brücke aus, felsig und waldig, und von den heißen Tinten eines Sonnenuntergangs zu Ende Mai magisch beleuchtet, wohl schlug dem das Herz hoch auf vor Freude, und er lauschte lechzend hinab in das murmelnde Geschwätz des Flusses, der alle Märchen und Heimlichkeiten des eben verlassenen Waldgebirges ihm erzählen zu wollen schien. Silberfarben, hier und dort einen Scheideblitz der Sonne zurückwerfend, kam er durch Wiesen und Weiden herangeschossen; einsame Kähne schwammen stromunter; drüben noch eine vollständige „Mast“, „Bock“ und „Hinterhang“ und „Bulle“, die von keuchenden Pferden sich hinaufziehen ließ nach Hausberge; Herden am Ufer: ein heiteres lachendes Idyll lag vor ihm, dessen Grundton, den der Ruhe und des stillen ländlichen Friedens, selbst der am Fluß gelagerte Kriegsmann — Minden — nicht zu stören vermochte.“

Minden. Wenden wir uns nun zu der altehrwürdigen Stadt Minden, seit Karl dem Großen bis 1649 Sitz eines Fürstbischofs, bis 1872 Festung. Die Etymologie des Namens führt auf den Sachsenhelden Wittekind zurück. Dieser soll einst dem ersten von ihm eingesetzten Bischof St. Herumbertus von Minden sein Gebiet mit den lakonischen Worten abgegrenzt haben: „Myn — Dyn!“ (Mein — dein!), d. h. „Dies gehört mir — Das dir!“ oder: „Dies ist sowohl mein als dein!“ Andere legen dem Bischof diese Worte in den Mund. Dieser etwas zweifelhaften Herleitung steht die vom altdeutschen Zeitwort „minnen“ wegen der minniglichen Lage gegenüber, die einigermaßen durch andere minnigliche Lokalitäten der Nachbarschaft, wie „Himmelreich“, „Amorkamp“ und „Venusbach“ unterstützt wird.



Porta Westfalica.

Mindens reizende Lage preist schon der alte Historiker Meibomius, welchen Kutzen anführt, mit folgenden lateinischen Versen:

„Ibi rivi, ibi fontes,	„Dort sind Bäche, dort sind Quellen,
Ibi aquae nec non montes,	Berge, d'raus die Wasser schwellen,
Et brutorum pascuae;	Für die Herde Weide-Au'n;
Inibi videntur frontes	Dort sind Frauen mit der hellen
Dominarum et insontes	Reinen Stirne, dort die Wellen,
Ibi torrens Wisarae."	Die die Weser strömt, zu schau'n."

In den ältesten historischen Erinnerungen spielt der Sachsenherzog Wittekind eine große Rolle. Hatte er doch hier seine wichtigsten Besitzungen, auf den Höhen, die sich von der Weserscharte aus nordwestlich ziehen, dem Wiehegebirge.

Ja, an der Stätte, wo sich jetzt der schön proportionierte Dom erhebt, soll er ein festes Schloß besessen haben, von dem noch bis zum Jahre 1613 ein starker Turm zu sehen war. Diesen habe der Dompropst abbrechen lassen, und dabei sei man auf steinerne Särge, Gerippe und irdene Gefäße gestoßen. Ferner zeigt man bei Minden einen „Königsborn", in welchem der Sachsenherzog die Taufe empfangen haben soll; indessen fand die Taufe Wittekinds erwiesenermaßen in Attigny statt, und so verdankt die Quelle vielleicht ihren Namen dem Aufenthalte Konrads des Saliers (1026).

Die Stiftung des Bistums Minden verlegt man in die Jahre 780 oder 803, und es wirkten dort 60 Bischöfe, bis der Westfälische Friede das Werk Karls des Großen zerstörte.

Verhältnismäßig spät, als das Christentum jenseits bei den Franken bereits verbreitet war, erst im 7. Jahrhundert, kamen die Apostel, die Wildnis der Gegend und der Herzen zu lichten.

„Und als mit fester Eisenhand
Held Karl das deutsche Scepter führte,
Da war es, wo im Weserland
Sich manche Stimme mächtig rührte;
Da hörte man des Kreuzes Ruf
Mit hellem Klang an den Gestaden
Und sah der Frankenrosse Huf
Sich in den nord'schen Wellen baden",

so besingt dies Dingelstedt in seinem Lobgedicht: „Die Weser". Und in der That, der Eifer der ersten christlichen Sendboten hat etwas Heroisches. Mit kühner Hand fällen sie die heiligen Eichen des Heidenvolkes, zerstören ihre Irmensäulen, roden Wälder und undurchdringliche Wildnisse aus, stiften Kirchen und Kapellen, beugen den störrischen Sinn der Feinde und ertragen Hohn und Spott, Verfolgung, Wunden, ja selbst den Tod. „Fromme Frauen, bei denen ihre Lehre zuerst Eingang gefunden, beherbergen und pflegen sie; sie wirken Wunder zu deren Belohnung, wie bei ihrem Grabmal ebenfalls Wunder geschehen; sie verscheuchen die Unzahl schädlicher Vögel, wie Ludger die wilden Gänse bei Billerbeck; sie lassen Quellen in der Einöde aus Felsen entspringen, heilen Kranke u. s. w." In den Legenden von den Ewaldsbrüdern, der heiligen Ida, dem heil. Suitbert, dem Earl Siegfried von Northumberland und vielen anderen strahlt uns zwar nicht die blendende Pracht mittelalterlicher Romantik entgegen; aber es leuchtet uns die reine Himmelsglorie der sich für die heilige Kirche und das Wohl der Armen aufopfernden Nonnen und weltentsagenden Mönche wohlthuend in das Herz.

Auch an Karl den Großen, den kühnen Eroberer des Sachsenlandes und Verkündiger des Kreuzes, den „aisken Schlächter“, wie ihn die Sachsen in ihren Verwünschungen nannten, erinnern noch viele Sagen und Legenden. So soll er bei Osnabrück mit einer bloßen Gerte einen heidnischen Opferaltar aus Felsen in Stücke geschlagen haben. Ja, sowie wir ihm die Pflanzung der edlen Reben bei Rüdesheim und Ingelheim verdanken, so auch die echten westfälischen Schinken.



Minden.

Darum besingt Schlegel in seinem originellen Trinkliede die Verdienste des großen Karl wie folgt:

„Wenn wir den Rheinwein trinken,
So werde sein gedacht;
Auch die westfäl'schen Schinken
Hat er erst aufgebracht.

Er taufte ja die Sachsen;
Es war ein strenges Muß;
Er zog sie bei den Fachsen
Wohl an den Weserfluß.

Die heidnischen Westfalen,
Die schlachteten nicht ein;
Die Mönche d'rauf befahlen
Ein fett Sankt Martinsschwein.

Den heil'gen Mann zu ehren,
Hing man es in den Rauch:
So sah man sich vermehren
Den lobenswerten Brauch.

Es lebe Karl der Große,
Ein echter deutscher Mann!
Und jeder Deutsche stoße
Bei seinem Namen an!“ —

Zur Errichtung von Stiftern erwählte man aber mit Vorliebe wichtige heidnische Sitze und Mittelpunkte, und Kirchen erbaute man da, wo ein Wunderzeichen des Himmels die Stätte bezeichnet hatte. Um den geistlichen Sitz erstand dann allmählich eine Stadt, deren weltliches Oberhaupt der Bischof selbst ward. Gar häufig vertauschte ein solcher Kirchenfürst den Hirtenstab mit dem Schwerte, sei es, sich gegen die wilde Raublust roher Nachbarn zu verteidigen, sei es, um das Gebiet zu erweitern. So finden wir auch die Bischöfe von Minden bisweilen in Fehden verwickelt, und nicht selten gehen sie als Sieger daraus hervor. Die Städte suchten sich zum Teil der Herrschaft des Krummstabs zu entziehen und die geistlichen Herren in ihren eigenen Territorien zu beschränken. So wurden die Bischöfe von Minden gezwungen, ihre eigentliche Residenz nach Petershagen zu verlegen. Unter Kaiser Heinrichs IV. Regierung ward der Bischof Volkmar von Minden als ein Opfer der Parteiwut ermordet. In der Reformationszeit geriet das Stift „in die unsauberen Hände" des der neuen Lehre anhängenden Grafen Hermann von Schaumburg, welcher den Abt von Loccum auf öffentlicher Straße durchprügelte und nach endlich erhaltener päpstlicher Bestätigung sich auf die Arensburg zurückzog, um dort eine Bauerndirne zu heiraten. Der letzte (sechzigste) Bischof von Minden, Graf Franz Wilhelm von Wartemberg, war ein thatkräftiger Mann. Er war zugleich Bischof von Regensburg, Osnabrück, Minden, Verden und zuletzt Kardinal der römischen Kirche.

Durch die Wirren des Dreißigjährigen Krieges vertrieben, mußte sich der ehedem so reiche Herr mit den Einkünften seines Archidiakonats an der Kirche des heiligen Cassius zu Bonn begnügen, trat dann als Gesandter Kurkölns in Wien, Regensburg und Rom auf und vertrat auf dem Friedenskongreß in Münster fünfzehn Stimmen. Doch konnte er sich sein eigenes Bistum Minden nicht retten, das an Brandenburg für seine Ansprüche an Pommern hingegeben ward. So zog der schwarze Adler in die Stadt ein und am 1. Februar 1650 nahm der Große Kurfürst persönlich die Huldigung entgegen.

Minden ist später im Siebenjährigen Kriege bedeutungsvoll geworden. 1758 war der Marquis von Morangies vom Erbprinzen von Braunschweig aus Minden vertrieben worden. Im Sommer 1759 rückte unter Marschall Contades und Herzog von Broglio ein großes französisches Heer über den Rhein heran gegen Minden, worin ein General Zastrow eine preußische Besatzung befehligte. Ein Verräter Namens Sander aus Aalhausen, dessen Hof noch heute verflucht ist, zeigte den Feinden eine Furt durch die Weser. So ward die Festung zur Nachtzeit überrumpelt. Da rückte der Herzog Ferdinand von Braunschweig, dessen Heer von den Franzosen zuvor tief nach Westfalen zurückgedrängt worden war, wieder mit 50000 Mann heran. Das französische Heer, 80000 Mann stark, lagerte gegenüber, die Höhen des Wittekindsberges im Rücken.

Ein Bote des Marschalls Contades, der dem Herzog von Brissac ein Paar Schuhe nach Herford als Modell für eine Lieferung dieser Stadt bringen sollte — Jobst Heinrich Lohrmann hieß der schlaue und ehrliche Bürger von Minden — lieferte zuerst seine Schuhe dem Herzog von Braunschweig ab, welcher zwischen den Sohlen eine höchst wichtige Depesche fand, wonach der Angriff der Franzosen auf den 1. August festgesetzt war und Brissac gleichzeitig den Erbprinzen von Braunschweig, der mit einem besondern Corps bei Quernheim stand, angreifen sollte. Danach wußte besonders Graf Wilhelm

von Schaumburg-Lippe, der unter dem Herzog von Braunschweig stand, seine „ausgezeichneten Artilleriestellungen“ zu nehmen. Dadurch ging die Schlacht bei Minden für die Franzosen verloren. Leider verhinderte die Insubordination des Reitergenerals Lord Germain, den Sieg völlig auszunutzen. So konnten sich Contades und Broglio nach einem Verlust von 7000 Mann, 25 Geschützen und vielen Fahnen doch in ziemlicher Ordnung zurückziehen. Lord Germain ward in England vor ein Kriegsgericht gestellt und kassiert; König Georg II. strich ihn selbst aus der Liste der geheimen Räte, und das Volk hätte ihn beinahe zerrissen. Auch der Herzog von Brissac, welcher gleichzeitig den Erbprinzen von Braunschweig hatte angreifen und vernichten sollen, wurde nun umgekehrt von diesem geschlagen. Infolgedessen fiel Minden in die Hände der Verbündeten, und die Franzosen mußten sich nach Hameln, Münden und Kassel zurückziehen.

Zur Erinnerung an diesen Sieg steht auf dem Schlachtfelde von Todtenhausen ein am 1. August 1859 gesetztes gotisches Denkmal.

Seit 1816 war Minden in eine Festung nach modernem Schnitt umgewandelt, doch hatte sie späterhin keine Belagerung auszuhalten.

Sehen wir uns nun in der Stadt Minden selbst etwas um, so verdient vor allem der in schönen Verhältnissen erbaute Dom unsere Beachtung. Früher stand an der Stätte eine kleinere, dem heiligen Gorgonius, Laurentius und Alexander geweihte Kirche, die während des Aufenthaltes Heinrichs IV. 1062 ein Raub der Flammen ward. Alsdann führte man wohl zunächst den romanischen, ziemlich plumpen und geschmacklosen Turmbau aus; romanisch ist auch der östliche Teil, gotisch dagegen das zwischen Turm und Chor eingeschobene Langhaus, das drei gleichhohe Schiffe mit kühn anstrebenden Kreuzgewölben besitzt. Das Innere des Doms wurde im Jahre 1832, der Chor 1864—1865 restauriert. Besonders schön in der Anlage des Maßwerks sind darin die Fenster.

Der Domschatz enthält außerdem ein romanisches Reliquiarium und ein Kruzifix mit einer großen Kamee, einem Sardonix mit dem Bilde eines römischen Kaisers, das der gelehrte Eckhard für dasjenige Karls des Großen erklärt hat.

Unter den anderen Kirchen Mindens erwähnen wir die Marienkirche, welche das Epitaphium des streitbaren Ritters Georg von der Holle, „des westfälischen Sickingen“, enthält. Dieser Held lebte um die Mitte des 16. Jahrhunderts, und von ihm sagt ein Denkmal: „Complecti hac tabula singula nemo potest“, d. h.: „Alle Einzelheiten kann niemand auf einer einzigen Tafel verzeichnen.“ Desto mehr spricht das Volk davon, wenn auch die Heldenthaten dieses Mannes meist auf fremdem Boden spielten: er diente König Philipp von Spanien im Kriege wider Frankreich 1557 und dem Dänenkönig wider Schweden 1563.

Auch ein niedersächsisches Sprichwort erinnert an diesen heldenhaften Ritter Georg von der Holle:

„Halt zum Freunde Mönchhausen, Holle und Halle,
So behältst du deine Kuh im Stalle!“ —

So laßt denn noch einmal die Blicke über die Türme der Weserfestung und auf die Porta am rechten Ufer hinschweifen und von dem Strome Abschied nehmen. Da liegt auf dem letzten Höhepunkte des Süntelgebirges, dem Jakobsberge — so benannt nach einem dort wohnenden Invaliden — südlich von der aus 20 Häusern bestehenden Kolonie und dem Eisenwerke Porta der Marktflecken Hausberge, 1400 Einwohner, das „Haus der edlen Herren vom Berge“, eines mächtigen Geschlechts,

das bis zu seinem Erlöschen gegen Ende des 14. Jahrhunderts die erbliche Schutzvogtei über die Mindener Kirche besaß und sich für Nachkommen Wittekinds hielt. Sie wohnten in der jetzt verschwundenen Schalksburg im Thale, ihr Stammsitz aber lag auf der Höhe, die mons Wedigionis genannt wurde, und hieß in Urkunden castellum Widegenborch. Er war der höchste Punkt (834 P. F. = 271 m über dem Weserspiegel) auf dem „Wiehegebirge". Im 13. Jahrhundert erbauten dort Minoritenmönche die Margaretenklause. Im 10. Jahrhundert scharte eine fromme Frau, Namens Theutwif, gleichgesinnte Frauen um sich, die nach der Benediktinerregel lebten. Ihnen verdankte nachmals das Fräuleinstift zu St. Marien in Minden seine Entstehung. Auf sie, ihr Kloster im Walde am Wittekindsberge und auf die Schloßruinen in Hausberge hat man das bekannte schöne Volkslied vom „Fräulein vom Berge" bezogen.

„So meldet sie (die Weser) dir manchen Traum
Aus ihrer Vorzeit grauen Tagen
Und sieht dabei des Lebens Baum
Stets frisch an ihren Ufern ragen;
Es glänzen in der lichten Flut
Der Klöster, Schlösser, Burgen Trümmer,
Des Mondes und der Sonne Glut,
Der Türme und der Segel Schimmer.

Und meerwärts durch ihr Felsenthor,
Durch immer wechselnde Gefilde
Strömt sie die Wellen leicht hervor
Wie dichterische Traumgebilde;
In ihren Tiefen klar und rein
Hörst du es seltsam weh'n und rauschen
Und kannst bei stillem Abendschein
Der Nixe Wanderlied belauschen."



Rattenfängerhaus zu Hameln.



Odin, der Göttervater.

Die Wesergegenden von der Porta bis zum Tieflande.

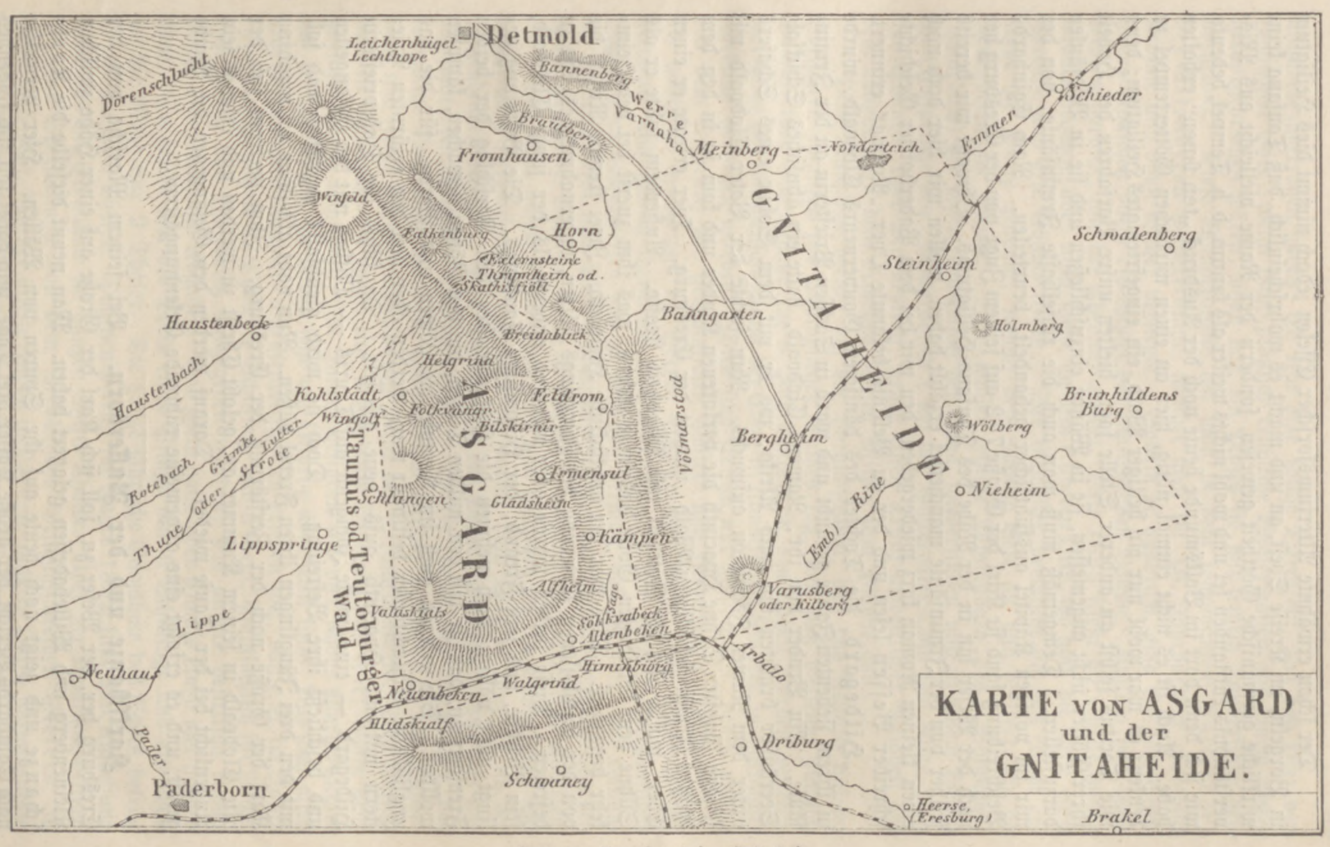
Der Teutoburger Wald. — Der Osning und die alten heidnischen Göttersitze. — Noch einmal die Irminsûl und das templum Tanfanae. — Die Karlschanze bei Willebadessen und der Bullerborn bei Altenbeken. — Driburg und Iburg. — Die Hinnenburg und Asseburg. — Das Nethethal. — Die Externsteine bei Horn. — Die Grotenburg und das Hermannsdenkmal (Ernst v. Bandel). — Detmold und die Senne (Pferdezucht). — Das Winnfeld und der Paß von Bielefeld. — Bielefeld und der Sparrenberg. — Das Ibbenbürener Kohlengebirge. — Iburg und Dörenberg. — Osnabrück (Justus Möser). — Tecklenburg.

Von **Marsberg** an der Diemel bis nach **Osnabrück** erstreckt sich in halbmondförmigem Bogen eine waldige Bergkette, welche in mittelalterlichen Urkunden **Osning** oder Osnegge genannt wird. Aus der letztern Benennung ist durch Abkürzung der Name „Egge" geworden, wie man heutzutage den Gebirgszug von Marsberg bis in die Gegend von **Paderborn** zur Lippequelle geographisch zu benennen pflegt. Den nordwestlichen Zug von da bis nach

Osnabrück heißt man gemeiniglich den „Teutoburger Wald“ und sucht hier das berühmte Schlachtfeld der Varianischen Niederlage. Indessen war der Name „Teutoburger Wald“ nie volkstümlich und ist erst durch die Gelehrten geläufig geworden. Ja, wenn einige Altertumsforscher Recht haben, die das Varianische Schlachtfeld ganz außerhalb dieser Gebirgskette suchen, wie z. B. Esselen in der Hügelgegend bei Beckum in Westfalen, dann wird die Benennung „Teutoburger Wald“ selbst von einem kleinen Teile des Osning ganz mit Unrecht gebraucht. Nach Tacitus (Ann. I, 60) nannten die Römer so das Waldgebirge oder Defilée (saltus), das unweit der Quellen von Ems und Lippe gelegen haben muß. Doch wir wollen diese Streitfrage gern den Herren Gelehrten überlassen, und mag sich noch mancher junge Philologe aus der bergehohen Varuslitteratur seine Doktordissertation zusammenschreiben.

Die Erklärung des Namens Osning giebt J. Grimm in seiner Mythologie (S. 106) als „heiliger Wald“ von dem sächsischen os, d. h. „Gott“, womit die nordische Benennung der Götter „Asen“, soviel als „Stützen der Welt“, zusammenhängen soll. Sollte demnach Osning soviel bedeuten wie das „Reich der Asen“, wie es denn nicht an Beweisführungen fehlt, daß im sogenannten Teutoburger Wald einst die germanische Götterverehrung ihren Hauptsitz gehabt haben soll? Und dies ist nicht undenkbar, sondern vielmehr wahrscheinlich. Würden sonst unsre Vorfahren mit solcher Wut gerade hier dem verhaßten Joche der Römer getrotzt haben, wenn sie nicht gerade hier für ihr Teuerstes, ihre größten Heiligtümer, pro aris et focis gekämpft hätten? Und sieben Jahrhunderte später stritten die Nachkommen derselben Cherusker, die zähen Sachsen, mit dem Heldenmute der Verzweiflung abermals hier für ihren alten Glauben, für ihre alten Götter, gegen den fränkischen Karl den Großen. Daß hier unsre Vorfahren ihre heiligen Haine, ihre Altäre und Göttersitze hatten, scheint sich durch auffällige Anklänge von Ortsnamen an die Benennungen der heidnischen Göttersitze, wie wir sie in den Liedern der Edda lesen, zu bestätigen. Wir verweisen deshalb des Weitern auf die Ausführung des jetzt in 3. Auflage in unserm Verlage erschienenen Werkes von Dr. W. Wägner: „Unsere Vorzeit“ S. 16 ff. (vergl. die Karte Schierenbergs von der „Gnitaheide“).

Freilich sind oft Etymologien auf den ersten Blick überraschend, bei näherer Beleuchtung aber mindestens zweifelhaft. So entpuppt sich die hochpoetische Ossenstiege, die zunächst als Asenpfad gedeutet wurde, nach plattdeutscher Auslegung des Wortes „Ossen“ für „Ochsen“, sehr prosaisch als ein „Viehsteg“. Ja, selbst die plausible Ableitung des „Teutoburger Waldes“ von einer Burg, resp. einem Heiligtume des germanischen Stammgottes Teut, und ebenso des Teuthofes am Fuße der Grotenburg wird durch Auffindung eines höchst prosaischen Gutsbesitzers „Töte“ oder „Tötemeier“ ziemlich zweifelhaft. Eine Beziehung des Osning aber zur germanischen Mythologie finden wir auch in der nordischen Wilkinasage, in der es heißt, daß der Held Dietrich von Bern an dem Walde Osning in eine Herberge kommt und dort von der Burg Drachenfels und dem Könige Drosian an der andern Seite des Waldes erzählen hört. Endlich soll sich nach des Geschichtsforschers Giefers Annahme zwischen Driburg und Willebadessen das Nationalheiligtum der Sachsen, das templum Tanfanae, befunden haben, das Germanicus bei seinem Zuge durch das Gebiet der Marsen im Jahre 14 v. Chr. von Grund aus zerstörte.



Karte von Asgard und der Gnitaheide.

Der schon erwähnte Altertumsforscher Esselen jedoch nimmt dies Heiligtum in Borgeln, im Kreise Soest, an und macht es wahrscheinlich, daß Tanfana keine wirkliche germanische Gottheit gewesen, sondern der Name vielleicht aus Mißverständnis entstanden sei und wohl nichts weiter als fanum, d. h. Tempel, bedeute, wie sich denn dort im Volksmunde heute noch der Ausdruck „ten fanen“ erhalten habe. Auch ist es nicht einmal nötig, hier an einen wirklichen Göttertempel zu denken; es war wohl nur ein heiliger Wald, ein eingefriedigtes Heiligtum; denn wie Tacitus selbst an anderer Stelle sagt, hielten unsre Vorfahren der Hoheit ihrer Götter nicht angemessen, sie in Wände einzuschließen und sie in Bildsäulen darzustellen. Demgemäß muß man auch die rätselhafte Irminsäule, von der wir im vorigen Kapitel ausführlicher gehandelt, beurteilen. Nach Eginhards Beschreibung fand sie Karl der Große 772 auf seinem Zuge von der Eresburg her nach der Weser hin in der Nähe des Tanfana-Heiligtums. Obwohl wir bereits früher von der Irminsäule mancherlei erzählt haben, wollen wir hier doch noch einen kleinen Roman kurz wiedergeben, den wir bei dem Paderborner Geschichtschreiber Bessen lesen und der an Bellinis bekannte Oper „Norma“ erinnert.

„Hildegard, die Tochter des dänischen Gouverneurs Clodoald, wurde in ihrem siebenten Jahre geraubt und ward in Sachsen Priesterin an der Irminsäule. Ein Bruder von ihr, Namens Clodoald, hatte ein ähnliches Schicksal; Seeräuber brachten ihn nach Afrika, wo er mit dem Sohne eines Schäfers unter dem Namen Ischyrion aufwuchs. Nun suchte der Vater Clodoald mit seinem jüngsten Sohne Hyacinth die verlorenen Kinder und kam so in den dem Götzen Irmin geheiligten Wald, unweit der Eresburg. Hier erlegte er einen Eber, wofür ihn die Gottheit mit Blindheit strafte. Außerdem sollte er als Sühne dem beleidigten Gotte dasjenige opfern, was ihm zuerst bei der Heimkehr begegnete. Dies war der unglückliche Hyacinth. Zwei fremde Ritter, die von der beschlossenen Opferung des Jünglings hörten, unternahmen es, ihn zu befreien. Diese beiden waren aber niemand anders als der junge Clodoald, sein Bruder, und sein Freund, der Hirtensohn Faustinus. Die Befreiung gelingt nicht völlig; doch nehmen die Götzenpriester den Vorschlag der beiden Fremden an, daß sie mit den wilden Tieren, die den Götzen bewachen, kämpfen wollten. Sie erlegen auch im Kampfe die Löwen und Bären, für die das unglückliche Schlachtopfer bestimmt war, werden aber von den erzürnten Priestern mitsamt Hyacinth aufs neue gefesselt. Da fühlt die Hohepriesterin Hildegard — eine zweite Iphigenie auf Tauris — Mitleid mit den Gefangenen und beschließt ihre Befreiung. Doch sie wird gleichfalls ergriffen und soll mit den drei Jünglingen ihren Frevel büßen. Nun naht als deus ex machina Karl der Große nach der Zerstörung der Eresburg. Ihm vertraut sich der alte Clodoald in seinem Kummer an, gelobt Christ zu werden und erlangt sein Augenlicht bei der Taufe wieder. Darauf werden den Gefangenen die Bande gelöst, und es erfolgt eine allgemeine rührende Erkennungsscene.“

Karlschanze und der Bullerborn. Bei seinem Marsche von der Eresburg her, der Weser zu, soll sich Karl der Große auf einer Höhe zwischen Kleinenberg und Willebadessen gelagert haben. Man nennt dieselbe die Karlschanze und zeigt noch heute auf ihr Spuren von Wällen. Hier verweilte nach Eginhards Bericht der große Kaiser drei Tage, und dabei soll sich folgendes

Wunder zugetragen haben: Es trat eine solche Dürre ein, daß das Heer verschmachtet wäre, wenn nicht plötzlich reichliche Wassermassen aus einem Berge hervorgebrochen wären, ohne daß ein Moses sie mit seinem Zauberstabe hervorgelockt. Diese Wunderquelle hat man in dem sogenannten Bullerborn bei Altenbeken wiedererkannt, welcher noch im 16. Jahrhundert periodisch strömte und dann wieder versiegte. Sobald er ausbrach, ging ein geheimnisvolles Rauschen durch die Wipfel der umstehenden Bäume, „sibilum per cacumina arborum“, wie der Chronist meldet. Seit 1638 fließt die Quelle wieder ununterbrochen, aber nicht mehr an dem früheren Orte, wo noch die Reste einer Terrasse und alte Bäume stehen. Das Gewässer vermischt sich mit einem andern, die Sage genannt, nimmt den Namen Beke an und verliert sich bei Neuenbeken im Sande. Hier wollen einige Mythologen das „Sökwabek“ (Sinkebach) der Edda, den Palast der Saga, wiederfinden und in einem Weiher bei Lippspringe den „Mimirsborn“, wo der Göttervater Odin sein Auge, d. h. das Sonnen- oder Mondeslicht, gegen einen Trunk urweltlicher Weisheit aus dem Wunderquell dem urweisen Riesen Mimir zum Pfande gab.

Diese Annahme beruht auf der Voraussetzung, daß das Asgard unserer Vorfahren inmitten des Teutoburger Waldes lag, und daß vielleicht flüchtige Sachsen ihre Sagenschätze im 8. Jahrhundert in den hohen Norden retteten, wo sie in der Mythensammlung der Edda in klimatischem Kolorit, in nordischer Färbung geborgen wurden. Dies sind freilich nur Hypothesen, denen andere von dem Ursprung der germanischen Götter- und Heldensagen entgegenstehen. So haben ja neuerdings die Herren Bugge und Bang viele antik-klassische Elemente und jüdisch-christliche Überlieferungen in den nordisch-germanischen Sagenstoffen nachzuweisen und zu beweisen versucht, daß die nordischen Wikinge auf ihren Fahrten nach Westen vorzugsweise auf den britischen Inseln von den ersten christlichen Aposteln solche Bestandteile in ihren Sagenkreis verschmolzen.

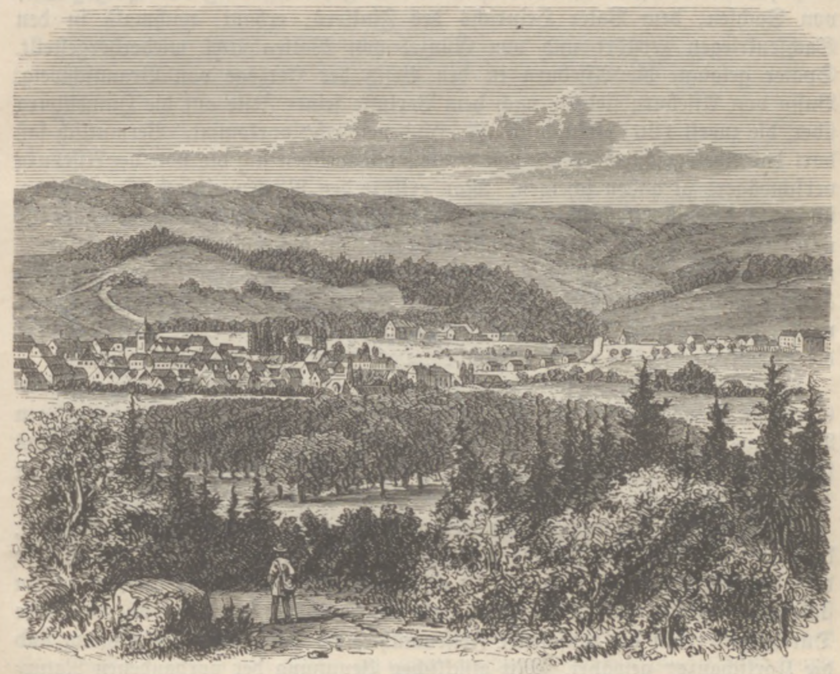
Wir setzen unsere Wanderung fort und gelangen an der ehemaligen, jetzt zerstörten Cisterzienserabtei Hardehausen vorbei nach Willebadessen an der „jugendlichen Nethe“. Dies war ehedem ein Benediktinerstift (1149), um das sich später ein Städtchen anbaute (1317). Weiter rechts liegt ein Kloster, das hochadlige Damenstift Heerse, gestiftet vom Bischof Luthard III. von Paderborn und seiner Schwester Walpurgis Mitte des 9. Jahrhunderts. Sehr sehenswert ist die Kirche, die zuerst eine flachgedeckte Säulenbasilika war; später aber ward sie gotisch umgebaut. Im Innern befinden sich vier schöne Marmoraltäre aus der Rokokozeit, die leider sehr mit Ölfarbe überkleckst sind. Aus den alten noch vorhandenen Kammer- und Renteiregistern ersehen wir, daß z. B. im Jahre 1561 zum Haushalt 12 Thaler 7 Schillinge und 2 Deut, hauptsächlich für Fische, Käse, Salz und Zwiebeln, ausgegeben wurden; das andere bestritten eigner Besitz, Ökonomie und Abgaben. Das Geld hatte aber damals einen viel höhern Wert. So finden wir als Preis eines Pflugs nur 6 Schillinge und als Lohn für die Magd nur 2 Thaler. Die ganze jährliche Einnahme des Stifts betrug an bar nur 275 Thaler. Dagegen betrug im Jahre 1802 kurz vor Aufhebung des Stifts die Einnahme im ganzen 8366 Thaler. Über den Nethegau besitzen wir eine Spezialstudie von dem westfälischen Geschichtschreiber Giefers, in der er nachweist, daß der älteste Anbau in Dörfern, nicht in Höfen stattgefunden, und daß davon im Laufe der Zeiten ungefähr ein Dritteil verschwand.

Driburg und Iburg. Wir erreichen das von Waldbergen umkränzte anmutige Thal von Driburg, einem reizenden Badeort mit einer herrlichen vierzeiligen Lindenallee, mit freundlichen Logier- und Badehäusern, Promenaden und Verwaltungsgebäuden, an die sich das gräfliche Schloß anreiht. Die breite Straße mündet in einen schönen Park, „der sich in einem engen romantischen Thale zwischen steilen, mit prachtvollen Fichtenbeständen bedeckten Bergwänden verliert.“ Die Heilquelle sprudelt sehr reichlich hinter der „Wandelhalle“ ihr eisenhaltiges Wasser aus. Über den Ursprung der Stadt Driburg vermutet Giefers in einer Monographie „Zur Geschichte der Burg Iburg und Stadt Driburg“, daß schon frühe am Fuße der Iburg eine Burg entstand, aus welcher nachmals die Stadt Driburg erwuchs. Vermutlich legten die Paderborner Bischöfe im 12. oder im Anfange des 13. Jahrhunderts diese Burg an, und einer der Burgmänner, vielleicht ein Mitglied der Ritterfamilie v. Brakel, ward Stammvater der Ritterfamilie zu Driburg, die urkundlich um die Mitte des 13. Jahrhunderts genannt wird. Die Erinnerung an die Burg klingt heute noch im Volke nach, wenn es heißt: „nach der Driburg gehen“. Die Ableitung des Namens hängt nicht mit dem Zahlwort „drei“ zusammen; denn von einer dritten Burg ist keine Spur vorhanden, sondern die Benennung entstand wohl aus einer Zusammenziehung des Artikels „der“ mit „Iburg“. Iburg und Driburg erscheinen auch urkundlich so miteinander verwachsen, daß die Geschichte beider nicht zu trennen ist.

Die erste urkundliche Erwähnung der Iburg geht zurück auf das Jahr 1120; ja, Gobelin rückt die Zeit ihrer Entstehung hinauf bis auf Karl den Großen. In ihrer Nähe soll auch nach Giefers die Irminsäule gestanden haben. Soviel ist urkundlich sicher, daß um 1128 der Bischof Bernhard von Paderborn „auf dem Berge Iburg“ ein Nonnenkloster stiftete und damals schon auf demselben eine Kirche des Stifts Neuenheerse stand. Dies läßt darauf schließen, daß der Berg schon früher bewohnt und befestigt war, sonst würde man sich zum Bau einer Kirche schwerlich eine so steile und rauhe Höhe ausgesucht haben. Wie ferner der heilige Bonifacius, nachdem er die Donnereiche bei Geismar gefällt hatte, an derselben Stelle aus dem Holze des Baumes eine Peterskirche baute, so mag auch Karl der Große nach der Eroberung der Eresburg eine solche an der Stätte, wo er die Irminsäule zerstörte, errichtet haben, und in der That wird auf der Iburg schon 1136 eine Peterskirche urkundlich erwähnt. Wegen der Unwirtlichkeit des Aufenthaltes siedelten denn auch die Nonnen von der Iburg bald nach Gehrden über; doch wurde ein Geistlicher oben gelassen. Im Jahre 1184 erhielt das Stift Heerse das Eigentumsrecht über die Iburg; danach kam sie an die Paderborner Kirche; dann ließ 1189 Bischof Bernhard II. von Paderborn die alte Iburg aufs neue befestigen und mit Mannschaft besetzen. Im Jahre 1227 wird ein Ritter Hermann von Brakel unter den Burgmännern der Iburg urkundlich genannt. Später heißt es von den Rittern Werner und Bernhard v. Brakel, daß sie in castro Driborg wohnten; also erscheint hier der Name Driburg statt Iburg. Vermutlich erstand am Fuße der unwirtlichen Iburg eine neue, wohnlichere Burg, die Driburg. Um diese siedelte sich dann das Städtchen Driburg an, das auch eine Peterskirche besitzt. Aus der Ritterfamilie von Driburg wird zuerst urkundlich 1256 ein Amelungus de Driborch genannt und danach noch andere. Die

wechselnden Schicksale der Burg und ihrer Besitzer zeigen uns viele noch vorhandene Verkaufsurkunden. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts starb das Geschlecht aus, und die Ansiedelung um die Burg hatte sich zur Stadt emporgeschwungen, wahrscheinlich schon im 13. Jahrhundert.

Seine Badeanlagen verdankt Driburg dem Grafen Sierstorff, der im Jahre 1842 im 92. Lebensjahre verschied. Dieser kunstsinnige Herr, der auch eine reichhaltige Gemäldegalerie nach Driburg brachte, stammt aus einem niedern Bürgersgeschlechte, das sich erstaunlich emporarbeitete. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts siedelte sich ein Faßbinder Sierstorff in Köln an, dessen Sohn es zum Domherrn brachte und dann seinen Bruder Jura studieren ließ.



Bad Driburg.

Dieser Jurist freite die Tochter des Bürgermeisters, ward Syndikus der freien Reichsstadt und nannte sich Franken-Sierstorff. Von da ab klimmte das Geschlecht immer eine Staffel höher vom Stadtgrafen- zum Reichsfreiherrnstande. Von einem Enkel dieses Syndikus Franken-Sierstorff, einem Bischof in Antwerpen, rührt die kleine, aber vortreffliche Gemäldegalerie Driburgs her, deren Hauptschmuck ein großes allegorisches Gemälde von Meister Franck aus dem Jahre 1635 ist. Die Schöpfung erinnert uns lebhaft an die bekannte Fabel des Altertums „Herkules am Scheidewege“. Wollust, Ehrgeiz — Wahrheit und Religion machen sich in anschaulichen Gaukelbildern die Herrschaft über einen Jüngling streitig, und den pessimistischen Hintergrund malen Vergänglichkeit und Tod.

Hinnenburg und Asseburg. Nach einer Wanderung durch tiefes Waldesdunkel erblicken wir in einem anmutigen Thale die Stadt Brakel, auf deren linker Seite sich das stolze Schloß Hinnenburg erhebt, dessen Scenerie an das in Gutzkows Roman „Der Zauberer von Rom" geschilderte Schloß Neuhof des Freiherrn von Wittekind erinnert. Hier residierte das Adelsgeschlecht derer von Asseburg — ein Name, in welchem Altertumsforscher Anklänge an das in Tacitus' „Germania" erwähnte Asciburgium erblickt haben, das Odysseus auf seinen Irrfahrten gegründet haben soll. Wir haben jedoch schon im vorigen Bande dieses Werkes im Kapitel „Kleve" die Vermutung ausgesprochen, daß unter diesem sagenhaften Asciburg das Städtchen Asburg unweit Xanten zu verstehen sein dürfte. Vermutlich ward die Feste Asseburg von Herzog Otto von Sachsen, dem Vater Heinrichs des Finklers, erbaut, nachmals in den Sachsenkriegen zerstört und von Günzel von Wolfenbüttel wiederhergestellt. Später gelangte die Asseburg in den Besitz der Herzöge von Braunschweig. Busso von Asseburg siedelte nach dem Verluste seiner Feste auf die Hinnenburg über, die zuerst 1261 urkundlich als „Hindeneborch" vorkommt. Vermutlich saß dort das Adelsgeschlecht derer von Brakel, mit welchen sich die von der Asseburg verschwägert zu haben scheinen. Man erklärt den Namen einfach für „hintere Burg", indem man noch eine andere verschwundene Feste „Altenburg" zwischen ihr und Brakel annimmt. Man braucht also nicht an die mythologischen „Hünen", noch weniger an die historischen „Hunnen" zu denken. Die Hinnenburg beherrscht äußerst malerisch den Nethegau; auch das Innere des Schlosses ist sehr sehenswert. Um das romantische Schloß webt auch eine anmutige Sage ihren Nimbus, die lebhaft an die Uhlandsche Ballade „Das Glück von Edenhall" erinnert.

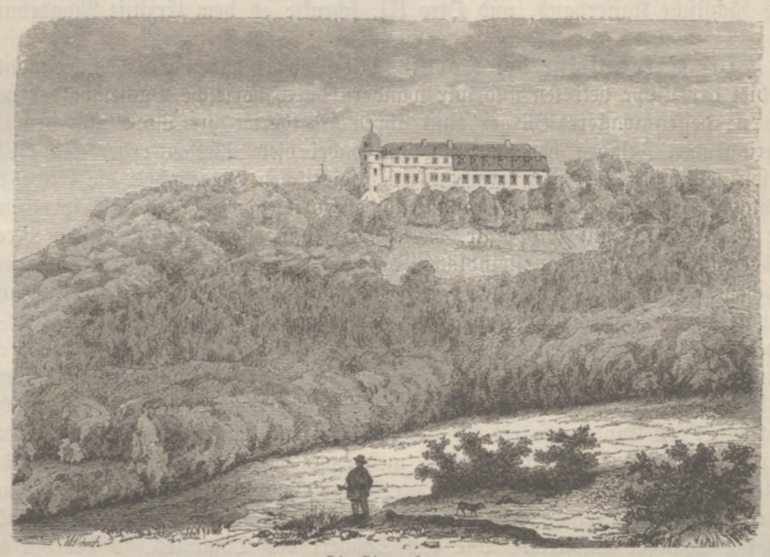
Die Stadt Brakel im Thalgrunde an der Nethe (Nitara) war einst von Corveyer Mönchen besiedelt, welche 836 dorthin mit den Gebeinen des heiligen Vitus aus Frankreich wanderten; damals hieß der Ort Villa Brechal, woraus später Brakel ward. Das alte Rittergeschlecht derer von Brakel wird zuerst 1185 erwähnt, aber zwei Jahrhunderte später nicht mehr.

Wir pilgern das romantische Nethethal hinauf und gelangen nach Rheder, dem einstigen Sitze des Adelsgeschlechts von Mengersen, das ursprünglich hier drei Burghäuser besaß. Um 1750 erbaute Franz Joseph von Mengersen ein stattliches Schloß. Daran fügte sich bald ein herrlicher Park, der überraschende Durchsichten „auf die rauschende Felsenmühle, die Bergrücken des Osning und die Karlschanze" gewährt. Mit glücklicher Benutzung der vorhandenen Naturgüter hat es Graf Joseph Bruno von Mengersen, zugleich ein Dichter („Die heilige Elisabeth", „Cherusker und Römer", sowie Verfasser des Romans „Irma und Nanko"), verstanden, einen der anmutigsten Lustgärten ins Leben zu rufen. In der Hauskapelle verewigt ein Bild die etwas unglaubliche Familiensage von dem in türkische Gefangenschaft geratenen, aber durch einen Türkensklaven, der sich als sein früherer Küchenjunge entpuppt, wunderbar geretteten Obersten Johann Moritz von Mengersen. Auch eine Sage spielt in dem Parke von Rheder, deren sich die Poesie bemächtigt hat. Es ist die vom bestraften Trompeter aus dem Dreißigjährigen Kriege, den hier an jäher Bergeswand ein Greis für den Mord seiner Enkelin mitsamt seinem Rosse in die schäumende Nethe stieß. Ein äußerst anmutiges Seitenthal bietet auch ein Nebenflüßchen der Nethe, die Öse, besonders bei Dringenberg. Bis 1808 feierte man dort ein

sehr sinniges Erinnerungsfest an den frühern Besitzer, den Bischof Bernhard V., in öffentlichen Aufzügen und feierlichen Seelenmessen.

Die im Mittelalter durch Handel und Gewerbe aufblühende Stadt Dringenberg hat namentlich Meisterwerke in der Goldschmiedekunst aufzuweisen; so den Liborikasten, jetzt im Dome zu Paderborn befindlich. Doch wir müssen das auch neuerdings durch Webers „Dreizehnlinden“ verherrlichte Nethethal verlassen, um uns dem nicht minder anmutigen der Emmer zuzuwenden.

Wir wandern nordwärts und gelangen zunächst in das freundliche Bökendorf, wo der Leutnant des Götzischen Reiterregiments, Johannes Schneeberg, der Mörder und Berauber des Schwedenkönigs Gustav Adolf in der Schlacht bei Lützen, herstammen soll.



Die Hinnenburg.

Im Emmerthale liegt am Fuße des Stoppelberges die stattliche, im Renaissancestil erbaute Wasserburg Thienhausen, die an den Freiherrn August von Haxthausen kam und von diesem zu einem wahren Museum ausgeschmückt ward. Da sieht man die wunderlichsten Dinge zusammengehäuft: Tapeten, Teppiche, Gemälde, Majolika, Porzellan, Schreine, Uhren, Waffen, Rokokogegenstände u. s. w. Als Kuriosum erwähnen wir einen Saal voll Pferdeporträts; darunter der berühmte Schimmel „Kranich“ des Grafen Günther von Oldenburg, dessen Mähne und Schweif so lang waren, daß sie von Knechten wie Schleppen nachgetragen wurden.

Am Kloster Marienmünster gewahrt man noch in einem massiven Turme die Überreste des Edelsitzes derer von Schwalenberg, welche fleißigen Benediktinermönchen einen Bezirk für ihre Siedelei einräumten. Es entstand ein blühendes Kloster mit schöner Stiftskirche; 1804 ward es jedoch aufgehoben.

Zur Grafschaft Stoppelberg, an deren Besitzer noch die Burgruinen auf dem gleichnamigen Berge gemahnen, gehörte das freundliche Städtchen Steinheim mit einem schönen Brunnen auf dem Marktplatze und einer alten Kirche.

Unterhalb Steinheims verengt sich das Thal der Emmer (Ambra); sie schlängelt sich durch Wiesengründe und wird von waldigen Höhen begrenzt. Wir kommen so nach Schieder, wo die fürstlich Lippesche Sommerresidenz, ein einfaches landhausartiges Schloß, liegt, mit herrlichen Lauben, Terrassen und Anlagen. Schieder wird wie „Thietmelle" (Detmold) schon zu Karls des Großen Zeiten erwähnt. Die Annalisten erzählen nämlich, daß Karl der Große in der Villa Liudihi (Lügde) neben der sächsischen Feste Skidroburg am Flusse Ambra das Weihnachtsfest gefeiert habe, welche vermutlich auf dem Schieder benachbarten Hermannsberge gestanden hat. In Schieder soll ferner einer alten Chronik zufolge Karl der Große 789 das siebente Bistum gestiftet haben. Wahrscheinlich kam Schidara durch die Kaiserin Mathilde als Erbe des großen Wittekind an das sächsische Kaiserhaus, und Otto III. schenkte es dem Erzstift Magdeburg.

Die Externsteine bei Horn. Mit Schieder haben wir das freundliche Gebiet der Lippe betreten und wir wandern durch herrliche Buchenwälder nach Horn, dessen wackere Bürger einst ihren Edelherrn zur Lippe aus den ihn umringenden Feinden heraushieben und dabei viele Waffen erbeuteten. Mit diesen geschmückt, erschien dann bei jeder feierlichen Gelegenheit die Gilde der Schlachtschwertiner. Das Interessanteste bei Horn jedoch sind die vielbesprochenen Externsteine: fünf imposante, vielleicht in unvordenklicher Zeit vom Meere ausgewaschene Quadersandsteinblöcke, die wie eine uralte, hier und da durchbrochene gewaltige Mauer quer von der Chaussee von Meinberg nach Pyrmont emporragen. Der höchste der Steine — eigentlich sind es ihrer dreizehn — erhebt sich am äußersten Ende gegen Westen bis zu 39,4 m steil empor; ein kleiner See bespült ihn, den ein Bach, die Lichtheupte, künstlich bildet, und anmutige Anlagen umrahmen ihn. Eine in den Felsen gehauene Treppe „führt auf den plateauartigen Gipfel, wo ein Tisch mit steinernen Bänken zur Ruhe einladet." Der zweite, grotesk gestaltete Felsen, mehr nach Norden gerichtet, überragt den ersten. Den dritten, weit niedrigern, verbindet eine Brücke mit dem zweiten und führt zu den Resten einer alten Kapelle. Zwischen dem dritten und vierten windet sich die Chaussee hindurch. Wie das Schwert des Damokles, so bedroht den Wanderer ein auf dem vierten Felsen ruhender Steinblock, der jeden Augenblick herunterzufallen droht. Eine Chronik vom Jahre 1627 berichtet von ihm: „so der Wind stark wehet, so beweget er ihn — aber er bleibet gleichwohl hangen. Wie er aber oben angeheftet sei, das weiß niemand als Gott selber."

Der fünfte Felsen überragt die anderen etwa um 5 m, durch den schmalen Bergrücken, welcher Knickhagen heißt, emporgetragen. Was uns, nachdem wir die gewaltigen Felsriesen in ihrem Gesamteindruck genügend bewundert, zunächst bei näherer Betrachtung in die Augen fällt, das ist vor einem Eingange zu einer in den äußersten Westfelsen gehauenen oder natürlichen Grotte ein Steinrelief, wohl das „wichtigste und bedeutendste Denkmal uralter christlicher Skulptur", die Abnahme Christi vom Kreuze darstellend.

Das Werk hat zwar teils infolge von Verwitterung, teils durch rohe Zerstörung von Menschenhand viel gelitten; aber immerhin erkennen wir noch deutlich die Gestalten unseres Heilands, Josephs von Arimathia und des Nikodemus trotz fehlender Arme und Beine. Der heiligen Jungfrau Maria zur Linken fehlt gar der Kopf, und der des Lieblingsjüngers Johannes ist stark beschädigt.

Allegorische Figuren, wie eine halbe Christusgestalt mit einem Menschenkinde in den Armen, selbst umgeben von einem Kreuzesnimbus und eine mit einem kreuzförmigen Sterne gekrönte Siegesfahne haltend, sowie ein trauernder Kopf mit einem Sonnennimbus zur Linken und ein anderer mit einem Mondnimbus zur Rechten schweben über dem Ganzen. Dies stellt ohne Zweifel die durch Christi-Kreuzestod bewirkte Welterlösung und Erhebung der entsündigten Menschenseele zum Himmel dar.



Die Externsteine bei Horn.

Über den künstlerischen Wert dieser Steinskulptur hat sich schon Goethe beim Anblick einer von Rauch verfertigten Zeichnung folgendermaßen geäußert: „Die Komposition des Bildes hat wegen Einfalt und Adel wirkliche Vorzüge. Ein den Leichnam herablassender Teilnehmer scheint auf einen niedrigen Baum (es ist ein Sessel) getreten zu sein, wodurch denn die immer unangenehme Leiter vermieden ist. Der Aufnehmende ist anständig gekleidet, ehrwürdig und ehrerbietig hingestellt. Vorzüglich aber loben wir den Gedanken, daß der Kopf des herabsinkenden Heilandes an das Antlitz der zur Rechten stehenden Mutter sich lehnt, ja, durch ihre Hand sanft angedrückt wird: ein schönes, würdiges Zusammentreffen, das wir nirgends wieder gefunden haben, ob es gleich der Größe einer so erhabenen Mutter zukommt. In späteren Vorstellungen erscheint sie dagegen heftig in Schmerz ausbrechend, sodann in dem Schoß ihrer Frauen ohnmächtig

liegend, bis sie zuletzt, bei Daniel Volterra, rücklings quer hingestreckt, unwürdig auf dem Boden gesehen wird." Andere Kunstkenner rühmen die gleichmäßige Ausfüllung des quadratischen Feldes von ca. $3,_8$ m, die feine Durchführung in der Gewandung und anderes. Allenfalls könnte man die Länge und Hagerkeit der Figuren tadeln; doch dies lag in dem Typus der mittelalterlichen Kunst.

Schwieriger ist die Deutung des darunter befindlichen, arg verwitterten und arg verstümmelten Steinreliefs, das dem obern zur Folie zu dienen scheint. Es stellt einen Mann mit Kinnbart und ein Weib in faltenreicher Gewandung dar, die von einem drachenartigen Ungeheuer laokoonartig umschlungen werden; zwischen sie drängt sich ein schwanen- oder adlerähnlicher Vogel gleichsam abwehrend hindurch. Die meisten Ausleger haben es für Adam und Eva, umwunden von der Sündenschlange, erklärt. Dem scheint jedoch die sonst typische Darstellung des ersten Menschenpaares zu widersprechen. In der Regel werden nämlich Adam und Eva ganz nackt abgebildet; auch ist Adam bartlos. Ferner windet sich eine ganz glatte Sündenschlange um den Erkenntnisbaum; hier aber sehen wir ein drachenartiges Ungetüm. Von dem Erkenntnisbaume kann man auch auf unserm Steinrelief nichts entdecken; wenigstens halten wir die fächerartigen Umrisse im Hintergrunde nicht dafür, sondern eher für den Schwanz des Vogels. Mann und Weib nähern sich hier vermutlich zur zärtlichen Umarmung, wie dies auch ein Sargdeckel aus dem etruskischen Vulci darstellt. Was bedeutet aber der rätselhafte Vogel, der sich im Kampfe mit dem Drachen befindet?

Schierenberg, ein eifriger Forscher im Teutoburger Walde, dem sicherlich das große Verdienst gebührt, auf die Bedeutung der Externsteingrotte als frühere wichtige heidnische Kultusstätte hingewiesen zu haben, erklärt das Steinbild für Sigurd und Brynhilde, die Hauptrepräsentanten der deutschen Heldensage, umschlungen von dem mythischen Drachen, emporgehoben von dem Vogel der Zeit. Er findet in der ganzen Grotte die Umrisse eines von Varus an der Stätte germanischen Götterkultus angelegten Mithrastempels. Darum vergleicht er ein Steinbild an dem hintern Ausgang der Höhle, in dem der Apostel Petrus, wie er nach den biblischen Worten: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen" symbolisch in einen Felsen übergeht, deutlich zu erkennen ist, mit einem Mithrasgötzen. Ja, Schierenberg, der mit seinem wunderbaren Seherauge hier gar mancherlei erblickt, schaut im Geiste hier eine jener germanischen Seherinnen, wohl Velleda selbst, die aber nach Tacitus in einem hohen Turme wohnte. Später mag die Grotte einem christlichen Einsiedler zum Aufenthaltsorte gedient haben. Doch kehren wir zu unserm rätselhaften Steinbildnis zurück. Uns erscheint jener Vogel im Kampfe mit dem Drachen nach der Symbolik der Apokalypse die Kirche zu bedeuten, die mit dem Satan ringt. Das in den Klauen desselben sich befindende Menschenpaar mag ein heidnisches Paar versinnbildlichen, vielleicht gar ein historisches. Sollte es zu kühn sein, an Wittekind und seine Gemahlin zu denken, falls das Bild sich wirklich auf die Einführung des Christentums unter Karl dem Großen bezieht? — Dieses Paar aber wird durch die christliche Kirche (den Vogel) aus den Klauen des Satans oder der Sünde (Drachen) erlöst. Diese symbolische Auslegung wird durch ähnliche Darstellungen auf Kirchenportalen, wie z. B. das vielbesprochene Großenlindener, wesentlich unterstützt. Unter den Reliefbildern des Portals dieser burgartig gebauten Kirche, welche

wir nicht, wie manche Ausleger, unter anderen auch Simrock, für germanische Götter, sondern für christliche Apostel und Heilige, sowie für Darstellungen aus der Apokalypse erkennen, begegnen wir auch dem Adler im Kampfe mit der Schlange, was man für das Ringen der Kirche oder auch Marias mit dem Satan erklärt hat. Wir müssen verzichten, hier auf Näheres einzugehen.

Fragen wir nun nach der germanischen Gottheit, die ehedem hier verehrt worden sein konnte, so führt uns eine Notiz in der Ortschronik von Horn auf den Kultus der Frühlingsgöttin Ostara, der zu Ehren dort ein heidnischer Unfug stattgefunden haben soll. Es ist dies bekanntlich die Göttin, von welcher noch heute unser Osterfest den Namen trägt; nur hat sich das heidnische Auferstehungsfest der Natur in das christliche von der Auferstehung unseres Heilands verwandelt.



Relief auf den Externsteinen.

Auch die üblichen Ostereier mitsamt dem Hasen, als Symbole der Fruchtbarkeit der Frühlingsgöttin ehedem geheiligt, dienen jetzt christlichen Zwecken, und so kam der Hase zum Eierlegen.

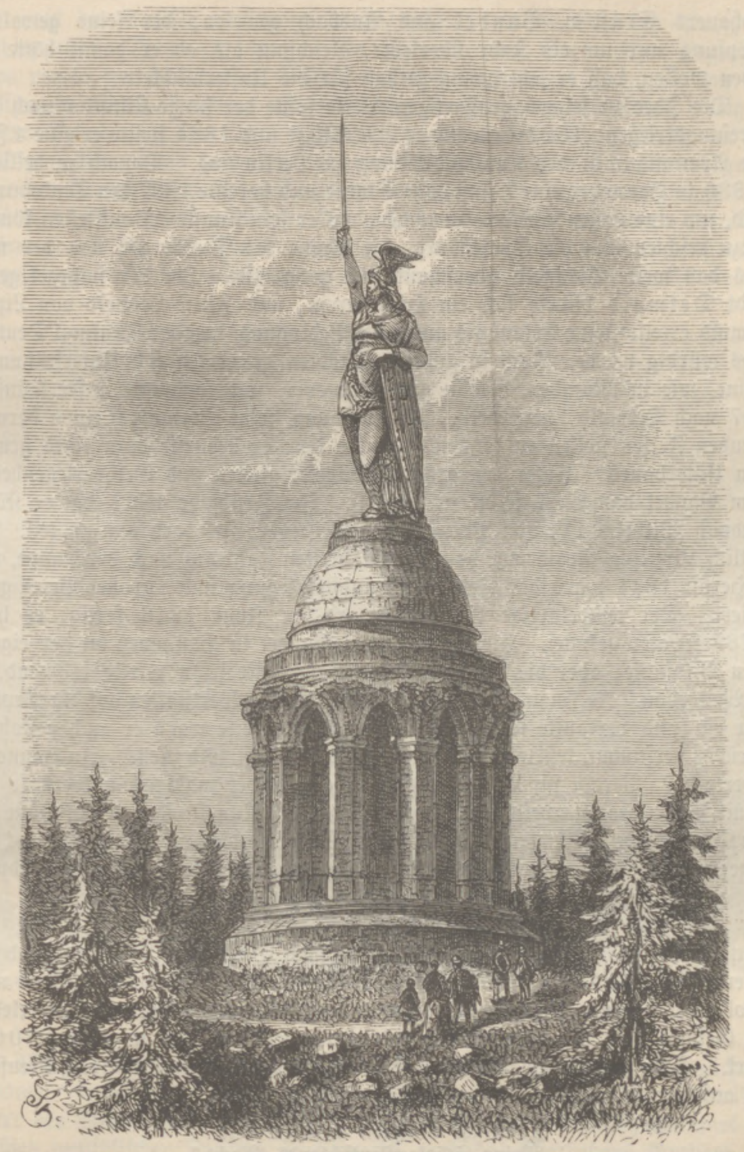
Die Göttin Ostara führt im Nordischen den Namen Skadi, was soviel bedeutet wie Elster, in welchen Vogel sie sich auch verwandeln konnte. Daher erklärt man sich, daß die Externsteine im Volksmunde „Elsternsteine" heißen. Andere Ausleger haben an die Elstern gedacht, die in diesem Gestein nisteten und in Westfalen „Äckster" hießen. Schierenberg erklärt das Wort für „Egge-sternstein", d. h. Ackerbausternstein, nach Ostara, der Ackerbaugöttin. Noch weniger plausibel erscheint uns Jakob Grimms Deutung nach dem altsächsischen ēgester (ehegestern, soviel wie längst vergangen), also „Reste grauer Vergangenheit".

Nach Schierenberg ist in der Nähe in und auf den Externsteinen viel Wichtiges passiert. So nimmt er hier das Terrain der berühmten Varusschlacht an; doch abgesehen davon, daß es bisher an überzeugenden Funden in dieser

Gegend fehlt, würde doch sicherlich Tacitus bei seiner Schilderung diese merkwürdigen Felsen erwähnt haben, die wohl schon zu seiner Zeit dastanden. Ebenso unwahrscheinlich ist Schierenbergs Hypothese, daß auf dem Hauptfelsen die Irminsûl stand; denn die Chronisten wissen bei Beschreibung derselben nichts von einem so kolossalen steinernen Piedestal oder einer Steinsäule selbst, sondern nur von einem truncus ligni, d. h. Baumstamm.

Giefers, der oben erwähnte Altertumsforscher, dem wir eine gründliche Abhandlung über „Die Externsteine" (Paderborn 1851) verdanken, sucht der Annahme zu widersprechen, daß dieselben und ihre Grotte schon im germanischen Altertum zu Römerzeiten oder zur Zeit Karls des Großen eine bedeutende Rolle gespielt hätten; erst 1093 geschehe ihrer Erwähnung als des Besitzes eines Adelsgeschlechtes, das dieselben dem Abte des Klosters Abdinghof zu Paderborn vermachte. Danach weihten die Benediktinermönche die überkommenen Felsen und Grotte zu christlich-sakralen Zwecken ein und schmückten sie mit den besprochenen Steinskulpturen. In der untern Kapelle (Grotte) hat man aus einer in die Wand gemeißelten Inschrift die Jahreszahl 1115 entziffert. Über die wechselvollen Schicksale der Externsteine kann man bei Giefers das Nötige nachlesen. Graf Simon von der Lippe soll das Benefiz an denselben eingezogen haben, da die Klausner wie Diebe gehaust hätten. Besonders zur Verschönerung derselben trug anfangs dieses Jahrhunderts die Fürstin Pauline zur Lippe bei; von ihr rühren die Treppen, Balustraden, Tische, Bänke und die Brücke an den Felsen her. Wie sich an fast allen neu eingeweihten christlichen Kultusstätten, namentlich an früher heidnisch gewesenen, der Satan hinderlich einmischt, so erzählt man sich auch von den Externsteinen eine Teufelssage. Nämlich dieser Störenfried hat einmal aus Ärger über den christlichen Gottesdienst die Felsen einstürzen wollen. Er stemmte sich mit aller Macht dagegen an, und noch vor nicht langer Zeit zeigte man das von ihm eingedrückte Loch und den von ihm verursachten Brandfleck; jetzt ist die Stelle von Strauchwerk verdeckt. Ja, auch der gefährliche Hängestein auf der Spitze des einen Felsens über der Heerstraße soll von dem Teufel herrühren.

Die Grotenburg und das Hermannsdenkmal. Von diesen wunderbaren Felsen aus setzen wir unsere Wanderung fort zur Grotenburg (388 m), unter welcher man die sogenannte Teutoburg, d. h. die dem germanischen Stammgott Teut geweihte Höhe, verstanden hat. Vielleicht ragte hier ein Heiligtum des Gottes empor und verlieh dem benachbarten Haine den Namen Teutoburger Wald. Über den am Fuße liegenden Teuthof haben wir bereits gesprochen. Hier soll also das berühmte Schlachtfeld des Varus gewesen sein, was freilich, wie bereits erwähnt, vielfach bestritten wird. Die lange Zeit dafür gehaltene Dörenschlucht ist neuerdings von den Gelehrten fallen gelassen worden. Doch wie dem auch sein mag — dem Befreier der germanischen Nation, dem Helden Arminius gerade hier ein Denkmal errichtet zu haben, hat seine volle Berechtigung; denn wir befinden uns in seiner Heimat, dem Cheruskerlande; und eine geeignetere Höhe hätte sich nicht finden lassen, als die Grotenburg, welche 388 m über dem Meeresspiegel und 254 m über Detmold emporragt. Hier erhebt sich „weithin sichtbar das am 16. Aug. 1875 festlich enthüllte Hermannsdenkmal auf $30,_{75}$ m hohem spitzbogigem Unterbau."



Das Hermannsdenkmal.

Das Standbild des Cheruskerfürsten selbst ist $17{,}_{26}$ m hoch; in kühner stolzer Haltung erhebt er sein Schwert in die Lüfte, das die Helmspitze noch um $9{,}_{4}$ m überragt; das Ganze also ist $57{,}_{41}$ m über der Erde erhaben. Mit dem einen Fuße tritt der gewaltige Held den römischen Adler nieder. Das Kunstwerk ist bekanntlich die Lieblings- und Lebensaufgabe des genialen

Bildhauers Ernst v. Bandel aus Ansbach gewesen, der seine gewaltige Schöpfung nur um ein Jahr überlebte, gleichsam als ob er damit hätte bekunden wollen, daß er jetzt genug gethan für die Unsterblichkeit.

Die Idee zu seinem großartigen Werke faßte der junge Künstler nach den Befreiungskriegen; 1829 entwarf er eine Skizze und 1834 stellte er eine 4 Fuß hohe Arminfigur in der Kunstausstellung zu Berlin aus. Danach modellierte er 1836 in Hannover eine 7 Fuß hohe Statue und bereiste 1837 den Teutoburger Wald, um eine passende Stätte zu suchen, wo er sein Kunstwerk aufstellen könnte. Hierzu erschien ihm die Grotenburg, die Spitze des Teutbergs, von der man rings das weite Blachfeld überschaut, die geeignetste. In der nahegelegenen Stadt Detmold bildete sich ein Hülfsverein, und Fürst Leopold von Lippe-Detmold erteilte seine Erlaubnis unter der Bedingung, daß das Denkmal Deutschlands würdig werde. Auch in anderen Städten gründeten sich Unterstützungsvereine, wie in München, Berlin und Hannover, und so konnte unser Künstler 1837 nach Detmold übersiedeln. Die Hoffnung, seine Statue auf einen hervorragenden Felsen stellen zu können, täuschte ihn; er bedurfte dazu eines gewaltigen Unterbaues. Unter den größten Schwierigkeiten und Geldverlegenheiten nahm Bandel das Werk selbst in Angriff. Im Frühjahr 1841 bat er König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen um Beisteuer; sie ward ihm zu teil. Die fürstlich Lippesche Regierung baute einen breiten Fahrweg nach der Kuppe, und im Herbst 1841 ward das Fest der Grundsteinlegung unter großer Beteiligung gefeiert. Der tempelartige Unterbau ward im Juni 1846 fertig; er hatte 37768 Thaler gekostet. Hierauf arbeitete Bandel in Hannover an der eigentlichen Bildsäule; aber die seit 1848 eingetretene Reaktion wirkte lähmend auf den Weiterbau. Ja, man riß von Detmold aus seine Werkstätten auf der Grotenburg ein und verkaufte seinen Kupfervorrat; teilweise ward er auch gestohlen. Hierüber verstimmt, kehrte Bandel nicht mehr nach Detmold zurück. In Hannover förderte der „Verein für Vollendung des Hermanndenkmals“ sein Werk, so daß er mit seinen Hauptarbeiten 1860 fertig ward. Nun standen Kopf, Füße bis zum Knie, der rechte Arm mit dem erhobenen Schwerte, die linke Hand und der 10 m lange Schild, das Eisenstangengerüst zum Tragen u. a. und harrten der Vollendung:

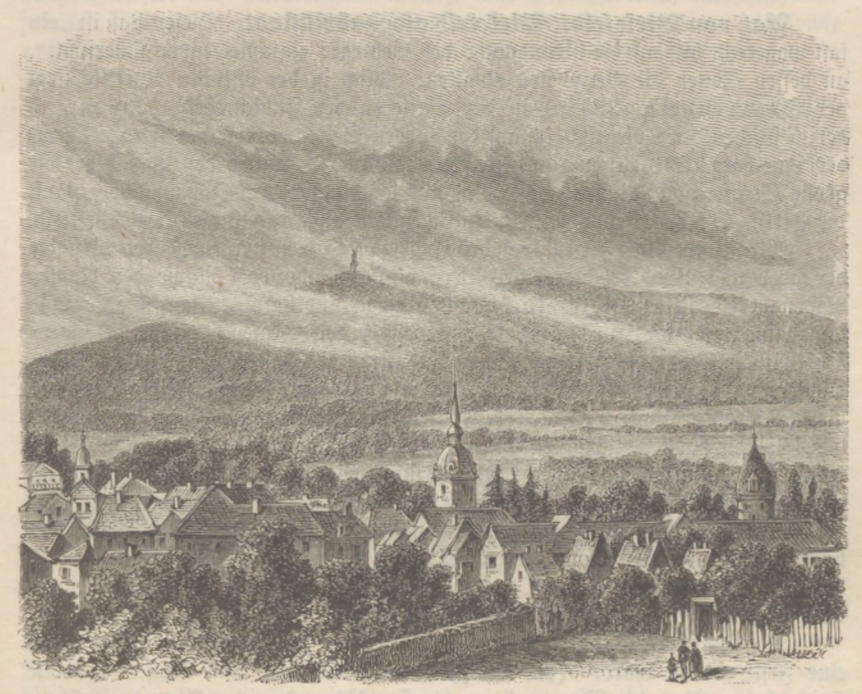
„Schon steht das Piedestal, doch wer die Statue bezahl',
Weiß nur Gott im Himmel!“

konnte Viktor v. Scheffel launig singen. Doch Dank dem Kunstsinn und der Opferwilligkeit des deutschen Volkes, blieb das geniale Werk des Künstlers nicht unvollendet liegen. Dem Meister war es vergönnt, seinen Ehrentag zu erleben. Die Gesamtkosten der ganzen Riesenschöpfung belaufen sich auf etwa 270000 Mark. Sehr sinnig gewählt sind die Inschriften auf dem Schilde: „Treufest“ und auf dem Schwerte:

„Deutsche Einigkeit meine Stärke,
Meine Stärke Deutschlands Macht.“

Detmold und die Senne. Nachdem wir uns der herrlichen Rundsicht von der Galerie des Denkmals (407 m Meereshöhe) erfreut und die kolossalen Dimensionen der Riesenstatue bewundert, steigen wir die Grotenburg herunter nach dem anmutig gelegenen Detmold. Unterwegs verweilen wir an den Resten altgermanischer Befestigungen, den sogenannten Hünenringen, in denen

sich wohl die Sachsen verschanzt haben mögen, als sie Karl der Große bei „Thietmelle“ (Detmold) schlug. An Überreste des Varianischen Lagers ist schon wegen der kreisrunden Gestalt und des zu knappen Umfanges der Umwallungen nicht zu denken. Sinnend über die großen geschichtlichen Ereignisse unserer Vorzeit, die hier ihren Schauplatz gehabt haben mögen, steigen wir über waldige Höhen hinab zu der mit Bäumen bepflanzten Chaussee, die uns zu der reizenden kleinen Residenz des Fürstentums Lippe führt. Wie ein Schmuckkästchen präsentiert sich uns das reinliche, niedliche Detmold, das uns mit seinem anmutigen Entree von Villen und Gärten empfängt, zum Besuche seines im Renaissancestil aufgeführten Schlosses, seines neuen Palais und seines herrlichen Parkes einladet.



Detmold und die Senne mit Blick auf das Hermannsdenkmal.

Im Marstall können wir die im fürstlichen Gestüt zu Lopshorn gezüchteten „Senner“ bewundern; denn die Pferdezucht in der Senner Heide ist berühmt. Unter der Wehne, nahe dem Markt, besuchen wir das Geburtshaus eines der größten westfälischen Dichter, Freiligraths, und das Sterbehaus Grabbes, des „lapidarischen Dramatikers“.

Von den Wällen auf dem Trüsberg sieht man im Süden die einst von wilden Rossen durchflogene, sandige, wenig bebaute Senne sich ausdehnen; einzelne Höfe und Dörfer lugen aus Eichenhainen und Tannengruppen; südwestlich ziehen sich weite Waldungen hin, in denen die Holte, das alte Schloß der Grafen von Rittberg, verborgen liegt.

Es ist wunderbar, daß einige Altertumsforscher selbst auf die sandige Senne als das Terrain der Varusschlacht verfallen sind, obwohl doch Tacitus und andere Schriftsteller den Boden der Walstatt als sumpfig und morastig darstellen. Auch etymologische Spielereien haben dazu herhalten müssen, das berühmte Schlachtfeld zu finden. So suchte man in dem Namen einer hohen, ebenen Waldblöße der westlichen Hauptkette des Gebirges, dem Winfeld, einen Anklang an die „gewonnene Schlacht". Von der Dörenschlucht haben wir schon gesprochen; man hat sie durch und durch untersucht, aber nichts gefunden. Ein anderer Namensanklang liegt in dem „Hermannsberg" (369 m), dem höchsten Berge, der nach dem Passe von Bielefeld zieht.

Paß von Bielefeld. Bielefeld als Fabrikstadt. Dieser Paß ist „ein fast wagerecht bis auf die Grundfläche des Gebirges einschneidender Querspalt", an dessen Seiten die Berge steil abfallen; südlich in der östlichen Vorkette liegt der Sparrenberg (284 m), in der mittleren der Habichtsberg (297 m), in der westlichen der Spiegelsberg; auf der andern Seite der Johannisberg (217 m) der Lausberg (296 m) und der Hoßberg (204 m). Durch den Paß führt die große Straße von Minden nach Köln, und dicht unter dem Johannisberg läuft die Berlin-Kölner Eisenbahn. Am östlichen Eingange des Passes liegt Bielefeld.

Wir befinden uns in dem Gau des Angerlandes, dem ursprünglichen Wessago, der aber nach dem Erbauer eines Bergschlosses Rabo oder Rawe den Namen Ravensberg erhielt. Bielefeld kommt zuerst urkundlich als Bilanvelde vor und kam dann unter die Jurisdiktion der Ravensberger Grafen. Einen besondern Ruf hat die Stadt durch ihre Leinwandindustrie, welche eigentlich im 16. Jahrhundert durch niederländische Auswanderer aus Gent, Brügge und Antwerpen hierher verpflanzt ward, jedoch lassen sich die Anfänge des Garnhandels bis ins 13. Jahrhundert zurück verfolgen. Bald kam man den Webereien in Gent, Antwerpen und Brügge gleich, namentlich in der Fabrikation der Schleier und der sogenannten Bielefelder klaren Leinwand. Von den Kirchen Bielefelds verdient die Nikolaikirche wegen ihres schönen Altarschnitzwerkes und die Marienkirche wegen ihrer Grabmonumente erwähnt zu werden; unter letzteren namentlich das des Stifters der Kirche Otto von Ravensberg, seiner Gattin und ihres Sohnes wegen ihrer hohen Schönheit.

Die Stadt lehnt sich an den Sparrenberg an, auf dessen Höhe 1177 eine Feste erbaut ward. Im Kampfe der Ghibellinen und Welfen eroberte Heinrich der Löwe die Burg und nannte sie „Löwenburg". Aber der frühere Besitzer, Graf Hermann von Sparrenberg, stürmte sie wieder, riß den Löwen herab und erhöhte „seine Sparren an dessen Stelle"; daher der Name Sparrenberg. Später eroberte der Bischof Hermann von Münster die Stadt Bielefeld und sie empfing von ihm ihr Stadtrecht. Der Sparrenberg ward um 1286 Sitz eines gräflichen Drosten und kam später unter bergische Oberhoheit; 1545 ward die Feste restauriert und 1624 fiel sie an Brandenburg.

Der Große Kurfürst befestigte den Sparrenberg aufs neue und residierte oft im Schlosse; ja, es ward ihm dort sein Lieblingssohn, der nachmalige Markgraf Karl Philipp, Heermeister in Sonnenburg, geboren. Seit 1743 diente die Feste nur noch als Gefängnis, 1877 brannte sie ab, ist aber jetzt wiederhergestellt und mit freundlichen Anlagen umgeben.

Bielefeld zählt etwa 27 000 Einwohner und ist gegenwärtig eine der gewerbreichsten Städte Westfalens und der Hauptsitz der westfälischen Leinenindustrie; etwa 130 Handlungsfirmen beschäftigen sich fast ausschließlich mit der Fabrikation von Leinen- und Damastwaren. In neuerer Zeit nahm die Stadt besondern Aufschwung durch die Anlage großer Flachsspinnereien und mechanischer Webereien, unter denen als die bedeutendsten Deutschlands namentlich die Ravensberger Spinnerei, die Bielefelder Mechanische Weberei und die Spinnerei „Vorwärts“ zu erwähnen sind. Um die Stadt herum liegen zahlreiche Bleichen. Weiter müssen wir der Fabrikation leinener Wäsche gedenken, womit neuerdings gegen achtzig Firmen fast ausschließlich beschäftigt sind. Außerdem besitzt Bielefeld nicht unbedeutende Seiden- und Plüschfabriken, Nähmaschinenfabriken, Eisengießereien, Maschinenbauanstalten, Feilenhauereien u. s. w., sowie nicht minder beachtenswerte Tabak-, Cigarren- und Likörfabriken.



Sparrenberg bei Bielefeld.

Jenseit des Bielefelder Passes gehen die Höhen nach Nordwesten in Hügel über. Unter den Kreidekalk- und Quadersandsteinrücken, die hier und da kaum 280 m erreichen, ragt der Dörenberg bei Iburg als hohe Warte des Landes bis zu 326 m empor. Dann senken sich die Höhen und endigen mit dem scharf vorspringenden Huxberg (Hokusberg), der sich 146 m über dem Meeresspiegel erhebt. Nur lose mit dieser nordwestlichen Fortsetzung des Teutoburger Waldes durch flache Anhöhen verbunden hängt das Ibbenbürener Kohlengebirge im Norden von Tecklenburg zusammen, welches einen großen Reichtum an Steinkohlen birgt und „unmittelbar am Rande der Region der großen Moore dieses Teiles des norddeutschen Tieflandes liegt.“ Hier gewahren wir grotesk geformte Felsen, darunter einer „das hockende Weib“ heißt. Von diesem erzählt man sich, daß er einst ein Weib gewesen, das auf ihrem Rücken zwei Kinder vor der hereinbrechenden Wasserflut gerettet habe. Die eigentümlichen Durchlässe durch diese Felsmassen nennt der Volksmund „Dören“, d. i. Thüren, und davon hat auch der waldige Dörenberg seinen Namen.

Iburg und Dörenberg. Der schönste Punkt dieser Gegend ist unstreitig das in einer Lücke der südlichen Gebirgskette auf dem Gipfel eines Plateaus liegende Schloß und ehemalige Benediktinerkloster Iburg „mit der frühern Residenz der Bischöfe von Osnabrück. Hier herrscht die üppigste Vegetation, herrliche Wiesengründe und schöne Buchenwaldungen.“ Hier in dem Rittersaale der ehrwürdigen Iburg wollen wir träumen von den Helden vergangener Tage, deren düstere Bilder uns ernst von den Wänden herab anschauen, vor allem von dem viel duldenden Benno, dem schönen und geistreichen Bauinspektor Kaiser Heinrichs IV., nachmals Bischof von Osnabrück und Leidensgefährten seines mit dem päpstlichen Bannfluch belasteten Herrn. Der leider zu früh verstorbene begabte Dichter Osnabrücks, Broxtermann, hat die Schicksale des seines Amtes entsetzten und flüchtigen Bischofs in einem Gedichte „Bischof Benno“ besungen. Benno erbaute das Schloß Iburg und stiftete die Benediktinerabtei auf den Grundmauern eines sächsischen, von Karl dem Großen zerstörten Kastells; aber auch von seinen Bauten sind keine Spuren mehr vorhanden. „Das jetzige Schloß ist im neuern Klosterstile gebaut.“ Benno war nach Gregors VII. Tode wieder zurückgekehrt und hatte seine Iburg ausgebaut. Nach einem vielbewegten Leben schloß er dort 1088 seine Augen. Nachmals ward die Iburg ein Lieblingssitz der Osnabrücker Bischöfe, besonders Franz von Waldecks, eines geheimen Freundes der Reformation.

Später dienten die Räume des Schlosses zum Sitze einer Behörde. Eine herrliche Rundsicht gewährt auf der Spitze des ganzen Gebirgszuges der 341 m über der Meeresfläche emporragende Dörenberg. „Nur durch ein schmales Thal von dem Schloßberge von Iburg getrennt, schützt gegen den Nord der Dörenberg die hellen Mauern der Abtei, die wie eine graue Gürtelspange an der Mitte seines Riesenleibes den fernen südlichen Thalbewohnern schimmern. Der jähe Steg führt durch dichtes Unterholz von weißstämmigen Birken und schlankeren Buchen auf den Gipfel, den eine Pyramide bezeichnet. Dort lacht uns ein Panorama entgegen, wie wir noch keines von solcher unbegrenzten Ausdehnung gesehen. Osnabrück hebt wie in nächster Nähe vor uns aus seinem Hasethal die Kuppel des Domes und seine Türme wie in die Wette mit seinem freundlichen Gertrudenberg empor; uns näher rechts die dunklen Mauern des kleinen Frauenklosters Ösede, dann Borgloh, weiter Melle, in blauer Ferne verschwimmend der Dümmersee; gen Osten die ganze Gebirgskette bis zur Weserscharte hin, unten Dissen mit dem hohen, kegelförmigen Freden, der die Salinen von Rothenfelde überragt, weiter hinauf die Ruinen des Ravensberges; gen Süden und Südwesten die sparsamer bebauten Flächen des Kerns von Westfalen, der von den Türmen von Münster bezeichnet wird, begrenzt von dem Gebirge der Ruhr; nach Westen endlich der sich verlaufende Höhenzug, der als romantischen Endpunkt die Trümmer der Tecklenburg zeigt.“

Osnabrück. Wir nähern uns dem Ziele unserer Wanderung durch den Teutoburger Wald, dem alten Bischofssitz Osnabrück, dessen lange Hauptstraße sich von Süden nach Norden durch das Thal der Hase hinzieht bis zu einer Höhe, auf der einst ein Frauenstift sich befand, jetzt aber eine Irrenanstalt steht. Der Name des von Karl dem Großen um 783 gegründeten Bistums wird mythologisch für Asenbrücke oder einfacher für Hasebrücke gedeutet. Von Karl

dem Großen zeigt man heute noch im Dome einen hohen schweren Stab, eine Eisenstange, umgeben von Zuckerrohrringen. Schon früher (786) soll hier eine Kirche gestanden haben und schon 803 kommt Wiho als erster Bischof vor. Als erster Apostel dieser Gegend (Gau Tregwithe) wird Bernhard genannt; die von ihm gestiftete Kapelle „erhob Karl der Große nach seinem Siege an der Hase zur Münsterkirche (783), und sein Feldbischof Egilfried von Lüttich weihte den ersten Altar des erweiterten Gotteshauses.“ Mit dem Stifte ward nachmals eine Schule für lateinische und griechische Sprache (Karolinum) verbunden, die zwölf Jahrhunderte bestand. In dem Friedenssaale des Rathauses ward mit den Gesandten Schwedens und den protestantischen Mächten der „Westfälische Friede“ geschlossen. Danach konnte der seit Heinrichs des Löwen Sturz mit weltlicher Jurisdiktion belehnte fürstbischöfliche Stuhl vom Hause Braunschweig-Lüneburg abwechselnd mit einem katholischen Prälaten besetzt werden. „So wurde der letzte Herzog von York mit der Inful von Osnabrück bekleidet, als er sieben Monate alt war. Als im Jahre 1100 die Domkirche samt der Burg des Bischofs Wiho abbrannte, bezog dieser die Iburg, worin auch seine Nachfolger residierten. Johann I. erbaute 1107 die Kathedrale in vorgotischem Stile; das Innere ward restauriert, und einige Dezennien später ließ Bischof Udo von Steinfurt die beiden ungleichen Türme aufsetzen. Der Domschatz birgt wertvolle Kruzifixe, Reliquiarien, einen Elfenbeinkamm und ein Schachspiel, angeblich von Karl dem Großen, vermutlich aber aus dem 12. Jahrhundert. Sehenswert ist auch ein Taufkessel aus dem 13. Jahrhundert.

Von berühmten Männern ist zunächst Rudolf v. Benninkhaus, der westfälische Hans Sachs, zu nennen, der hier im 16. Jahrhundert 37 Komödien im derben Geschmacke seiner Zeit schrieb; ferner der Geschichtschreiber Hamelmann, der Abt Jerusalem und der Dichter v. Bar. Zu den Füßen der Tochter des letztern saß lauschend ein Student, während sein jüngerer Bruder sich abenteuernd in Tripolis herumtrieb. Der ältere ward der nachmals so berühmte Verfasser der „Osnabrückischen Geschichte“, Justus Möser, dessen ehernes Standbild auf dem großen freien Platze am Dome, der sogenannten Domfreiheit, steht. Sein Bruder ward später, als er den Stein der Weisen in seinen alchimistischen Studien nicht gefunden hatte, ein Verzeichner der Chronique scandaleuse; — aber seine Akten vermoderten ungelesen. Der Ruhm von Justus Möser, dem als „Westfälischer Franklin“ gefeierten Patrioten, ist unvergänglich — aere perennius — dauernder als Erz und Stein. Das von dem Bildhauer Drake in Berlin unter Rauchs Leitung modellierte und gegossene Denkmal stellt den „großen Menschenfreund“ barhäuptig und mit einer Pergamentrolle, mit faltenreichem Mantel wie einen Lehrer dar. Seine milden, wohlwollenden Züge sind vortrefflich getroffen.

Tecklenburg. Von einem der alten Mauertürme, dem sogenannten Bock, erzählt uns die Chronik eine merkwürdige Geschichte, die uns zu dem benachbarten Tecklenburg hinüberführt. Sie lautet kurz folgendermaßen:

Nach einer langen Fehde mit den Osnabrückern hatte einmal zur Friedenszeit der Graf von Tecklenburg seinen Diener mit einem Esel in die Stadt geschickt, um den wöchentlichen Fleischvorrat für seine Burg holen zu lassen; aber er hatte vom Gelde einen Abzug gemacht, da er den Preis zu hoch fand.

Darüber ergrimmt, erschlugen die Fleischer den Boten, zerhackten seine Gebeine und beluden damit den Esel, der gewohnheitsgemäß heimtrabte. Wütend überzog der Graf die Stadt mit Krieg, ward aber durch einen Hinterhalt geschlagen und gefangen genommen. Erst gegen ein sonderbares Lösegeld, das man, wie es schien, des Hohnes wegen verlangt hatte, nämlich gegen drei blaue Windhunde — man hatte sie blau färben lassen — gegen drei dornenlose Rosenstämme — man leitete sie zu dem Zwecke durch Glasröhren — und einen Scheffel seltener Münzen ward er freigelassen. Den Käfig und Turm, in dem er acht Jahre geschmachtet, zeigte man noch lange, wir wissen nicht, ob vielleicht noch heute.

Die Grafen von Tecklenburg (Tekeneborg) waren im Mittelalter Schirmvögte der Bistümer Münster und Osnabrück. Noch sind die Trümmer ihres Schlosses auf einer Anhöhe sichtbar, „die nach allen Seiten hin über Münster, Osnabrück und Bentheim hinausschauen über ein bewaldet hügeliges oder ebenes, hier und da von Heiden und Sandflächen durchflecktes, von Kiefernhainen verdüstertes Land, an dessen Horizont fernste Gebirge im Ravensbergischen und der Ruhrgegend mit blau verdämmernden Wellenlinien oder leis wie duftige Wolkengebilde dahinziehen.“

Das noch erhaltene Portal, worüber die Wappenschilder der fürstlichen Geschlechter von Sachsen, Hessen, Barby, Brandenburg und Schwerin prangen, läßt auf einen großen Umfang des Schlosses schließen. „Von diesem Portale aus sieht man unter sich das Städtchen Tecklenburg wie ein Schwalbennest an die abschüssige Bergwand, unter den schimmernden Sims der Burg, hingekittet; weiter hinüber den ziemlich jähen Schafberg, der Kohlenflötze im Innern birgt, und an seiner westlichen Wurzel das Städtchen Ibbenbüren“ und das ehemalige Kloster, jetzt Eisenhütte Gravenhorst. Rechts vom Schafberg liegt eine lange Heide, das Halerfeld, wo Heinrich der Löwe den Grafen Simon II. von Tecklenburg mit seinen verbündeten Ghibellinen erschlug. Dort liegen auch mehrere gewaltige Granitblöcke mit Decksteinen, sogenannte Slopsteine, weil man unter denselben „durchschlüpfen“ kann, oder auch „Schlafsteine“ unsrer Vorväter. Sie sollen dem Volksmunde nach des Nachts glühen, um dem darunter ruhenden Heidenkönige bei seinem Auferstehen zu leuchten. Man nennt sie auch Hünensteine, und sie mögen wohl dereinst den alten Germanen zu Opferaltären gedient haben.

„Tecklenburg liegt wie auf der Handwurzel des Armes, den des Teutoburger Waldes Riesenleib nach dem Meere im Westen ausstreckt, ohne es erreichen zu können, wie er auch die langen Finger über die Heide legt und reckt. Man sieht dem gigantischen Zeigefinger von der Südseite des Burghofes bis über das Dorf Brochterbeck hinaus nach, wo die übereinander geworfenen Felsbrocken des Königsteins liegen, welchem der alte Blücher einst seinen Namen einhauen ließ; im nächsten Vordergrunde vor uns liegt der gewaltige Daumen, eine Bergwand, den man den Klee nennt; im Raume zwischen ihm und der Tecklenburg grünt ein liebliches Thal mit den Edelhöfen Mark und Hülshoff, von einem Bach durchschlängelt, der sieben Mühlen treibt.“

So hätten wir denn die romantische Wanderung durch den Teutoburger Wald von Marsberg aus bis Osnabrück vollendet und können im folgenden Kapitel ausführlicher bei den großen historischen Erinnerungen verweilen, die sich an diesen wichtigen Gebirgszug knüpfen.



Wittekind ruft seine Sachsen zum Kampfe auf.

Geschichtliches aus dem Altsassenlande.

Die Varusschlacht und die Rachezüge des Germanikus. — Schlacht bei Idistaviso. — Hermann und Marbod. — Hermann in der Sage und Poesie. — Karl der Große und das Sachsenvolk. — Die Schlachten bei Detmold und an der Hase. — Sagen von Wittekind. — Seine Güter bei Enger. — Reichstag zu Paderborn. — Wittekinds Taufe. — Die Sachsen als christlich-germanisches Element im deutschen Staatenverband.

Die Varusschlacht. Seit der Zeit, als Quinctilius Varus die Statthalterschaft über die beiden römischen Provinzen am linken Rheinufer und den von den Römern unterworfenen Teil von Deutschland an der Ostseite des Rheins und damit den Oberbefehl über die daselbst stehenden Truppen übernommen hatte (7 v. Chr.), wuchs die Erbitterung und der verhaltene Groll der Germanen von Tag zu Tage. Obwohl Varus von Natur schlaff war, so neigte sein Charakter hin und wieder doch zur Härte, ja, zur Grausamkeit. Hatte er doch in seiner frühern Statthalterschaft in Syrien Proben davon gegeben. Der jüdische Geschichtschreiber Flavius Josephus berichtet uns nämlich, daß er einst daselbst 2000 aufrührerische Juden an den öffentlichen Heerstraßen von Judäa ans Kreuz schlagen ließ. Auch war er nicht frei von Habgier; denn, wie der römische Geschichtschreiber Vellejus erzählt, er kam arm in ein reiches Land (Syrien) und verließ reich ein verarmtes. Jedenfalls traf er den rechten Ton nicht, den Deutschen ihre Knechtschaft nicht allzu fühlbar zu machen. Er betrachtete sie nicht wie richtige Menschen, sondern meinte, außer der menschlichen Sprache hätten diese Barbaren nichts Menschliches an sich, und suchte

durch strenge Handhabung römischer Justiz, ja durch die Beile und Ruten seiner Liktoren die an eine solche Behandlung nicht gewöhnten, ehedem freien Germanen im Zaume zu halten. Dazu kam, wie uns Dio Cassius, ein römischer Geschichtschreiber, mitteilt, ein hoffärtiges Wesen, ein anmaßender Ton, eine ungewohnte Erpressung von Tribut.

Während seine Vorgänger Tiberius und Saturninus mehr eine vorsichtige Politik befolgt und durch schlaue Bündnisse den Völkern einen Schein von Selbständigkeit belassen hatten, trat Varus, an Unterwürfigkeit vom Orient her gewöhnt, von vornherein gebieterisch und herrisch in Deutschland auf. Wären die deutschen Stämme nicht unter sich uneinig gewesen, so wäre sofort eine Verschwörung und Erhebung die Folge gewesen. So aber bedurfte es einer imponierenden Persönlichkeit, die uneinigen Völkerschaften Germaniens zu einem gemeinsamen Zwecke zu begeistern. Diese fand sich in einem edlen Jünglinge, Hermann oder Arminius, wie ihn die Römer nannten, dem Sohne des Cheruskerhäuptlings Segimer. Nach allen Schilderungen, selbst seiner Feinde, war dies ein Jüngling von hervorragenden Eigenschaften des Körpers und Geistes. Aus seinen Augen leuchtete ein edles Feuer, in seiner Brust schlug ein begeistertes Herz, ein rascher Entschluß förderte sein energisches Handeln, körperliche Gewandtheit, seltene Tapferkeit krönten seine Thaten mit Erfolg. Dazu kam, daß er bei den Römern, seinen Feinden selbst, in die Kriegsschule gegangen war. Vermutlich war er, als im Jahre 4 n. Chr. die Römer ein Bündnis mit den Cheruskern geschlossen hatten, Führer cheruskischer Hilfstruppen geworden und soll das römische Bürgerrecht und die Ritterwürde erlangt haben. Wahrscheinlich waren gleichzeitig mit ihm sein Oheim Inguiomar und sein Bruder Flavus in römische Kriegsdienste getreten. Vielleicht begleitete Hermann den Tiberius auf seinen Feldzügen in den Jahren 4—6 in Deutschland und gegen Pannonien. Im Jahre 9 finden wir ihn wieder in seiner Heimat, und er scheint schon vorher das römische Heer verlassen zu haben.

Mit großem Unmut war er nun Zeuge, mit welcher Willkür und Härte Varus bei seinen Landsleuten Recht sprach, die Rücken freier Männer zergeißelte und sie mit unwürdigen Abgaben drückte. Da reifte ein hochherziger Entschluß in der freiheitsliebenden Seele des edlen Jünglings: der Entschluß, sein Volk aus der Schmach der Knechtschaft zu erlösen. Vorsichtig ging er dabei zu Werke und zog mehrere Gleichgesinnte in seinen Plan. In ihren heiligen Hainen und Forsten hielten sie geheime Zusammenkünfte, ließen sie sich von den Prophetinnen ihres Volkes die Schwerter weihen zur Befreiung des Vaterlandes. Doch auch der Verräter fehlte hier nicht. Einen solchen spielte Hermanns Oheim Segestes, dem der Prunk des römischen Lagerlebens mehr zusagte als die einfachen heimischen Sitten, und dem es auch unlieb gewesen, daß der hochherzige Jüngling das Herz seiner Tochter Thusnelde eingenommen hatte. Vielleicht betrachtete er mit Neid die edle Heldengestalt des Jünglings, mißgönnte ihm seine Beliebtheit beim Volke und seine Sendung als Schilderheber Deutschlands. Er warnte deshalb Varus mehrmals vor den geheimen Plänen Hermanns; doch seine Einflüsterungen fanden bei dem schwerfälligen, sich in Sicherheit wiegenden Manne keinen Glauben. So bereitete sich im stillen der Schlag vor; ungesehen, ungeahnt türmten sich die Wetterwolken um des thörichten Feldherrn Haupt zusammen.

Zuerst gewann Hermann seine engeren Landsleute, die Cherusker, welche vermutlich im Gebiete des heutigen Regierungsbezirkes Minden wohnten; dann die Brukterer im jetzigen Münsterlande; die Marsen und Sigambern im Herzogtum Westfalen und der Grafschaft Mark. Auch die Chatten, wahrscheinlich in den jetzigen Kreisen Wittgenstein und Siegen, sowie im Hessischen seßhaft, sagten ihre Hilfe zu. Die Heerführer und ihre Gefolgschaften waren schlagfertig und erwählten einstimmig Hermann zu ihrem Oberhaupte. Einen bessern hätten sie sich nicht erkiesen können. Denn abgesehen davon, daß er die Seele der ganzen Bewegung gewesen war, verstand er es am besten, vermöge seiner Vertrautheit mit römischer Kriegskunst, seinen überlegenen Feinden mit Sicherheit zu begegnen. So erkannte er mit großem Scharfblicke, daß ein Kampf auf freier Ebene von zweifelhaftem Erfolge für sie sein würde. Aber wenn es gelänge, das römische Heer in die undurchdringlichen deutschen Wälder, auf schlüpfriges, unwegsames Terrain, wohl gar in ein schmales Defilee zu locken: dann schien, von allen Seiten durch die mit ihren Gegenden vertrauten Germanen umringt, ihr Untergang unausbleiblich. Darauf also baute Hermann mit kluger Berechnung seinen Plan. Das Sommerlager des Varus befand sich vermutlich im Jahre 9 v. Chr. zwischen der Weser und der sogenannten Senne, unweit der Eresburg, in der Gegend, wo sich die Verbindungslinien zwischen Mainz und Castra Vetera, dem heutigen Xanten, kreuzten, vielleicht an der sogenannten Schanze bei Willebadessen. Es war bereits Herbst geworden, als die Kunde von einem Aufstande sigambrischer Völker zu ihm drang. Doch lassen sich weder der Standpunkt des Varus, noch die Richtung seines Marsches, noch das Volk, das zuerst die Fahne der Empörung erhob, mit Sicherheit feststellen. Vermutlich waren es die Marsen am linken Ufer der Lippe, welche zuerst losschlugen, und Varus rückte mit drei Legionen, mit den Hilfskohorten gegen 27 000 Mann, nach dem rechten Ufer dieses Flusses zu, in der Richtung des dort angelegten römischen Kastelles Aliso. Um den



Hermann (von Schwanthaler).

leichtgläubigen Mann recht sicher zu machen, begleitete ihn Hermann und einige seiner Vertrauten eine Strecke weit, wahrscheinlich bis zur Senne. Von nun an ging der Marsch zwar durch befreundetes Gebiet, wie der verblendete Mann immer noch glaubte, nämlich durch das der Cherusker und Brukterer; aber die Wege waren ihm gänzlich unbekannt und erwiesen sich, zumal bei schlechtem Wetter, geradezu als bodenlos. Inzwischen hatte Hermann den ins Netz gegangenen Varus verlassen, seine im Cheruskerlande zerstreuten Truppen gesammelt, die in ihrem Lande thörichterweise zurückgelassenen römischen Detachements niedergemacht und gab den verbündeten deutschen Volksstämmen das allgemeine Zeichen zum Aufbruch. So zogen denn die Scharen der Germanen zur Rache herbei und überraschten die Römer auf einem höchst ungünstigen Boden. Wo das eigentliche Schlachtfeld gewesen ist, darüber sind die Gelehrten immer noch nicht einig. Der allgemein verbreiteten Ansicht, daß dasselbe im Innern des sogenannten Teutoburger Waldes gewesen sei, steht die mit großem Scharfsinn und großem Aufwand an Gelehrsamkeit verfochtene Ansicht Essellens entgegen, daß es nicht in demselben, sondern weiter südwestlich im Kreise Bochum in Westfalen gewesen sein müsse. Auch sucht er diese Ansicht durch Funde zu stützen, auf die wir uns aber hier nicht näher einlassen können.

Plötzlich sahen sich die Römer von allen Seiten umringt; das Kriegsgeheul der Germanen drang ihnen fürchterlich in die Ohren, der Regen prasselte nieder, und der Sturmwind knickte die Bäume um, welche ihnen den Weg versperrten. Der Boden verwandelte sich in einen wahren Morast, in dem Wagen, Tiere und Menschen stecken blieben. Der Heereszug des Varus, durch die Bagage, Weiber, Kinder und Dienerschaft ohnehin gehemmt, geriet in eine unbeschreibliche Verwirrung. Die Germanen, die in dem Beistand von Wind und Wetter das Eingreifen ihrer Götter erblickten, auf den Sturmwolken ihren Göttervater und Schlachtengebieter Wodan auf seinem achtfüßigen Schimmel, gefolgt von der Heldenschar der Einherier und der Walküren zu sehen, in dem Rollen des Donners das Rasseln des Bocksgespanns ihres allgewaltigen Gewittergottes Donar zu hören glaubten, stimmten ihren Kriegsgöttern, besonders dem Schwertgotte Zio, wilde Schlachtgesänge an und stürzten sich vernichtend und zermalmend auf die erschreckten Römer. Varus soll sogar, wie der Geschichtschreiber Florus berichtet, in wahnsinniger Verblendung die Heerführer der Angreifer zur Rechenschaft gezogen haben. In dieser Not suchte der Feldherr einen Hügel zu gewinnen und ein Lager aufzuschlagen, um einen Stützpunkt und einen Hafen hinter sich zu haben. Hier wurde eine Besatzung zurückgelassen, und der größere Teil des Heeres versuchte am andern Tage den Weitermarsch. Doch vergebens. Regen und Sturm legten ihnen auch hier die größten Hindernisse in den Weg. Dazu gesellte sich Ermattung und Hungersnot. Allgemeine Verzweiflung bemächtigte sich des Heeres und Führers. Varus stürzte sich ins Schwert, mehrere höhere Offiziere folgten seinem Beispiele; die übrigen gerieten in Gefangenschaft oder wurden von den siegestrunkenen Germanen niedergestoßen. Treulos floh der Reiteranführer Vala Numonius mit seinen Schwadronen vom Schlachtfelde, kam aber unterwegs um. Der Lagerpräfekt Cejonius ergab sich mit seiner Besatzung auf Gnade und Ungnade. Die römischen Tribunen und Centurionen wurden auf Altären der germanischen Götter hingeschlachtet. Den halbverbrannten und von seinen

Soldaten vergrabenen Leichnam des Varus gruben die rachsüchtigen Germanen wieder aus und verstümmelten ihn. Seinen abgeschnittenen Kopf übersandten sie dem Markomannenfürsten Marbod; doch dieser schickte denselben dem Kaiser Augustus, welcher ihn ehrenvoll bestattete. Florus erzählt uns, nichts sei blutiger gewesen als jenes Gemetzel in den Sümpfen und Wäldern, nichts unerträglicher als der Hohn der Barbaren, besonders gegen die römischen Advokaten, deren Varus stets beim Heere hatte. Einigen wurden die Augen ausgestochen, andren die Hände abgehauen. Einem nähten sie, nachdem ihm die Zunge ausgerissen war, den Mund zu; die Zunge hielt ein Barbar in der Hand und rief: „Endlich, Schlange, hast du aufgehört zu zischen!" — Mehrere römische Feldzeichen und zwei Adler wurden von den Marsen erbeutet; einen dritten verbarg ein römischer Soldat unter seinem Wehrgehänge und vergrub sich damit in einen Sumpf. Sie wurden später von den Römern wieder aufgefunden. Die Gefangenen traf das Los harter Sklaverei. Viele vornehme Römer mußten, wie Seneca erzählt, bei den Germanen das Vieh hüten; manche wurden auch von den Ihrigen losgekauft.

Als Siegestrophäen hingen die Deutschen mehrere erbeutete Feldzeichen der Römer in ihren heiligen Hainen den Göttern zu Ehren auf; auch fand man später die Häupter römischer Rosse auf Pfählen aufgepflanzt.

Ein Teil des Heeres, namentlich die unter Vala Numonius geflohenen Reiter, scheint entkommen zu sein und sich nach der nahegelegenen Feste Aliso durchgeschlagen zu haben. Ebenso fanden dort wahrscheinlich die Weiber und Kinder Unterkunft, denen die Germanen vielleicht großmütig freien Abzug verstattet hatten. Die in der Feste Aliso Belagerten verteidigten sich heldenmütig, und auch der Legat Asprenas, der von Vetera aus zum Entsatz herangerückt war, rettete seine beiden Legionen vor dem Untergange.

Auf die Botschaft von diesem Unglück verbreitete sich in Rom ein panischer Schrecken; man fürchtete sogar, die siegestrunkenen Germanen möchten nach Italien rücken. Doch diese, zufrieden mit der wiedererlangten Freiheit, dachten nicht daran.

Augustus ließ in ganz Rom Wachen ausstellen, um Unruhen zu verhüten, und beließ der Sicherheit halber alle Statthalter in ihren Provinzen. Sueton, der römische Biograph, erzählt, der Kaiser habe sich aus Trauer monatelang Bart und Haupthaar wachsen lassen und habe bisweilen den Kopf verzweifelt gegen die Thüre gestoßen mit dem Ausruf: „Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder!" — Der Tag ward im Kalender als ein dies nefastus, ein Unglückstag, eingetragen. Manche Gelehrte haben ausgerechnet, daß derselbe im ersten Drittel des Monats September gewesen sei; doch während dieses ganzen Monats pflegt das Wetter in Westfalen in der Regel sehr schön und trocken zu sein. Nach der Überlieferung von einem spätern großen Siegesfest der Sachsen, in deren Bund ja die Cherusker, Brukterer, Chatten und Sigambrer später aufgingen, scheint es Anfang Oktober gewesen zu sein.

Auch über die Berechtigung des Namens Teutoburger Wald und die richtige Aufstellung des Hermannsdenkmals ist vielfach gestritten worden. So behauptete man, daß der hervorragende Berg bei Detmold, die sogenannte Grotenburg, im 16. Jahrhundert der Teut geheißen habe; doch neuerdings hat man ermittelt, daß dieser Name in Urkunden gar nicht vorkommt. Die Benennung eines Hofes in der Nähe „zu dem Töte" kann von einem Besitzer

Töte herrühren. Der ganze Höhenzug von der Gegend bei Paderborn bis Osnabrück führte vielmehr früher den Namen Osning. Demnach könnte man, wenn das Varianische Schlachtfeld nicht in der Nähe der Grotenburg bei Detmold nachweisbar ist, dem jetzigen Standpunkt des Hermannsdenkmals seine Berechtigung streitig machen. Indessen, solange die Walstatt nicht mit Evidenz festzustellen ist, mag immerhin die Grotenburg als der geeignetste Platz für das Hermannsdenkmal erscheinen; denn der Held steht dort im Lande der Cherusker und überschaut die vaterländischen Höhen, Wälder und Haine.

Doch kehren wir zu den Kämpfen, welche zwischen den Römern und Germanen bald wieder begannen und fortdauerten, zurück.

Die nächsten Folgen der Hermannsschlacht waren, daß die Römer von der Ostseite des Niederrheins verdrängt wurden und ihre Festen dort in die Hände der Germanen fielen. Nur das Kastell Aliso an der Lippe leistete erfolgreichen Widerstand und scheint auch im Besitze der Römer geblieben zu sein. Ebenso hielt der Legat Asprenas in Niedergermanien die deutschen Völker im Zaume.

Den Oberbefehl über die Truppen übernahm nunmehr Tiberius, überschritt den Rhein, scheint aber nur um Aliso herum Streifzüge ins Land der Feinde unternommen zu haben. Hauptsächlich wollte er die Deutschen von Einfällen auf das linke Rheinufer abhalten und den gesunkenen Waffenruhm der Römer wiederherstellen. Dies gelang ihm auch einigermaßen, denn die Deutschen ließen ihn ruhig gewähren. Auch kam den Römern ein zwischen Hermann und Segestes ausgebrochener Zwist zu statten, der auf die Unternehmungen der Germanen anderseits einen lähmenden Einfluß ausübte. Nach dem Tode des Kaisers Augustus (am 19. April 14 n. Chr.) brach unter den römischen Legionen am Rheine ein Aufstand aus, und nach dessen Dämpfung brannten die Krieger nach einem Rachezuge gegen die Germanen. Daß dieser in erster Linie den Marsen galt, läßt uns um so mehr vermuten, daß gerade dieses Volk es war, welches vor der Teutoburger Schlacht mit der Schilderhebung den Anfang gemacht hatte. Inzwischen hatte Germanikus, ein Neffe und Adoptivsohn des Tiberius, Sohn des gegen die Germanen früher siegreichen Drusus, den Oberbefehl übernommen.

Rachezüge des Germanikus. Germanikus schlug eine Brücke über den Rhein, schickte den Legaten Cäcina in die Waldungen der Marsen voraus und überraschte dieselben, die sich sorglos einem Festesrausche überließen, bei Nacht in ihrem Lager. Ohne Widerstand wurden sie niedergemetzelt und alles verwüstet. Dabei ward auch ein Tempel einer rätselhaften Göttin Tanfana dem Erdboden gleich gemacht. Die Stätte dieses Tempels hat man bei Borgeln im Kreise Soest zu finden geglaubt und aus einer Benennung im Volksmunde „ten fanen“ geschlossen, daß sie ursprünglich nur bedeutete: zu dem fanum, d. h. Tempel, und daß Tacitus daraus aus Mißverständnis eine germanische Göttin, Namens Tanfana, gemacht habe. Vielmehr lassen einzelne Erinnerungen im Volksglauben von einem „Donnerstagsweg“ und „Donnerstagspferd“ auf ein Heiligtum des Gewittergottes Donar schließen. Auf dem Rückwege kam Germanikus durch die Brukterer, Tubanten und Usipeter in große Not, aus der ihn nur seine Geistesgegenwart befreite.

Im Frühjahr des Jahres 15 unternahm Germanikus einen Feldzug gegen die Chatten und sandte zunächst gegen diese den Cäcina mit vier Legionen und

einigen Tausend Mann Hilfstruppen. Die Cherusker waren in zwei Parteien gespalten, und ein Hilfskorps der Marsen wurde in Schach gehalten. Germanikus zog gleichfalls mit vier Legionen und wohl doppelt so vielen Hilfstruppen wahrscheinlich von Mainz aus gegen die Chatten. Nach Wiederherstellung eines von seinem Vater Drusus angelegten Kastells im Taunus, vermutlich der Saalburg bei Homburg, überraschte er die Chatten ganz unvorbereitet und machte viele unschädlich. Sie flohen zum Teil schwimmend über die Eder, suchten die Römer vergebens am Bau einer Brücke zu hindern und gaben schließlich ihre Dörfer der Verheerung der Feinde preis. Germanikus zerstörte die Hauptstadt Mattium (vermutlich Maden bei Gudensberg unweit der Eder) und kehrte zum Rheine zurück. Die Verheerung des Landes erstreckte sich wahrscheinlich über sämtliche umliegende Gaue: das heutige Herzogtum Nassau, Kreis Wetzlar, Oberhessen und Kreis Wittgenstein. Aus diesen Gauen werden denn auch besonders Chatten an der Hermannsschlacht teilgenommen haben. Auch traf man dort noch vierzig Jahre später römische Gefangene an. So hatte also Germanikus zwei Rachezüge für die Niederlage des Varus ausgeführt gegen die Marsen und Chatten (14 und 15 n. Chr.).

Inzwischen hatte der Zwist zwischen Segestes und Hermann an Ausdehnung zugenommen, und ersterer, von letzterem eingeschlossen, bat den Germanikus um Hilfe. Mit den Abgesandten schickte er den Römern auch seinen Sohn, Segimund, welcher in der Varusschlacht seine Priesterbinde an der Ara Ubiorum zerrissen und sich zu den Aufständischen gesellt hatte. Germanikus nahm ihn nichtsdestoweniger wohlwollend auf und ließ ihn nach dem linken Ufer des Oberrheins bringen. Hierauf entsetzte Germanikus den eingeschlossenen Segestes, wahrscheinlich in der Nähe der Eresburg an der Diemel, wobei dessen Tochter Thusnelde, welche Hermann wider ihres Vaters Willen entführt und geehelicht hatte, in die Gefangenschaft geriet. Das unglückliche Weib vergoß keine Thränen, verschwendete keine Bitten; stumm legte sie ihre Hand aufs Herz und gedachte voll Schmerzen ihres Gatten Hermann und seiner Liebe sowie ihrer Mutterhoffnungen. Ihr Vater Segestes, eine wahre Hünengestalt, sprach viel von seiner Treue zum römischen Volke und bat um Nachsicht für seinen Sohn und seine Tochter. Germanikus behandelte sie milde, versprach ihm selbst einen Wohnsitz in der alten Provinz am linken Rheinufer und seinen Kindern Schonung. Alsdann führte er sein Heer nach dem Rheine zurück. Das Schicksal Thusneldens und ihres nachmals gebornen Kindes ist dunkel. Es soll Thumelikus geheißen und in Ravenna erzogen worden sein. Über sein Mißgeschick wollte Tacitus weiteres berichten; doch fehlten alle näheren Nachrichten. Bekanntlich hat sich die Poesie seiner bemächtigt, indem der Dichter Münch-Bellinghausen (Halm) ihn im Trauerspiel „Der Fechter von Ravenna" verewigte.

Hermann, wütend über die Entführung seiner Gattin, rief sein Volk zu den Waffen gegen den unnatürlichen Vater, gegen den „Heldenführer", wie er den Germanikus höhnisch nannte, welcher ein schwaches Weib gefangen genommen habe. Auch den Oheim des Segestes, den greisen Inguiomar, zog er auf seine Seite, sowie die angrenzenden germanischen Volksstämme. Germanikus schickte hierauf den Cäcina mit vierzig Kohorten an die Ems; die Reiterei führte der Präfekt Pedo durch das Land der Friesen; er selbst schiffte vier Legionen ein und fuhr damit über die Seen. An der Ems vereinigten sich die

einzelnen Truppenteile und gewannen die Chauken als Mitstreiter. Wie weit die ungefähr 400 Schiffe starke Flotte die Ems hinaufgefahren, ist nicht mit Sicherheit zu ermitteln, vielleicht bis in die Gegend des heutigen Rede. Da wir von keinem Brückenbau hören, der auf dem rechten Ufer der Ems notwendigerweise über die Hase und späterhin über die Ems selbst hätte erfolgen müssen, um in die Gegend zwischen Ems und Lippe zu kommen, so scheint der Weitermarsch auf dem linken Ufer stattgefunden zu haben. So zog das Heer in das Land der Brukterer, welche Stertinius mit seiner Vorhut zurückschlug. Hierbei ward alles Land zwischen Ems und Lippe verwüstet und ein Adler der 19. Legion, welcher in der Varusschlacht verloren gegangen war, wiedererobert. Nun wandelte den römischen Feldherrn auch die Lust an, das Schlachtfeld, nicht weit davon entfernt im sogenannten Teutoburger Walde, zu besichtigen. Hier fand Germanikus die noch unbestatteten Gebeine seiner Landsleute, erblickte die an spitze Pfähle gespießten Schädel von Menschen und Pferden und sah die Überreste der Altäre, an welchen die siegestrunkenen Germanen die römischen Tribunen und Centurionen ihren Göttern hingeschlachtet hatten. Auch erkannte man noch deutlich an dem halb eingestürzten Walle und den abgegrenzten Räumen die Umrisse des Varianischen Lagers. In stummer Trauer bestattete man die gebleichten Gebeine, und der Feldherr trug selbst dazu das erste Rasenstück hinzu. Dieses Lager und die Steinüberreste der barbarischen Altäre will Essellen bei Beckum nordwestlich von Hamm in Westfalen entdeckt haben. Ein Atlas von Jansen aus dem Jahre 1629 verlegt schon das Schlachtfeld in diese Gegend. Zur Vorsicht hatte Germanikus den Cäcina vorausgeschickt, um das Wälderdickicht zu durchspähen, Brücken und Dämme über feuchte Sümpfe und trügerische Felder anzulegen. Hier gerieten nun die Römer in die höchste Gefahr; denn Hermann weilte in der Nähe und brannte vor Begierde, den Feinden dasselbe Los zu bereiten, wie den Legionen des Varus. Er lockte den Germanikus in die unwegsamen Sümpfe; es entspann sich ein wütender Kampf, wobei die römische Reiterei in große Verwirrung geriet. Ja, es ist anzunehmen, daß sich Germanikus mit großen Verlusten, wenn nicht gänzlich geschlagen, zurückzog. Die schönfärberische Beschreibung römischer Geschichtschreiber stellt den Kampf als unentschieden hin; aber sicher ist, daß Germanikus es für geraten hielt, sich nach der Ems zurückzuziehen.

Hier erlitt nun eine Abteilung unter Cäcina, welche die sogenannten „langen Brücken“, d. h. einen Brückenpfad über ausgedehnte Sümpfe überschreiten sollte, einen schweren Unfall. Da der Übergangsdamm sehr schadhaft geworden war und Hermann die angrenzenden Waldungen besetzt hielt, so sah sich Cäcina gleichzeitig genötigt, die schadhaften Stellen auszubessern, anderenteils aber ein festes Lager aufzuschlagen, um sich vor einem plötzlichen Überfalle zu sichern. Hier gerieten die Arbeiter, welche Hermann überfiel, in große Not, da sie in den Sümpfen nicht gewohnt waren zu kämpfen. Die Cherusker aber, mit ihrem Terrain wohl vertraut, brachten ihnen große Nachteile bei. Erst die Nacht trennte die Kämpfenden. Nun leiteten die Germanen Wasser in die Niederungen, so daß das Lager überschwemmt ward. Cäcina verbrachte eine qualvolle Nacht; unruhige Träume ängstigten ihn. Ihm war, als tauche Quinctilius Varus blutbespritzt aus dem Sumpfe und wiese warnend die dargebotene Rechte zurück. Am folgenden Tage griff Hermann die in großer

Verwirrung abmarschierenden Legionen plötzlich an und rief seinen Soldaten zu: „Seht da, Varus und die Legionen zum zweitenmale besiegt!“ — Die Germanen hieben besonders auf die Pferde ein. Diese, wütend vor Schmerz, warfen ihre Reiter ab und verursachten die schrecklichste Verwirrung. Cäcina selbst stürzte mit seinem Pferde und ward nur durch die Abwehr der ersten Legion gerettet. Mit Mühe und Not kämpften sich die Römer durch und schlugen ein Lager auf. Da aber alle Werkzeuge fehlten, die Verwundeten ächzten und stöhnten und eine undurchdringliche Finsternis herrschte, erreichte das Elend den höchsten Grad. Ein scheu gewordenes Pferd, das durch das Lager rannte, verbreitete einen panischen Schrecken. Mit dem Rufe: „Die Germanen sind da!“ stürzte alles wie besessen dem hintern Lagerthore (porta decumana) zu, um sich zu flüchten. Da warf sich Cäcina verzweifelt vor die Ausgangspforte und hielt die Kopflosen zurück. Er ermunterte sie, im Lager hinter den festen Wällen standzuhalten und abzuwarten, bis sie die Germanen angriffen; dann würden sie dieselben durch einen plötzlichen Ausfall zurückschlagen. Zu statten kam ihnen eine Meinungsverschiedenheit unter den deutschen Heerführern: Hermann stimmte dafür, den Abzug der Römer ruhig abzuwarten und sie auf ungünstigem Terrain anzugreifen; Inguiomar dagegen stimmte für Erstürmung des Lagers. Der Vorschlag des letzteren fand wegen der Aussicht auf größere Beute allgemeinen Beifall; auch vermutete man keinen großen Widerstand. Wie sehr aber täuschte man sich! Die Germanen wurden mit blutigen Köpfen heimgeschickt, Inguiomar schwer verwundet. Hermann entkam unversehrt aus dem Kampfe. Die Römer, obgleich erschöpft und verwundet, fanden Trost im Gefühl des Sieges.

Aller Wahrscheinlichkeit nach fand der Kampf in der Nähe des Bourtanger Moors statt, über welchen wohl die pontes longi geführt haben. Man hat dort auch interessante Funde gemacht, welche diese Annahme zu bestätigen scheinen.

Auch auf dem Rückwege harrte der Römer großes Ungemach. Germanikus schiffte zwei von den die Ems hinaufgefahrenen Legionen aus und übergab sie dem Vitellius, auf daß er sie zu Lande weiter nach dem Rheine längs des Ozeans führe. Hier gerieten sie durch Sturmfluten und Überschwemmungen in große Not. Endlich gelangten sie an die Mündung eines Flusses — bei Tacitus lesen wir Visurgis, die Weser — doch es kann nur die Hunse (Unsingis), welche bei Groningen in die Nordsee fließt, gemeint sein. So endete der Feldzug des Jahres 15 ohne nennenswerte Erfolge, wohl aber waren die Reihen der Römer durch erlittene Unfälle gewaltig gelichtet. Dies benutzte der ohnehin eifersüchtige und mißgünstige Tiberius, den Germanikus von weiteren Unternehmungen abzuhalten.

Kaum waren die Legionen am Rheine eingetroffen, als Stertinius ausgesandt wurde, Hermanns Vater, Segimer und seinen Sohn Sesithakus aufzunehmen. Es scheint demnach, daß auch der Vater Hermanns die Sache seines Sohnes im Stiche gelassen und Zuflucht bei den Römern gesucht habe. Er ward mit seinem Sohne in Gnaden aufgenommen, letzterer jedoch nicht ohne Zögern, da er den Leichnam des Varus mißhandelt haben sollte, und beide wurden nach der oppidum Ubiorum, d. i. Köln, gebracht. Wir werfen hiermit einen traurigen Blick auf die Uneinigkeit in der Familie des großen Cheruskerhäuptlings. Auch ein Bruder desselben, Flavus, diente bei den Römern. Als Hermann mit diesem im Jahre 16 an der Weser zusammentraf, kam es zu

einem heftigen Wortwechsel, der, wenn sie nicht der Fluß getrennt hätte, zu einem Zweikampfe geführt haben würde. Er bat und beschwor ihn anfangs, sein Vaterland nicht zu verraten, und reizte ihn schließlich durch heftige Schmähungen. Hermann hatte allerdings die edelsten Absichten, die Stämme seines Vaterlandes unter einem gemeinsamen Oberhaupte zu vereinigen, mag aber manchen durch sein leidenschaftliches Wesen abgestoßen haben. Später ward ihm zum Vorwurf gemacht, er strebe nach der Königsherrschaft und suche die Freiheit seines Volkes zu unterdrücken. Deshalb ward ihm später von seinen eignen Verwandten nachgestellt, und er fiel durch Hinterlist, erst 37 Jahre alt. Aber sein Andenken lebt noch fort bei seinem Volke in Heldenliedern, und die dankbare Nachwelt hat ihm ein herrliches Denkmal errichtet.

Doch kehren wir zu den weiteren Kriegsunternehmungen der Deutschen zurück. Nach dem zurückgeschlagenen Angriffe auf das Lager bei den pontes longi griffen sie das Kastell Aliso an der Lippe an. Germanikus eilte auf diese Nachricht mit sechs Legionen herbei, während sein Legat Sälius einen Einfall ins Chattenland machte. Die Germanen, welche Aliso belagerten, zerstreuten sich sofort, nachdem sie zuvor den von Germanikus neu errichteten Grabhügel der Varianischen Legionen, sowie die ara Drusi, einen alten, zu Ehren des Drusus erbauten Altar, zerstört hatten. Letztern ließ Germanikus wieder herstellen; den Grabhügel der Varianischen Legionen jedoch zu erneuern, hielt er nicht für geraten. Warum nicht? fragen wir unwillkürlich. Vermutlich boten die ungünstigen Terrainverhältnisse zu viel Schwierigkeiten. Das Kastell Aliso soll, nach der Annahme des gründlichen Spezialforschers Essellen, bei Hamm am Einfluß der Ohse in die Lippe zu finden sein („Geschichte der Sigambern", „Kastell Aliso") und unter der ara Drusi denkt er sich ein hügelartiges Kenotaph, dessen Überreste er in der sogenannten Hohenburg unweit Aliso wiedererkennen will. Wir können hier unmöglich auf alle abweichenden Ansichten eingehen.

Schlacht bei Idistaviso. Im Jahre 16 fand ein Zusammenstoß der Römer und Cherusker an der Weser statt, welchem der bereits erwähnte Wortwechsel zwischen Hermann und seinem Bruder Flavus vorausging. Mit Mühe hielt der Legat Stertinius den wütenden Flavus zurück, während gegenüber Hermann ihn einen Sklaven und Verräter schalt und drohend eine baldige Schlacht ankündigte. Die Feindseligkeiten wurden durch die römischen Bundesgenossen, die Bataver, eröffnet, welche über den Strom setzten, aber von den Cheruskern zurückgetrieben wurden. Ihr tapferer Anführer Cariovalda fiel nach heftiger Gegenwehr; den übrigen eilte die römische Reiterei unter Stertinius und Ämilius zu Hilfe. Nach dem bewerkstelligten Übergange über die Weser erfuhr Germanikus durch einen Überläufer, daß sich germanische Volksstämme in einem nahen, dem „Herkules" (d. i. Donar) geweihten Walde versammelten und eine Schlacht vorbereiteten. Ein der lateinischen Sprache kundiger Germane schlich sich in der Nachtzeit an den feindlichen Lagerwall heran und suchte durch lockende Versprechungen Überläufer heranzuziehen. Dies erfüllte die Römer mit immer größerer Erbitterung. Ein Versuch, das Lager anzugreifen, war erfolglos. Am folgenden Tage feuerten die beiden Heerführer ihre Truppen zum Kampfe an. Unweit der Weser zieht sich eine von Hügeln und Wald begrenzte Ebene hin, welche die Römer Idistavisus oder Idisiavisus nannten. Man hat diesen

Namen mit Idisen oder Disen, germanischen Seherinnen, zusammengebracht, und Grimm übersetzt es mit Feenwiese. Andere erklären es viel einfacher von dem deutschen: „Es ist eine Wiese“. Das Schlachtfeld wird übrigens allgemein bei Hessisch-Oldendorf angenommen, unweit des Steinhuder Meeres. Durch zwei fliehende Scharen wurden hier die Cherusker, welche von den Höhen herabstürmten, eingeengt und gerieten in große Verwirrung. Umsonst suchte Hermann, auf eine erhaltene Verwundung deutend, die Schlacht zu halten. Auf einem wilden, feurigen Rosse, das Antlitz, um nicht erkannt zu werden, mit Blut gefärbt, schlug sich Hermann durch die römischen Bundesgenossen durch. Auf ähnliche Weise entkam Inguiomar. Viele suchten sich durch Schwimmen über die Weser zu retten, wurden aber meist durch Geschosse erreicht oder ertranken; andere erklommen hohe Bäume, wurden aber zum Scherz wie Vögel herabgeschossen oder durch das Umhauen der Bäume getötet. So erfochten die Römer einen glänzenden Sieg; wenigstens erzählt dies so der römische Geschichtschreiber Tacitus. Unter der Beute fand man Ketten, welche die Germanen für die Feinde zum voraus mitgebracht hatten. Die Römer begrüßten mit Jubel den Germanikus als Sieger und errichteten ihm eine Siegestrophäe. Der Anblick derselben reizte die Germanen zu neuem Kampfe, wahrscheinlich bei Minden; aber sie wurden völlig geschlagen. Germanikus errichtete vier Haufen von Waffen mit der stolzen Inschrift: „Nach der Besiegung der Völker zwischen Rhein und Elbe hat das Heer des Tiberius Cäsar dieses Denkmal dem Mars, Jupiter und Augustus errichtet.“ Seiner selbst erwähnte er nicht, sei es aus Besorgnis vor Neid oder aus Bescheidenheit. Hierauf trat der Feldherr den Rückweg an, größtenteils zu Wasser, die Ems hinab in den Ozean. Hier aber überfiel die Schiffe ein heftiger Orkan; viele versanken oder scheiterten an Klippen, und die Mannschaft ging elend zu Grunde. Germanikus landete an der Küste der Chauken und beklagte jammernd am Gestade den Unfall, indem er sich selbst den Urheber nannte. Mit Mühe und Not suchte er die Trümmer seines Heeres zusammen und setzte den Rückweg fort. Die Aufstände einiger germanischen Volksstämme, welche das Unglück der Römer benutzen wollten, dämpfte er und überfiel die Marsen, welche in einem nahen Haine einen Adler der Varianischen Legion verborgen hatten. Auf wiederholtes Drängen des Tiberius, Germanikus möchte zu seinem wohlverdienten Triumphe nach Rom zurückkehren, leistete dieser Folge. Er erhielt sodann den Oberbefehl im Orient, starb aber schon im Jahre 19 in Syrien.

Sein Nachfolger Drusus, ein Bruder des Germanikus, stand von weiteren Rachezügen ab; und als nach dem Tode des Tiberius eine Reihe unfähiger Kaiser in Rom herrschte, wurde an weitere Feldzüge in Germanien nicht mehr gedacht. Die Deutschen blieben also frei und selbständig, und die Römer hatten trotz des Sieges an der Weser keinen bleibenden Erfolg errungen.

Es erübrigt nur noch, auf die weiteren Schicksale Hermanns, seiner Familie und Verwandten zurückzukommen.

Bei dem glänzenden Triumphzug, welchen Germanikus am 26. Mai im Jahre 17 über Cherusker, Chatten, Angrivarier und sonstige deutsche Stämme bis zur Elbe in Rom hielt, zog Thusnelde mit ihrem dreijährigen Söhnchen Thumelikus, Sosithakus, der Sohn des Segimer mit seiner Gattin, und Segimundus, ein Sohn des Segestes, mit; Segestes selbst aber, dem die Römer seinen Verrat belohnt hatten, durfte dieses Schauspiel in Freiheit mit ansehen.

Hermann geriet mit Marbod, dem früher befreundeten Markomannenfürsten, in Feindschaft, wie Tacitus erzählt, wegen eines Zwistes über den Ruhm, Deutschland vor Unterjochung bewahrt zu haben, wahrscheinlich aber, weil sich bei dem großen Einigungswerke aller deutschen Stämme keiner dem andern unterordnen wollte. Den Marbod machte jedoch sein Königstitel verhaßt, so daß sogar einige seiner Stämme, die Semnonen und Langobarden, zu Hermann übergingen. Dagegen trat Inguiomar, welcher es unter seiner Würde hielt, dem weit jüngern Neffen zu gehorchen, zu Marbod über.

Der Zusammenstoß fand vermutlich im heutigen Sachsen, vielleicht an der Mulde statt. Beide Heerführer entflammten ihre Truppen durch leidenschaftliche Reden. Hermann nannte den Marbod einen elenden Feigling, Hochverräter und Satelliten des Kaisers, welcher sich in den Schlupfwinkeln des Hercynischen Waldes verkrochen und dann demütig einen Frieden von den Römern erbettelt habe. Marbod seinerseits schmälerte Hermanns Ruhm, weil er hinterlistig drei wehrlose Legionen überfallen, aber Weib und Kind treulos im Stiche gelassen habe. Dagegen wies er auf Inguiomars treuen Rat hin und nannte ihn einen wahren Vaterlandsfreund. Nie stießen — berichtet Tacitus — zwei Heere mit größerer Wut aufeinander, niemals wurde mit zweifelhafterem Erfolge gekämpft. Auf beiden Seiten wurden die rechten Flügel geworfen, aber der Kampf blieb ohne Entscheidung. Trotzdem nimmt man an, daß sich Marbod für geschlagen hielt, denn er zog sich auf die benachbarten Hügel zurück. Als infolgedessen viele ihn verließen, ging er, von Truppen entblößt, nach Böhmen. Umsonst bat er den Tiberius um Hilfe; ja, der Sohn des Germanikus, Drusus, welcher nach ihm den Oberbefehl in Germanien führte, hetzte noch andre Feinde gegen Marbod. Endlich suchte er, von allen verlassen, Schutz bei Tiberius. Dieser gewährte ihm einen Ruhesitz in Ravenna, wo er in hohem Alter starb.

Aber auch Hermanns Tage waren gezählt. Sein ehrgeiziges Trachten, an der Spitze aller Germanen zu stehen, brachte ihn bald in Verdacht, als strebe er nach der Königsherrschaft. Ein Chattenfürst, Adgandestrius, hatte sich schon den Römern brieflich angeboten, den Hermann durch Gift zu töten, wenn sie ihm solches übersendeten; aber Tiberius hatte seinen heimtückischen Anschlag mit Entrüstung von sich gewiesen. Doch es fanden sich andre Feinde und zwar in seiner eignen Verwandtschaft. Mit den Waffen in der Hand verteidigte er sich mit wechselndem Glücke, bis er endlich durch Hinterlist fiel. „Unstreitig war er der Befreier Deutschlands“ — sagt Tacitus — „er bekämpfte das römische Reich, nicht wie andre Könige und Feldherren bei seinem Entstehen, sondern zur Zeit seiner höchsten Blüte, und blieb, obgleich in den Schlachten nicht immer glücklich, im Kriege unbesiegt. Auf 37 Jahre brachte er sein Leben; zwölf Jahre behauptete er sich als Heerführer; noch heute wird er bei den barbarischen Völkern besungen.“ — Dies Lob singt ihm der Römer, der Feind! — In welchem Lichte würde der herrliche Jüngling und Held, der Befreier seines Vaterlandes, strahlen, hätten wir eine Schilderung über ihn aus dem Munde seiner begeisterten Landsleute, besäßen wir eins jener Heldenlieder, welche sein dankbares Volk zu seinem Preise anstimmte! — Viele Mythologen glauben, daß uns diese Lieder nicht ganz spurlos verschwunden seien, daß noch Überreste seiner Verehrung, ja Vergötterung erhalten seien. Ja, man glaubt, daß unter der göttlichen Lichtgestalt unseres größten Sagenhelden Sigurd oder Sigfried

kein andrer zu verstehen sei, als eben Hermann, der Cheruskerfürst. Diese Vermutung scheint noch bestärkt zu werden durch den Gleichklang der Vorsilbe dieses Namens mit mehreren Angehörigen der Familie Hermanns. Sein Vater hieß Seg=imer, sein Oheim Seg=estes und dessen Sohn Segi=mundus. In der Sage heißt der Vater Sig=frieds auch Sig=mund. Nun müßte freilich Sigfried ein ehrender Beiname des Hermann gewesen sein, soviel wie „der durch Frieden Sieg Spendende“. Auch seine größte Heldenthat, nämlich die Besiegung des Varus, müßte ganz ins Mythische gerückt worden sein, wenn der sagenhafte Lindwurm und seine Erlegung soviel wie die Hermannsschlacht bedeuten sollte.



Thusnelde als Gefangene der Römer. Gruppe aus Pilotys Gemälde.

Wir möchten vielmehr den Kern der Sigfriedsage, wie wir uns schon im vorigen Bande gelegentlich ausgesprochen haben, für uralt halten und demselben eine symbolische Bedeutung vom Kampfe des Lichtgottes mit den unterirdischen Mächten der Finsternis geben. Auch scheinen die Germanen schon nach Tacitus lange vor Arminius einen göttlichen Heros beim Stürmen in die Schlacht mit feierlichen Gesängen angerufen zu haben, den der römische Geschichtschreiber mit römischem Namen Herkules nennt. Wenn dieser nicht der Donnergott Thor oder Donar war, den er gleichfalls mit dem Namen Herkules an einer andern Stelle der Germania als einen der drei Hauptgötter aufführt, und der, wie Herkules mit seiner Keule, so mit seinem Hammer auszog, die Ungeheuer zu erlegen, so kann es recht wohl auch Sigfried sein; denn wie Herkules die Lernäische Hydra bändigte, so erschlug Sigfried den Lindwurm. Möglich ist es ja schon,

daß an bereits vorhandene Heldenlieder zum Preise eines älteren göttlichen Helden Sigfried sich verwandte Züge aus dem Leben und den Thaten Hermanns anlehnten; doch sie sind nur mit dem Auge des Spezialforschers zu erkennen.

Anderseits hat man angenommen, daß Hermann, zu einem Gotte erhoben, später bei seinem Volke göttliche Verehrung genoß. So bezieht man auf ihn den rätselhaften Namen Irmin und die diesem errichtete, später von Karl dem Großen als Nationalheiligtum der Sachsen, in deren Bund ja die Cherusker und Chatten aufgingen, 772 wahrscheinlich im Innern des Teutoburger Waldes zerstörte Irminsäule. Indessen scheint schon Tacitus einen solchen Irmino als Stammgott der Germanen zu kennen; auch die Sachsen nach Besiegung der Thüringer sollen einem Nationalgott Irmino eine Säule, der Sonne zugewandt, errichtet haben, und so führen der Hinweise noch mehrere zu der Annahme, daß der Name Irmino die Bedeutung einer mehr allgemeinen und nationalen Gottheit gehabt habe. Wir erwähnten schon einmal den bekannten Volksreim, den man auf Hermann und die Varusschlacht bezieht. Er heißt folgendermaßen:

„Hermen, sla dermen (d. i. Darmsaiten), wofür auch: „slo lärmen“,
sla pipen, sla trummen,
de kaiser wil kummen
met hamer un stangen
wil Hermen uphangen“,

d. h.: „Hermann, laß Saitenspiel, Pfeifen und Trommeln erschallen; der Kaiser (sc. Germanikus?) will mit Hammer und Stangen kommen, um den Hermann aufzuhängen!“ — Dies Lied ist offenbar, selbst wenn es sich auf Hermann beziehen sollte, viele Jahrhunderte nach der Varusschlacht entstanden; denn die Pfeifen und Trommeln waren bei den alten Deutschen nicht im Gebrauche. Uns dünkt es wahrscheinlicher, daß es sich auf die Zerstörung der Irminsäule durch Karl den Großen beziehe. Der „Hermen“ ist dann kein andrer als der Nationalgott, der, wie sonstige Redensarten und Sagen im Volke beweisen, überhaupt einen hünenhaften Vertreter des deutschen Volks zu bedeuten scheint. So nennt man heute noch in Westfalen einen riesigen Kerl einen „Hiärmen!“

Auch die Erinnerungen an einen Volksgott Hermen haben sich noch in Redensarten erhalten, z. B.: „he ment, use herregott heet Herm“, d. h.: „er meint, unser Herrgott sei noch der alte gütige Hermen, d. h. er zürne nicht“; und wenn einer recht müde ist, sagt man, „hat Hermen ihn in der Plage“. Merkwürdig ist es endlich auch, daß sich auf dem Lande, namentlich im Bergischen, viele Sagen und Märchen von einem starken Kerl, Namens Hermen, erhalten haben, der allerlei Kraftproben und Heldenthaten verrichtet, die lebhaft an die Streiche Sigfrieds beim Schmiedemeister und seine Erlegung des Lindwurms erinnern. Wir können diese Volkssagen recht anmutig lesen in der „Lorelei“ von Wolfgang Müller von Königswinter.

Kleists Hermannsschlacht. Bekanntlich hat auch Heinrich v. Kleist den Verdiensten unsers ersten Nationalheros einen ehrenden Denkstein in seinem wirkungsvollen Drama „Die Hermannsschlacht“ gesetzt. Vielfach abwechselnde Scenerie, lebhafter Dialog, effektvolle Handlung zeichnen im ganzen das Werk aus. Darum wollen wir nicht mit kleinlicher Kritik an dem als nationales Drama einzig dastehenden Kunstwerke nergeln. Aber einen Tadel können wir nicht unterdrücken, bezüglich Thusnelden, der hochherzigen Gemahlin unsres

Helden. Diese hätten wir uns doch edler und vor allem deutscher gedacht. Erscheint sie nicht geradezu wie eine leichtfertige französische Kokette, die mit dem römischen Legaten Ventidius spielt und tändelt, wie eine verwöhnte Ball- oder Salonschöne?! — Und schließlich, welch unedle Rache! Nachdem sie entdeckt hat, wie auch er nur zur bloßen Spielerei ihr Gefühle vorheuchelt, die er nicht besitzt, wie er sich seines Sieges rühmt und sich freut, seiner baldigen Sklavin die blonden Locken abzuscheren — da lockt sie ihn zu einem unwürdigen Rendezvous in einen Bärenzwinger und gibt ihn einer wilden Bestie preis — aber nicht ohne zuletzt aus Mitgefühl in Ohnmacht zu sinken. Auch Hermann müßte noch edler und vor allem entschiedener aufgefaßt sein; vorläufig müssen wir uns dieses Denksteins freuen, der unserm ersten Nationalhelden gesetzt ist, doch wartet hier ein gewaltiger Stoff noch seines berufenen Erlösers.

Karl der Große und das Sachsenvolk. Wittekind. Ungefähr 760 Jahre später, als die alten Germanen in ihren heiligen Wäldern das Blut ihrer Todfeinde, der Römer, vergossen hatten, düngte fast dieselben Schlachtfelder in Strömen das Blut der alten Sachsen in ihren hartnäckigen Kämpfen gegen ihren fränkischen Unterdrücker, Karl den Großen. Der Volksstamm der Sachsen kommt noch im 2. Jahrhundert auf der Cimbrischen Halbinsel, d. h. in dem heutigen Holstein und Schleswig vor, von wo er gegen Anfang des 3. Jahrhunderts in den westlichen Teil der norddeutschen Tiefebene eingewandert zu sein scheint. Dort vermischten sie sich mit den ihnen an Sprache verwandten Eingebornen, dehnten sich zwischen Rhein und Elbe bis zur Nordsee aus und zerfielen in vier Hauptstämme: die Westfalen, Ostfalen und Engern im Süden der Elbe, und die Nordalbinger nördlich von diesem Flusse im heutigen Schleswig-Holstein. Sie lebten ursprünglich in freien Volksgemeinden ohne Königtum und Priesterschaft und wählten sich bei Ausbruch eines Krieges ihre Heerführer (Herzöge). Die Einwanderer bildeten nach Besitzergreifung des Landes den Stamm der Edilinge und Frilinge (Edlen und Freien), in Laten oder Lassen, d. h. solche, die nach freiwilliger Unterwerfung im Besitze ihrer Grundstücke belassen wurden, und in Unfreie oder Sklaven. Von Steuern und Abgaben, von Zehnten und Fronen, womit der gemeine Mann im Frankenreiche bedrückt war, wußte man im alten Sachsenlande nichts. Daher hielten sie an ihren alten Einrichtungen mit großer Zähigkeit fest und wollten von den nachbarlichen Franken und ihrem neuen Glauben nichts wissen. Wütend erschlugen sie die ersten, zu ihnen gesandten christlichen Glaubensboten, weil sie nicht ohne Grund von ihnen den Untergang ihrer alten Freiheit befürchteten. Zur Sicherung seiner Reichsgrenzen mußte Karl der Große dieses unruhige Nachbarvolk unterwerfen und ihnen mit aller Gewalt die Wohlthat des Evangeliums aufdrängen. So entbrannte ein erbitterter Nationalkrieg, in dem die Sachsen für ihre Freiheit, ihren alten Glauben und die Sitten ihrer Väter aufs heftigste stritten, die Franken aber für die Weltherrschaft und das Kreuz. Obwohl wir selbstverständlich den schließlichen Triumph einer höhern Bildung und Gesittung nur mit Genugthuung begrüßen können, so dürfen wir dennoch anderseits unsre Bewunderung einem Volke nicht versagen, das 32 Jahre lang mit der größten Ausdauer und Zähigkeit, ja, mit wahrem Heldenmut für seine heiligsten Güter, Leben und Habe einsetzte.

Im Jahre 772 stellte Karl der Große auf dem Maifelde in Worms die Bekriegung der Sachsen als eine verdienstliche Sache hin und zog über den Main in das frühere Land der Cherusker ein, in jene wälder- und sümpfereiche Gegend, wo einst Varus mit seinen Legionen der List und Gewalt des kühnen Befreiers der alten Germanen erlegen war. Dort eroberten die Franken die Feste Eresburg, vermutlich Stadtberge an der Diemel, und zerstörten in einem heiligen Walde das Nationalheiligtum der Sachsen, die bereits erwähnte Irminsûl, d. h. die allgemeine Säule, wie sie ein Chronist benennt: der Beschreibung nach einen Baumstamm unter freiem Himmel. Vielleicht war derselbe mit symbolischen Zeichen graviert, mit Göttersymbolen behängt und in einem größern Gehege eingefriedigt; denn Karl der Große soll nach der Beschreibung seines Biographen Einhard drei Tage mit ihrer Zerstörung verbracht haben. Das Lager Karls des Großen zeigt man noch heute auf einer Höhe zwischen Kleinenberg und Willebadessen auf der sogenannten Karlsschanze. Wie die Sage erzählt, soll damals, nachdem eine große Dürre und Wassersnot ausgebrochen war, plötzlich eine versiegte Quelle wieder geflossen sein. Diese hat man in dem sogenannten Bullerborn bei Altenbeken entdecken wollen, einem Bache, der längere Zeit versiegt war, jetzt aber wieder fließt.

Danach drang Karl der Große bis zur Weser vor und brachte die Sachsen zur Unterwerfung. Sie mußten den Eid der Treue leisten und versprechen, die christlichen Sendboten in ihrem Bekehrungswerke nicht mehr zu stören. Der Hilferuf des Papstes Hadrian gegen den Langobardenkönig Desiderius rief Karl den Großen auf einen andern Kriegsschauplatz, nach Italien. Seine Abwesenheit benutzten die Sachsen, um die fränkischen Besatzungen zu verjagen, ihre alten Grenzen wiederherzustellen und die Eresburg wieder zu erobern. An ihrer Spitze stand der kühne und tapfere Herzog Wittekind, ein reich begüterter Ediling, welcher an der obern und mittlern Weser, bei Werden an der Ruhr, bei Balve, Arnsberg und Hohensyburg Besitzungen gehabt haben soll. Seine Stammgüter verlegen die meisten Geschichtsforscher nach Enger bei Herford; andre nehmen Hohensyburg als seine frühere Residenz an, wie wir bereits im vorigen Bande ausgeführt haben.

Karl der Große rückte nun rachebrütend heran, um das „treulose und eidbrüchige“ Volk der Sachsen zu züchtigen. Dies gelang ihm auch in zwei Feldzügen. Im Jahre 775 zog er die Ruhr hinauf, nahm die sächsische Bergfestung Sigiburg am Einfluß der Lenne (Hohensyburg) ein und drang nach der Wiedereroberung der Eresburg bis zur Ocker im Lande der Ostfalen vor. Als die Sachsen letztere Feste abermals genommen hatten, erschien der Frankenkaiser wiederum im Sachsenlande (776). Er stellte die Eresburg nochmals her und gründete eine neue Burg an der Quelle der Lippe. Die Sachsen mußten Geiseln stellen und sich taufen lassen. Karl der Große berief sogar einen Reichstag nach Paderborn, im Lande der Engern (777), um die Sachsen zum fränkischen Heerbann zu zwingen. Allein der Hauptgegner Karls, Wittekind, erschien nicht; er war zum Dänenkönig entflohen. Von Paderborn ward Karl der Große durch eine Gesandtschaft des arabischen Statthalters von Saragossa nach Spanien gegen den Kalifen Abd-ur-rhaman von Cordova berufen. Seine Abwesenheit und besonders seine Verluste beim Rückzuge durch das Thal Roncesvalles benutzten die Sachsen und erhoben aufs neue die Fahne der Empörung

Große Mordbrennerscharen, unter Führung des zurückgekehrten Wittekind, durchzogen sengend und brennend die Gaue und verheerten das rechte Rheinufer von Deutz bis Koblenz. Von da zurückgedrängt, fielen sie mit Feuer und Schwert in Thüringen und Hessen ein. Erschreckt flohen die frommen Mönche aus ihrer stillen Klause in Fulda und nahmen die Gebeine des heiligen Bonifacius mit. Da rückte Karl der Große ingrimmig über den Rhein und schlug die Sachsen bei Bocholt an der Aa. Von da zog er bis zur Weser und im folgenden Jahre (780) siegreich bis zur Elbe. Nun hielten sie zwei Jahre lang Ruhe, benutzten aber den Zeitpunkt, als eine fränkische Heeresabteilung gegen die Sorben zwischen Elbe und Saale vorging, zur abermaligen Schilderhebung. Da ward diese Mannschaft zurückberufen, um sich mit einem andern fränkischen Truppenteile gegen die Sachsen zu vereinigen; aber zwischen der Weser und der Bergkette Süntel ward sie von den Feinden völlig geschlagen (782). Die beiden fränkischen Anführer Geilo und Adalgis waren auch gefallen, mitsamt vier Grafen und vielen edlen Herren. Da schäumte Karl der Große vor Wut und ließ 4500 ausgelieferte Sachsen zu Verden an der Aller enthaupten. Aber der Rädelsführer Wittekind war wieder entflohen. Ferner ließ der zornige Sieger auf die Ausübung heidnischen Kults und Mishandlung christlicher Geistlichen die Todesstrafe setzen. Karls unmenschliche Grausamkeit entflammte die Sachsen von neuem zum Rachekriege, und Wittekind eilte von Gau zu Gau, das Feuer der Freiheitsliebe schürend. Bei Detmold, vielleicht in der Nähe, wo Arminius den Varus schlug, besiegte Karl der Große besonders die Ostfalen und Engern. Aber es war ein Pyrrhussieg; die Sachsen fochten mit einer solchen Erbitterung und brachten ihren Gegnern so große Verluste bei, daß der fränkische Kaiser sich sehr geschwächt nach Paderborn zurückziehen mußte. Hier zog er neue Verstärkungen an sich und besiegte ein Heer Wittekinds an der Hase. Die Franken waren gegen die Sachsen besonders durch eine bessere Bewaffnung im Vorteil; viele trugen von ihnen schon eiserne Helme und Panzer und waren ihren Feinden auch an Kriegserfahrung überlegen. Bei den Sachsen, in deren Lande überhaupt Mangel an Eisen war, hatten nur die Vornehmeren das Recht, sich in Harnische zu hüllen. In der Schlacht an der Hase deckten ihrer sechstausend die Walstatt, die übrigen ergriffen die Flucht. Karl wandte sich nun ostwärts gegen die Wittekindsburg bei Rulle, um sie einzunehmen; allein der schlaue sächsische Herzog täuschte ihn lange mit List. Er ließ nämlich die Franken im Zweifel, in welcher von zwei benachbarten Burgen seine Hauptstreitmacht und er selbst, die jene nicht anzugreifen wagten, sich befänden. Er ritt nämlich mit verkehrt beschlagenen Rossen nachts immer zwischen den zwei Burgen hin und her und führte so die Feinde an der Nase herum. Infolgedessen griffen sie in der Regel die falsche Burg an und wurden mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Endlich, als die Belagerer schon die Not arg bedrängte, ersann ein Priester aus Osnabrück eine Gegenlist. In der einen Burg zu Schagen befanden sich zwei Schwestern, zugleich Verwandte Wittekinds, die man gegen Versprechungen sorgenfreier Zukunft zu gewinnen wußte, den Franken ein Zeichen zu geben, wenn der gefürchtete Sachsenherzog abgezogen wäre. Dies geschah, und so fiel die Burg in die Gewalt der Belagerer. Als Wittekind sich dieser Burg wieder näherte, bekam er Wind von dem Verrate und ergriff die Flucht. Doch die Franken setzten ihm nach und hätten ihn bald erwischt,

denn Wittekinds Roß scheute vor einem Verhau, bis es endlich auf die ermunternde Zurede seines Herrn:

„Hensken spring aver, dann krigs tu 'n spint haver,
sprins tu nich aver, freten mi un di de raven!"

hinübersetzte und ihn rettete. Er entfloh nun zum Dänenkönig Siegfried.

Mehrere Jahre hindurch währte noch der blutige Vernichtungskrieg, bis endlich Karl der Große gelindere Saiten aufzog. Auf einem feierlichen Reichstage in Paderborn ließ er allen Unterworfnen Gnade angedeihen und versprach auch den beiden Sachsenherzögen Wittekind und Albion freies Geleite, wenn sie erscheinen würden. Da machten sich beide auf nach Attigny in der Champagne zu König Karl, der sie sehr ehrenvoll empfing und sie zur Taufe überredete. Ja, der Frankenkönig, vormals der erbittertste Gegner Wittekinds, vertrat Patenstelle.

Über die Taufe Wittekinds weiß die Legende recht Rührendes zu erzählen. Danach soll sich der Sachsenherzog einst um die Weihnachtszeit, in Bettlerlumpen gehüllt, in das fränkische Lager geschlichen haben, um neugierig zu schauen, wie die Christen ihren vielgepriesenen Gott verehrten. Unerkannt drängt er sich durch die Reihen der Krieger, die andächtig betend niederknieten. Da gewahrt er auch den Kaiser im Kreise seiner Grafen inbrünstig flehend vor dem Hochaltar:

„Er staunt, als er die stolzen Paire
Mit Karl auf ihren Knie'n erkennt,
Damit sie himmlisch nähre
Das ew'ge Sakrament.
Doch staunt er des nicht minder,
Was man dem Gotte bot,
Nicht Pferde fielen hier noch Rinder,
Sie opferten nur Wein und Brot.

Der Priester bot zum Liebesmahle
Die Hostie dem Kaiser dar,
Die auf smaragd'ner Schale
Sich wandelt wunderbar;
Was alles Volk erquickte
Unter des Brotes Bild,
Ein lebend Kind darin erblickte
Sein Aug', ein Knäblein, süß und mild.

Er sieht das schöne Kind erlachen,
Ihm freundlich winken: „Komm zu mir!
Ich will dich glücklich machen
Und selig dort und hier!"
Und Jubel füllt die Seelen,
Empfahend Brot und Wein;
Es dringt ein Lied aus tausend Kehlen
Vom göttlichen Zugegensein.

Der Sachse steht betäubt, er faltet
Die Hände fromm, sein Aug' ist naß;
Das hohe Wunder spaltet
Den heidnisch argen Haß.
Hin eilt er, wo der Haufe
Mit frohem Blick ihn mißt:
„Gieb, Karl, dem Wittekind die Taufe,
Daß er umarme dich als Christ!"

Graf Platen-Hallermünde.

So erzählt man sich der Sagen von Wittekind noch gar mancherlei. Doch die meisten Erinnerungen an den berühmten Sachsenherzog haben sich in der Gegend von Enger erhalten, wo nicht nur seine Burg gestanden haben soll, sondern wo man auch seinen Begräbnisort zeigt. Nach einer Urkunde vom Jahre 1420 befand sich in Enger ein Wedekindshof; aber vor dem 16. Jahrhundert meldet uns kein Schriftsteller etwas von einer Burg Wittekinds daselbst. Ebenso fraglich ist die Echtheit der Gebeine des großen Sachsenherzogs, die in Enger ruhen sollen. In einem Verzeichnis sämtlicher Reliquien des Chorherrnstifts zu Enger, das eine Kirche in Herford enthält, wird der Gebeine Wittekinds nirgends auch nur Erwähnung gethan. Auf einmal tauchen trotzdem sämtliche Knochen desselben auf und wandern 1414 mit der Verlegung des Stifts nach Herford; später (1822) kamen sie wieder nach Enger zurück.



Karl der Große bringt das Christentum zu den Sachsen.

Das Grabdenkmal im Chore der Kirche, deren Stiftung man auch Wittekind zuschreibt, ist sehr sehenswert, besonders die aus Sandstein gehauene Gestalt des Sachsenherzogs, eine Arbeit, die nach Schücking sicherlich ins 12. Jahrhundert zurückreicht. „Wittekind liegt in Lebensgröße da; das Gesicht ist länglich und edel geformt, das Kinn glatt, der Mund klein; das Haar über die Schläfe und Ohren niederfallend; die rechte Hand zeigt einen gekrümmten Mittelfinger, ein Gebrechen, das der alte Sachsenfürst in der That bei seinen Lebzeiten hatte. Das Ganze war ehemals sorgfältig und sauber in Farbe gesetzt, wovon noch die Spuren sichtbar; aus dieser Zeit stammt die folgende Beschreibung der Abbildung von einem Schriftsteller des 16. Jahrhunderts: „Das lange Haupthaar fällt in das Schwarze; das Haupt bedeckt eine himmelblaue Kappe, die von einem Diadem mit Edelsteinen umschlungen ist; doch ist von den Steinen jetzt nur noch die leere Fassung zu sehen. Das Unterkleid ist purpurrot; über diesem liegt ein scharlachfarbenes, mit Perlen geziertes Kleid mit goldenem Saume, der ebenfalls mit jetzt ausgebrochenen Edelsteinen besetzt gewesen zu sein scheint. Das dritte Oberkleid, der Mantel, ist himmelblau, mit goldenen Sternen geschmückt und mit prächtigem Pelzwerk gefüttert. Die rechte Hand ruht auf der Brust; die linke, im Mantel verborgen, hält das Scepter. Die vergoldeten Schuhe reichen bis an die Knöchel, laufen gegen das Ende spitz zu und haben in der Mitte eine Naht von Perlen.“ .... „Dieser alte Denkstein ruht nun auf einer Tumba, welche augenscheinlich jünger ist; man sieht daran allerlei Wappen, Embleme und Inschriften, die sicherlich nicht älter als das 17. Jahrhundert sind. Rings am Rande der obern Platte, die den alten Bildstein trägt, liest man die Worte:

„Ossa viri fortis, cuius sors nescia mortis
Iste locus munit, euge bonus spiritus audit,
Omnis mundatur, hunc regem (qui) veneratur,
Egros hic morbis celi rex salvat et orbis.“

Eine andre Inschrift lautet: „Monumentum Wittikindi, Warnechini filii, Angrivariorum regis, XII Saxoniae procerum ducis fortissimi“, und eine dritte: „Hoc collegium dionisianum in Dei opt. max. honorem privilegiis reditibusque donatum fundavit et confirmavit. Obiit anno Christi DCCCVII relicto filio et regni herede Wigberto.“ Der Schrift nach stammen diese drei Inschriften aus dem 17. Jahrhundert, wiewohl die erstere eine Überarbeitung einer ältern zu sein scheint. Aber auch die ganze jetzige Tumba ist höchstwahrscheinlich schon 1377 gelegentlich eines Besuches Kaiser Heinrichs IV. restauriert worden. Immerhin entbehrt die Annahme, daß Wittekind in Enger begraben sei, nicht jeder Begründung; wenigstens reicht die Sage davon wie das Alter des Denksteins bis ins 12. Jahrhundert zurück. Geschichtlich glaubwürdig wird sie durch die Thatsache, daß Mathilde, die Gemahlin König Heinrichs I., aus dem Geschlechte Wittekinds, Güter bei Enger hatte und dort eine Abtei stiftete.

Im Volksmunde gehen noch mehrere Sagen vom „König Wieking“ um, von denen aber nicht alle wirklich auf ihn, sondern zum Teil auf die Ritter des Wedigensteins, die Edlen vom Berge, gehen.

So erzählt man, daß König Wieking einst über die Höhe in den Lübbecker Bergen ritt, auf der jetzt das Dorf Bergkirchen liegt. Damals habe er gerade

über den Vorzug seines alten Glaubens gegenüber der neuen christlichen Religion nachgegrübelt und nach einem Zeichen des Himmels verlangt. Es war nun gerade sehr schwül, und ihn sowie sein Roß dürstete es sehr. Auf einmal fing dieses mit dem Hufe zu scharren an, und siehe da! an der Stelle sprudelte ein lebendiger Quell auf. Dies Wunder bestimmte ihn, Christ zu werden, und noch heute zeigt man in Bergkirchen diese Quelle als das einzige dort fließende Wasser.

Ferner erzählt man sich über den Bau eines Kirchturms, den man, weil er immer wieder einstürzte, schließlich getrennt von seiner Kirche hinstellte, sowie von dem einer Burg Wiekings allerhand Sagenhaftes.

Die Nachkommen seines Gefolges, einst die Ritter von der Tafelrunde des Sachsenherzogs, die sogenannten Sattelmeier, gelten heute noch für die angesehensten Bauern um Herford und Bielefeld. Früher begleiteten sie „König Wittekind" zu Pferde und mußten einen berittenen Mann zum Kriege stellen. Noch bis in die neuere Zeit genossen die Sattelmeier besonderer Vorrechte, waren frei von Zehnten und wurden mit besonderen Feierlichkeiten bestattet.

Bei Enger zeigt man auch noch viele Punkte, die der große Sachsenherzog geweiht haben soll; so seinen Lieblingsruheplatz bei Hartwig am Steine. Im sogenannten Elsenbusch bei Ebmeier soll er seinen Vogelherd und sein Vogelhaus gehabt haben; sein liebster Aussichtspunkt war der hohe Esch bei Hücker. Dort stand einst ein Wartturm neben einer uralten heiligen Eiche und dann eine Wallfahrtskapelle. Später wuchs dort eine wunderbare Buche, deren Stamm sich nahe der Erde in sieben Schafte spaltete, welche sich wieder oben zu einer Riesenkrone vereinigten. Schade, daß diese „heiligen sieben Buchen" jetzt verschwunden sind.

Ferner zeigt man einen Fußpfad von Enger nach Schildesche, wo Wieking eine Kirche baute und seine Schwester als Nonne lebte, den sogenannten Hasenpfad, von dem der Volksmund heute noch singt: „Dat is de Hasenpfad, den König Wieking trad." Der Hasenpfad aber soll er von einem Diener Wittekinds, Namens Hase, heißen.

Bereits hochbejahrt soll König Wieking sein eignes Scheinbegräbnis angeordnet haben, um die Anhänglichkeit der Seinigen zu erproben. Plötzlich, als alle Leidtragenden um die vermeintliche Leiche ihres geliebten Königs trauernd versammelt waren, trat er selbst wohlbehalten unter sie und machte seine Anhänger für immer zehntfrei. Auch andre, die unterwegs gewesen, ihr Beileid zu zeigen, erhielten einige Vorrechte, wie die Steinköhler zu Pödinghausen.

Endlich, als der alte Held wirklich gestorben war, verbrachte man seine Leiche von der Babilonie, einem spitzen Berge in der Lübbecker Gebirgskette, wo er verschied, nach Enger. Von da an hieß das ganze Land, durch das der Zug ging, Wittekindsland und war zehntfrei. In der Kirche zu Enger ward der Sarg im kleinen Gewölbe am Chore beigesetzt und verordnet, daß kein andrer je in dem Heiligtume des großen westfälischen Helden bestattet werden sollte. Dies ward unverbrüchlich gehalten; und die Kapitelherren von Enger, deren Stift auch dem Wittekind zugeschrieben wird, hielten viele Jahrhunderte lang an der Gruft des Königs Gottesdienst.

Noch bis in die Neuzeit ward alljährlich Wittekinds Begräbnisfeier in Enger begangen, dabei den Schülern Semmeln, sogenannte Timpen, und den Armen eine Bewirtung mit Brot und Wurst zu teil. Die Leiche wurde dabei feierlichst zur Gruft geläutet und ein Gedächtnisgottesdienst abgehalten.

Auf der Höhe Babilonie zeigt man jetzt noch einzelne Mauerreste und Spuren einer dreifachen Umwallung von Wittekinds Burg. Dieselbe soll versunken sein, und der König dort, wie so viele andre Lieblingshelden des deutschen Volkes, verzaubert ruhen, „bis seine Zeit kommt“.

Doch wenn auch nach Wittekinds Taufe die Sachsen sieben Jahre lang ruhten, völlig unterworfen waren sie noch nicht. Ingrimmig ertrug es das freiheitsliebende Volk, daß seine alten Ordnungen immer mehr verdrängt, daß sie zur Abgabe des Zehnten gezwungen wurden und Heeresfolge gegen andre Völker, wie Slaven und Avaren, leisten mußten. Bei einer Aushebung entflammte die Fackel der Empörung besonders im nördlichen Sachsen; man vertrieb die christlichen Priester, zerstörte Kirchen und Heiligtümer und führte den alten heidnischen Götzendienst wieder ein. Da zog Karl der Große unmutig mit zwei mächtigen Heerhaufen über den Rhein, schlug zwischen Paderborn und der Eresburg ein festes Lager auf und zwang das hartnäckige Volk, Geiseln zu stellen und sich zu unterwerfen. Doch es dauerte noch viele Jahre lang, bis das Land vollständig ruhig war. Festungen wurden gegen sie angelegt und ganze Scharen wehrhafter Männer sowie Tausende von sächsischen Familien gewaltsam verpflanzt. Zu Selz (jetzt Königshofen) an der fränkischen Saale soll Karl der Große (803) einen Frieden mit den Sachsen abgeschlossen haben, was freilich durch neuere Forschungen bezweifelt wird. Wenigstens traten die Sachsen samt den Friesen um diese Zeit in den fränkischen Staatsverband. Außer dem bereits 788 gestifteten Bistum Bremen traten jetzt noch sieben neue ins Leben, nämlich Paderborn und Minden für die Engern, Münster und Osnabrück für das nördliche Westfalen, Verden und Hildesheim für die Ostfalen und Halberstadt für die thüringischen Sachsen. Immer tiefer schlug das Christentum Wurzeln und bildete das starre Volk. Nach einer bereits 742 von Karl Martell aufgestellten Taufformel „entsagten sie dem Teufel, aller Teufelsgilde und Teufelswerken“. Der Täufling erwiderte: „End ec forsachu allum diaboles uercum end uordum, Thuner ende Wodan end Saxnôte ende allum them unholdum the hiro genôtas sint, d. h.: „Ich entsage allen Teufelswerken und Worten, Thunar (Donar) und Wodan und Saxnot (Zio) und allen Unholden, die ihre Genossen sind.“ Dann mußten sie geloben, an Gott, den allmächtigen Vater, an Christus, Gottes Sohn, und an den heiligen Geist zu glauben. Trotzdem hafteten die alten heidnischen Erinnerungen noch zäh im sächsischen Volksglauben, in ihren Gebräuchen und Festen. Haben doch die Wochentage noch bis auf den heutigen Tag zum Teil ihre heidnischen Namen behalten, wie Dienstag (Zios Tag), Donnerstag (Donarstag) und Freitag (Tag der Freya). Und obwohl der moderne Name „Mittwoch“ den alten „Wodanstag“ (Godanstag) verdrängt hat, heißt er doch noch heute im westfälischen Platt der „Gunstag“. Am meisten aber zeigt sich die Treue und Anhänglichkeit an ihren alten Glauben in Sitten und Gebräuchen, die sich bis heute noch beim westfälischen Volke, besonders auf dem Lande, erhalten haben. Wie tiefe Wurzeln trotzdem das Christentum bei den Sachsen schlug, wie es bildend und erziehend auf sie einwirkte, ja dem Überlieferten zum Teil ein spezifisch deutsches Gepräge aufdrückte, davon gibt der „Heliand“ einen schlagenden Beweis. Durch die Sachsen erhielt das deutsche Element eine wesentliche Verstärkung; mit ihrer Unterwerfung war erst die Vereinigung aller deutschen Stämme zu einem Staatsverbande vollendet.



Die Lambertikirche in Münster.

Das Münsterland und Paderborn.

Übergang zum westlichen deutschen Tieflande. — Die Heide. — Bentheim und Steinfurt. — Lage Münsters. — Seine Sehenswürdigkeiten: Das Schloß, die Überwasserkirche, der Dom, die Lambertikirche, der Friedenssaal. — Geschichtliches: Entwicklung des Bistums und der Stadt Münster. — Die Wiedertäufer. — Der Westfälische Friede. — Sagen des Münsterlandes. — Paderborn. — Lippspringe.

Nach dem geschichtlichen Exkurs im vorigen Kapitel setzen wir unsre Wanderung durch Westfalen von Tecklenburg aus weiter westwärts fort gen Bentheim und kommen so recht durch das von moderner Kultur unbeleckte Altsassenland, durch Heidestrecken und Wüsteneien. Zerstreut liegen hier die Gehöfte der von aller Welt abgeschiedenen, einsam für sich lebenden alten westfälischen Patriarchen. Knorrig und zäh wie die starken Eichen ihres Bodens, hängen sie fest an dem von den Vätern Ererbten und verschließen sich fast eigensinnig gegen alles Neue. Man kann das Beharrliche und Stetige in dem westfälischen Volkscharakter erst so recht begreifen, wenn man diese öden Heidestrecken mit der ewigen Einerleiheit ihrer eigentümlichen Färbung durchstreift, hier und da auf einem aus altersgrauer Vorzeit hervorragenden Hünenstein gesessen und zuweilen in einen der einsamen Höfe einkehrend immer denselben Typus in Bauart, Lebensweise und Sitte getroffen hat. Und doch hat diese

fast wehmütige Öde der Heide ihren eigenartigen Reiz, ihre Poesie. Man denke sich hier so ein „Heideprinzeßchen“ à la Marlitt Heideröschen und Ginster pflücken und wie eine wilde Hummel über die dunkle, von blauen Waldfernen begrenzte Fläche dahinfliegen. Zuweilen streift eine dunkle Krähe die Spitzen des Heidegrases, zuweilen taucht eine zerstreute Schafherde auf, „hinter welcher der Hirte im weißen „Haiken“ träumend einherwandelt“ .... „In der Entfernung ragt eine verwitterte Buche über eine Wallhecke empor, und auf ihrem höchsten dürrsten Äste ruht der Vogel der Melancholie, ein einsamer Storch, von dem auch die Leute erzählen, daß er seit Jahren darauf gesessen und jedes Frühjahr zu ihm zurückkehre, weil ein Jäger einst sein Weibchen heruntergeschossen habe — das ist alles, was ihr seht nebst dem blauen Himmel, der sich darüber dehnt und auf weißen Wölkchen wie in Silbernachen die Frühlingsgeister trägt, die schlummernd über der Heide fortsegeln, um in glücklicheren Gegenden, fern hinter den still heraufduftenden Wäldern am Horizonte zu erwachen.“ Mit diesen charakteristischen Worten schildern die Autoren des „Malerischen und romantischen Westfalen“ die Einförmigkeit, die Schlummerbefangenheit der Heide, die einem Zauberschlafe des bekannten „Dornröschen“ nicht unähnlich sieht. Daher erklärt sich die Schweigsamkeit, die Verinnerlichung des dortigen Menschenschlags. Könnt ihr euch so die Philosophie eines Hirten vorstellen, der auf dem Rücken liegend in des Himmels Bläue starrt? Ihm fehlt nach L. Schücking „nur eine Jakobsleiter, um in den nahen Himmel flugs hineinzusteigen und oben zuzuschauen, was jetzt die lieben Engel wohl machen; er hört das elegische Klingen der Herdenglöckchen an, in welche die langgezogenen Töne der Schalmeien sich mischen, und ist selbst eine Art Lamm, das die Diener des Herrn hier weiden, bis einst der Heiland die Sorge übernimmt und die Seraphim auf den Schalmeien von Gold und Diamanten blasen.“

Weniger monoton ist der Charakter der angrenzenden Gehölz-, Wiesen- und Korngegenden, die sich um einen vereinzelten Bauernhof gruppieren. Hier entlehnte Immermann die anmutende Schilderung des patriarchalischen „Oberhofs“ in seinem klassischen „Münchhausen“. Wir kommen im folgenden Kapitel noch ausführlicher darauf zurück und schließen die Charakteristik des Heidelandes mit den Versen eines westfälischen Dichters:

„In den Bergen ist's eng, es zieht dich hinaus in die Weite,
 Endlos schließet sich gern unsere Heimat dir auf,
Gleichend des Meeres Gefilden, des Himmels unendlichen Weiten,
 Füllt mit Unendlichkeit sie, labet mit sinniger Lust.
Nimmer die Seele verwirren des Lebens schimmernde Reize,
 Einfach der Ginster hier blüht, friedlich hier weidet der Hirt;
Aber du hörst mit inniger Lust das Gezirpe der Grillen,
 Oder des Kibitzes Schrei, trittst du zu nahe dem Nest.
Oder die Lerche, sie jubelt so hoch, du siehst nicht die Schwingen:
 „Komme zu mir, zu mir!“ lautet ihr fröhlicher Ruf.
Bald erscheint dir am Saume des Waldes die einsame Wohnung,
 Langsam wirbelt der Rauch auf in die sonnige Luft.
Still ist und lautlos der Hof, beschattet von Eichen und Linden,
 Bunt in die Kühle gestreckt liegen die Kühe voll Ruh',
Während der mächtige Wall voll struppiger Eichen und Nußholz
 Heget das Feld und den Wald, hemmend den schweifenden Blick.
Ganz ungesehen im Grunde hin rinnet und murmelt das Bächlein,
 Und der wachsame Hund gibt dir vom Hof das Geleit:

Geh' nicht hinaus in die Welt, in die Weite, bitten sie alle,
  Bleibe bei uns und bei dir, heiter und sinnend allein.
Gehst du zum wallenden Feld, die Ähren jährlich vergehen,
  Aber die Eichen rings — weißt du, wie lange sie steh'n?
Wallst du auf dunkelem Weg von der Wälle Gebüschen umwölbet,
  Singt dir das Vögelein gern selige Leiden ins Herz.
Niemand begegnet dir, niemand vernimmst du, wenn nicht die Sonne,
  Blickend über den Steg freundlich dich Einsamen an,
Wenn nicht ein Weg tiefschattig den deinen und lautlos durchkreuzend,
  Wenn nicht das schmucklose Kreuz heil'ge Gedanken dir weckt."

Ein ganz besonders tiefes und gefühlsinniges Auffassen der Poesie der Heide hat Annette von Droste-Hülshoff in ihren Gedichten bekundet, von der wir noch im folgenden Kapitel ausführlicher reden werden.

Bentheim. Wir setzen unsern Weg fort und kommen ins Land der alten Tubanten, nach Bentheim. Plötzlich sehen wir vor uns ein mächtiges graues Felsenschloß, zu dessen Füßen das Städtchen Bentheim liegt. Wir schreiten durch zwei Thore an der alten Katharinenkirche vorbei in den Schloßhof und betrachten das „neue Gebäude" an der Burgmauer und den mächtigen, viereckigen Turm, nach einer Inschrift 1418 erbaut von „Junckherr Everwege, graven tho Benthem und Tecklenborg". In der nordwestlichen Ecke ragen die Ruinen der alten Kronenburg, in deren Gewölbe sich ein Heidentempel befunden haben soll; in dem südwestlichen großen runden Turme befinden sich unterirdische Verliese und an großen eisernen Ringen Überreste von Folterwerkzeugen. Ringsum führen zinnengekrönte Mauern, und vom Kamme herab hat man eine herrliche Aussicht. Auf der Westseite der Burg liegen große Felsblöcke, von denen einer im Volksmunde „des Drusus Ohrkissen" oder das „Teufelskissen" heißt. Man liest darauf eine anscheinend sehr moderne Inschrift: „Hic Drusus Jura dixit Tubantibus". Nördlich zieht sich der Bentheimer Wald hin, wo ein kalter salinischer Schwefelquell sprudelt und sich sommers hier viele Kurgäste, namentlich aus Holland, versammeln.

Vermutlich war der Felsen von Bentheim schon zu Römerzeiten befestigt; zur fränkischen Zeit scheint dort der Gau „Bursibant" gelegen zu haben. Die Geschichte der Grafen von Bentheim ist ziemlich verwickelt; sie erwarben die Güter der Edlen von Steinfurt, das nachmals ihre Residenz ward.

Steinfurt war wohl ursprünglich ein Allodialgut ohne Belehnung und Verleihung, das dem reichsadligen Geschlechte derer von Stenvorde gehörte. Als Erbauer des jetzigen Schlosses wird ein Reinhard, Edelvogt von St. Mauritz bei Münster, gegen Ende des 11. und Anfang des 12. Jahrhunderts genannt. Die Nachfolger besiegten den mächtigen Bischof Otto IV. von Münster und setzten ihn in Steinfurt gefangen, bis er durch Erich v. Hoya und den Bischof von Paderborn wieder entsetzt ward.

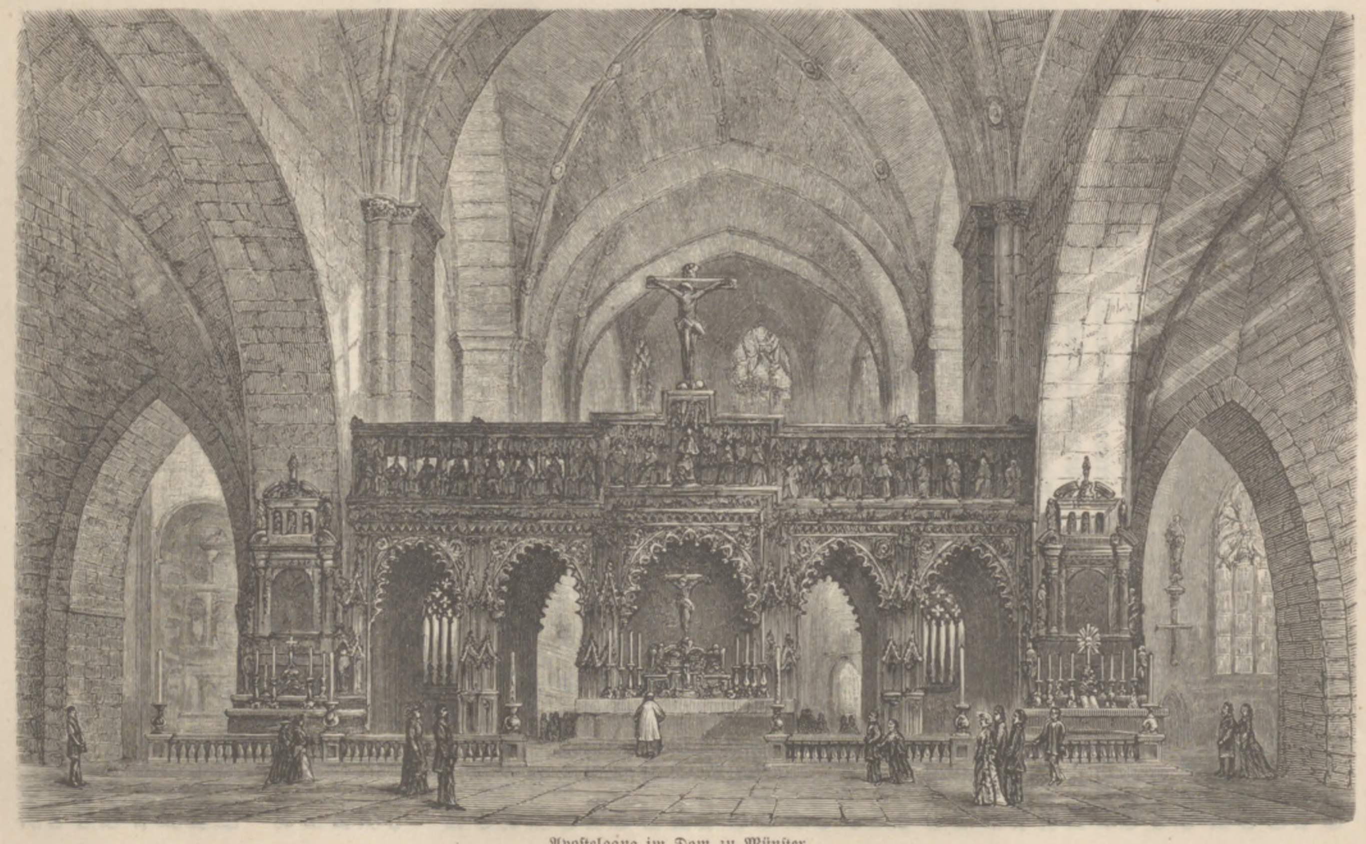
Außer dem Museum ziehen uns noch die Gartenanlagen, südöstlich von der Stadt das Bagno an, angelegt durch Grafen Ludwig v. Bentheim. Auf einer der Inseln des dortigen großen Sees ragt eine gotische Burg „wie eine versteinerte Matthissonsche Elegie" durch düstere Fichtenzweige. Vergnügungslokale aller Art, Kioske, Kettenbrücken und herrliche Wald- und Wiesenpartien zieren das Ganze. Leider sind andre Anlagen, wie Kaskaden und Wasserrad, zerstört.

Münster. Vom Bagno aus führt uns ein äußerst anmutiger Pfad durch Fluren, Bosketts, an einzelnen Gehöften und kleinen „wipfelbeschatteten" Weilern vorbei wie spielend gen Münster zu. Es ist eine der anmutigsten Landschaften, die wir durchwandern; bald treten wir in herrliche Buchen- und Eichenwaldungen, „voll Nachtigallenschlag und dunkelglänzendem Epheu", bald auf einen freien, sich durch goldgelbe Ährenfelder und zwischen „schwer überästeten Obstgärten" sich hinschlängelnden Pfad. Rechts führt der Weg an dem Städtchen Horstmar vorbei, das uns an seinen letzten Grafen Bernhard, den westfälischen coeur de lion, erinnert, welcher sich im dritten Kreuzzuge durch Ritterlichkeit und Frömmigkeit auszeichnete. Der westfälische Altertumsforscher Essellen aus Hamm hat es versucht, ihn in einem noch wenig bekannten Gedichte in Hexametern zu verherrlichen

Endlich tauchen über Lindenwipfeln die blauen Türme von Münster in imposanter Gestaltung auf, und bald empfangen uns herrliche Alleen und Promenaden, da, wo einst die alten Wallmauern standen. Wir gelangen auf einen großen freien Platz, wo rechts ein stattliches Schloß und ein weitläufiger botanischer Garten prangen. Das Schloß, im Geschmacke des vorigen Jahrhunderts erbaut, mit Risalits und Steinmetzarbeiten reich verziert, besteht aus einem hohen Mittelbau mit zwei nach der Stadt hin vorspringenden Flügeln. Der Fürstensaal zeigt die von Stratmann gemalten Porträts der Fürstbischöfe von Münster und in der Kapelle ein „sehenswertes Gemälde von einem der Tischbein". Der ganze Baustil und Geschmack in der Ornamentik trägt das charakteristische Gepräge des Zeitalters von Ludwig XIV. Früher stand dort eine vom Bischof Bernhard v. Galen erbaute Citadelle, in der lange Fürst Blücher wohnte.

Betreten wir nun die Stadt selbst, so fällt uns zunächst der kolossale Turm der Überwasserkirche zu Unsrer lieben Frau in die Augen. Der Turm, in gotischem Stil aus großen Sandsteinquadern, erhebt sich bis zu 63 m Höhe; eine fast halb so hohe hölzerne Spitze rissen die Wiedertäufer herunter, und eine ähnliche warf 1704 ein heftiger Orkan um. Das Dach der Kirche ist mit Kupfer gedeckt. Außer ihrem imposanten Turme hat sie wenig Bemerkenswertes. Rechts vom Eingange befindet sich eine Votivtafel, welche das Grabmal des Münsterschen Malers Ludger tom Ring bezeichnet. Nahebei an der nördlichen Seitenwand ist ein eingemauertes Basrelief von weißem Marmor, die Aufnahme der Jungfrau Maria in den Himmel darstellend. An der östlichen Grenzwand ist ein wunderthätiges Marienbild sehr berühmt.

Vom Hofe aus führt eine Brücke über die Aa auf den von Linden beschatteten Domplatz gerade vor die Westfassade der Kathedrale, mit den beiden unvollendeten Türmen und der Giebelfront. Die West- und die Südfassade zeigen gotischen Stil, wiewohl bei letzterer in den oberen Partien sich die Renaissance zeigt; sonst gewahrt man überall den Übergang von der vorgotischen zur gotischen Kunst. Der jetzige Dom ward an der Stelle eines ältern Baues 1225 begonnen, 1261 geweiht, aber erst im 14. Jahrhundert ausgebaut. Das Ganze bildet die Kreuzesform mit zwei Querschiffen und niedrigen Seitenschiffen. Das Langhaus mit dem Chor repräsentiert den Hauptbalken, die zwei Nebenchöre den Querbalken, zwei Abseiten, d. h. Nebenräume, die das Langhaus nördlich und südlich absendet, kann man als Fußgestell des Kreuzes betrachten sowie in der Vereinigung eines kleinen über dem Chore befindlichen Türmchens mit den beiden Haupttürmen, die heilige Dreifaltigkeit dargestellt erblicken.



Apostelgang im Dom zu Münster.

Südwestlich an das Langhaus ist eine Vorhalle angebaut, „das Paradies“ genannt, dessen Säulen und Steinbildwerke größtenteils romanischen Stil verraten. Ebenso der nördlich an das Langhaus angebaute Umgang, ein bedeckter niedriger Gang, welcher mit jenem ein Rechteck bildet und den sogenannten Vikarienkirchhof umschließt. Im ganzen hat der Dom fünf Eingänge; der Haupteingang aber ist auf der Westseite. Trotz des majestätischen Eindrucks des Doms von außen wie von innen, zeigen sich doch einzelne Teile auffällig plump und ungeschlacht. Auch das wunderliche Gemisch verschiedener Stilgattungen gereicht seiner ästhetischen Wirkung nicht gerade zum Vorteil. Das Innere ist zum Teil durch einen spätgotischen Lettner verunziert; viele Standbilder sind durch die Wiedertäufer verstümmelt worden. Der Spieltisch des Wiedertäufers Johann von Leiden neben dem Hochaltar wird jetzt zur Aufbewahrung der heiligen Gefäße benutzt. Sehenswert sind im westlichen Teile des Mittelschiffs die 1850 in Rom vollendete Marmorgruppe von Achtermann, den „toten Heiland im Schoße der Jungfrau Maria“ darstellend; über dem südlichen Hochportale ein großes Hochrelief: „das jüngste Gericht“; ferner über dem nördlichen Portale ein sehr altes verstümmeltes Gemälde: „Friesen bringen dem heiligen Paulus Tribut“. Am nördlichen Pfeiler steht der große Christoph, am südlichen ein Grabmonument von 1625. Im Chorumgange ist bemerkenswert das Grabdenkmal des Dompropstes F. v. Plettenberg († 1712), Christus am Ölberg. Gegenüber ist eine zweite Marmorgruppe Achtermanns: „Die Kreuzabnahme“. Sehr merkwürdig ist weiter an der Chorwand die um 1400 verfertigte astronomische Uhr und hinter dem Hochaltare die Kapelle mit dem Denkmale des kriegerischen Bischofs Bernhard v. Galen († 1678). Am Gewölbe des Chors hat man neuerdings Malereien aus romanischer Zeit entdeckt und wieder aufgefrischt. Von den Grabdenkmälern berühmter Bischöfe und Erzbischöfe nennen wir den Grabstein der Brüder Droste v. Vischering, den von Clemens August, Erzbischof von Köln, und des Bischofs Kaspar Max von Münster. Von den Marmorreliefs über den Chorstühlen soll eins eine Schlacht Wittekinds gegen Karl den Großen vorstellen. Besonders interessiert uns auch das mit prächtigem Getäfel und geschnitzten Wappen gezierte Kapitelhaus des Doms, das uns an die Selbstherrlichkeit des alten Münster Stifts erinnert.

Der Sage nach stiftete hier eine vom heiligen Suitbert geheilte Matrone eine Kapelle; 792 erbaute der heilige Ludger hier die erste Kirche und ein Münster, d. h. Wohnung für die Kanoniker; Bischof Dodo erweiterte den Bau, der aber bei einer Belagerung durch Lothar von Sachsen 1121 abbrannte; 1170 bis 1261 erstand der neue Dom und 1378 an Stelle von Ludgers Dom der Kreuzgang, die schöne („Umgang“ genannte) offene Halle.

Beim Verlassen des Domhofs betreten wir den Marktplatz mit seinen schwergewölbten und von massiven Pfeilern gestützten Arkaden, seinen würdevollen Giebelhäusern mit gotischer oder Renaissance-Ornamentik. Vor allem fällt uns hier das Rathaus mit seiner hohen, imposanten, auf runden Säulen ruhenden Fronte ins Auge. Wir treten unter den mit Bildsäulen von Heiligen geschmückten und von geflügelten Engeln aus Marmor gekrönten Bogengang, aus dem zwei Thüren ins Innere führen. „Oben über dem deutschen Doppelaar steht die Gestalt des Königs Gambrinus von Flandern, einen schäumenden Pokal voll des Getränks, das er erfand, in seiner Linken.“ Früher gewahrte

man unter den Arkaden in einer Wandvertiefung hinter einem Gitter die Marterwerkzeuge, mit denen man die Körper der Wiedertäufer vor ihrer Hinrichtung zwickte und die Geräte eines 1686 hingerichteten Falschmünzers. Die größte Sehenswürdigkeit des Rathauses ist der **Friedenssaal**, in dem am 24. Oktober 1648 der Westfälische Friede unterzeichnet ward. Es ist ein düsterer, im hintern Teile des Gebäudes gelegener, echt mittelalterlicher Raum, 20 m lang und 8 m breit, mit kunstvollem Getäfel und Schnitzwerk, einem alten Kamin aus 1755, Harnischen und kolossalen Schwertern. Nur die östliche Wand hat Fenster mit vortrefflichen Glasmalereien, auf denen man auch die Bildnisse der vier Wiedertäuferhäupter, Johann v. Leiden, Knipperdolling, Krechting und Rothmann, erkennt. Noch zeigt man die Sitzbänke mit den Polstern, auf denen die Friedensgesandten von 1648 saßen, noch den Tisch, auf dem die Verhandlungen niedergeschrieben wurden, noch das Kruzifix, vor dem man die Eide schwur. An den Wänden erblickt man die Porträts der damals anwesenden Gesandten und einiger gleichzeitigen Fürsten; sie sollen von dem Niederländer Terborch nach der Natur gemalt sein. Oben an der merkwürdigen alten hölzernen Decke liest man die Inschrift: „Audiatur et altera pars", d. h.: „Man muß sie hören beide!" — Unter andren Merkwürdigkeiten zeigt man auch noch einen gestickten Pantoffel der vierzehnten Frau Johanns v. Leiden, die er selbst enthauptete und um deren Leiche er dann mit seinen dreizehn übrigen Frauen herumtanzte. Ferner ein eisernes schweres Halsband, das einst Gerhard von Haaren hinterlistig seinem Gegner Lambert v. Ör so um den Hals geworfen haben soll, daß die inneren Stacheln und eine Mundklappe unlöslich des unglücklichen Opfers Gesicht umschlangen und zerfleischten. Endlich fand sich ein Schmied, Namens Thiel Schwoll, der dem von unsäglichen Schmerzen Gepeinigten befahl, sein Haupt kühn auf einen Amboß zu legen. Mit den Worten: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!" that der Schmied dann drei gewaltige Schläge auf das Halsband, und siehe da, es zersprang und Herr v. Ör war erlöst. Das vorhandene Halsband scheint übrigens eine Nachahmung zu sein. Doch verlassen wir den erinnerungsreichen Raum mit des Dichters Freiligrath Worten:

„Es ist ein düst'rer, feierlicher Ort!
Viel Bilder schauen aus vergilbten Mienen, —
Hier Trautmannsdorff und Oxenstierna dort, —
Als ob sie selber sich zu zürnen schienen,
Daß sie in diesem Raume hier die Pracht,
Die Kraft, die Herrlichkeit des Reichs begraben,
Und einen Frieden schmachvoll hier gemacht
Nach welschem Sinn mit welscher Zunge haben." —

Ästhetisch anmutender wirkt auf uns der 1862 nach Salzenbergs Entwurf im gotischen Stile ausgeführte „große Saal", welcher zwölf gute Porträtbilder aus der Stadtgeschichte enthält.

Unweit liegt der ehemalige Stadtkeller mit seiner beachtenswerten Renaissancefronte und besonders mit seinen wertvollen Sammlungen des westfälischen Kunstvereins. Dort sieht man außer alten italienischen und deutschen Gemälden mehrere aus der alten westfälischen Schule, z. B. von Ludger tom Ring († 1547) und seinem Sohne Hermann tom Ring († 1599).

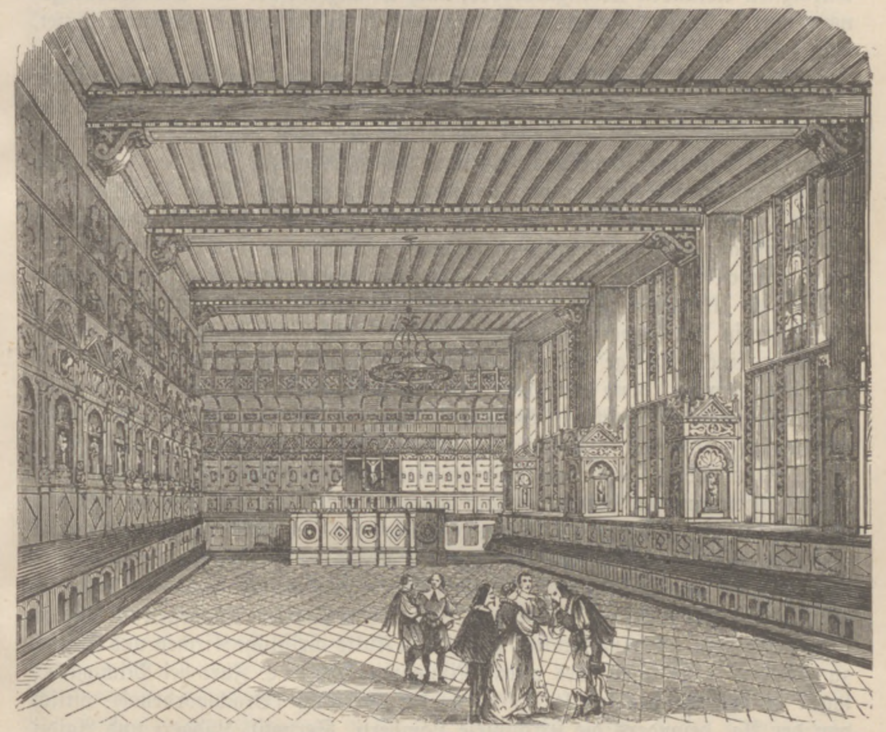
Nördlich vom Markte, im höchsten Teile der Stadt, prangt die Lambertikirche, „eine Perle unter den gotischen Baudenkmälern Westfalens“ aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, deren Hauptportal aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts neuerdings restauriert worden ist. Der Turm, welcher in seinem untern Teil Spuren vordeutscher Bauart verrät, ist nach der Südseite hin stark geneigt und hat mehrmals durch Brand arg gelitten, so daß man schon längst seinen Einsturz befürchtet hat. Deshalb ist er mit starken Klammern an die Kirche befestigt und im Innern durch zahlreiche Balken gestützt.



Das Rathaus zu Münster.

Über der innern Öffnung des Turms ragt eine mit einem kleinen Türmchen gekrönte Kuppel, und zwischen dieser und dem eigentlichen Rande befindet sich ein Geländer, wo auf der Südseite die drei bekannten eisernen Käfige hängen, in denen sich die Körper der zu Tode gemarterten Häupter der Wiedertäufer Johann von Leiden, Knipperdolling und Krechting ausgestellt befanden. „Von der Plattform oben waren schon gleich am Tage nach der Einnahme der Stadt eine große Zahl unglücklicher Schwärmer hinuntergestürzt.“

Die Statuen rings um die Kirche, sowie die Glasmalereien sind fast alle von den Wiedertäufern zerstört. Besondern Kunstwert hat das Südportal bei dem Turme; dort sieht man über dem Eingange einen Stammbaum von David bis Christus äußerst kunstvoll ausgearbeitet. Das Innere bietet so recht das Muster eines echtdeutschen Gottestempels. Das Langhaus wird auf beiden Seiten von vier kühn emporstrebenden Säulen getragen und von zwei gleichhohen Abseiten nördlich und südlich begleitet. Unter den Gemälden heben wir besonders das von dem Münsterschen Maler Peter Evels (1780) gefertigte Altargemälde hervor, sowie „das jüngste Gericht" an der Südseite aus der deutschen Schule, und ein altes Glasgemälde: „Christus und Petrus auf dem Meere".



Der Friedenssaal im Rathause zu Münster.

Von andern Kirchen erwähnen wir noch die Ludgerikirche mit ihrer durchbrochenen malerischen Turmkrone, um 1170 in romanischem Stile gebaut, „ein kleines Juwel architektonischer Kunst". Nach dem Brande von 1383 ward sie in gotischem Stile erweitert und 1856—1860 vollständig restauriert.

Im Hintergrunde der Kirche sieht man zwei altdeutsche Gemälde, vermutlich aus der Schule der tom Ring. Ferner heben sich die gegen Ende des 14. Jahrhunderts in gotischem Stile aufgeführte, 1859 restaurierte Martinikirche, die um das Jahr 1197 erbaute und später restaurierte Kirche St. Servatii und die neue Synagoge (Kuppelbau) stattlich hervor.

Geschichtliches. Über den Ursprung der Stadt Münster meldet uns eine alte, wiewohl unverbürgte Tradition, daß sie von einem Zweige der alten Sachsen, die nach Beute lüstern mit dem Langobardenkönig Alboin nach Italien gezogen waren (568), gegründet worden sei. Als dieselben alsdann nach ihrer Rückkehr ihr Heimatland von Sueven besetzt gefunden und im Kampfe gegen diese den kürzern gezogen hatten, wandten sie sich westwärts bis an die Aa in das heutige Münsterland und gründeten in der Mitte zwischen Quelle und Mündung eine Stadt, die sie, zum Andenken an ihre Thaten vor Mailand, Milingard genannt haben sollen. Daraus soll später der Name Münster geworden sein. Dagegen spricht, daß die Stadt nach den ältesten und glaubwürdigsten Urkunden Mimigardevord, auch Mimigernefort und Mimigarde genannt wird. Dieses Mimigard, wie es im uralten Münsterschen Kalender lautet, mag später zu Milingard verballhornt worden sein.

Die ältesten griechischen und römischen sowie einheimischen Schriftsteller nennen uns das germanische Volk der Brukterer als älteste Einwohner des Münsterlandes. Diese beteiligten sich an den Kämpfen gegen die Römer und hatten viel von ihren deutschen Nachbarn, den Chamaven, zu leiden. Obwohl sie bald aus der Geschichte verschwinden, erinnert doch einige Jahrhunderte später im Süden der Lippe, im jetzigen West-Recklinghausen und einem Teile der Grafschaft Mark sowie des Herzogtums Westfalen, der Gau Boroktra an sie, ja es werden in diesen Wohnsitzen auch schon früher von römischen Schriftstellern die „kleinen Brukterer“ erwähnt und mögen sich dorthin allmählich auch die Überreste der andern hingezogen haben. Vielleicht waren sie von den Chauken, einem Zweige des großen Sachsenstammes, südwärts getrieben und unterjocht worden, denn der Gau Boroktra gehörte den Sachsen, die schon im 5. Jahrhundert im heutigen Westfalen, Engern, Niedersachsen, Holstein und Mecklenburg auftreten. Neuere Schriftsteller behaupten, Münster müsse schon im 1. Jahrhundert Haupt- und Versammlungsort der Brukterer gewesen sein; andre halten eine auf dem Domplatze gelegene Burg, die Horsteburg, für den wahrscheinlichsten Anfang der Stadt; doch wie dem auch sein mag, soviel ist wohl glaublich genug, daß Münster schon lange vor Karls des Großen Zeit Hauptort des Sachsengaues gewesen sein muß. Sonst würde man nicht gerade hierher das neugegründete Bistum verlegt haben, wie es denn eine Vorliebe der ersten christlichen Sendboten war, an Hauptpunkten heidnischen Kults christliche Kirchen und Klöster zu gründen. An Stelle des alten Mimigardevord, d. h. Furt bei Mimigarde, lagen an der Aa drei uralte Höfe: 1) der Brockhof (Brachwordehof), östlich von der Aa, besonders die Kirchspiele Lamberti, Servatii, Ludgeri und Ägidii in der Stadt und etwas außerhalb der Stadt umfassend; 2) der Kampvordeshof (Kamperbeckeshof), auch östlich von der Aa, in der Stadt das Kirchspiel Martini und außerhalb das Kirchspiel der Vorstadt St. Mauritz einschließend, und 3) der Jüdefeldeshof (eigentlich Godeveldeshof) oder Gasselhof, westlich von der Aa im jetzigen Überwasser-Kirchspiel in und außerhalb der Stadt. Der Brockhof war der bedeutendste unter den vorgenannten und vermutlich auch den beiden andern übergeordnet.

Schon in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts soll der heilige Suibert hier das Christentum gepredigt haben; doch der Friesenkönig Radbod verwischte seine Spuren. Nach Radbods Tode erschien von der Eresburger Mission ein

früherer Propst von Kaiserswerth, Namens Bernrad (779), und begründete die erste christliche Gemeinde in Münster. Dieser lebte dort als Missionär an Bischofs Statt, von Karl dem Großen unterstützt, bis 791. Als bald darauf dieser mächtige Frankenkönig hier ein Bistum gegründet, ward der heilige Ludger zum Bischof ernannt. Doch erst seit 802 wird er mit diesem Titel genannt. Er erbaute gleich nach seiner Ernennung in Mimigardevord ein „Münster", d. h. ein Kolleg für sich und seine Geistlichen, „die nach kirchlichen Regeln dem Herrn dienten". Doch war dieses Kolleg kein eigentliches Kloster; die Geistlichen darin hießen nicht Mönche, sondern canonici nach ihrer kirchlichen Regel (canon) und nannten sich selbst untereinander einfach fratres. Das Monasterium des heiligen Ludger lag auf dem rechten Ufer der Aa, auf dem Grunde des Brockhofs. Nordwärts vom Dome ist der sogenannte „Umgang", eine angebaute Halle. Zwischen dieser und dem Dome erkennt man noch an Inschriften und Basreliefs die Überreste des alten Begräbnisplatzes, des sogenannten Vikarienkirchhofs, in dessen Mitte noch ein altertümliches Tabernakel von Stein sichtbar ist. Nördlich vom Umgange auf der Straße zum Horsteberg, der sogenannte Schmerkotten, muß das Monasterium gelegen haben, welches die älteste Stadt, die Burg und das älteste Mimigardevord war. Davon erhielt später Stadt und Bistum den Namen „Münster". Der heilige Ludger soll auch die Ludgerikapelle im Kirchspiele Überwasser jenseit der Aa gebaut haben. Dort ward seine Leiche, als er im 65. Lebensjahre zu Billerbeck gestorben war (809), beigesetzt, bis sie nach dem früher von ihm gestifteten Kloster Werden a. d. Ruhr überbracht wurde. Unter Nithard, einem Nachfolger Ludgers, ward die Burg Mimigardevord von den Herren von Meinhövel überfallen und geplündert. Ein andrer Bischof, Dodo (969—993), erbaute eine neue Domkirche an Stelle der jetzigen, und es scheint, daß derselbe auch eine vom Domkapitel getrennte Wohnung, vermutlich auf dem Spiegelturme, bezog. Unter Siegfried (1032) scheint sich eine vollständige Trennung der bischöflichen Domäne vom Domkapitel vollzogen zu haben. Ebenso gaben die Kanoniker allmählich ihre gemeinsame Wohnung auf und entwickelten sich zu den sogenannten Domherren. Nach und nach entstanden verschiedene Ansiedlungen von Handels- und Dienstleuten des Bischofs, manche halten die Arkaden auf dem Markte dafür, andre nehmen jedoch an, daß auch auf den beiden andern Höfen Pfarrkirchen entstanden — gewiß läßt sich ein bewohnter und geschlossener Platz außerhalb der Dom-Immunität zunächst in dem Kirchspiele Überwasser nachweisen. Dort lag der vom Brockhof abhängige Godeveldshof, auf dessen Grunde der Bispinghof entstand, vermutlich die älteste städtische Gemeinde nächst der Dom-Immunität. Unter Hermann I. (1042) ward die Liebfrauenkirche in Überwasser gegründet und ein Nonnenkloster, nur für Adlige. Die erste Äbtissin dieses adligen Nonnenklosters soll Kaiser Heinrichs III. Schwester gewesen sein.

In der Folgezeit steigerte sich die Macht der Bischöfe zu einer reichsfürstlichen, sie wurden Feldherren, Regenten und oberste Richter in ihren Diöcesen oder Gauen. Die Unterbezirke führten vielfach den Namen „Höfe", aus denen Pfarreien (Kirchspiele) wurden. Die Verwaltung in diesen handhabte ein von denselben gewählter Schulze; wahrscheinlich galt ein Hof für den obersten oder Haupthof, wie im Münsterlande der Brockhof, der von den Nebenhöfen eine Abgabe (Bate, Beede) in Feldfrüchten oder Geld bezog. Später kam der Zehnte dazu,

und Fremde mußten bei ihrer Niederlassung an den Schulzen des Hofes das sogenannte Wortgeld entrichten. Die Hofbesitzer mußten dem Reichsoberhaupte oder seinem Sendgrafen auf der Inspektionsreise Königsdienste leisten. Als im 12. Jahrhundert die Lehen anfingen erblich zu werden, entstanden eine Menge Landesherrschaften mit geschlossenen Territorien, aus denen sich bald der höhere deutsche Adel und die Fürstenhäuser, aus ihren Dienstleuten und Schützlingen aber der niedere Adel entwickelte. Die meisten früheren freien Hofbesitzer begaben sich dann, weil die Heeresfolge sie der Bebauung oder Bewirtschaftung ihrer Güter entzog, in den Schutz eines Grafen oder Bischofs, und so entstand die Klasse der Hörigen d. h. solcher Leute, die sich in allem durch ihre Herren schützen und vertreten ließen. So geschah es auch im Münsterlande. Die Bischöfe in Münster spielten gar bald auch eine große politische Rolle. So stand Burchard v. Holte (1118) treu zu Kaiser Heinrich IV., obwohl Papst Paschalis II. diesen von neuem in den Bann that und seinen Sohn Heinrich V. als Gegenkaiser aufstellte. Als danach Heinrich IV. entsagte, huldigte Burchard Heinrich V., und als der erstere gegen seinen Sohn ein Heer sammelte, mußte der Bischof von Münster fliehen und geriet in die Gefangenschaft der Kölner. Heinrich IV. ließ ihn aber bald wieder los und er stand nachmals bei Heinrich V. in hohem Ansehen. Bald darauf brachte Heinrichs V. Investiturstreit die Stadt Münster in große Bedrängnis; sie ward in ihres Bischofs Abwesenheit von Herzog Lothar von Sachsen hart belagert. Infolgedessen ward Münster nachmals stark ummauert und befestigt. Ein Graben, dessen Spuren heute noch sichtbar sind, umzog die Mauer, und vier verschließbare Thore wurden angebracht, von denen sich das Georgsthor bis 1818 erhielt. Auch der nachfolgende Bischof Dieterich II. hatte unter dem Investiturstreite Heinrichs V. zu leiden; er ward, weil er zum Papste hielt, von seinen eignen Dienstleuten verjagt und fand endlich Schutz bei Herzog Lothar von Sachsen. Dieser nahm Münster nach schwerer Belagerung, wobei ein großer Teil der Stadt und Domkirche in Rauch aufging, und führte die kaiserliche Besatzung gefangen weg (1121). Endlich ward der langjährige Zwist beigelegt und das schwer mitgenommene Bistum Münster erholte sich wieder. Unter Bischof Egbert (1132) wurden die zerstörten Kirchen und das Kloster in Überwasser wieder hergestellt.

Sein Nachfolger Wernher nannte sich noch „Bischof von Mimigardevord“, obwohl auf seinem Siegel schon zu lesen ist: Episcopus Monasteriensis. Doch war der Name „Münster“ schon nach Hermann I. in den Volksmund übergegangen. Dann regierte Friedrich II. bis 1168, welcher Friedrich Barbarossa nach Italien begleitete und aus der Beute des zerstörten Mailand die Leichname der heiligen Märtyrer Viktorinus und Florianus empfing. Deshalb ging er mit dem Plane um, einen neuen, größern Dom zu erbauen, aber der Tod verhinderte ihn an der Ausführung. Der Bischof Ludwig I. stellte die von Lothar von Sachsen zerstörte Burgmauer wieder her, welche nunmehr die Befestigung des Domhofs blieb. In der Nähe des Burggrabens und auf dem Grunde des Brockhofs, sowie auf dem Godeveldeshofe (Jüdefeldeshof) scheinen sich denn die ältesten Teile der Stadt entwickelt zu haben. An den alten Kampvordeshof erinnert noch jetzt die Bauerschaft Kampersbeck. So bildeten sich auch, im Gegensatze zur Dom-Immunität, die eigentliche Stadt, drei Pfarren auf dem Lande: die von Ludwig I. errichtete Lamberti-, die Überwasser- und die

St. Mauritiipfarre. Als vierte erstand auf einem sogenannten Unterhofe des Brockhofs noch die Ludgeripfarre (1173). Aus mehreren entfernter liegenden hörigen Höfen entwickelten sich mit der Zeit Dörfer und Städte im Münsterlande, wie Haltern, Dülmen, Billerbeck, Warendorf, Beckum, Ahlen, Werne u. a., aus andern Nonnen- oder Mönchsklöster, wie z. B. Nottuln, Freckenhorst, Meteln und Kappenberg, Varlar, Liesborn u. s. w.

Die Macht der Bischöfe stieg schon in der Zeit der Hohenstaufen immer mehr; Verwaltung und Gerichtsbarkeit kam in ihre Hände; ihre Gografen (Gaugrafen) und Gogerichte richteten und schlichteten unabhängig vom Kaiser.

In dem Münsterschen Bischofe Hermann II. kann man den ersten eigentlichen Reichsfürsten erblicken; von ihm datiert auch die Vollendung der Stadt und die Einrichtung eines geordneten Städtewesens. Zuerst gründete er 1180 die Pfarrgemeinde zum heiligen Ägidius und das gleichnamige Nonnenkloster; ferner auf dem Kampvordeshofe die Martinipfarre und zuletzt die Servatiipfarre auf einem Unterhofe des Brockhofs. Auch schuf er noch sonst mancherlei Veränderungen und Trennungen in den Kirchspielen und umgab das Ganze mit einer neuen, festen Mauer nebst einem Graben und festen Thoren zu einem Umfange, wie wir ihn heute noch erblicken. Von Hermanns Befestigungen, Mauern, Gräben und Thoren, lassen sich noch die Spuren nachweisen, so das Schüttethor am Eintritt der Aa in die Stadt. Auch seine Verfassung verdankt Münster Bischof Hermann II.

Unter Kaiser Otto IV., dem welfischen Gegenkaiser Philipps von Schwaben, ward dem Domkapitel allein das Recht zugesprochen, den Bischof zu wählen. Dieterich III., Graf von Isenburg, führte Krieg mit den Friesen, aber ohne Erfolg, ebenso sein Nachfolger Ludolf.

Wir können hier unmöglich die Geschichte aller mehr oder minder wichtigen Bischöfe von Münster berühren und beschränken uns noch auf einige Data. Gerhard, aus dem Hause der Grafen von der Mark (1261—1272), mischte sich in den Streit des Erzbischofs Engelbert von Köln mit dem Grafen Wilhelm von Jülich. Infolge eines Ausgleichs brachte Gerhard die Herrschaft Horstmar käuflich an sich. Zu dieser Zeit errangen viele Städte Reichsunmittelbarkeit und Unabhängigkeit. Münster schloß mit Nachbarstädten, wie mit Osnabrück (1246), ein Bündnis zur Aufrechterhaltung des allgemeinen Landfriedens, dann mit Dortmund, Soest und Lippstadt und 1257 mit dem Münsterschen Domkapitel zu gegenseitigem Schutze. Ferner ward der Neubau der Domkirche in Angriff genommen, aber die förmliche Vollendung erfolgte erst 1261. Ebenso unternahm Bischof Gerhard den Neubau der Lambertikirche. Nach Bischof Gerhards Tode blieb der bischöfliche Stuhl $2^1/_2$ Jahre unbesetzt, bis Eberhard von Diest vom Kaiser die Belehnung als Fürstbischof erhielt. Dieser schloß einen Vertrag mit der Stadt ab, daß das Stadtgericht von dem Bischofe und der Stadt gemeinschaftlich besetzt und das Einkommen desselben zwischen beiden geteilt werden sollte. Danach hatte sich das städtische Wesen um diese Zeit in Münster schon vollständig ausgebildet. Wahrscheinlich erwuchs aus den Erbbesitzern des Brockhofs der Stand der Patrizier oder Altbürger, welche als Vollbürger den völlig ungeschmälerten Besitz der Stadtrechte genossen. Sie teilten sich in kleine Genossenschaften, die sogenannten „Geschlechter“ und die Gilden; ihr Sitz scheint besonders im Lambertikirchspiele und am Markte gewesen zu sein.

Die Hörigen und Schutzverwandten der Nachbarschaft bildeten die Zünfte oder Handwerkerinnungen und beschäftigten sich auch mit dem Kleinhandel; sie führten den Namen „Gemeinde“ und errangen sich allmählich (um die Mitte des 15. Jahrhunderts) Gleichberechtigung mit den Patriziern. Mit der Befestigung der Stadt bildete sich auch eine eigne städtische Kriegsmannschaft neben der bischöflichen. Daneben bestand jedoch die Verfassung der nicht zur Stadt gezogenen Höfe für die Freien und die sogenannten Wortleute fort.

Bischof Eberhard war in Fehden mit den Grafen von Tecklenburg und von der Mark verwickelt und wäre einmal bei einer Überrumpelung der Stadt durch ersteren beinahe gefangen genommen worden (1299). Ebenso führte Ludwig, geborner Landgraf von Hessen (1357) viele Kriege und zerstörte u. a. an 70 feste Schlösser des Adels. Im übrigen hielt er strenge Zucht und beförderte Künste und Wissenschaften.

Unter seinem Nachfolger, Grafen Adolf von der Mark (1363) treten das Domkapitel, die Ritterschaft und die Städte als Landstände auf und blieben es für die Folgezeit. Immer noch mächtiger gestaltete sich der aus den Ministerialen hervorgegangene Landesadel, welcher sich über die Freien erhob und bald eine „ahnenstolze Kaste“ bildete. In ähnlicher Weise schlossen sich die Stadtpatrizier gegen die Gemeinde (Pfahlbürger) ab. Nach Zersplitterung des alten Herzogtums Sachsen wurden die Bischöfe auch Oberstuhlherren der Frei- oder Femgerichte für ihre Diöcesen. Um sich aber in ihrer Selbständigkeit nicht beeinträchtigen zu lassen, schlossen sich die Freischöffen- oder Femgenossengilden lieber an ein entferntes Oberhaupt. So finden wir seit der Mitte des 14. Jahrhunderts den Erzbischof von Köln als Inhaber des Herzogtums Westfalen, als Metropolitan der westfälischen Bischöfe und ersten Kurfürsten des Reichs, als Oberstuhlherrn aller Freigerichte in Westfalen und Engern. Seit 1392 wurden nur Personen aus dem höheren Adel oder aus ritterlichem Stande in das Domkapitel aufgenommen.

Die Bürgerschaft Münsters war auch sehr wohlhabend geworden, ja fast reichsunmittelbar, obwohl nie mit dem Range einer eigentlichen freien Reichsstadt. Seit 1368 bildete sie auch ein Glied der mächtigen Hansa. Graf Heinrich von Mörs stellte ein Landesprivilegium zur Sicherstellung der Stände und ward im Jahre 1440 zum Administrator von Osnabrück erwählt. Aber er beschwor durch Eingriffe in die Rechte der Stadt Münster ein westfälisches Städtebündnis gegen sich herauf und machte sich durch Beteiligung an der Soester Fehde mißliebig. Unter seinen Nachfolgern errang sich die „Gemeinde“ (die Handwerkerinnungen) den Genuß des Vollbürgerrechts.

Als nunmehr das Bistum Münster trotz endloser Fehden sich zu einem der wichtigsten Reichsländer erhoben und die Stadt sich zu einer der blühendsten Handelsstädte zwischen Weser und Rhein emporgeschwungen hatte, zog sich ein schweres Unwetter über ihr zusammen, das ihren Wohlstand auf lange Zeit vernichtete. Wir meinen nicht die unter dem Namen „Schwarzer Tod“ bekannte furchtbare Pest, welche 1380 in Münster an 11000 Menschen dahinraffte; auch nicht den großen Brand von 1383, welcher über 400 Häuser in Asche legte und zwei Kirchen verheerte — nein, wir meinen eine viel schlimmere Plage, eine religiös-soziale Pest, die Unruhen der Wiedertäufer (1525—1535).

Die Wiedertäufer. Der bekannte Chronikenschreiber Hermann von Kerssenbroick erzählt uns in seinem Werke von allerlei Wunderzeichen, von blutigen Schwertern in der Luft, Sonnen- und Mondveränderungen rc., womit Gott der Stadt den Ausbruch seines Zorns bekundet habe. Ein furchtbarer Komet streckte 1533 seinen Schweif gegen die Stadt, flammende Blitze und Fackeln wurden in der Luft gesehen; Mißgeburten bei Menschen und Vieh kamen zum Vorschein; Hühner krähten wie Hähne, umgekehrt gackerten Hähne wie Hühner u. dergl. Plötzlich sah man einen Mann mit einer goldenen Krone in der Luft, der in der Rechten ein Schwert, in der Linken eine Rute hielt. Eine andre Gestalt ließ Blutstropfen herabfallen; Schlösser und Thore sprangen von selbst auf; Waffengeklirr und Wehklagen ließ sich vernehmen.

Die Unruhen der Wiedertäufer stehen in engem Zusammenhange mit den großen religiösen und sozialen Bewegungen des 16. Jahrhunderts. So rief die Verkündigung der evangelischen Freiheit den Bauernkrieg hervor, worin sich schon kommunistische Tendenzen kundgaben. Die Erbitterung und Wut der gedrückten niederen Stände gegen Adel, Fürsten und begüterte Geistlichkeit kamen zum vollen Ausbruch. Dazu kam in Münster der religiöse Wahnsinn in der Wiederbelebung der alten Sekte der Wiedertäufer. Unter dem Landesfürsten Friedrich III. hatte sich 1524 die neue Lehre Luthers auch in Münster verbreitet und mit Ausbruch des Bauernkriegs auch dort eine Gährung bewirkt. Ein wilder Pöbelhaufe stürmte 1525 das Kloster Nießling, eiferte gegen die Steuerfreiheit der Geistlichen, und forderte, daß den Nonnen Spinnen und Weben, den Mönchen Pergamentbereitung und Bücherbinderei untersagt würden. Der furchtsame Rat gab nach; infolgedessen reichte das Volk eine lange Beschwerdeschrift ein, in welcher es Reichtum und Macht der Geistlichkeit beschränkt und die Stellung des Volkes gehoben sehen wollte. Der Rat legte dies dem Domkapitel vor, aber letzteres versuchte ohne Erfolg auszuweichen. Das Volk drohte und das Domkapitel berichtete dem in Billerbeck weilenden Bischof. Ein langer Briefwechsel entspann sich; inzwischen ward die Haltung des Volks immer bedenklicher, so daß das Domkapitel floh. Noch einmal kam durch die Vermittlung des Kurfürsten von Köln, eines Bruders des Bischofs, ein Vergleich zustande. Doch der Friede war von nicht langer Dauer. Ein verkommener Münsteraner, Namens Bernhard Knipperdolling, „der Catilina Münsters", stellte sich an die Spitze der Wühler. Dieser, früher Inhaber eines lukrativen Tuchgeschäfts, war durch imponierendes Äußere und große Talente wohl geeignet, die Massen zu leiten. Den Bischof verhöhnte er und nannte ihn wegen seiner Liebhabereien für Drechslerarbeiten einen „Spillendreier" (Spindeldreher). Dieser, den gefährlichen Gegner richtig beurteilend, ließ ihn bei einem Sturme des Pöbels auf das Paradies des Doms, wo der Offizial das geistliche Gericht abhielt, als den intellektuellen Urheber verhaften und setzte ihn in Vechte gefangen (bis 11. Sept. 1529). Eine Zeit lang herrschte Ruhe, bis 1531 mit der Rückkehr Knipperdollings der Aufstand aufs neue ausbrach. Außer ihm trat noch ein andrer gefährlicher Mann an die Spitze der Bewegung, Bernhard Rothmann, ein früherer Prediger von St. Mauritii, der sich der neuen Lehre zuwandte. Wegen seiner Angriffe gegen den Franziskaner-Guardian Johann von Deventer in betreff des Fegefeuers ward er 1531 vom Bischof des Amtes entsetzt und des Landes verwiesen. Aber er blieb in der

Stadt und suchte, von Knipperdolling und einem fanatisierten Pöbelhaufen unterstützt, sich den Eintritt in die Lambertikirche zu erzwingen. Als ihm dies nicht gelang, stachelte er auf einer errichteten hölzernen Kanzel das Volk auf, so daß es die Pfarrkirchen erbrach und eine wahre Bilderstürmerei in Szene setzte. Der Bischof legte darüber sein Amt nieder und die Greuel blieben ungeahndet (1532). Das Domkapitel wählte zu Lüdinghausen, wohin es geflüchtet war, den Herzog Erich von Braunschweig, bisherigen Bischof von Paderborn und Osnabrück, zum Bischof von Münster. Dieser ergriff energische Maßregeln, starb aber leider gleich darauf. Inzwischen hatte Rothmann den Pfarrer der Lambertikirche, Timann Camener, verdrängt und sich einsetzen lassen. Der neugewählte Bischof Graf Franz von Waldeck sprach jedoch seine Absetzung aus, aber der Stadtrat zögerte mit der Ausführung. Die Bürgerschaft hatte ferner für alle Kirchen lutherische Prediger beantragt und sich an den Landgrafen Philipp von Hessen, das Haupt des Schmalkaldischen Bundes, um Beistand gewandt. Dieser hatte auch zugesagt, aber zum Gehorsam gegen die Obrigkeit ermahnt. Da befahl der Stadtrat den katholischen Priestern, den neu zugezogenen lutherischen zu weichen, und als sie nicht nachgaben, wurden sie durch einen großen Volkstumult verjagt. Rothmann an der Spitze verlangte Abstellung kirchlicher Mißbräuche, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, gänzliche Abschaffung der Prozessionen, Seelenmessen, die Einführung der deutschen Sprache beim Gottesdienste u. a. Die meisten katholischen Geistlichen verließen die Stadt und die Klostergeistlichen suchten vergebens Schutz beim Bischof. Die Bürgerschaft wünschte durch Vermittlung des Bremer Stadtsyndikus Dr. Joh. van der Wyk Aufnahme in den Schmalkaldischen Bund; doch ehe dieser die Verhandlungen zum Ziele brachte, trat durch die versuchte Strenge des erzürnten Bischofs eine unerwartete Wendung ein. Die erbitterten Münsteraner machten einen Überfall nach Telgte, wo sich der Bischof mit dem Domkapitel aufhielt, und nahmen einige Domherren gefangen. Nach mancherlei unerquicklichen Verhandlungen kam endlich noch einmal ein Friede zustande, in dem den lutherischen Priestern vom Bischof Toleranz zugesichert ward. Da trat Rothmann aufs neue als Unruhestifter, als Verhöhner der Abendmahlslehre, ja als förmlicher Gotteslästerer in Wort und That auf. So begoß er sogenanntes Stutenbrot mit Wein oder trat ungesäuertes Brot in Oblatenform mit Füßen und stieß dabei heilige und gemeine Worte durcheinander aus. Bedenklicher noch war seine Verwerfung der Kindertaufe; ein Anhänger erklärte sie sogar für Sünde. Der Stadtrat erschrak über diese Neuerungen, selbst Melanchthon, früher Rothmanns Freund, warnte ihn von Wittenberg aus. Umsonst versuchte der Marburger Professor Hermann von dem Busche, ihn und seine Anhänger umzustimmen. Der Stadtrat nötigte dem Fanatiker das Versprechen ab, von seinen Neuerungen zu schweigen, aber insgeheim verbreitete er sie doch. Als selbst die Schließung der Kirchen nichts half, dachte der Stadtrat an Rothmanns Ausweisung; aber nun kam es zu einem furchtbaren Volksaufstand. Noch einmal brachte van der Wyk einen Vergleich zu gegenseitiger Duldung zustande, doch die unselige Schwärmerei der Wiedertäuferei rief die politische und religiöse Gährung aufs neue hervor.

Die Sekte der Wiedertäufer (Anabaptisten) datiert eigentlich aus den ersten Zeiten des Christentums und taucht hin und wieder, politische Tendenzen unter religiösem Deckmantel verbergend, wie im 12. und 15. Jahrhundert, hervor.

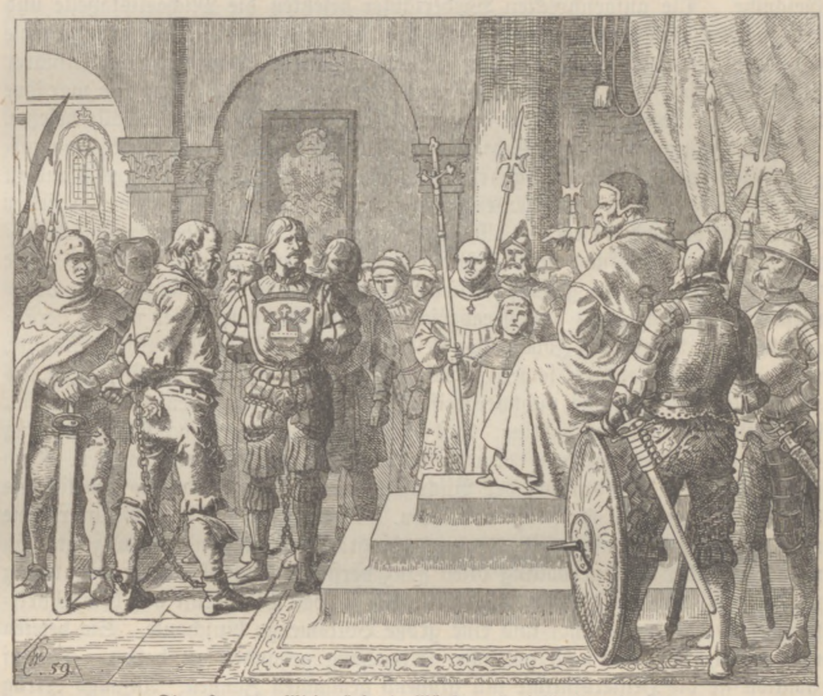
Im wesentlichen arbeitete sie auf Umsturz der bestehenden geistlichen und weltlichen Macht und Vereinigung beider Gewalten in einem Oberhaupte hinaus. Die neue Glaubensgemeinde solle in völliger Gütergemeinschaft leben. Es waren Schüler des Bauernaufhetzers Thomas Münzer, die besonders in den Niederlanden die Wiedertaufe Erwachsener predigten und übten. Von dort vertrieben, sandte Johann Matthiesen, ein Bäcker aus Harlem, zwei Gehülfen nach Münster zur Gründung einer Wiedertäufergemeinde. Diese fanden durch Rothmann und Knipperdolling eifrige Unterstützung. Die Maßregeln des Stadtrats blieben machtlos, ja die Gährung ward noch bedenklicher, als zwei neue Abgesandte der Wiedertäufer aus den Niederlanden nach Münster kamen: Johann Bochelssohn aus Leiden, gewöhnlich Johann von Leiden genannt, und Gerhard tom Kloster. Der erstere, 25 Jahre alt, von einnehmendem Äußern, sollte bald die Hauptrolle in dem Drama der Wiedertäufer spielen. Anfangs zum Schneiderhandwerk bestimmt, hatte er dann mit Kaufleuten weite Reisen gemacht und sich schließlich als Schenkwirt in Leiden etabliert. Als der Prophet Matthiesen Münster für das Zion des neuen Gottesreichs erklärt hatte, griff dort der Taumel immer mehr um sich. Wie besessen rannten zuerst der Prediger Rolle, dann Knipperdolling und Johann von Leiden barhäuptig und die verzückten Blicke gen Himmel richtend, unter Geschrei die Straßen entlang: „Thuet Buße, denn der Tag des Herrn ist da!" (1534). Bald ward der Wahnsinn allgemein, besonders erfaßte er die Weiber. Man glaubte Christus mit der Siegesfahne vom Himmel herniederfahren zu sehen, sein tausendjähriges Friedensreich zu stiften (sogenannter Chiliasmus); Engel mit Schwertern bedrohten die Ungläubigen u. s. w. Dadurch angefeuert, besetzten 500 Wiedertäufer das Rathaus, den Lambertiturm und sperrten den Marktplatz mit Bänken und Beichtstühlen der Lambertikirche. Der Stadtrat scharte die Treugebliebenen in dem Überwasser-Kirchspiele zusammen, ließ die Domtürme besetzen, die Brücken über die Aa, außer der zum Spiegelturme führenden, abwerfen, und Kanonen auffahren. Auch gelang es ihm, einige Häupter der Wiedertäufer gefangen zu nehmen und Boten an den in Rheine weilenden Bischof sowie an den Drosten des Amtes Wolbeck, Heinrich von Merveldt, abzufertigen. Ein Tag verging unter gegenseitigen Beschimpfungen; dabei ward Knipperdolling gefangen. Als Hilfe vom Drosten nahte und sich die Nachricht verbreitete, auch der Bischof rücke mit Heeresmacht heran, ward ein Vergleich auf Betreiben des verräterischen, übergegangenen Bürgermeisters Tylbeck geschlossen, und der Droste zog unter Thränen ab. Als dies der Bischof hörte, kehrte auch er auf halbem Wege um. Die Folgen zeigten sich bald. Wahnsinnige, schamlose Weiber durchrannten schon drei Tage später gleich Megären die Stadt und predigten die Wiedertaufe. Bei der neuen Ratswahl ward Knipperdolling und ein andrer Wiedertäufer zu Bürgermeistern gewählt. Diese setzten den Beschluß durch, alle Nicht-Wiedertäufer zu vertreiben. Mit barbarischer Härte ward dies mitten im Winter (26. Februar) bei schneidender Kälte durchgesetzt. Viele wurden selbst der Kleider beraubt, der Ungunst der Witterung preisgegeben. Der Chronikenschreiber Kerssenbroick, der den Jammer als Knabe miterlebt, macht davon eine herzzerreißende Schilderung. Darauf erfolgte die Bilderstürmerei gegen Kirchen und Klöster. Inzwischen machten der Fürstbischof sowie benachbarte Fürsten, z. B. der Kurfürst von Köln, der Herzog von Kleve, der Landgraf von Hessen u. a., bedrohliche Rüstungen.

Dagegen ließ Knipperdolling die Befestigungen instandsetzen und so die Stadt auf die Belagerung vorbereiten. Das größte Ansehen genoß damals der Prophet Joh. Matthiesen, welcher alle bewegliche Habe der Ausgewanderten als Gemeingut in bestimmte Häuser bringen ließ. Einen Unzufriedenen stieß er eigenhändig nieder, worauf Johann von Leiden mit seinem Anhange einen Lobgesang anstimmte. Der Ruf des großen Propheten lockte Fanatiker von Holland und Friesland an, aber viele verunglückten auf der Zuydersee. Das Gebaren der Wiedertäufer nach schon erfolgter Zernierung der Stadt überstieg alle Begriffe. Den Karfreitag entweihten sie mit Orgien und trieben mit allem Heiligen Hohn und Spott. Matthiesen fiel zwar bei einem Ausfalle, aber in seinem Nachfolger, Johann von Leiden, erstand noch ein größerer Fanatiker. Knipperdolling und der neue Prophet überboten sich an tollen Verheißungen; als ersterer erklärte, es sei ihm geoffenbart worden, daß alles Hochstehende erniedrigt werden müßte und er demgemäß die Turmspitzen abtragen ließ, erwiderte Johann von Leiden: infolgedessen müsse auch dem Bürgermeister das niedrigste Amt übertragen werden, nämlich das des Scharfrichters. Seltsamerweise ließ sich Knipperdolling dies gefallen. Johann von Leiden suchte sich jetzt durch raffinierte Mittel der höchsten Gewalt zu bemächtigen. Er heuchelte Verzückungen, Ohnmachten, plötzliche Verstummung und that dann nach drei Tagen „Gottes Willen“ kund. Demgemäß ward der Stadtrat aufgelöst und ein Kolleg von zwölf seiner Anhänger, „die Ältesten der zwölf Stämme Israels“, gewählt. Diese ahndeten jedes „Verbrechen“ mit der Todesstrafe. Ihr Übermut wuchs, nachdem sie einen schlecht geleiteten Sturm auf die Stadt abgeschlagen hatten.

Nun setzte „der König des neuen Israel“ seinen Tollheiten die Krone mit der Einführung der Vielweiberei und Weibergemeinschaft auf; er selbst ging mit dem „löblichen“ Beispiel voran und nahm zuerst drei Weiber, darunter die schöne Divara, die Witwe des gefallenen Matthiesen. Dann ließ er sich durch einen neuen Propheten, Johann Dusentschur, feierlichst zum Könige salben und bezog die Kurie des Domkellners Melchior von Büren. Er umgab sich mit einem förmlichen Hofstaate, zu dem er die zwölf Ältesten und viele seiner Anhänger heranzog. Knipperdolling ward zum Statthalter, Rothmann zum Hofprediger, Tylbeck zum Hofmarschall, Heinrich Krechting zum Kanzler ernannt. Ja er ließ auch eigne Münzen schlagen. In phantastischem Schmucke zog der neue Monarch, „der König des ganzen Erdkreises“, von 28 Trabanten begleitet, durch die Straßen; sein Wappen war eine von zwei Schwertern durchstochene Weltkugel. Außer seinen drei Weibern nahm er noch 17 der schönsten Mädchen zu sich und richtete einen förmlichen Harem unter Divaras Vorsitz ein. Dreimal in der Woche sprach er, mit einem glänzenden Gefolge umgeben, von einem prächtigen Throne auf dem Markte Gericht. Mit der Weibergemeinschaft riß die größte Sittenlosigkeit ein, doch der Despot wußte jede Empörung zu unterdrücken. Aber auch noch andre Auswüchse zeugte der Fanatismus. Eine junge schöne Holländerin, Hilla Feikens, faßte den Entschluß, den die Stadt belagernden Bischof, wie Judith in der Bibel den Holofernes, zu ermorden; doch ihre Absicht ward verraten und sie ward zu Bevergern hingerichtet. Mehrere Stürme der Belagerer wurden durch die fanatische Wut der Wiedertäufer unter lebhafter Beteiligung rasender Weiber abgeschlagen. Dadurch wuchs diesen der Mut, und am 12. Oktober feierten sie auf dem Domplatze (der „Burg Zion“),

an langen Tischen ein großes Fest, das „gemeinschaftliche Abendmahl". Man sandte 27 sogenannte Apostel vor die Thore, um zur Hilfe für „das himmlische Reich" aufzufordern, doch sie wurden alle gefangen. Der Fürstbischof und der Landgraf von Hessen setzten es endlich auf einem Reichstage der vereinigten Stände des kurrheinischen, oberrheinischen und niederrheinisch-westfälischen Kreises zu Koblenz (13. Dezember 1534) durch, daß ein Reichsheer unter Grafen Wyrich von Daun vor Münster rückte, dem Unfuge ein Ende zu machen.

Zuerst versuchte man es auf gütlichem Wege, aber umsonst. Zwar wuchs die Hungersnot im Innern von Tag zu Tag, doch der „König des neuen Israel" versprach baldigen himmlischen Beistand und fuhr fort zu schwelgen.



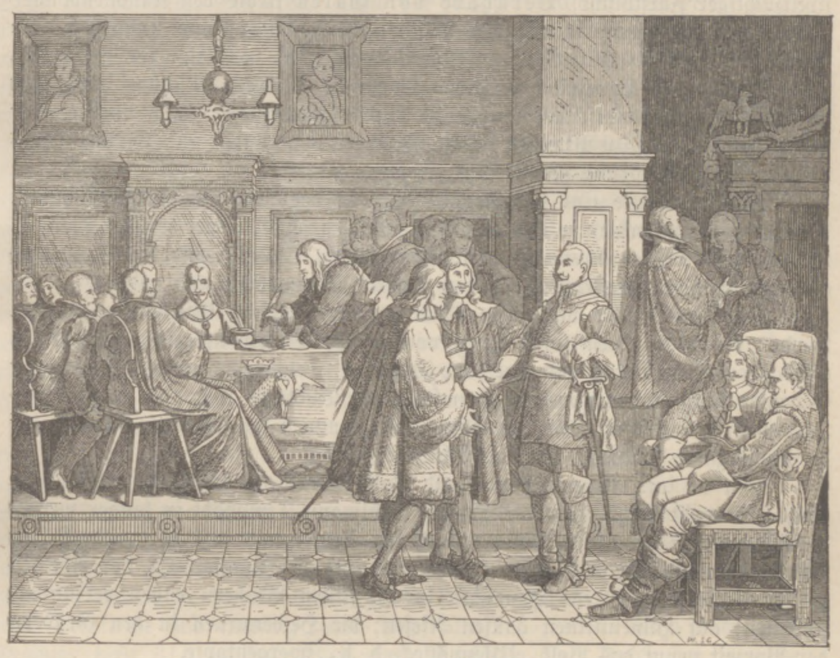
Die gefangenen Wiedertäufer in Münster. Nach W. Camphausen.

Als bis Ostern die verheißene Hilfe nicht kam, schloß er sich, angeblich krank, sechs Tage ein, erschien dann heiteren Gesichts auf dem Markte, und verkündete, der himmlische Vater habe auf ihn die Sündenlast des Volks gelegt, sie wären jetzt innerlich erlöst, die Hilfe von außen werde auch bald kommen. Das Elend stieg, und 900 Menschen wurden aus der Stadt gelassen, die, anfangs von den Bischöflichen zurückgewiesen, zum Teil jammervoll umkamen. Doch der König setzte seine Orgien fort, und wo jemand murrte oder verdächtig schien, ließ er ihn enthaupten. Eine seiner Frauen, Elisabeth Wandscherer, bat, angeekelt von dem ruchlosen Treiben, um Entlassung. Da schlug ihr Johann von Leiden wütend eigenhändig auf offenem Marktplatze das Haupt ab und mit dem Hymnus: „Ehre sei Gott in der Höhe!" führte er um die Leiche mit seinen übrigen

Kebsweibern die scheußlichsten Tänze auf. Anfangs Juni war schon die Not so groß, daß die verwilderten Menschen vor den ekelhaftesten Nahrungsmitteln nicht zurückschauderten, ja u. a. eine Mutter ihre neugeborenen Drillinge verzehrte. Hohläugige Gespenster schlichen umher, doch der König feierte mit seinen Weibern die tollsten Bacchanalien. Mit Hohn und Spott wurde Dauns Aufforderung zur Übergabe abgewiesen. Da fiel die Stadt durch Verrat. Ein gewesener Wiedertäufer, Langenstrat, der in Münster ortskundig war, erbot sich dem Bischof, eine mutige Schar zur Überrumpelung der Stadt an die günstigste Stelle zu führen. Man erstürmte die Kreuzschanze in einer Gewitternacht, metzelte die Wachen nieder, drang bis zur Domkirche vor und bemächtigte sich der dortigen Geschütze. Die aufgeschreckten Wiedertäufer besetzten die Michaeliskapelle und den Zugang zum Domplatze und wehrten sich verzweifelt. Sie drängten die Eingedrungenen zurück und hätten sie hinausgeschlagen, wenn nicht ihr Anführer Wilken-Stedink ihnen eine Schar in den Rücken gesandt hätte. Trotzdem war ihre Lage mißlich, da man die Thore der Karlsschanze verschloß und die Wälle besetzte.

Es gelang der mutigen Schar jedoch, ihre Siegeszeichen auf den Wällen aufzupflanzen und den Ihrigen dadurch ein Signal von dem Gelingen ihres Plans zu geben. Die Belagerer begannen einen allgemeinen Sturm, und trotz verzweifelter Gegenwehr drang das Heer von allen Seiten ein. Alle Klöster, Keller und Schlupfwinkel wurden durchsucht und die Gefundenen von den wütenden Soldaten in die Piken ihrer Kameraden gestürzt. Vier Wiedertäufer wehrten sich vom Lambertiturme wie Rasende, bis drei herabgeschossen wurden, einer aber wurde herabgeschleudert. Der König Johann von Leiden hatte sich auf das Ägidiithor geflüchtet, wo er durch Verrat trotz seines Zurufs, „sie sollten sich an dem Gesalbten des Herrn, dem Könige Zions, nicht vergreifen“, gefangen ward. Ebenso erwischte man seinen Geheimschreiber Krechting. Erst nach drei Tagen ward auch Knipperdolling aus seinem Versteck gezogen. Nur Rothmann blieb spurlos verschwunden. Nach fast achttägigem Morden zog der Bischof in die verödete Stadt ein und ließ an den Schuldigen die Todesstrafe vollziehen. Nur für die drei Rädelsführer hatte man eine ganz besondere Marter ausgedacht: Johann von Leiden zeigte sich reumütig, aber Knipperdolling blieb ganz verstockt; auch Krechting war wenig zugänglich. Am 22. Januar 1536 bestiegen sie das Blutgerüst auf dem Marktplatze, auf das der Bischof und eine große Volksmenge hinschaute. Sie beteten und versicherten, nur nach göttlicher Eingebung gehandelt zu haben. Darauf zwickten sie die Henkersknechte mit glühend gemachten Zangen. Anfangs ertrug Johann von Leiden die Qualen mit großer Standhaftigkeit, zuletzt aber schrie er laut auf; Knipperdolling versuchte sich am Halseisen die Kehle einzustoßen. Zuletzt rief der König: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ Dann ward ihm die Zunge ausgerissen. Knipperdollings letzte Worte waren: „Gott sei mir armen Sünder gnädig!“ Ihre Leichname sollen mit Honig bestrichen und an den Haaren in Käfigen aufgehängt worden sein, die man an der Südseite des Lambertiturms als Warnungszeichen in die Höhe zog. Raubvögel und der Zahn der Zeit haben die Leichen verzehrt, doch die Käfige blieben hängen; ebenso hat man die Marterinstrumente im Rathause verwahrt. Dies war das Ende des blutigen Dramas der Wiedertäufer, das einem großen Komponisten, Meyerbeer, den Stoff zu einer Oper, und einem genialen Dichter, Robert Hamerling, den Stoff zu einem Epos: „Der König von Sion“, bot.

Der Westfälische Friede. Aus der weiteren Geschichte Münsters heben wir nur noch ein besonders wichtiges Ereignis hervor, den Abschluß des Westfälischen Friedens. Nachdem der Regensburger Reichstag im Jahre 1640 den französischen Vorschlag, die für neutral erklärten Städte Münster und Osnabrück für eine Friedensversammlung auszuersehen, angenommen hatte, zog 1643 der erste der kaiserlichen Gesandten, Graf Ludwig von Nassau, feierlich in Münster ein; aber es dauerte dann noch einige Jahre, bis auch die übrigen Vertreter der Hauptmächte mit ihrem glänzenden Gefolge sich dort versammelten. Am bescheidensten zog der päpstliche Nuntius ein, welchen die Franzosen spöttisch mit einem schwarzen Hahne, sitzend auf einem Marketenderkorb, verglichen.



Der Abschluß des Westfälischen Friedens.

Die verworrenen, in verschiedenen Zungen gepflogenen Verhandlungen wurden wesentlich durch den Herzog von Longueville und den Grafen von Trautmannsdorff gefördert. Ebenso imponierte das schöne Lockenhaupt Annas, Herzogin von Longueville. Endlich, am 5. Mai 1648, drang in dem festlich geschmückten Rathause im Friedenssaale die Posaune des Friedensengels durch: da versammelten sich die Ratsherren mit ihren schmucken Spitzenkragen über den Samtwämsern, die Gilden mit den blankgeschliffenen Hellebarden und die Stadtguardia mit ihrem Hauptmann; der spanische Gesandte zog mit seinem Gefolge in sechs sechsspännigen Kutschen ein, denen ein sehr glänzendes Reitergeschwader voranritt, setzte sich zu oberst an die goldumfranste Tafel zwischen die niederländischen Gesandten und sprach das große Wort aus: Die Anerkennung der sieben vereinigten Provinzen als freie und selbständige

Republik. Mit Drommeten- und Paukenklängen ward die untersiegelte und beschworene Urkunde nach ihrer Verlesung auf dem geschmückten Marktplatze begrüßt, Geschütze donnerten von den Wällen, und der freigebige Spanier ließ für das Volk zwei Tage lang Fontänen von Wein springen. Diesem Separatfrieden folgte am 14. (24. Oktober) 1648 der auch von den Schweden in Osnabrück anerkannte allgemeine Friede. Auf dem Bischofshofe (dem jetzigen Regierungsgebäude) wurden die Urkunden von den kaiserlichen Gesandten unterschrieben, und am Abend ertönten, als letztes Echo des verheerenden Dreißigjährigen Krieges, die dreifachen Salven von den Basteien der Stadt herab. Doch Münster genoß die Wohlthat des Friedens noch nicht; sein 1651 erwählter streitsüchtiger Fürstbischof Bernhard von Galen liebte den Kanonendonner über alles. Er zerstörte vierzehn holländische Festungen und unterhielt eine Armee von 60—70000 Mann; selbst Ludwig XIV. hielt ihn für gefährlich.

Infolge des Luneviller Friedens ward das Bistum Münster durch den Reichsdeputationshauptschluß im Jahre 1803 säkularisiert; schon vorher aber 1802 hatten es 4000 Preußen besetzt, Freiherr vom Stein und Blücher übernahmen die Verwaltung des Landes.

Münster spielte eine bedeutende Rolle in der deutschen Kulturgeschichte: der Humanismus erhielt in ihm eine Förderung, große Männer wirkten hier — wir erinnern an den Kreis der geistvollen Fürstin Gallitzin und die Stolbergs, an den Regenten Fürstenberg, an den Dichter Sonnenberg und andere.

Vor allem wollen wir unsre Blicke auf einen kleinen Edelhof im Norden wenden, wo unter einem bescheidenen, von grünen Wipfeln umgebenen Dache ein edles Frauenherz schlug und eine echte Dichterin, welche eine große Fülle schöner Gedanken barg (wir meinen die Heimstätte der Dichterin Annette v. Droste-Hülshoff), still ihrem Genius lebte. Wir kommen im folgenden Kapitel auf die hochbegabte Dichterin noch ausführlicher zurück.

Auch an interessanten Sagen und Volksliedern ist das Münsterland sehr reich. So geht nachts der betrügerische Amtmann Timphoht in langer weißer Perücke um; in der Heide Dawert spukt der Teufel und jagt der wilde Jäger (Wode); Kobolde treiben da ihr Wesen und irrt die Jungfer Eli, der Äbtissin zu Freckenhorst ungetreue Haushälterin; in stillen Weihern ruhen versunkene Kapellen, auf Hünensteinen hausen Riesen; die Heidenurnen in den Gräbern der Vorzeit nennt das Volk „Ulkenpötte", d. h. Zwergentöpfe.

In der Umgegend gemahnen Edelhöfe, Schlösser und Abteien an Sagen aus alter Zeit, namentlich vom Kloster „Herzebrok", welchem Sophia, die Tochter des Grafen Burkhard von Stromberg, den Namen gab, als sie ihren Bräutigam verlor. Ferner von dem heiligen Stabe des Bonifacius in der Abtei Freckenhorst, der ehedem ein Apfelbaum gewesen war; von der wunderbaren Rettung des Adelings zu Nottuln durch seine heldenmütige Frau, die den Verwundeten vom Schlachtfelde trug u. s. w. Eins der schönsten Adelsschlösser ist südlich von Münster das vom Fürstbischof Friedrich Christian von Plettenberg erbaute Nordkirchen mit seiner schätzbaren Gemäldegalerie.

Aus diesem Orte entstammte der gewaltige Heermeister des Deutschen Ordens, Walther, der bei Pleskow die Moskowiter so wacker aufs Haupt schlug. Im Schlosse spukte einst der böse Rentmeister Schenkewald, den zwei Kapuziner mitnahmen; jetzt fährt er mit diesen auf der Heide Dawert herum.

Paderborn. Wir können unsre Schilderungen der Hauptlandschaften und wichtigsten Städte Westfalens nicht schließen, ohne, wenn auch nur in kurzen Worten, des Paderbornerlandes und des altehrwürdigen Bischofssitzes Paderborn zu gedenken. Das Paderbornerland im Südosten Westfalens war bis 1803 ein Fürstbistum und bildet nunmehr einen beträchtlichen Teil des Regierungsbezirks Minden (etwa 2420 qkm). Im Gegensatz zu den in der Heide zerstreut liegenden Gehöften des Münsterlandes finden wir hier wohlbevölkerte Dörfer, anmutige Abwechslung von Berg und Thal, Wald und Wiese. Oft sind es freilich nur kleine Hütten, mitunter wohl ohne Schornstein, in welchen die jüngeren Familienglieder der Bauern hausen, da nach althergebrachter Sitte der älteste Sohn das väterliche Gut erbt. Eine der fruchtbarsten Strecken ist die Warburger Börde, die sich besonders durch Kornreichtum auszeichnet. Daß man unter dem Worte „börde“ tragfähiges Ackerland versteht (vermutlich von dem altdeutschen baran, „tragen“), haben wir schon im vorigen Bande gelegentlich der „Soester Börde“ erwähnt. Außer Ackerbau ist auch die Viehzucht, besonders die Schafzucht, im Paderbornischen eine Hauptnahrungsquelle. Dabei sind die Paderborner ein kräftiger, gesunder und arbeitslustiger Menschenschlag, der dem vielfach steinigen und sandigen Boden alles Mögliche abringt. Dagegen erquickt uns in der Nähe der Stadt Paderborn eine üppige Vegetation, die durch einen wunderbaren Quellenreichtum im Innern der Stadt selbst hervorgerufen wird. Von einem steilen Abhange nördlich am Dome entsprudeln den Klüften des Kalkschiefergrundes etwa zweihundert Quellen, die nie versiegen und nie gefrieren, viele Mühlen treiben, fast die ganze Stadt, außer schmalen Fußpfaden, unter Wasser setzen und sich dann zum Flusse Pader vereinigen. Dieser ergießt sich in die Alme, und diese in die von Lippspringe kommende Lippe.

Paderborn spielte schon in der alten Geschichte eine bedeutende Rolle. In dem eine halbe Meile weit entfernten Dorfe Elsen haben viele Altertumsforscher das römische Kastell Aliso wiedererkannt. Hier in dem alten „Patharbrunnon“ hielt 777 Karl der Große seinen ersten großen Reichstag im Sachsenlande ab; hier erbaute er die Salvatorkirche und gründete das älteste Bistum in Westfalen (780). Später setzte er den ersten eignen Bischof Hathumar ein und legte den Grund zu seiner nachmaligen fürstlichen Macht. Dieser erbaute eine neue Domkirche und empfing darin Papst Leo III. (797). Auch Ludwig der Fromme hielt 815 zu Paderborn einen Reichstag ab. Unter den folgenden Bischöfen ist besonders der heilige Meinwerk (1009—1036) zu nennen, der sich um die Kultur des Landes sehr verdient gemacht hat. Er gründete an Stelle des alten im Jahre 1000 abgebrannten Domes einen größeren und prächtigeren, umgab den unter dem Schutze des Domklosters heranwachsenden Ort mit Mauer und Graben und zog Künstler und Handwerker jeder Art heran. Der sich immer mehr erweiternden Stadt stand ein bischöflicher Graf vor, und allmählich entwickelte sich eine städtische Verfassung unter dem Grafen mit Bürgermeister und Räten unter bischöflicher Oberhoheit. Die Fehden der Stadt mit auswärtigen Fürsten und ihrem eignen Lehnsherrn wiederholten sich hier wie anderwärts. Auch sie beteiligte sich an der Soester Fehde und trat der Hansa bei. Ebenso rief die Reformation hier Unruhen hervor und hatte die Stadt alle Plagen des Dreißigjährigen Krieges zu erdulden. Der tolle Christian, Herzog von Braunschweig, plünderte namentlich den Dom; er nahm den kostbaren

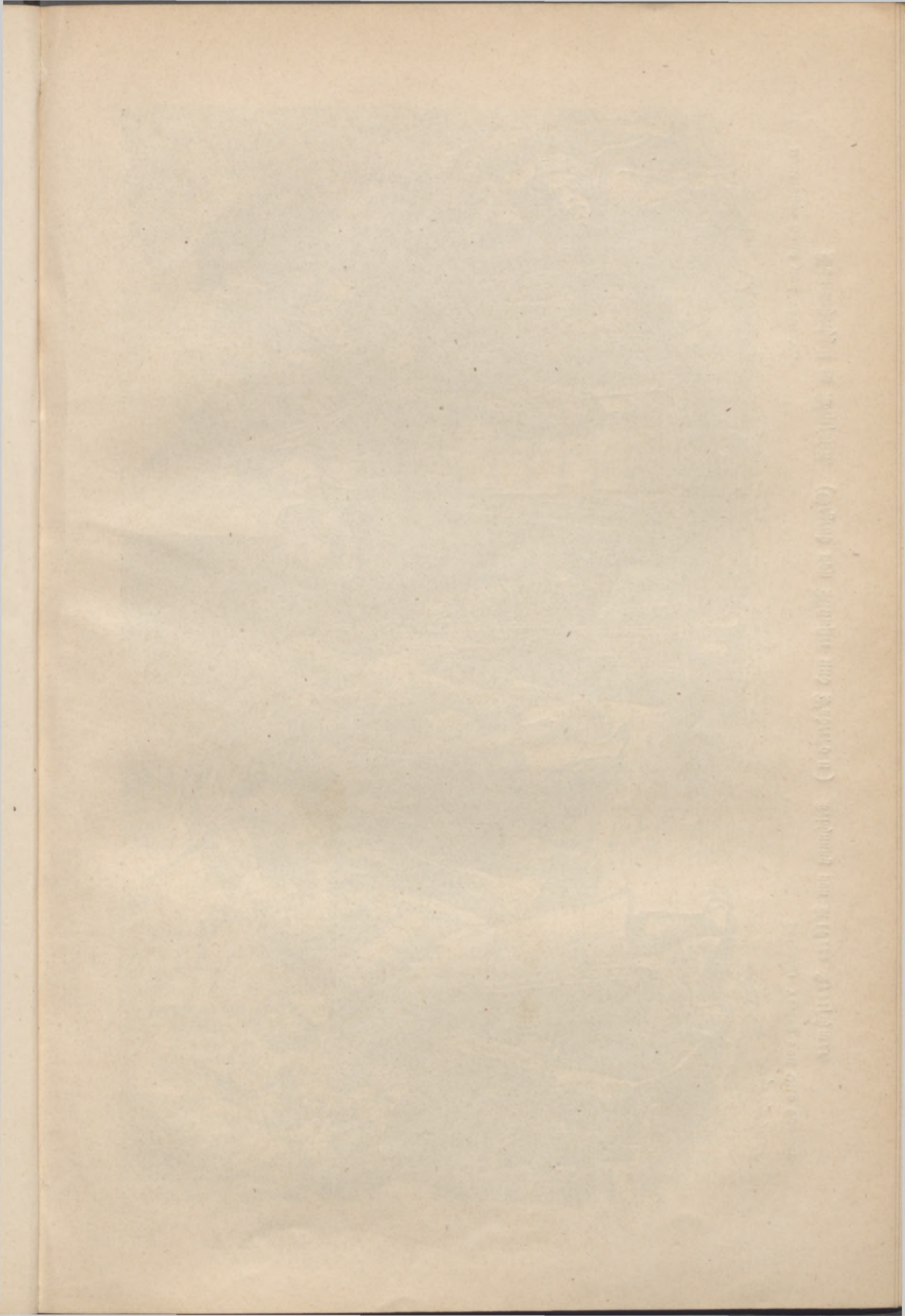
Sarg des Schutzpatrons Liborius und die berühmten silbernen Statuen der zwölf Apostel weg, woraus er Thaler schlagen ließ mit der Inschrift: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind.“ Auch ihren Knipperdolling hatte die Stadt in Liborius Wichards, der dem Bischof trotzte, aber schließlich besiegt und gevierteilt ward. Durch den Frieden von Luneville (9. Febr. 1801) ward das Bistum im Jahre 1802 säkularisiert und der Krone Preußens zuerkannt.

Zu den Hauptsehenswürdigkeiten der Stadt gehört in erster Linie der Dom, der, nachdem er schon zum zweitenmale 1058 abgebrannt war, 1068 wiedererstand, aber 1133 zum drittenmale ein Raub der Flammen wurde. Der jetzige Dom datiert in seinen Hauptbestandteilen aus der Zeit Bernards I. (1127 bis 1160); im 13. Jahrhundert ward er durch verschiedene Zusätze, wie Gewölbe und Fenster, erweitert. Der Dom gehört zu den größten und ehrwürdigsten kirchlichen Bauten Norddeutschlands; besonders prachtvoll sind das Südportal unter einer Vorhalle, ferner das Nordportal, das Grabmal des Bischofs Rotho und die dreischiffige Krypta. Westlich vom Dome lag die von Meinwerk gegründete Benediktinerabtei Abdinghof; nördlich liegen die Gerolds- und Bartholomäuskapelle, die merkwürdigsten und ältesten Denkmale der Stadt. Die erstere soll von Gerold, einem Schwager Karls des Großen, 782 gegründet worden sein. Die Bartholomäuskapelle ist ein von vierzehn Säulen getragener prachtvoller Kuppelbau. Ferner ist die nach dem Modell der heiligen Grabkirche zu Jerusalem von Meinwerk angelegte Bußdorfkirche und die aus dem 12. Jahrhundert stammende Gokirche, südlich vom Dome, zu nennen.

Von neueren Kirchen verdient die in eigentümlichem Stile erbaute Jesuitenkirche Erwähnung, von weltlichen Gebäuden das Rathaus, das Priesterseminar und Gymnasium im ehemaligen Kollegium. Die Stadt besitzt lebhaften Handelsverkehr und mancherlei Industrie; stark besucht und weit bekannt sind ihre Woll- und Hammelmärkte.

Den Fremden interessiert besonders der reizvolle Anblick des Hervorsprudelns dreier armsdicker Quellen aus den nordwestlichen Maueraufsätzen des Domes, welche sofort breite und tiefe Kanäle mit dem klarsten Wasser füllen. Man zählt solcher Quellen an 200, die sich bei Neuhaus vereinigen. Hier residierten oft die Bischöfe, unter andern auch Wilhelm, welcher von den Bürgern der Stadt vertrieben worden war.

Unweit Paderborn liegt der reizende Badeort Lippspringe, welcher seinen Namen den tiefbläulichen, in einen hübschen Teich eingefaßten Quellen der Lippe verdankt. Daneben sprudelt die 1832 entdeckte, von einer prächtigen Trinkhalle überdachte eigentliche Heilquelle, die jetzt jährlich ungefähr von 2000 Brustleidenden zur Linderung und Heilung aufgesucht wird. Das 17° warme, glaubersalzhaltige Wasser wird zum Trinken und Baden benutzt; die anmutigsten Anlagen gestalten das aufblühende Städtchen zu einem sehr angenehmen Kurort. Eine von den zwei Hauptquellen der Lippe, die sich hier in gewaltiger Fülle Bahn bricht, heißt in Erinnerung an die vielen Sachsentaufen unter Karl dem Großen „der Jordan“. Hier also ging die große geistige und politische Umwandlung des an ihren alten Sitten und Gebräuchen zäh festhaltenden Volksstamms der altsächsischen Westfalen vor sich, über die wir im letzten Kapitel unsres Abschnittes noch einiges zur Charakteristik hinzufügen wollen.





Deutsches Land und Volk VI. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Bauernhochzeit in Westfalen. (Gegend von Münster und Paderborn.) Zeichnung von Albert Kretschmer.



Westfälisches Bauernhaus.

Land und Leute in Westfalen.

Das Land im allgemeinen. — Das alte Sachsenvolk und sein Glaube. — Westfälischer Volkscharakter. — Ein westfälischer Bauernhof. — Westfälische Sitten, Feste und Volkstypen. — Volksaberglaube. — Beckum, das westfälische Schilda. — Industrie (Eisen, Leinweberei in Ravensberg, Bielefeld und Herford; Backöfen in Gütersloh u. s. w.). — Westfälische Kunst. — Westfälische Dichter (Freiligrath, Levin Schücking, Annette v. Droste-Hülshoff u. a.).

„Zieht ihr den Rhein
Hinab weit ins Gebreit hinein,
Wo keine Berge mehr sich heben,
Das Land sich strecket flach und eben,
Da bietet rechts vom grünen Fluß
Mein Heimatland euch treu den Gruß.
Nicht gibt es wie der Rheinische Gau
Im bunten Wechsel reiche Schau.
Nur selten heben Turm und Thor
Uralte Städte dort empor,
Sie spiegeln keine stolzen Dome
Ehrwürdig grau im alten Strome;
Ja selten selbst ist Dorf und Flecken
Entlang die weitgeplanten Strecken.

Einsam auf stillgehegtem Gut
Wohnt dort der Bauersmann. Das thut
Weil einzig er den Boden pflegt,
Der Korn und Holzung wohl ihm trägt
Und Roß und Rinder reichlich nährt,
Doch nicht ihm Wein und Frucht gewährt,
Wie sie an Rheineshügeln reifen.
Man sieht ihn nicht das Land durchstreifen
Zu markten regsam frisch beim Handel;
Eintönig ist der Heimat Wandel.
Doch ob es formenlos sich spannt,
Es hegt in lieber Treu das Land,
Wer dort entsproß. Die gelben Auen,
Von Früchten wogend, sind zu schauen

Gleich wie ein weites gold'nes Meer.
Es dehnen Wiesen sich daher,
Rings eingezäunt zur sichern Weide
Gleich wie ein grün Smaragdgeschmeide;
Die Eichenwälder heben prächtig
Die breiten Kronen; stolz und mächtig
Durchbrauset sie des Sturms Choral.
Selbst in den Heiden, öd' und kahl,
Da pocht ein Herz: verschwiegen stumm
Geh'n d'rin geschiedne Geister um.
Und wie das Land, so sind die Leute.
Wie's gestern war, so ist es heute
In ihren Herzen; offen, grad',
Schnurstracks, so wandeln sie den Pfad,
Stark, fest in dem, was sie erfaßt,
Doch ruhig immer, nie in Hast,
Dann aber zäh und unverdrossen.
Der Mensch ist dort so abgeschlossen
Fast wie sein Haus, das seine Gipfel
Einsam ausstrecket in die Wipfel
Des Hains und aus den Fenstern weit
Hinsieht auf Wies' und Feldgebreit.
Eintönig ist's. Doch traumverloren
Denkt an das Land, wer dort geboren;
Ihm zuckt voll Rührung die Gebärde
Nach Land und Volk der „roten Erde".*)

Mit diesen Versen schildert der rheinische Sänger Wolfgang Müller von Königswinter in seinem reizenden idyllischen Epos: „Die Maikönigin" Land und Leute in Westfalen charakteristisch und poetisch zugleich.

Werfen wir zunächst noch einmal einen flüchtigen Blick auf das von uns in den letzten Kapiteln des vorigen Bandes, sowie im ersten Abschnitt dieses geschilderte Land Westfalen, so finden wir ganz verschiedenartige Typen ausgeprägt. So ist schon im Münsterlande der Übergang von den nordwestlichen einförmigen Heidegegenden zum Herzen desselben überraschend. Da, „wo der Hirt in halb somnambuler Beschaulichkeit seine Socken strickt und sich so wenig um uns kümmert, als sein gleichfalls somnambuler Hund und seine Heidschnucken", wo nur Schwärme von Krähen sich im Sande baden und das mövenartige Geschrill der jungen Kibitze aus Stachelsträuchern ertönt, wo nur hier vor zerstreut liegenden Hütten sich Kinder im Sande wälzten oder Käfer fingen, tauchen allmählich Baumgruppen und Wiesenflächen auf, tönt uns das Geschmetter zahlloser Singvögel entgegen, gaukeln auf Heideblumen Schwärme blauer und milchweißer Schmetterlinge. „Fast jeder dieser Weidegründe" — so schildert uns die westfälische Nachtigall Annette v. Droste-Hülshoff diese Gegend — „enthält einen Wasserspiegel, von Schwertlilien umkränzt, an denen Tausende kleiner Libellen wie bunte Stäbchen hängen, während die der größeren Art bis auf die Mitte des Weihers schnurren, wo sie in die Blätter der gelben Nymphäen wie goldene Schmucknadeln in emaillierte Schalen niederfallen und dort auf die Wasserinsekten lauern, von denen sie sich nähren. Das Ganze umgrenzen kleine, aber zahlreiche Waldungen. Alles Laubholz, und namentlich ein Eichenbestand von tadelloser Schönheit, der die holländische Marine mit Masten versieht — in jedem Baume ein Nest, auf jedem Aste ein lustiger Vogel und überall eine Frische des Grüns und ein Blätterduft, wie dieses anderwärts nur nach einem Frühlingsregen der Fall ist. Unter den Zweigen lauschen die Wohnungen hervor, die lang gestreckt, mit tief niederragendem Dache, im Schatten Mittagsruhe zu halten und mit halbgeschlossenem Auge nach den Rindern zu schauen scheinen, welche hellfarbig und gescheckt, wie eine Damwildherde, sich gegen das Grün des Waldbodens oder den blassen Horizont abzeichnen, und in wechselnden Gruppen

*) Über die Bedeutung der Benennung „rote Erde", vermutlich mißverstandenermaßen für das plattdeutsche „rue Erde", d. h. rauhe oder bloße Erde mit Bezug auf die auf freiem Felde abgehaltenen Femgerichte haben wir uns schon im vorigen Bande bei Dortmund ausgesprochen. Nach andern bedeutet „rote Erde" soviel wie „rotsteinichte" von den vielen Thonsteinen, die der Boden enthält.

durcheinander schieben, da die Heiden immer Allmenden sind und jede wenigstens 60 Stück Hornvieh und darüber enthält. .... Dörfer trifft man alle Stunden Weges höchstens eins, und die zerstreuten Höfe liegen so versteckt hinter Wallhecken und Bäumen, daß nur ein ferner Hahnenschrei oder ein aus seiner Laubperücke winkender Heiligenschein sie dir andeutet, und du dich allein glaubst mit Gras und Vögeln, wie am vierten Tage der Schöpfung, bis ein langsames „Hott" oder „Haver" hinter der nächsten Hecke dich aus dem Traume weckt, oder ein grell anschlagender Hofhund dich auf den Dachstreifen aufmerksam macht, der sich gerade neben dir wie ein liegender Balken durch das Gestrüpp des Erdwalles zeichnet." Doch hat Luxus und Industrie diesen Typus schon hier und da verwischt. Anders ist wieder der Charakter des Paderbornerlandes, wie wir ihn im vorigen Kapitel geschildert haben: unabsehbare Getreidefelder oder steiniger Boden bis in die Nähe der quellenreichen Paderstadt. Daran grenzt im Osten das romantische, aber auch schon ziemlich durchlichtete Gebirge des klassischen Teutoburger Waldes, wo in Sommernächten Tausende von Leuchtwürmchen an jeden Zweig ihre Laternchen hängen. Auch fehlt es nicht an grünen, quellendurchrieselten Thalschluchten, an anmutig gelegenen Bergschlößchen und reizenden Felspartien; doch die Dörfer daselbst gehören zu den elendesten und rauchigsten Westfalens. Einer der romantischsten Teile des Landes beginnt mit der Gegend von Corvey links und rechts mit der Grafschaft Mark. Wir haben im zweiten Kapitel dieses Bandes und im vierten des vorigen Abschnitts in Band V. die reizenden Weserlandschaften sowie Ruhr und Lenne eingehender geschildert. In der einen Gegend bilden die segelnden Fahrzeuge, in der andern das Pochen der Hämmer das belebende Element. Die kühnen Gebirgsformen der Ruhrgegend gehen dann von der höchsten romantischen Wildheit zur Öde im Sauerlande über. Wir erinnern an das Sundwiger Felsenmeer, „wo Riesen mit wüsten Felswürfeln gespielt zu haben scheinen", an Klusenstein und die feenhaften Tropfsteinhöhlen, an die schäumenden Wehre und Mühlräder, an die Berührung der unverdorbenen Natur in ihren groteskesten Formen mit den Künsten und Gewerken der Industrie. Wir treten dann in das von der Natur minder gesegnete Sauerland ein, von dem Karl der Große gesagt haben soll: „Dieses ist mir ein saures Land geworden!" Doch die richtigere Etymologie als „Süderland" ist bereits gegeben. „Das Gebirge ist wasserreich und in den Thalschlünden das Getöse der niederrauschenden und brodelnden Quellen fast betäubend, wogegen der Vogelgesang in den überhand nehmenden Fichtenwaldungen mehr und mehr erstirbt, bis wir zuletzt nur Geier und Habichte die Felszacken umkreisen sehen und ihre grellen Diebspfeifen sich hoch in der Luft antworten hören. Überall starren uns die schwarzen Eingänge der Stollen, Spalten und Stalaktitenhöhlen entgegen, deren Senkungen zum Teil noch nicht ergründet sind und an die sich Sagen von Wegelagerern, Berggeistern und verhungerten Verirrten knüpfen. Das Ganze steht den wildesten Gegenden des Schwarzwaldes nicht nach, sonderlich, wenn es zu dunkeln beginnt, gehört viel kaltes Blut dazu, um sich mindestens eines poetischen Schauers zu erwehren, wenn das Volk der Eulen und Schuhus in den Spalten lebendig wird und das Echo ihr Gewimmer von Wand zu Wand laufen läßt, und wenn die Hochöfen wie glühende Rachen gähnen, wirre Funkensäulen über sich aufblasen und Baum und Gestein umher mit rotem Brandscheine überzittern."

Das alte Sachsenvolk und sein Glaube. Dies ist also in allgemeinen Umrissen das Land Westfalen zwischen Rhein, Weser und Ems zur Zeit Karls des Großen; dazu kommen noch die Striche zwischen Weser und Elbe, das eigentliche Ostfalen und das zwischen beiden in der Enge liegende Engern, von dem wir jedoch heutzutage weder geographisch, noch mundartlich alles zu Westfalen rechnen können. Woher der Name Falen etymologisch stammt, darüber ist viel gestritten worden. Die einen halten es gleichbedeutend mit „Fohlen", d. h. junges Pferd, wie denn Wittekind ein springendes Pferd in seinem Banner als Wappen gehabt haben soll; andre denken an den Grenzpfahl zwischen Ost- und Westfalen, wieder andre vergleichen ein altdeutsches Wort phal mit dem englischen fellow, d. h. Kamerad, Bursche, noch andre falen mit dem lateinischen regio, d. i. Gegend, und manche haben sogar eine Verwandtschaft der Falen mit den Vandalen finden wollen. Zu Tacitus' Zeiten saßen hier die germanischen Stämme der Brukterer, Sigambrer, Marsen, Angrivarier und Cherusker, also die Völker im Nordwesten Deutschlands, die besonders in den Eroberungszügen des Drusus und Germanicus eine wichtige Rolle gespielt und dem großen römischen Geschichtschreiber den Hauptstoff zu seinem unsterblichen Werke Germania geliefert haben. Hier besonders um Weser, Ems, Ruhr und Lippe siedelten sich die Urgermanen im Eichengrün und in abgeschiedenen Hainen an und bauten ihre Blockhütten an Quellen oder Bächen — sicut fons aut nemus placuit — und noch heute erinnern die „rauchgeschwärzten, erntekranzgeschmückten Scheunenthore" der zerstreut liegenden westfälischen Bauernhöfe im Münsterlande an die Vorfahren der jetzigen Westfalen. Später gingen die genannten germanischen Völkerschaften in den großen Bund der Sachsen auf, welche 32 Jahre lang mit einer seltenen und bewundernswerten Hartnäckigkeit gegen Karl den Großen ihren alten Glauben und ihre alten Sitten verteidigten. Und so zäh hielten sie an ihren uralten, von den Vätern ererbten Bräuchen, daß fast nirgendswo in ganz Deutschland sich noch so viele Spuren des frühern Götterglaubens und Heidentums erhalten haben, wie in Westfalen. Wir können hierfür nur einzelne Beispiele aufführen, weil ins einzelne einzugehen uns zu weit führen würde. So erzählt man heute noch in Westfalen von dem „wilden Jäger" auf milchweißem Rosse, welches Feuer aus den Nüstern sprüht; sein Haupt beschattet ein breitkrempiger Hut und seine Schultern bedeckt ein faltiger Mantel, davon er den Namen „Hackelbärend", d. h. der Mantelträger, führt. Auch Hackelberg wird er genannt und in anthropomorphistischer, d. h. vermenschlichender Weise mit einem wilden Oberjägermeister Hans von Hackelberg identifiziert; wegen seiner tollen Hetzjagden selbst an Sonn- und Feiertagen sei er verwünscht worden, in Ewigkeit zu jagen. Der deutsche Dichter Bürger hat darüber eine herrliche Ballade verfaßt, und bekannt ist auch das Epos von Julius Wolff: „Der wilde Jäger". Ursprünglich war es aber niemand anders als der Sturm- und Totengott Wodan, der mit seinem „wütenden Heere" (Wode-Heer) durch die Lüfte sauste, begleitet von Eulen und Raben, wilden Rüden und einem ganzen Jagdtroß. Wir verweisen des weiteren auf das neuerdings in gleichem Verlage in dritter Auflage erschienene mythologische Werk von Dr. W. Wägner: „Unsere Vorzeit". Im spätern Volksaberglauben ward der Gott zum Teufel mit „des Jägers grünem Kleid", dem Windmantel, dem Pferdefuß oder zum verführerischen Spielmann, der mit seiner Querpfeife, wie Wodan mit dem Hifthorn, die

Menschenseelen hinter sich her zieht. Damit hängt auch wohl die Rattenfängersage zusammen, wie wir im zweiten Kapitel dieses Abschnitts erörtert haben.

An Wodan, den Erntegott, erinnern noch die Gebräuche in Schaumburg-Lippe, das ehedem zum Buckigau, also zu Engern gehörte, zu Anfang dieses Jahrhunderts. Am Schlusse der Roggenernte wurde dort den Arbeitern das Wodansbier, sogenanntes Wodelbier, gereicht. Auf ein gegebenes Zeichen hielten plötzlich alle Arbeiter inne, stellten die Sensen senkrecht vor sich hin, schlugen mit dem Wetzstein, gossen etwas Milch oder Bier auf den Acker und tranken darauf. Dann setzten sie den nicht ganz geleerten Krug auf die Erde, schwenkten die Hüte und riefen, um eine letzte stehengebliebene Garbe herumtanzend:

„Wold, Wold, Wold!
Der Himmelsriese weiß, was geschieht,
Stets er vom Himmel herniedersieht.
Er hat volle Krüge und Büchsen.
Auf dem Holze wächst mancherlei.
Er war nicht Kind und wird nicht alt.
Wold, Wold, Wold!“

Danach klopften die Weiber die Brotkrumen aus ihren Körben auf den Acker aus und die Männer gossen die Neige ihres Getränkes zur Erde. Die letzte stehengebliebene Garbe nannte man Waulroggen, d. h. Wolds- oder Wodansroggen. An den Vegetationsgott Wodan erinnern noch viele Gebräuche mit dem „Schimmelreiter“ und „Maikönig“, an den im Winter im unterirdischen Schlosse schlafenden Gott die Sagen von verzauberten Kaisern und Helden. Geheiligt und geopfert wurde ihm als dem „Schimmelreiter“ das Roß; als Cäcina (15 n. Chr.) sich dem Schauplatze der Varianischen Niederlage nahte, fand er viele Pferdeköpfe an Bäumen aufgepflanzt. Aber auch Menschenopfer bluteten ihm, wie denn die Tribunen und Centurionen des Varus an Altären geschlachtet wurden. Daß man namentlich im Teutoburger Walde, dem Osning, das germanische Asgard, d. h. die Göttersitze unsrer Vorfahren, nachzuweisen versucht hat, ist bereis im dritten Kapitel dieses Abschnitts erörtert worden. Vielfach haben sich altheidnische Gebräuche in christlichem Gewande zur Zeit unsrer Feste erhalten; so steckt in dem Knecht Ruprecht des kinderfreundlichen Bischofs Nikolaus Ruodperacht, der Ruhmumglänzte, d. i. Wodan, der Wunscherfüller und Gabenspender. An Stelle früherer Wodansheiligtümer traten Kapellen des Erzengels Michael, und ebenso vertrat der heilige Martin, dem zu Ehren man in vielen Gegenden eine Gans verspeist, den Erntegott Wodan.

Nicht minder hat Westfalen die Erinnerung an Wodans gewaltigen Sohn, den Donnergott Donar, bewahrt. Sind doch in einem der ältesten literarischen Denkmale über den Glauben unsrer Vorfahren, in einer niedersächsischen Abschwörungsformel aus dem 8. Jahrhundert, die drei Namen der Hauptgottheiten der alten Sachsen genau verzeichnet, nämlich Wodan, Donar und Saxnot (= Zio, Cheru, der Kriegsgott). Donars Name und sein Hammer klingen noch in gemeinen Flüchen nach; ja, im niederdeutschen Gebiete flucht man geradezu: „Dat di de hamer!“ An vielen ihm geweihten Stätten stand die ihm geheiligte Eiche, wie bei Warburg an der Diemel, neben einem Donnersberg. An Donar, den Beschützer vor Seuchen, gemahnen die noch auf dem Lande üblichen Notfeuer, durch die das Vieh getrieben ward. Unzählige Gebräuche haben sich im Volksaberglauben, besonders auf dem Lande erhalten, welche an den

Gewitter- und Frühlingssonnengott Donar erinnern. In Legenden, z. B. der vom heil. Petrus, verbirgt sich des Heidengottes Gestalt; wie Wodan, mußte auch er zum Teufel werden: er lieh ihm von seinen Ziegenböcken Bocksgestalt und Bocksgeruch.

Von dem dritten Gott Zio oder Cheru sollen verschiedene Ortsnamen, wie der Desenberg, die Eresburg und auch der Volksstamm der Cherusker sich herleiten; nach seinem Schwerte sax (woher auch der Beiname Saxnot) nannten sich die alten Sachsen. Von dem rätselhaften Gott Irmin oder Hermen, der ihm errichteten Irminsûl und dem namensverwandten, vielleicht zu einem Nationalgott erhobenen Stammesheros Hermann ist schon ausführlich die Rede gewesen. Ebenso von der Frühlingsgöttin Ostara, den davon abgeleiteten Ortsnamen und ihrem vermutlichen Kult an den Externsteinen bei Horn ist im dritten Kapitel dieses Abschnitts schon gesprochen worden. Und so haben wir im einzelnen überall bei Gelegenheit darauf hingewiesen, wie sich Erinnerungen und Spuren germanischen Götterkultes in Westfalen erhalten haben, wie z. B. der Hellweg an die Totengöttin Hel erinnern könnte, die Hünenringe und Hünenbetten an die mythischen Riesen, wie in Gebirg und Gestein Erdmännlein und Kobolde spuken, wie Überreste heidnischer Opferstätten und Gottesverehrung sich vielfach wenigstens mit Wahrscheinlichkeit vermuten lassen. Ja, der Teutoburger Wald scheint vor allem ein Brennpunkt heidnischen Kultes gewesen zu sein. Führt doch der Name Teutoburg auf ein Heiligtum eines Nationalgottes Teut. Im Brukterer- d. h. im Münsterlande wohnte die germanische Seherin Veleda in einem hohen Turme an der Lippe und genoß göttliche Verehrung. An Holda, die Vorsteherin der Mal- und Gerichtsstätten, erinnert die ihr geheiligte Linde, die Femlinde bei Dortmund. Ja, auch die Heldensage scheint sich in Westfalen lokalisiert zu haben; so sucht man das Susat des Niflungenliedes, wo die Etzelburg gestanden haben soll, in Soest und will dort noch Gunnars Schlangenturm und ein Högnis Thor nachweisen. Dies möge genügen zum Beweise, daß es in Westfalen an mythologischen und sonstigen Erinnerungen an Sagenhelden nicht fehlt.

Westfälischer Volkscharakter. Was nun das Volk der Westfalen betrifft, so ist es, wie Seb. Münster sagt, „gesund und stark von Leib und eines kecken und unerschrockenen Gemütes“. Von dem derben, urkräftigen Menschenschlag erzählt Freiligrath in der Einleitung zum „Malerischen und romantischen Westfalen“ folgendes: „Als der Kronprinz von Preußen auf einer seiner Reisen (1839) durch die Provinz einen Tag in Soest sich aufhielt, ritt auch eine Deputation aus der „Börde“ bei ihm vor, an die 200—300 Bauern stark. Ein prächtiger Zug! Stämmige Männer und stämmige Pferde, hellblaue Röcke und breitkrempige Hüte, wenig Sporen und die Zügel meist in der rechten Hand, aber die Fersen in den Flanken, die Linke mit dem Hute hoch in der Luft, und so in Trab oder Galopp, wie es dem Gaul eben anstand, mit Hurraruf an dem Prinzen vorbei. Ich habe lange nichts gesehen, was mich mehr gefreut hätte. So denke ich mir, muß ein Angriff der Brukterer gewesen sein: wenig Ordnung, aber Mut und Feuer, und wo er einhaut, da wirft er. Es mag dem Kronprinzen Glänzenderes und Feineres auf seiner Reise veranstaltet worden sein, aber Ehrlicheres und Nationaleres schwerlich. Er hat auch herzlich gelacht, als er aus dem Fenster herab dankte, und es war nicht das Lachen des Spottes oder der Geringschätzung. Wie wollte es auch? Aus solchen Stämmen

haut sich die Staatsburg ihre Palissaden zurecht; das siebente Armeekorps ist eins der stämmigsten und markigsten im ganzen Heere."

Der Chronist Franck beschreibt das Land als „kalt, des weins und treyds dürfftig, bier ist ihr trank, schwarz brod yhr speyß, Rheinisch wein dahin geführt sein theur, den trinken nur die reichen und selten. Es seind die einwohner streitbar und sinnreich leut, daher das sprüchwort kumpt, die Westvalen gebeeren meer schalkhaftig und hinterlistig leut, denn thoren und narren." Auch Jansson schildert das Westfalenvolk „als ein beharrliches und ernstes, das anfangs schwer von seinem ererbten Glauben zum Christentum bekehrt werden konnte, dann aber die neue Religion treu bewahrte und verbreitete. Ihren Sinn für Wissenschaft, Bildung, Tugend und ehrbare Künste bekunden viele und große Gelehrte auf geistlichem wie weltlichem Gebiet." Nicht so günstig klingt das Urteil Auswärtiger, die sich über die Derbheit des westfälischen Volkscharakters und die Schroffheit ihrer Lebensweise aufhalten, deren Magen der schwere Pumpernickel, der westfälische Schinken, die fette Mettwurst u. dergl. nicht munden. So witzelt Justus Lipsius folgendermaßen: „Hier leben Halbmenschen, die edlen Geschlechter der Suilli, Scrofi und Porci. Dünnbier macht den Anfang meines Mahls an einem Feuer unter Fuhrleuten und Schweinetreibern, und dann kommt roher Speck, eine schwarze Masse von 4—5 Fuß Länge, Brot genannt, dann Kohl in Schweinefett schwimmend, den sie wie Ambrosia nicht essen, sondern fressen, und das letzte Gericht ist stinkender, flüssiger Käse — sie scheinen ihn für Jupiters Gehirn zu halten. Komme ich wieder zu euch, so werdet ihr in mir einen Vogel Strauß finden, der alles verschlingt. Auf der elendesten Schlafstelle soll ich schlafen neben Katzen, Kälbern und Pferden, über mir Hühner, unter mir Schweine; meine Kleider habe ich seit acht Tagen nicht vom Leibe gebracht. Ewiger Wind und Regen — kein Cyniker hat je erduldet, was ich erduldet habe." Das ist, gelind gesagt, eine starke Übertreibung, oder der gute Mann hat es gerade einmal recht schlecht getroffen. Übrigens glauben wir, daß es „bei Fuhrleuten und Schweinetreibern" nirgendswo appetitlicher hergeht, es sei denn beim homerischen „göttlichen Sauhirt Eumäus". Dem gegenüber steht die anmutende, allerdings etwas idealisierte Schilderung des „westfälischen Hofschulzen" in Immermanns klassischem „Münchhausen". Da leuchtet uns die „knorrige, aber durch und durch gesunde und ehrenwerte Gestalt des westfälischen Bauern mit seinem tüchtigen Konservatismus, seinem Mangel an Interesse am Allgemeinen und seinem Hang zum Partikularismus, seinem unbeugsamen Rechtssinn" (und die preußische Regierung weiß letztern Vorzug wohl zu würdigen, denn die höchsten Stellen in der Justiz sind fast durchweg mit Westfalen besetzt) in vollster Wahrheit und mit wohlthuender Wärme entgegen. Ja, der Konservatismus im echten Sinne des Wortes ist der Grundzug des westfälischen Volkscharakters. Dies zeigt sich vor allem in dem starren Festhalten an dem Ererbten und Angewöhnten, daher erklären sich die erbitterten Kämpfe der Sigambrer, Brukterer, Marsen und Cherusker gegen die Römer, die Vernichter ihrer liebgewordenen Traditionen, die ausdauernden, blutigen 32jährigen Kriege der Sachsen gegen Karl den Großen, den Feind ihres alten Glaubens. Daher erklärt sich das Absperren gegen alles Neue und Fremde, das treue Bewahren des Typischen, das sich besonders in der Unveränderlichkeit der westfälischen Bauernhöfe im Münsterlande zeigt, das zähe Festhalten an

alten Sitten und Bräuchen. Daher kam es denn auch, daß sich die Femgerichte so lange in Westfalen erhielten. So erscheint dem Fremden oft das Wesen der Westfalen verschlossen, unzugänglich, wenig mitteilsam, gegen Neuerungen und Luxus abwehrend und mißtrauisch. Ein Sprichwort sagt, „man müsse mit einem Westfalen erst einen Scheffel Salz gegessen haben, ehe man mit ihm warm werde.“ Man kann sich oft die Zunge lahm schwätzen und bekommt von ihnen keine andre Antwort als: „Nu eben“ oder: „Das soll wohl sein!“ — Ihr derbes, oft ungeschlachtes, an die Hünen der Vorzeit erinnerndes Äußere hat die launige Anekdote veranlaßt, daß einst Jesus mit Petrus beim Spaziergange mit dem Fuße an knorrige, auf der Erde liegende Eichstämme angestoßen wären, worauf sich diese plötzlich belebt und als Westfalen vorgestellt hätten. Andre Anekdoten und Sprichwörter über westfälischen Volkscharakter haben wir im vorigen Bande in den beiden vorletzten Kapiteln mitgeteilt. Ihr offenes, ehrliches Wesen, fern von aller Glätte und Heuchelei, vermöge dessen sie alles ungeniert heraussagen, hat sie wohl auch bei aalglatten Handschuhgecken in den Verruf der Grobheit gebracht. Am ungünstigsten urteilen deshalb die verwöhnten Franzosen über sie. Besonders hat der boshafte Voltaire es die Westfalen entgelten lassen, daß sie ihn zu Brackwede bei Bielefeld für den großen „Apen“ (Leibaffen) Friedrichs des Großen gehalten und ihm sogar mit Stöcken auf seine knöcherigen Finger schlugen, die er zum Kutschenschlag herausstreckte. Er nennt ihre Wohnungen „große Hütten, darinnen „Tiere“ leben, die man Menschen nenne, vermischt und traulich mit andern Haustieren zusammen“, und ein andrer Franzose sagt, wenn man von Westfalen nach Holland komme, sei es einem, als ob man „aus einem Schweinestalle in einen niedlichen Garten trete.“

Damit nun der Leser einen richtigen Begriff von dem Aussehen eines echten westfälischen Bauernhauses und dem Leben darin erhalte, wollen wir es versuchen, nach eigner Anschauung ein Bild davon zu entwerfen, das die Mitte halten soll zwischen boshafter Entstellung und voreingenommener Übertreibung wie Idealisierung und Verschönerung. Bei unserm Besuche passierte uns allerdings etwas Komisches, das aber wohl jedem Städter in einem Bauernhause begegnen kann. Auf unser neugieriges Fragen nach allen Räumen öffnete uns die mißtrauische Eigentümerin, die wohl in uns so etwas wie einen „Steuerboten“ gewittert haben mag, mit einiger Bosheit auch einen unnennbaren Raum, begleitet von einer nicht zu wiederholenden Einladung.

Ein westfälischer Bauernhof. Wir stehen vor einem großen einstöckigen (bisweilen auch zweistöckigen), aus weiß und gelb angestrichenen Wänden von Fachwerk bestehenden, nur mit Stroh gedeckten Wohnhaus, von dessen Giebel zwei Pferdeköpfe in Holz geschnitzt herabschauen. Die ziemlich bedeutende Länge ist in drei Teile geteilt. In der Mitte der Giebelseite befindet sich die Hauptöffnung, zugleich die Einfahrt, welche zunächst auf die Tenne führt. Zu beiden Seiten, rechts und links von der Tenne, sind die Pferde- und Kuhställe, über ihnen die Speicherräume zur Aufbewahrung des Futters. Wenn wir also durch den Haupteingang in das Wohnhaus eintreten, kann es uns allerdings passieren, daß uns zuerst das liebe Vieh „Guten Tag“ zubrummt und uns dazu noch umgekehrt mit den wedelnden Schwänzen empfängt. Wir überschreiten die durchaus nicht schmutzige, sondern glattgefegte Tenne und kommen zu dem zweiten

dahinter liegenden, von der sogenannten „Däle“ durch ein Kammerfach getrennten eigentlichen Wohnraume. Dies ist aber nach unsern Begriffen mehr eine Küche. Aus ihr führen übrigens von seitwärts zwei Thüren rechts in den Hof, links in den Garten. In der Mitte dieses Wohnzimmers befindet sich der riesige Kochherd mit schwarzer, umfangreicher Überdachung, worin die famosen Schinken, Würste und Speckseiten geräuchert werden. In der Mitte steht der große Familientisch. Links davon ist eine Kammer, die wohl in der Regel zum Schlafraume benutzt werden mag; ein Fenster führte nach der Tenne, ebenso von dem Wohnraume aus, wohl damit der Herr übersehen kann, was dort geschieht.



Westfälische Bauern. Zeichnung von A. Kretschmer.

In dem Hause, das wir einsahen, zeigte man uns als Schlafstuben kleinere, wie auf einer Galerie des Wohnraumes gelegene Räume; sonst befinden sich wohl auch alkovenartige Schlafstellen in sogenannten Schlafschränken an den Wänden des Wohnraumes herum, deren Thüren abends geöffnet werden. Das Gesinde schläft in Verschlägen beim Vieh oder auf dem großen Bodenraume über demselben. Kleine Anbauten an der Tenne beherbergen Hühner und Tauben. Statt des Schornsteins dient eine Öffnung („Liuke“) in der obern Balkenlage; unter den Wohnräumen befindet sich der Keller. Das ganze Haus ist von Bäumen, oft von hundertjährigen Eichen beschattet, die ihre Äste auf das bemooste Dach senken.

So ist der Herd das eigentliche Zentrum des ganzen Hauses, von dem die Hausfrau drei Thüren nach der Tenne und rechts und links nach beiden Seiten

übersieht, Kinder, Gesinde und Vieh im Auge behält, sitzend alles regiert und ständig spinnt oder kocht. Ebenso kann sie von ihrer Schlafstelle hinter dem Feuer alles kontrollieren. Das rings herabhängende niedrige Strohdach schützt die Wände, „hält den Lehm trocken, wärmt Haus und Vieh“ und kann leicht ausgebessert werden. Ebenso schützt ein großes Vordach das Haus nach Westen und überdeckt die Schweinekoben. Vor der Ausfahrt liegt der Mistpfuhl breit da, wo angespannt wird. So ist also alles einfach, aber bequem und zweckmäßig eingerichtet.

Auf der rechten Längenseite liegt der geräumige Hof mit Stallungen und Scheuern und gegenüber ein Baumgarten. Da sieht man außer kräftigen Obstbäumen Rasenplätze, Gemüsebeete und auch einige Blumenanlagen etwa von roten Essigrosen oder gelben Feuerlilien. Hinter dem Garten dehnen sich die Wiesenflächen aus, Weideplätze besonders für die Pferde. Hecken und Gräben umschließen sie und an der einen Seite liegt ein Weiher, in dem Karpfen wimmeln. Das ist der Regierungsbezirk des echten westfälischen Bauern, hier hantiert er, ordnet er an und kommandiert. Ein solches Terrain schildert uns Immermann in seinem reizenden „Oberhof“. „Da liegt der geräumige, reinlich gehaltene Hof mit seinem großen Strohdach, von einem Blütenregen des nahen knorrigen Birnbaums bestäubt, an ein Gehölz sich lehnend, dessen auffallend saftiges Grün der üppigste Ephen umrankt; geschäftig umherwerken in Speicher und Backhaus alle die stehenden Charaktere einer solchen Landwirtschaft; der verdrießlich gutmütige „Baumeister“ oder Großknecht spannt die Pferde ein, der Hofschulze hämmert an einem schadhaft gewordenen Rade und schlägt dem Füllen auf die Schnauze, das ihm schnuppernd Kneifzange und Nägel auseinander stöbert; die Enten auf dem Teiche schreien ihre langgezogenen melancholischen Töne aus, die Lerche trillert gellende Laute, einer der Knechte schärft mit Hammerschlägen seine Sense — überall Geräusch und Lärmen und dennoch eine tiefe Stille, eine wie ruhig schlummernde Natur: es ist, als ob die Töne aus der Natur hervorquöllen, das Geräusch ihres arbeitenden Schaffens wären, die Menschen, die Tiere sind wie eins mit ihr, Teile von ihr, sie stören ihren Willen, ihr Wesen nicht, und ihr Wesen ist ruhige Stille. Setzt eine Fabrik, eine Dampfmaschine hierhin und das Geräusch wird euch unerträglich scheinen: der Lärm, den der hämmernde Knecht macht, stört euch nicht, und wäre er zehnmal ärger; er stört die friedliche Idylle nicht, die über dem patriarchalischen Hofe schlummert und nur erwacht, und wie eine blühende schmucke Lisbeth mit den kerngesunden Wangen, dem blonden geschniegelten Haare, den Augen so hell und rein blau, wie die blauen Blumen einer holländischen Theeschale, vor euch tritt, wenn ein Immermann sie aus dem Schlafe aufruft.“ Also charakterisieren westfälische Dichter den Reiz einer ländlichen Idylle ihrer Heimat.

Das väterliche Erbe erbt in der Regel der älteste Sohn, wie Wolfgang Müller in seiner „Maikönigin“ seinen Helden Reiner sprechen läßt:

„Der Reichtum all wird nie geteilt;
Wenn dort den Bauer der Tod ereilt,
Dann tritt der ält'ste Sohn ins Erbe.
Die andern Kinder trifft das herbe
Und kalte Los, im Dienst zu stehen
Des Bruders oder fortzugehen
In alle Welt und in den Fernen
Zu folgen gut und bösen Sternen.
Der Bauer macht's dort wie der Adel.
Ist's Recht, ist's Unrecht? Keinen Tadel
Will ich der alten Sitte sprechen.
Und wollt' ich's, nimmer kann ich brechen,
Was aus Urväter Zeiten kommt,
Ob es auch schlimm der Nachwelt frommt.“

Trotz des Selbstgefühls eines solchen ländlichen Autokraten ist das Verhältnis zu seinem Gesinde in der Regel ein sehr patriarchalisches. Knechte, Mägde, Kinder und Kötter (Tagelöhner) rufen ihn beim Taufnamen oder direkt mit „Jui“ (Ihr), während er alle mit „Diu“ (Du) anredet. In höherem Alter heißt er gewöhnlich „Hiusva“ (Hausvater) und seine Eheliebste „Hiusmoime“ (Hausmuhme). Die größeren Kinder müssen dem Gesinde helfen und sind demselben eher unter- als übergeordnet. Bei den Tisch- und Abendunterhaltungen müssen sie, wie die Kinder der Spartaner, schweigen und dürfen sich nach dem westfälischen Sprichwort, bevor das achtzehnte Wort gefallen, nicht einmischen.

In Abwesenheit des Hausherrn und der Hausfrau führen Großknecht und Großmagd das Regiment und müssen auf Ehre und Vorteil des Hauses bedacht sein. So gilt es gewissermaßen für die Pflicht des Knechtes, seinem Herrn das Korn zu stehlen, aber nur — um dessen Pferde zu füttern. Als Lohn erhalten die Dienstboten außer barem Gelde teils Leinwand, teils besät der Herr ein Saatfeld mit Lein zu ihrem Nutzen. Der Flachsertrag wird dann an den Winterabenden zu Garn versponnen; ihn liegen zu lassen oder zu verkaufen, gälte für Schande. Das Gesinde ißt mit der Herrschaft an demselben Tische, sommers in der Tenne, winters in dem Hauptwohnraume. Hat eine Magd das Nötige gespart, so daß sie eine Kuh und das erforderliche Hausgerät anschaffen kann, so darf sie heiraten. Die „jungen Leute“ werden dann vom Brotherrn als „Kötter“ ins Haus genommen und im Hofe und auf dem Felde beschäftigt. Überhaupt sucht ihn der Brotherr für seine allerdings oft unvergüteten Arbeiten auf alle nur mögliche Weise zu unterstützen, ja auch gerichtlich zu vertreten.

In betreff der Vererbung scheint im Gegensatz zu der von mir erwähnten Sitte, den Ältesten zu berücksichtigen, ausnahmsweise auch der Brauch zu herrschen, dem jüngsten Sohne oder der jüngsten Tochter das Gehöfte zu vermachen und die älteren Geschwister mit einer verhältnismäßig geringen Geldsumme abzufinden. Als Schwiegertochter wird nur ein Bauernmädchen mit entsprechender Mitgift aufgenommen. Diese Mitgift besteht teils in barem Gelde, teils im Briutwagen (Brautwagen), zu welchem Pferde, Kühe, Wagen, Leinenvorrat, bestimmt vorgeschriebenes Hausgerät u. s. w. gehören. Nachbarn und Verwandte bringen noch Beisteuern an Flachs und Lebensmitteln.

Die Hochzeit selbst findet schon auf dem Gehöfte des jungen Paares statt. Auf dem des Bräutigams versammeln sich am Hochzeitstage die jungen Bursche, auf dem der Braut die Frauen und Mädchen im höchsten Staate. Der Braut wird eine Krone fest ins Haar gedrückt, damit sie ja nicht herabfallen kann; dies wäre ein schlimmes Zeichen. Dann geht's feierlich zur Kirche. In hellblauen Röcken und breitkrempigen Hüten reiten die jungen Bursche stolz auf mutigen Rossen daher, und der nächste Verwandte hat die oft mit Spiegeln und Flittergold reichgeschmückte „Flüggebraut“ hinter sich auf sein mit bunten Bändern verziertes Roß gehoben. Nach der Trauung traktieren die jungen Bursche den jungen Ehemann oft mit ziemlich unsanften Stockschlägen, damit er seine Frau mit solchem Leid verschone. Dann reitet er, vom Dorfmusikanten (oft dem größten Aufschneider und Liederjahn) begleitet, auf seinen Hof, um seine junge Frau mit einem Brote und einem Kruge Bier gastlich zu empfangen. Das Brot, in welches Geld hineingebacken ist, verteilt die neue Hausfrau unter die Armen. In Saus und Braus werden dann noch einige Tage verjubelt.

Sitten und Volkstypen. Besondere Hochzeitsgebräuche waren im Münsterlande noch bis in die neuere Zeit im Schwange, wovon uns Annette v. Droste-Hülshoff in ihren „Bildern aus Westfalen“ sehr anziehende und interessante Schilderungen entwirft.

Nachdem die Verlobung durch Verwandte oder sonstige gute Freunde, oft ohne daß sich das junge Paar selbst persönlich kennen gelernt hat, zustande gekommen und der Kontrakt symbolisch durch Auswechslung alter Schaumünzen geschlossen ist, werden durch den „Gastbitter“ die nächsten Nachbarn, die aber oft eine halbe Meile entfernt wohnen, zum Hochzeitsfeste geladen. Am Tage vorher bringen die Verwandten und Freunde ihre Hochzeitsgaben, meistens bestehend in Nahrungsmitteln. Am Hochzeitsmorgen besteigt die Braut im höchsten Putz einen mit Fahnen und Goldflitter geschmückten Wagen, der zugleich ihre Ausstattung enthält, und fährt in demselben allein unter Thränen ab. Hinter ihr folgen andre Wagen mit den Brautjungfern und Nachbarinnen. Neben diesen traben auf dicken Ackergäulen die Bursche unter Hutschwenken und Juchhe einher. In der Pfarrkirche trifft die Braut den Bräutigam mit seinem Gefolge. Nach der Trauung geht dieser als der einzige Fußgänger neben dem Wagen seiner jungen Frau einher. In seinem Gehöfte empfängt seine Mutter die Neuvermählten mit den Worten: „Gott segne euren Ein- und Ausgang!“ In Ermangelung der Schwiegermutter besorgt den feierlichen Empfang der Pfarrer oder der Gutsherr. Beim Hochzeitsmahle muß der junge Gatte in Kamisol, Zipfelmütze und Schürze die Gäste bedienen, während seine Angetraute wie eine Prinzessin thront. Nach dem Hochzeitsschmause beginnen auf der Tenne die landesüblichen Tänze, begleitet von einer höchst primitiven Musik. Das aus zwei Geigen und einer invaliden Baßgeige bestehende Orchester wird in der Regel noch durch ein paar Naturinstrumente, wie Topfdeckel, Futterschwinge, Kammharmonika ergänzt. Spirituosen werden wenig getrunken, aber desto mehr Kaffee, der in wahren Strömen aus vielen blanken Zinnkesseln eingegossen wird. Während des Tanzens wechselt die Braut, so oft sie kann, die Toilette bis zu ihrem gewöhnlichen Sonntagsanzuge. Das dauert so bis Mitternacht. Da entsteht ein Geflüster, das junge Volk drängt sich um die Braut und die Frauen suchen sich in den immer enger werdenden Kreis hineinzudrängen, um die junge Frau zu rauben. Nach langem Kampfe gelingt dies gewöhnlich einer bewährten Veteranin. Dann wird die neue Hausfrau zum letztenmale umgekleidet und mit der symbolischen Stirnbinde geschmückt. Sie ergreift nun ihres Mannes Hut und setzt ihn auf. Ihrem Beispiel folgen auch die andern anwesenden Frauen. Hierauf beschließt ein stattliches Frauenmenuett die Feier. Aber noch erübrigt den Gästen eine besondere und recht seltsame Aufgabe. Der Bräutigam ist nämlich plötzlich verschwunden; er hat sich offenbar aus Furcht vor seiner behuteten Frau versteckt. Man sucht ihn in allen Schlupfwinkeln, bis man ihn endlich an seiner herausstehenden Zipfelmütze hinter altem Gerümpel entdeckt. Er läßt sich mit weniger Sträuben in die Brautkammer führen, wie seine verschämte Gattin.

Übrigens unterscheiden sich Sitten und Gebräuche je nach dem Typus der westfälischen Bezirke. So kennzeichnet den Sauerländer, dessen Äußeres ihn schon über die andern westfälischen Typen erhebt, ein gewisses spekulatives Wesen, angeborne Schlauheit und Verstandesschärfe. Dies beweist vor allem die hohe

Blüte seiner Industrie. Äußerlich mehr südlich ist der Paderborner, auch in seinem Charakter leichtfertiger und leidenschaftlicher. In seinem Haushalte herrscht oft Liederlichkeit, ja mitunter krasses Elend. Er weiß nicht zu sparen, sondern er verjubelt, so rasch er verdient. Sein Wesen neigt zu Trotz und Empörung. Davon geben Zeugnis die Wilddiebereien und die Schmuggelei. Dabei scheut er selbst vor blutigen Mordthaten nicht zurück. Auch gegen seine Frau ist er oft rauh und roh, und nicht selten läßt er sie den „braunen Heinrich“ (d. h. den Stock) fühlen. Demgemäß charakterisiert unsre Gewährsmännin Annette v. Droste-Hülshoff die Freierei dieser drei westfälischen Typen folgendermaßen: Der Sauerländer freit wie ein Kaufmann, auf Geld und Erwerb spekulierend; der Münsterländer wie ein Herrnhuter, aus kindlichem Gehorsam und mit Gottergebenheit; der Paderborner dagegen wie ein derbes Naturkind, ja, sein Wesen hat etwas Wildes, fast Zigeunerhaftes. Daher haben alle Festlichkeiten der Paderborner in der Regel einen tollen und wilden Verlauf. Dies gilt namentlich von ihrer Fastnachtsfeier und von ihren Schützenfesten. Den letzteren folgt ein sogenanntes „Frauenschießen“, bei dem die Eheweiber, angeführt von der Frau des Schützenkönigs, in feierlichem Aufzuge zum Schießplatze ziehen, wie die Soldaten exerzieren und ihre Gewehre losfeuern, wie die Männer. Natürlich gibt es auch eine Schützenkönigin, und bei diesem Weiberregiment müssen sich die Männer alles gefallen lassen. Einen seltsamen Kontrast zu diesen geräuschvollen Volksfesten bildet die Begehung des Erntefestes auf Paderbornischen Edel- oder Pachthöfen. Hinter der Musik folgt der Erntewagen mit dem letzten Fuder, auf dessen Garben die Großmagd sitzt, über sich die Stange mit dem funkelnden Erntekranze. Dann folgen die Dienstleute mit gefalteten Händen, die Männer barhäuptig; sie singen nach der alten Melodie des katholischen Ritus ein feierliches Tedeum — ohne musikalische Begleitung. Nur jedesmal bei dem dritten Verse löst die Musik ab, was einen überaus erhebenden Eindruck macht. Am Edelhofe angelangt, überreicht die Großmagd den Erntekranz mit einem artigen Spruch jedem Angehörigen des Hauses und hängt ihn an Stelle des alten über das Scheuerthor auf. Sodann beginnt die Lustbarkeit. Bei dieser Schilderung altwestfälischer Sitten darf nicht vergessen werden, daß die Neuzeit vieles davon verwischt hat.

Anderseits will es uns fast bedünken, als ob unsre Gewährsmännin die Paderborner etwas zu scharf kritisiert hat. Soviel leuchtet durch, daß sie ihre eignen Landsleute, die Münsteraner, mit besonderer Vorliebe dargestellt hat. Während sie schon äußerlich die Gesichter der Paderborner als zigeunerhaft malt, vergleicht sie die blondhaarigen und blauäugigen Münsteraner mit dem bekannten feinen Typus der Engländer; unter 20 Münsterländerinnen findet sie wenigstens 15 hübsche Engelsköpfchen. Ebenso findet sie mehr Gefälligkeit, Uneigennützigkeit und Moral im Münsterland als im Paderbornischen. Mit poetischer Begeisterung spricht sie von den Münsterschen Volksballaden und versenkt sich mit Schwärmerei in das patriarchalische Stillleben ihrer Heimat. Soviel erscheint gewiß, daß die Abgeschiedenheit der einzeln liegenden Meierhöfe mehr dazu angethan ist, Sitteneinfalt und Unverdorbenheit zu bewahren als große Städte. Dies hat aber auch den Nachteil, daß die Münsterländer in Fortschritt und Kultur hinter den andern Westfalen zurückgeblieben erscheinen.

Volksaberglauben. Wie überall, besonders auf dem Lande, so haben sich auch in Westfalen viele abergläubische Gebräuche erhalten, so daß noch 1669, also acht Jahrhunderte nach Einführung des Christentums, der Große Kurfürst eine Verordnung zur Abstellung derselben erlassen mußte. So wird in einem interessanten Aktenstücke dagegen geeifert, „daß auf Matthiä=Abend Blätter ins Wasser gelegt; auf Petritag der Söllvogel ausgetrieben; gewisse Leute durch Anblasen von Erbschmieden gebeutet; Schweinshaare ins Feuer gelegt, am Neujahrstage die Bäume gebunden; Johanniskraut oder Donnerlauch auf Johannistag in die Wände gesteckt, Geister verwiesen, Osterfeuer angezündet und dabei allerlei Gesänge mit Mißbrauch des Namens Gottes gesungen, auch viel Mutwille getrieben; bei Einlegung des Flachses ins Wasser zugleich Brot, Butter und Schmalz u. dergl. eingebunden und mit eingelegt; Johanniskränze oder Kronen angehängt; Opfer gebeten; die Vehseichen gebüget; Erbbrunnen gegen gewisse Krankheiten gebrauchet; auf Maitag das Vieh gequicket und die Quickrute an die Thüren und Hecken des Hofes ausgestecket; auf drei Feiertage gesegnet; das Haar gegen gewisse Krankheiten abgeschnitten und mit Feuer verbrennt; item bei Leichen das Reefstroh verbrannt und das Totengebot zuletzt an einen hohlen Baum gebracht werde; wie auch auf gewisse Tage das Vogelschießen gehalten worden" u. s. w. Im Paderbornischen ist außer der Gespensterfurcht und dem Hexenglauben besonders die Anwendung sympathetischer Mittel und das Besprechen im Schwange. So umwandelt der Besprecher mit seinem weißen Stäbchen ein Feld, auf das er die Scholle eines verpfändeten Ackers geworfen hat, und schützt es vor Sperling, Würmern und Meltau. Ferner heilt er ein krankes Pferd vermittelst eines mit dessen Blute besprengten Tuches. Annette v. Droste=Hülshoff erzählt eine sehr charakteristische Geschichte derart. Als einst einige spottsüchtige Dachdecker einen Besprecher verhöhnten, welcher im Garten die Raupen mit seinem Zauberstäbchen von den Kohlköpfen bannte, drohte dieser, ihnen die Raupen aufs Dach zu schicken. Ein schallendes Hohngelächter war die Antwort. Da stellte unser Hexenmeister Stäbchen an die Wand ihres Gebäudes und alsbald zogen die Raupen kolonnenweise zum Dache hinan, so daß sich die Arbeiter ganz erschrocken flüchteten. Ob wohl die Zauberstäbchen mit stark riechenden Essenzen getränkt waren?

Die meisten dieser abergläubischen Gebräuche wurzeln in dem früher heidnischen Götzendienst, an dem die alten Sachsen ja so zäh hingen; mitunter aber sind sie auch ein seltsames Gemisch mit wirklicher Frömmigkeit. So wird der Tod eines Hausvaters im Münsterlande seinen Bienen angesagt mit den Worten: „Einen Gruß von der Frau, der Herr ist tot." Dies geschieht, damit die Bienen nicht wegziehen. Der Tote wird feierlich angezogen, erhält einen flimmernden Kranz und Strauß von künstlichen Blumen, damit er am jüngsten Tage in diesem Aufzuge möglichst feierlich vor Gott erscheine. Die Geister und Gespenster im Münsterlande sind in der Regel sehr harmlos und lassen sich durch Rosenkränze bannen, wie die „Sonntagsspinnerin", der „diebische Torfgräber" und der „kopflose Geiger". Ebenso unschädlich sind die „Timphüte", kleine Männlein mit eisgrauem Bart und dreieckigem Hute, sowie die „Langhüte", übernatürlich große, hagere Gestalten mit langen Schlapphüten. Bei Feuersbrünsten entweicht oft der Hausgeist, und dann gerät die abgebrannte Familie selbst bei Unterstützungen, wenn der „spiritus familiaris" nicht wiederkehrt, in große Not.

Eine ganz eigentümliche Erscheinung ist das sogenannte „Vorgesicht", vergleichbar mit dem „second sight" der Hochschotten; es ist ein bis zum Schauen oder Hören gesteigertes Ahnungsvermögen, das manchen Personen als besondere Gabe innewohnt. Man kennt dieselben gewöhnlich äußerlich an ihrem Flachshaar, ihrem geisterhaften Blick und ihrem durchsichtigen Teint. Ihre Gabe äußert sich besonders in Mondnächten; dann sieht der „Vorschauer" Leichenzüge, kämpfende Heere, hört Worte selbst in fremder Sprache, die dann später wirklich an derselben Stelle gesprochen werden. Man erzählt sich hierüber höchst merkwürdige Geschichten, z. B. aus Napoleons Jugendzeit, während er noch auf der Kriegsschule zu Brienne war. Die Gabe des Vorschauens soll sich auch auf einen andern übertragen, wenn einer dem Vorschauer über die linke Schulter sieht. Im Festhalten dieser abergläubischen Gebräuche hat sich der Münsterländer am konservativsten gezeigt, wie auch sein Dialekt der ausgeprägteste ist. Besonders charakteristisch bei ihm ist die Aussprache der Zisch- und Kehllaute; selbst das „g" lautet wie ein „ch". Auffallend für uns ist namentlich die Wiedergabe des Lautes „sch", so daß beispielsweise das Wort „Schinken" ähnlich klingt wie unser „Skinken", oder besser getrennt gesprochen „S—chinken", wie mit griechischen Buchstaben „σχίνκεν". Selbst nach vieljährigem Aufenthalte in der Fremde verliert der Westfale und besonders der Münsterländer das Eigentümliche seines Dialektes nicht. Weil nun gerade der Münsterländer sich am hartnäckigsten gegen jede Neuerung verschließt, erscheint er wohl dem Fortgeschrittenern als geistig beschränkter. Und wie es fast überall in deutschen Ländern einen Strich oder Flecken gibt, von dem man sich lächerliche oder dumme Streiche erzählt, so hat auch das Münsterland sein Abdera oder sein „Schilda".

Beckum, das westfälische Schilda. Es ist das Städtchen Beckum bei Hamm an der Lippe. Man erzählt sich von ihm fast dieselben „Schwabenstreiche" wie von den Schildbürgern. So bauen sie ein Rathaus, vergessen aber die Fenster, alsdann wollen sie das Sonnenlicht in einem Sacke auffangen und hineintragen. Ferner säen sie Salz, wollen einen Krebs als Schneider mit seiner Schere zum Tuchschneiden gebrauchen u. s. w. Dann lassen sie sich Pferdeäpfel für sogenannte Pferdeeier aufschwatzen, ziehen einen Ochsen auf das Kirchturmdach hinauf, um dort das Gras abzuweiden, aber das Tier kommt dabei um, u. dergl. mehr. Einmal ward die Bürgerschaft durch großen Feuerlärm beunruhigt. Als sie aber mit Spritzen zu der vermeintlichen Brandstätte eilten, erkannten sie den Vollmond, welcher leuchtend hinter einem Berge hervortrat. Mit einer Nachbargemeinde machten sie aus, daß sie gemeinsam einen Verbindungsweg zwischen ihren Dörfern herstellen wollten und zwar auf der rechten Seite. Jede Gemeinde begann nun den Weg von ihrem Dorfe aus rechts, als sie aber in der Mitte zusammentreffen sollten, befanden sie sich auf entgegengesetzten Seiten, deshalb mußten sie die Verbindung durch einen besondern Querweg herstellen. Sehr komisch berührt auch den Fremden ein Wegweiser mitten in der Stadt aus alter Zeit, worauf geschrieben steht: „nach Beckum". Nachdem der hochwohlweise Rat von Beckum nach langem Hin- und Herreden sich endlich für den Bau einer Eisenbahn entschlossen hatte, legte man dieselbe ungefähr eine halbe Stunde vor der Stadt an, vermutlich, um sich nicht von dem Reisefieber anstecken zu lassen, oder um sich durch möglichste Abgeschiedenheit vor Ansteckung

fremder Sittenverderbnis zu wahren. Noch aus neuester Zeit wird uns von einem glaubhaften Zeugen berichtet, daß man bei einem Leichenfund zur Feststellung der Identität als besonderes Kennzeichen in das Protokoll aufnahm: „Spricht durch die Nase!“ Der bekannteste von den „Beckumer Anschlägen“ ist die auch poetisch verherrlichte versuchte Reinigung des Brunnens, in dem Volksliede: „De Biäkkemske Pütt“. Dem Bürgermeister in seiner Verlegenheit schlägt ein Bürger vor, eine lange Kette von Männern, die sich gegenseitig an den Händen festhalten, in den Brunnen hinunterzulassen. Aber dem obersten war das Halten zu schwer und plötzlich rief er aus:

„He halt ju Jungens fest, ik mot Es in de Hände spiegen. He deiht und ähr he'n Boum wir pok, Dao lagden se all int deipe Lok.“	„He, halt' euch Jungen fest, ich muß Erst in die Hände spucken. Er thut's und ehe er den Baum wieder packte, Da lagen sie alle in dem tiefen Loch.“

Westfalens Industrie. Den Gegensatz zu dieser, wie es scheint, langsamen geistigen Auffassung der Münsteraner bildet die Schlagfertigkeit der Sauerländer, von deren Witz und Handelsgeist wir schon im vorigen Bande S. 344 ff. gesprochen haben. Vor allem beweist ihre reiche Eisenindustrie, daß man das Land Westfalen mit Unrecht „das deutsche Böotien“ oder die „Vendée“ des Deutschen Reiches genannt hat. Von den hierdurch ausgezeichneten Gegenden und Städten, wie Iserlohn, Altena, Dortmund, Hagen, Siegen, Hamm (Eisendraht) und besonders Essen u. a., haben wir gleichfalls im vorigen Bande ausführlich gehandelt. Vergegenwärtigen wir uns noch einmal kurz nach H. A. Daniel ein solches Eisenwerk. Gleich beim Eintreten betäubt uns das Rasseln und Donnern der von Dampfmaschinen in Bewegung gesetzten Räder und Hämmer. Verlegen wissen wir kaum wo ein noch aus. Kaum sind wir der gewaltigen Eisenstange eines Puddlers ausgewichen, so rasselt uns ein Rollwagen mit einem glühenden, weithin leuchtenden Eisenklumpen entgegen. Plötzlich zischelt eine feuerrote, rasch zunehmende Schlange vor unsern Füßen. Wir wollen uns flüchten, bleiben aber rasch vor einem sich rasend umdrehenden Rade stehen, das uns zu fassen droht. Endlich gelingt es uns, uns in Sicherheit zu bringen. Anfangs schwirrt es uns vor den Augen, aber zuletzt fixieren wir unsre Aufmerksamkeit, etwas von der Arbeit zu verfolgen. Wir schauen in einem Ofen eine glühende Masse geschmolzenen Roheisens, in welcher ein Arbeiter mit einer schweren Eisenstange herumrührt. Um diese setzt sich ein rundlicher Ballen an, welcher mit einer kolossalen Stange herangezogen, auf einen eisernen Wagen geworfen und dann rasch unter den Hammer gebracht wird. So wird aus dem funkensprühenden Klumpen ein längliches Viereck, welches ein Wagen sofort unter die Luppenwalze führt. Hier formt sich das Eisen sprühend und knallend zu einer 3 cm dicken, 4 m langen Luppe. Sodann werden die Luppen mit einer Schere in Stücke geschnitten und in Paketen von 500 Pfund in den Schweißofen geworfen, um von da wiederum glühend auf eisernen Karren zur Schienenwalze geführt und vermittelst Zangen unter dieselben geschoben zu werden. Unter lautem Geprassel fährt der stark glühende Block jetzt mehrmals hin und her, bis er endlich seine richtige Form und Länge bekommt. Nun wird das noch immer glühende Eisen auf dem aus Eisenplatten bestehenden Boden gerade gehämmert, dann von zwei aus dem Boden stehenden Kreissägen in rascher

Umdrehung an beiden Enden beschnitten. Jetzt ist die Eisenbahnschiene fertig und das alles hat nur einige Minuten gedauert. In ähnlicher Weise werden unter andern Walzen, große Platten zur Zusammensetzung von Dampfkesseln, ferner Eisenbahnräder u. dergl. geformt.

Nicht minder bedeutend als die Eisenindustrie Westfalens sind die Leinwebereien im Ravensberger Land, besonders in Bielefeld und Herford (vergl. S. 78 ff.). Ungefähr dreißig Handlungsfirmen liegen in Bielefeld fast nur der Fabrikation von Leinen- und Damastwaren ob. Neuerdings sind großartige Flachsspinnereien und mechanische Webereien (darunter die Ravensberger Spinnerei mit 24056 Spindeln und die Spinnerei „Vorwärts" mit 8808 Spindeln, welche jährlich für $6^3/_4$ Millionen Mark Leinengarn produzieren) angelegt worden. Ferner in Bielefeld eine mechanische Weberei, die auf 540 Webstühlen jährlich 80000 Stück Leinen und Drell liefert. Um die Stadt Bielefeld und in den umliegenden Dörfern Heepen, Schildesche, Jöllenbeck, Isselhorst u. a. breiten sich Arbeiterwohnungen und großartige Bleichanlagen aus. Letztere haben z. B. 1873 ungefähr 140000 Stück Leinen und Damast und beiläufig 50000 Zentner Garn zu Kreasleinen gebleicht.

Man kann sich kaum einen Begriff machen von dem rastlosen Geschnurre der Spinnräder und Geklapper der Webstühle, bei denen man Männer, Weiber und Kinder unausgesetzt den ganzen Tag über beschäftigt sieht. Das liebliche Thal des Flüßchens Lutter (von „lauter", d. i. rein), an welchem Bielefeld liegt, ist im Sommer mit unzähligen Stücken Leinwand bedeckt, die hier ihre schneeweiße Farbe erhalten.

Als der Kronprinz Friedrich Wilhelm mit seiner jungen Gemahlin Viktoria 1858 diese Gegend besuchte, verehrten die Einwohner Mindens und Ravensbergs dem erlauchten Fürstenpaare außer einem Pumpernickel und einem weißen Roß (dem Symbol des westfälischen Wappens) ein Stück der feinsten Leinwand, worüber die englische Prinzessin staunend bemerkte, daß sie nie eine schönere Ware gesehen hätte.

In den letzten Jahren hat besonders die Fabrikation leinener Wäsche zugenommen, womit sich 76 Firmen beschäftigen. Dort arbeiten über 3000 Personen und 2400 teilweise durch Dampf getriebene Nähmaschinen und erzielen einen jährlichen Umsatz von ungefähr $7^1/_2$ Millionen Mark. Aber auch die Seiden- und Plüschfabriken Bielefelds sind recht bedeutend; außerdem besitzt es eine Tafelglashütte, mehrere Nähmaschinenfabriken, drei Zementmühlen, einige Maschinenfabriken, Eisengießereien, Feilenhauereien, große Tabak-, Zigarren- und Likörfabriken.

Auch Herford ist durch seine Leinenproduktion, durch seinen „Verein für Linnen aus reinem Handgespinst", welcher der Maschinenarbeit gegenüber die alte, wie es schien, solidere Arbeit aufrecht erhielt, rühmlichst bekannt. Die Herforder Leinenprodukte erhielten auf der Pariser Weltausstellung 1867 die erste Preismedaille und wurden in Paris gänzlich ausverkauft, darunter ein graues Stück zu 700 und ein andres zu 600 Frank. — Außerdem ist Herford weit bekannt durch seine Fabrikation von Baumwollwaren, fertiger Wäsche, Nähmaschinen, Möbel, Zigarren, Teppichen, Leder- und Zuckerwaren.

Über die historische Bedeutung und Merkwürdigkeiten der altehrwürdigen Abtei Herford können wir uns hier nicht ausführlich verbreiten. Das alte

Abteigebäude wird jetzt zu Fabrikanlagen benutzt; daneben liegt die große, mit einem merkwürdigen Taufsteine versehene Münsterkirche, welche wie die Kirche St. Johann noch allerlei Erinnerungen an Wittekind bewahrt. Die Abtei soll 832 von Waltgerus gegründet und 839 von König Ludwig dem Frommen bestätigt worden sein. König Heinrichs I. Gemahlin Mathildis war die Enkelin der Äbtissin Mathildis zu Herford, und diese Fürstin, die Mutter Ottos des Großen, hielt sich auch selbst lange in dem Stifte auf.

Auf einer Anhöhe außerhalb der Stadt erhebt sich die Stiftskirche zu St. Marien, eins der schönsten gotischen Bauwerke Westfalens, mit zierlichstem Laubwerke der Säulenkapitäle und trefflichen Glasmalereien. Herford erhielt durch Kaiser Friedrich I. Reichsfreiheit und trat dem mächtigen Hansabunde bei.

Doch kehren wir zu der Industrie Westfalens zurück. Durch seine Fabrikation von Seidenzeugen, seine mechanische Baumwollweberei, seinen Handel mit Schinken und Wurst und seine Backöfen, worin vorzugsweise der echte westfälische Pumpernickel gebacken wird, ist besonders Gütersloh im Regierungsbezirke Minden weithin bekannt und berühmt. Auch in der Lederwarenfabrikation sowie in Papier und Glas liefert dieses Land ganz Bedeutendes. In manchen Gegenden wird viel Branntwein produziert, wie in Gütersloh, Lippstadt, Recklinghausen und Sendenhorst. Männiglich bekannt ist ja der „alte Münsterländer Kornbranntwein". Vergessen dürfen wir auch nicht die in neuester Zeit lebhaft in Aufschwung kommenden Bierbrauereien, namentlich in Paderborn, Werl, Gütersloh und Dortmund. In letzterer Stadt zählt man deren allein vierzig, von denen zwölf das nordwestliche Deutschland und zwei die überseeischen Länder versorgen.

Auch in der Entwickelungsgeschichte germanischer Kunst nimmt Westfalen einen hohen Rang ein, wovon die Sammlungen des westfälischen Kunstvereins im Stadtkeller zu Münster glänzendes Zeugnis ablegen. In der ältesten Zeit stand auch in Westfalen Malerei und Skulptur stets im Dienste der Baukunst. Charakteristisch für das zähe Festhalten am Alten ist in Westfalen die Erscheinung, daß der gotische Baustil (Spätgotik) sich selbst bis ins 18. Jahrhundert erhielt, als er anderwärts längst der Renaissance und dem Barockstile gewichen war. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts tritt besonders die Malerei mehr in den Vordergrund. Der größte westfälische Meister in dieser Kunst ist der sogenannte Liesborner Meister, wahrscheinlich ein Mönch der alten Abtei Liesborn. Derselbe lieferte 1465 hervorragende Gemälde für die fünf Altäre der Liesborner Klosterkirche. Man rühmt an ihm besonders seine korrekte Zeichnung, sein weiches Kolorit, seine idealistische Auffassung, seinen Reichtum in Gold und Farbenpracht. Von den wenigen Überresten dieses Meisters besitzt die Nationalgalerie in London einiges. Den Liesborner Meister überstrahlt noch an Ruhm Israel von Meckenem, dessen Hauptwerk, die sogenannte Lyversbergische Passion, eine aus acht Tafeln bestehende Darstellung ist. Hierauf macht sich der realistische Einfluß der niederländischen Kunst geltend. So sind die prachtvollen Glasmalereien der Stadtkirche zu Unna 1461 in Brügge gefertigt worden. Auch im Dome zu Münster befanden sich einige in Zütphen ausgeführte Bilder, welche die Wiedertäufer zerstörten. Ein Förderer der westfälischen Kunst war besonders der Abt Renold vom Kloster Marienfeld (1443—1477). Dieser zahlte für eine Orgel und ein Altarbild 1000 Gulden. Vermutlich wurden manche Kunstwerke von seinen Klosterbrüdern bestellt und in Osnabrück gefertigt.

In Münster bestand schon in alten Zeiten eine Steinmetzschule, welche am Dome, der Nikolaikirche, der Johanniterkapelle, dem Rathause, der Überwasserkirche, der Lambertikirche und der Minoritenkirche arbeitete. Unter diesen Steinmetzen des 14. und 15. Jahrhunderts waren übrigens auch schon bedeutende Bildhauer. So werden in einer Steininschrift der Lambertikirche von 1394 zwei Bildhauer (Hilghensnider) Johannes genannt, und um 1405 baute ein Meister Kurt aus Münster mit seinen Gesellen am Bremer Rathause. Ferner ward von der Stadt Kalkar der Meister Evert von Münster zur Anfertigung von Tafelbildern dorthin berufen. Vielleicht hat er das schönste Altarbild dort gefertigt.



Herford.

Einen zweiten ehrenvollen Auftrag gab dieselbe kunstliebende Stadt dem Meister Johann von Halderen. In Münster hatten sich auch holländische „Fraterherren“ auf dem Bispinghof ein Kloster erbaut und sich besonders in der Büchermalerei ausgezeichnet. In ihren Bildern mischt sich altdeutscher und niederländischer Stil, wie z. B. in einem Passionsgemälde.

In der Zeit der Renaissance zeichneten sich die beiden Ludger und Hermann tom Ring in Münster aus; ihnen ebenbürtig war Heinrich Aldegrever in Soest, die Brüder Viktor und Heinrich Dünwegge in Dortmund (um 1520). Im 18. Jahrhundert entstanden besonders die stattlichen Patrizierhäuser und auch hier und da Gemäldesammlungen, namentlich in Münster. Sowohl Maler als Bildhauer und Baumeister werden jetzt allerwärts in Westfalen genannt. Um jene Zeit wurden auch die meisten der bedeutenderen Adelshöfe gebaut,

der Romberger-, der Erbdrostehof und andre. Von niedriger Herkunft, arbeitete sich ein hohes plastisches Talent in unserm Jahrhundert hervor. Wir meinen den Bildhauer W. Achtermann, von dem die berühmte Gruppe der Kreuzabnahme im Dome herrührt.

Der westfälische Kunstverein machte es sich besonders zur Aufgabe, historische Gemälde zu fördern, wie er unter andern den Maler C. Görke veranlaßte, mit seiner Szene aus den Wiedertäufern einen derartigen Cyklus zu eröffnen.

Westfälische Dichter. Mit einer flüchtigen Skizze über die bedeutendsten westfälischen Dichter wollen wir unsre Schilderung des Landes Westfalen beschließen. Voll Verehrung nennen wir zuerst einen der größten Lyriker, Ferdinand Freiligrath (geboren zu Detmold 1810), dessen Namen kein Deutscher aussprechen wird, ohne daß es ihm dabei warm ums Herz wird. Unwillkürlich citieren wir die gefühlsinnigen Verse eines seiner schönsten Lieder:

„O lieb' so lang du lieben kannst,
O lieb' so lang du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst."

Wunderbar rührende Verse, die der Dichter als neunzehnjähriger Jüngling beim Tode seines Vaters in Soest dichtete.

Wir sind gewohnt, uns in Freiligrath vorzugsweise den Besinger exotischer Stoffe zu denken, den poetischen Weltumsegler, welcher mit brennenden Farben die Erhabenheit des Ozeans, die Vulkane Islands, die Sandwüste der Sahara, die Savannen Amerikas und den mit Tigern und Schlangen bevölkerten Urwald schildert. Wir nennen besonders seinen „Löwenritt" und seinen „Mohrenfürst". Diese Phantasien schöpfte der Dichter als junger Kaufmann zu Amsterdam beim Anblicke der Schiffe, welche Produkte aus fernen Zonen brachten. Daß es ihn aber trotzdem mit unwiderstehlicher Gewalt zu der lieben Heimat zog, klingt durch viele seiner seelenvollen Lieder. So in dem schönen Gedichte „Die Auswanderer" in folgenden Versen:

„Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimatberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln zieh'n!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend weh'n:
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele steh'n!"

Und dieses Gefühl empfand er selbst, als er wegen seiner Teilnahme an den Ereignissen der Revolutionsjahre die Heimat verlassen und ein sorgenvolles Leben in der Fremde führen mußte.

Und was man auch sagen mag über seine politischen Anschauungen, seine Lieder waren durchweht von echter Vaterlandsliebe, waren geschrieben mit dem Herzblute eines Mannes, der an den Sieg der Volkssache glaubt. Ihn rührt besonders das Los der Armen und Unterdrückten im Vaterlande, die ihr Brot im fernen Weltteil suchen müssen. Zu welch begeisterter Lohe seine Vaterlandsliebe emporloderte, bewiesen seine patriotischen Lieder aus den glorreichen Jahren 1870 und 1871. Wer kennt nicht das Prachtgedicht: „Hurra Germania!":

„Mag kommen nun, was kommen mag:
Fest steht Germania,
Dies ist Alldeutschlands Ehrentag:
Nun weh' dir, Gallia!

Ein Geist, Ein Arm, Ein einz'ger Leib,
Ein Wille sind wir heut,
Hurra, Germania, stolzes Weib,
Hurra, du große Zeit!"

Ferner das kernige Gedicht „So wird es geschehen“ (Ça ira):

„Und ihn, der sich wähnte den Herrscher der Welt,
Hat das Feuer im Bund mit der Kälte gefällt!
Nur Geduld! Noch ein Tag — und ein rächender Blitz
Flammt den Frevler, den Zuaven im Purpur, vom Sitz.“

Dann sein ergreifendes Lied: „Der Trompeter von Gravelotte“. Ebenso warm und innig fühlte Freiligrath für die Geliebte, für Weib und Kind. Eins der schönsten Liebeslieder ist sein „Ruhe in der Geliebten“:

„So laß mich sitzen ohne Ende,
So laß mich sitzen für und für u. s. w.“

Auch als Übersetzer fremdländischer Gedichte ist Freiligrath unübertrefflich. Ja, manche seiner Übersetzungen, wie das bekannte Lied des Schotten Burns: „Mein Herz ist im Hochland“ galten für Originale und sind zurückübersetzt worden. Seine Liebe zur Heimat bekundet sein prächtiges, von uns im vorigen Bande mehrfach citiertes Einleitungsgedicht zu seinem mit Levin Schücking gemeinsam verfaßten Werke: „Das malerische und romantische Westfalen“. Es führt den Titel: „Der Freistuhl zu Dortmund“ und enthält die Freisprechung seiner Heimat von all den ungerechten Anklagen, die man darauf gehäuft. Gewissermaßen als Freigraf sitzt der Dichter hier zu Gericht und schließt mit den Worten:

„Und so denn freudig hegt er sein Gericht,
Den Boden wechselnd, die Gesinnung nicht,
Wählt er die rote Erde für die gelbe.
Die Palme dort, der Wüstenstaub verweht,
Ans Herz der Heimat wirft sich der Poet,
Ein anderer und doch derselbe.“

So bekundet sich in unsres Dichters Herzen trotz seiner Vorliebe für die tropische Farbenpracht doch ein echt germanisches und spezifisch westfälisches Wesen. Wir finden in ihm den grübelnden Verstand, die leidenschaftliche Seele, die knorrige Charakterfestigkeit und die gigantische Kraft seines Volksstammes.

Seine letzten Lebensjahre verbrachte der Dichter zu Kannstatt, wo ihn der Tod plötzlich inmitten seines dichterischen Wirkens abrief (1876). Dem Dichter, welcher durch die Eigenartigkeit seiner Werke eine neue Epoche in unsrer deutschen Lyrik anbahnte, widmete sein Freund Emil Rittershaus einen ehrenvollen Nachruf, worin es heißt:

„Wohl ward dem Dichter reichen Ruhmes Zier,
Doch laß mich das zu höchstem Lobe sagen:
Noch zehnmal höher stand der Mensch in dir;
Und selten hat ein solches Herz geschlagen,
So frei von Selbstsucht, ehrlich, g'rad und schlicht; —
Was Weib und Kind und Freunden du gewesen,
Was wir verlieren: — o das sagt sich nicht,
Das kann nur Gott in unsrer Seele lesen.“ —

Nächst Freiligrath verdient Levin Schücking (geb. 1814 in Clemenswerth im Münsterland) hervorgehoben zu werden. Seine Gedichte zeugen von sittlichem Ernst, von einer idealen Auffassung des Lebens und wahrer Empfindung; hier und da herrscht die romantische Darstellungsweise („Waldsprache“) vor. Doch das Größte leistete er in seinen vielgelesenen und allseitig als vorzüglich gerühmten Novellen und Romanen. Mit Vorliebe entnimmt er seine Schilderungen und Helden

aus seiner Heimat, „der roten Erde“, meist aus den höheren Ständen, doch auch das Landvolk kennt er sehr genau. Von großem Einfluß auf ihn war außer Freiligrath besonders die treffliche Dichterin Annette v. Droste-Hülshoff. Eine Zeitlang arbeitete er an der Redaktion der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ und am Feuilleton der „Kölnischen Zeitung“ mit, bereiste England und Italien und ließ sich dann in Münster nieder. Er predigte in seinen Schriften besonders die wahre, nicht nur äußerliche Emanzipation des Mannes wie der Frau von allen drückenden Fesseln sozialer Verhältnisse.

Diese Tendenz weiß er auf das anschaulichste durchzuführen und zu variieren, und obwohl fast alle seine Romane in Westfalen spielen, leiden sie darum doch keineswegs an Einförmigkeit. Er führt uns in alle Kreise und Lebensverhältnisse seines Volkes in alter und neuer Zeit und schildert alle Zustände treffend und interessant. Adel, Bürgerstand und Landvolk treten lebensvoll und packend vor unsre Augen; sein Stil fließt klar und kräftig, besonders meisterhaft im Humor. Zu seinen zahlreichen Romanen gehören: „Die Ritterbürtigen“, „Eine dunkle That“, „Ein Sohn des Volkes“, „Ein Bauernfürst“, „Der Sohn eines berühmten Mannes“, „Paul Bronkhorst“, „Die Rheider Burg“, „Frauen und Rätsel“, „Verschlungene Wege“, „Schloß Dornegge“ u. v. a.; allein wir können hier nicht alle nennen. Auch schafft der äußerst fruchtbare Autor stets noch neue Werke, von denen manche vielleicht unsern Lesern bekannt sein dürften. Seine Gattin, eine geborne Luise v. Gall, ist ebenfalls als Schriftstellerin bekannt.

Annette Freiin von Droste-Hülshoff, die „Philomele Westfalens“, stammt aus einer Familie von Ministerialen des Hochstifts, später ritterbürtigen Patriziern der Stadt Münster, die sich ursprünglich von Deckenbrock nannten. Der Name „Droste“, soviel wie Truchseß, rührt von dem Ehrenamte eines ihrer Ahnen her; der andre Name „Hülshoff“ von ihrem spätern Besitztume, einer südwestlich von Münster gelegenen, ehedem festen Wasserburg. Unsre Dichterin ward 1797 auf dem väterlichen Erbgute geboren. Sie war ein zartes, schwächliches Kind, zeigte aber schon frühe hervorragende Eigenschaften des Geistes und Gemütes. Sie erwarb sich viele, für eine Dame seltene Kenntnisse, z. B. im Latein und in der Mathematik. Auch entwickelte sich in ihr sehr zeitig ein tiefer Sinn für alles Poetische; ja, sie dichtete schon im sechsten Lebensjahre. Nach mehrfach wechselndem Aufenthalte in Köln, Bonn und Koblenz und auf ihrem väterlichen Gute Rüschhaus bei Münster, dem Witwensitze ihrer Mutter, zwang sie ihre schwächliche Konstitution, ein milderes Klima aufzusuchen. Sie zog zu ihrem Schwager nach Meersburg am Bodensee, wo sie 1848 starb. Levin Schücking, welcher sie kennen und verehren gelernt hatte, nennt sie in seinem „Lebensbild“ „den reinsten, schönsten, rührendsten Typus echter Weiblichkeit.“ Und doch „streift sie durch die Tiefe ihrer Gedankenwelt, die Kraft und Kühnheit ihrer Sprache an das Männliche.“ Obwohl ihr aristokratisches Blut innewohnt, zeigt sie sich doch empfänglich für alle bürgerlichen und häuslichen Tugenden. Auffallend könnte es erscheinen, daß eine so feinfühlig angelegte Natur so wenig in der schwärmerischen Lyrik der Liebe gedichtet hat. Eine vorübergehende Neigung hat sie wohl (nach Levin Schücking) gehegt, doch blieben ihr die Gattenliebe und die Seligkeit der Mutterpflicht unbekannt. Nichtsdestoweniger konnte sie sich in diese Gefühle recht gut hinein versetzen. So ruft in ihrem lieblichen Gedichte „Junge Liebe“ ein Mädchen,

das zum erstenmal liebt und gefragt wird, was sie wohl thun würde, wenn sie ihre Mutter und ihren Geliebten zugleich in Feuersgefahr wüßte, die herrlichen Worte aus: „Retten, retten würde ich Mama und zum Karl in die Flammen springen.“ Die Liebe der Gattin schildert sie sehr rührend in dem Gedichte: „Die beschränkte Frau“, die eben in ihrer Gottergebenheit und Gattenliebe ihre einzige Beschränktheit zeigt. Ebenso beschreibt ihr Gedicht: „Die junge Mutter“ die Mutterliebe auf das ergreifendste. Ihr sittlicher Ernst wendet sich oft mit Betrübnis von den modernen Lebensverhältnissen ab und der bessern Vergangenheit zu („Vor 40 Jahren“, „Alte Kinderzucht“). Den sogenannten Blaustrümpfen ruft sie zu, „zur Natur und Wahrheit, zur Frömmigkeit und zum häuslichen Leben zurückzukehren“, sie predigt ihnen Bescheidenheit, warnt sie vor „falscher Sentimentalität“ und vor „frivolen Emanzipationsgelüsten“. Am bedeutendsten ist ihre Begabung in der zarten innigen Darstellung des Naturlebens; dabei kommt ihr eine wunderbare Phantasie zu Hilfe. So schildert sie in ihrem Gedichte: „Das Hospiz auf dem großen St. Bernhard“ die Schönheit und Erhabenheit der Alpenwelt, ohne sie je gesehen zu haben. Am berühmtesten sind wohl ihre „Heidebilder“, um so mehr, als jedem Uneingeweihten eine Heide wenig Poetisches erscheinen dürfte. Aber wie dringt ihr Dichterauge in das Leben und Weben der auf Grashalmen und in Sträuchern waltenden Natur! In der poetischen Detailmalerei übertrifft sie alles bisher Dagewesene. Wir verweisen nur auf das eine Gedicht „Die Lerche“. Auch den schaurigen Ton der Ballade traf sie sehr glücklich. Das von uns oft citierte Prachtwerk: „Das malerische und romantische Westfalen“ hat sie mit herrlichen Balladen bereichert. Wir erinnern nur an die von der Ermordung des Bischofs Engelbert: „Der Anger dampft, es kocht die Ruhr“. Ihre Kunst, alte Sagen poetisch zu gestalten, beweisen unter anderm die packende Gespenstergeschichte „Der spiritus familiaris des Roßtäuschers“ und „Der Knabe im Moor“.

Eine wahre, ungeheuchelte Frömmigkeit bekundete sie in ihrer Sammlung religiöser Gedichte, betitelt „Das geistliche Jahr“. Nach Levin Schücking „war sie ganz und völlig Weib, mit ihrem innersten Empfinden“, darum verweilt sie auch bei ihren historischen und politischen Gedichten nicht mit Wollust bei Blut und Wunden, sondern es bricht ihr tiefstes Mitleid mit allem fremden Elend auf das schönste und rührendste hervor. Trotzdem, daß ihre Phantasie gern, ähnlich wie die Freiligraths, in die Ferne schweift, ist sie doch durch und durch eine echt deutsche und speziell westfälische Natur. Davon legt z. B. ihre vortreffliche Novelle „Die Judenbuche“ glänzendes Zeugnis ab. Darum widmet ihr Emil Rittershaus in seinem Nachrufe folgende treffende Verse:

„Mitten im Eichkamp, wo die Drossel baut
Ihr Nest im Lenze unterm grünen Zelt,
Mitten im Eichkamp, wo im Heidekraut
Der Bienen Schar im Herbst die Ernte hält,
Dort dir ein Grab auf roter Erde Grund!
Du hast's erfleht, ersehnt in mancher Stund'!
Was du gehofft, nicht durftest du's gewinnen,
Du Königin der deutschen Dichterinnen!

Westfälisch Land — wer hat wie du gekannt
Das Volk mit blondem Haar und blauem Aug'!
Wer hat wie du in Wort und Reim gebannt
Des Sachsenstammes Denken, Thun und Brauch?

Der Heidespuk, wie ihn der Hirte schaut
Im Felde, wenn mit leisem Klagelaut
Die mitternächt'gen Winde sich erheben —
Du hast im Liede ihm Gestalt gegeben!" —

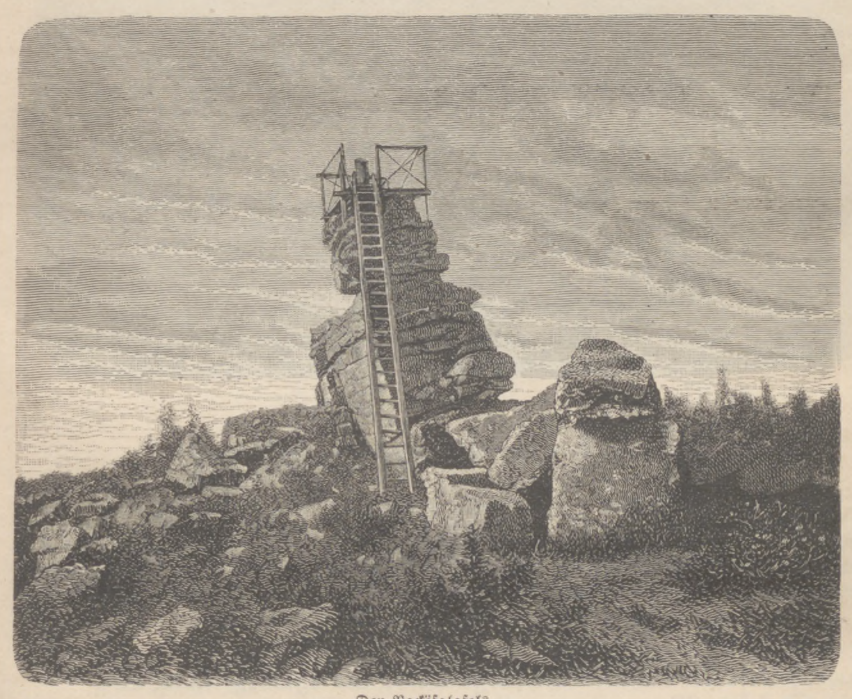
Hiermit hätten wir die bekanntesten und berühmtesten Namen westfälischer Dichter genannt. Andre, wie Viktor v. Strauß, Diepenbrock, Löher, näher zu besprechen, würde uns zu weit führen. Auch hat es Dichter und Dichterinnen gegeben, die sich zeitweilig in Westfalen aufgehalten und die „rote Erde" in ihren Werken verherrlicht haben. Dahin gehört der von uns bereits im vorigen Bande erwähnte Dichter aus dem Wupperthale Emil Rittershaus, ferner Karl Immermann mit seiner meisterhaften Schilderung des „Oberhofes", und Luise Hensel, deren rührend fromme Gedichte: „Beim Lesen der heiligen Schrift" und „Müde bin ich, geh' zur Ruh'!" wohl jedermann bekannt sein werden. Endlich dürfen wir nicht den Verfasser des komischen Heldengedichtes „Die Jobsiade", nämlich K. A. Kortüm aus Bochum, vergessen. Neuerdings hat Weber mit seinem Epos „Dreizehnlinden", welches die Umgegend von Corvey besingt, großes Aufsehen erregt. Auch das westfälische Platt hat, ähnlich wie das Mecklenburger, seine Dialektdichter gefunden. Wir erinnern z. B. an Franz Essink von Landois (pseudonym: „de Isel mott", d. h. „der Esel muß", franz. L'âne doit), ferner an Franz Gieses und Zumbrocks Schriften.

Wir konnten in Vorstehendem bei weitem nicht erschöpfen, was das Land Westfalen an landschaftlichen Schönheiten, an schätzenswerten Vorzügen seines Volkes in Charakter und Sitte, an hervorragenden Leistungen in Handel, Kunst und Industrie, an Männern der Wissenschaft (wie Clostermeier, Giefers u. a.) und Zierden der Litteratur darbietet; doch ist es uns vielleicht gelungen, die weitverbreiteten Vorurteile von dem sogenannten „Deutschen Böotien" zu widerlegen. Sonst müßten wir unsern Lesern empfehlen, noch einmal das herrliche Widmungsgedicht Freiligraths: „Freistuhl zu Dortmund" nachzulesen, worin der Dichter die ruhmreichen Vertreter der Geschichte Westfalens, einen Hermann und Wittekind, die Götter, Sagenhelden und Elfen, die in den Wäldern und Ruinen seines Heimatlandes weben, heraufbeschwört, die herrlichen Ströme Weser, Ruhr, Lenne, Ems und Lippe einladet, zu erscheinen mit den Förderern des Handels und der Industrie und vor allem das kernige und kräftige Landvolk mit den Versen:

„Und du zuletzt, der alles inne hält:
Wald und Gebirge, Strom und Ackerfeld,
Aus deinen Häusern komm, aus deinen Hütten!
Ob du verdienst des bösen Leumunds Schmach,
Zeig es dem Stuhle, kräft'ger Menschenschlag,
Einfach von Wesen, schlicht und derb von Sitten.

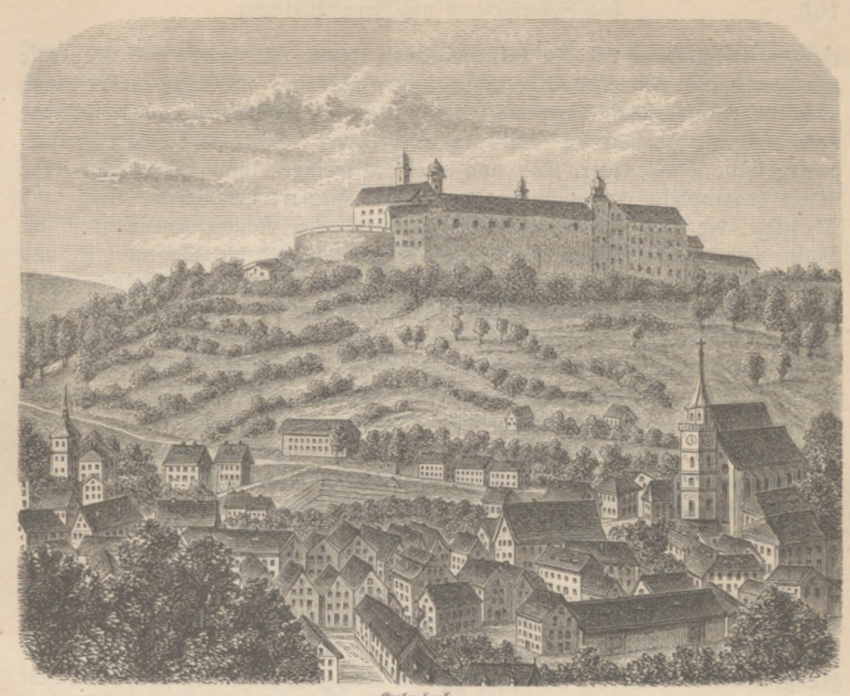
Laß dich erschau'n, wie du die Hand mir drückst,
Wie an den Herd du meinen Sessel rückst,
Wie du mich bittest: Iß, als wär's dein Eigen!
Wie du der Väter Brauch und Vorgang ehrst,
Wie du den Stahl reckst und die Ernte fährst,
Wie du dich schwingst im lust'gen Schützenreigen."

Zwölfte Abteilung.



Der Backöfalafels.

Das Fichtelgebirge und seine Ausläufer.



Kulmbach.

Das Fichtelgebirge und seine Ausläufer.

Das Fichtelgebirge als Zentralgruppe. — Sagen. — Geschichtliche Rückblicke. — Weißenstadt und Wunsiedel. — Die Luisenburg. — Bad Steben. — Das Mainthal. — Bischofsgrün. — Die Spiegelglasfabrik in Fichtelberg. — Berneck. — Kloster Himmelkron. — Nordosten und Vogtland. — Die Porzellanfabrikation im Gebiete der Saale und der Eger. — Die Steinbrüche und die Industrie Oberfrankens. — Der Frankenwald. — Kronach. — Ludwigstadt.

Das Fichtelgebirge als Zentralgruppe. Von Kronach verläuft über Wiersberg und Berneck bis Weidenberg und Kulmain eine prallige, viele Meilen lange Bergwand von bedeutender Höhe, welche meistenteils durch tiefere Thallinien von den Muschelkalk- und Buntsandstein-Bergzügen abgetrennt wird. Jene Bergwand, aus Gneis, Chlorit- und Glimmerschiefer erbaut, ist der scharf abgeschnittene Südwestrand des Fichtelgebirges, über dem dann — zwischen Berneck, Goldkronach, Weidenberg und Waltershof — gleich steil die hohe Zentralmasse des Gebirges, der eigentliche mythenreiche Fichtelberg, aufsteigt, der sich weiterhin bis Münchberg, Redwitz, Wunsiedel, Röslau und Marktleuthen ausdehnt, und dessen höchste Erhebungen ein riesiges Hufeisen bilden, das freilich — durch Hochpässe vor Waldstein und Kösseine — etwas zerbrochen aussieht.

Der Scheitel des Hufeisens schaut nach Westen, die Öffnung nach Osten. Den Scheitel oder die Mitte bilden der Ochsenkopf, der nach Baireuth hereinschaut (1016 m), und der Schneeberg (1055 m): zwei kleine Felsköpfe auf

riesigen Bergleibern, die ein torfiger Sattel trennt, die sogenannte Seelohe mit dem kleinen Fichtelsee (777 m), aus dem nicht nur die Sage, sondern auch noch manch prächtiges Kartenwerk des vorigen Jahrhunderts — so teilweise noch das von Homann in Nürnberg vom Jahre 1733 — die vier Fichtelgebirgsflüsse Main, Eger, Nab und Saale entspringen läßt. Diese Torfebene ist ein geographisch gar wichtiger Punkt, denn hier trennen sich die Berg- und Thalzüge, die Flußgebiete Deutschlands, im engsten Raume voneinander: die Main- und die Nabquellen, die Stöcke des Schneeberges und Ochsenkopfes, und wiederum von letzteren die großen Berglappen des Fichtelberger Waldes, sowie in nur ganz geringer Entfernung vom Schneeberge das malerische Kösseinegebirge. Als den König des Gebirges umgeben den Schneeberg hohe Trabanten oder Anhängsel von Granit: der Nußhart (1005 m), die „Drei Brüder" und der Rudolfstein (845 m), das „Kalte Buch" (873 m), der Haberstein. An den Backöfelefels, an die höchste Klippe des Fichtelgebirges, hat die Fichtelgebirger Sektion des deutsch-österreichischen Alpenvereins ein Asyl aus cyklopischem Granitgemäuer hingebaut, um den erhitzten Wandersmann vor Zug, Sturm und Regen zu schirmen, wenn es ihn von Bischofsgrün, Wunsiedel oder Weißenstadt herauftrieb, um über einen ungeheuren Waldmantel hinweg halb Franken und Oberpfalz bis weit nach Böhmen und Thüringen hinaus zu überblicken.

Auf dem Ochsenkopf soll sich erst ein ähnliches Asyl erheben; hart vorm Gipfelfelsen ist links vom Bergpfad, welcher von Bischofsgrün heraufführt, das Schnee- oder Goldloch; wer hineinsteigt, sieht um sich in allen Ritzen und Spalten grüngoldenes mattes Licht phosphoreszieren — „Herr Mammon selbst erleuchtet den Palast" — wie Mephisto beim Gange zum Blocksberg sagt — nämlich mit Leuchtmoos oder dem Vorkeim der Schistostega osmundacea, des zierlichsten aller Moose. In Südost und Nordwest trennen tiefe Pässe (674, bez. 681 m) die Schenkel des Hufeisens vom Scheitel ab, welche beide dann aus Südwest nach Nordost verlaufen und das Kösseine- und das Waldsteingebirge bilden.

Das Kösseinegebirge ist eigentlich ein ovaler Kranz von neun hohen Kuppen, dessen Längenachse von Südwest nach Nordost gegen die Redwitzer Hochebene verläuft. In diesem, dem Ostschenkel des Hufeisens, stehen auch die größten Erhebungen dieser wildschönen Berggruppe: die Kösseine mit ihrem durch eine wunderschöne Aussicht gesegneten Doppelgipfel, dessen größeres Felshorn genau 904 m Höhe erreicht, und welcher weithin als Wahrzeichen des ganzen Gebirges emporragt; der Burgstein 869 m und die hochberühmte Lux- oder Luisenburg, eine wildschöne, in gigantische Trümmer zerschlagene, labyrinthische Bergruine, 586 m hoch. Der Burgstein und die ihm nordwestlich gegenüberliegenden Wunsiedler Habersteine gehören zu jenen Berggebilden von Granit, welche die große Baumeisterin Natur selber im Stile der uralten Burgen des Pelops oder des Atreus aus cyklopischem Mauerwerk aufgeführt hat.

Der gegenüberliegende Schenkel des Hufeisens ist das Waldsteingebirge, das zwischen Saale und Eger liegt und zuerst einen steilen und imponierenden, von Ruinen bekrönten, wildschönen zertrümmerten langen Kamm, den eigentlichen Waldstein (876 m), bildet und dann in breitem Rücken über den prachtvollen Epprechtstein (mit herrlicher Ruine) weiterzieht, bis der Große Kornberg nochmals eine ungeheure Granitkuppe (800 m) bildet. Auf der Nordseite des Waldstein sammeln sich die Quellen der Saale bei 728 m Meereshöhe; gegenüber davon

liegt der Zeller Haidberg (700 m), ein Serpentinstock, der seiner Zeit Alexander von Humboldt Anlaß zu hochinteressanten Betrachtungen über Abweichung der Magnetnadel bot, wodurch Humboldts Berühmtheit zum Teil begründet wurde.

Das Fichtelgebirge hat aber auch noch zwei ausgedehnte Vorwerke, eines nach Südost, das andre nach Nordost.

Gegen den Böhmerwald zu schwillt, von Kemnath beginnend und bis Eger reichend, zwischen Redwitz, Schirnding, Erbendorf und Wiesau, aus Schiefer- und Basaltrevieren ein mächtiger Granitwall imposant empor, der Steinwald, der im vierthöchsten Gipfel des Fichtelgebirges, in der Platte (zwischen Riglasreuth und Fuchsmühl), 981 m erreicht. Den Weißenstein (816 m) krönen noch Ruinenreste, welche an die einstige Herrlichkeit der Edlen von Nothhaft erinnern.

Vom eigentlichen Böhmerwaldgebirge trennt hier das Fichtelgebirge eine kolossale, 5—600 m hoch gelegene sumpfige Buntsandsteinebene, durch welche die Nab und die Wondreb fast diametral auseinander laufen: nach Süden zur Donau die eine, nordöstlich zu der Eger und Elbe die andre. Aus ihr steigt ganz isoliert ein gewaltiger Basaltkegel mit einer wunderbaren Fernsicht, der rauhe Kulm (681 m), bei Kemnath auf, jetzt der Tummelplatz fröhlicher Scharen und Feste, einst eine Warte für riesenhafte Räuber, deren letzten ein Hirt von Kulmain mit geweihter Waffe erschlug.

Nördlich und östlich vom Waldsteingebirge ändert sich mehr und mehr mit den Gesteinsarten auch der landschaftliche Charakter. Zunächst liegt neben jener hohen Bergkette ein weites, welliges Hochflächenland aus Gneis und grünen krystallinischen Schiefern, das gegen Südwest mit dem genannten pralligen Steilrand von Berneck über Wirsberg und Guttenberg bis Kronach, mit der schönsten orographischen Linie des Fichtelgebirges, gegen die Buntsandsteinlandschaft absetzt, und welches nach Nordwesten und Norden zu in ein weites Thonschiefer- und Grauwackensandsteinrevier stößt, das langsam höher und höher emporschwillt, bis seine Hauptwasserscheide bei Ludwigstadt in den Kamm des Thüringer Waldes übergeht. Das erstere, das wellige Gneisgebiet, heißt auch wohl das Münchberger Hochland, wo Tausende von genügsamen Webern und Strickern darben; das rauhe Waldland des Thonschieferreviers, die Brücke vom Fichtelgebirge zum Thüringer Walde, in dessen einsamen Ortschaften Tausende von Flößern hausen, ist unter dem Namen Frankenwald bekannt. Zwischen beiden liegt (geologisch schon dem Frankenwalde zuzuweisen) die ungeheure Kuppe des Döbraberges (799 m), in dessen Leib die malerische Schlucht des Wildenrodachgrundes eingeschnitten ist.

Am Hohenschuß (858 m) bei Ludwigstadt lösen sich vom Hauptkamme des Frankenwaldes, der auch schon seinen Rennsteig hat, rechtwinkelig lange, schmale, südwärts verlaufende Landrücken ab, deren Scheitel ein mächtiges Plateau von Thonschiefern bilden, das noch etwa 100—130 m niedriger als der Hauptkamm ist, und welches von langen, 130—200 m tiefen, steilen und meist schmalen Südnordspalten zerfurcht wird. Die langen Bergstreifen hängen am Rennsteige ungefähr wie die Zähne eines hohen Kammes an dessen Achse. Auf einem dieser Bergrücken stehend, sagt Gümbel so zutreffend, glaubt man eine fast ebene oder nur wenig hügelige Landschaft vor sich zu sehen, und kann stundenlang in dieser Täuschung sich erhalten, wenn man die Richtung von Süd nach Nord einhält. Dagegen führt uns jede andre Richtung, die wir einschlagen,

rasch von der Höhe über sehr steile Gehänge in enge Spaltenthäler. Ein gleich steiles Gehänge führt jenseits wieder zu einem schmalen Rücken empor, um ebenso rasch weiter hinaus aufs neue zu einer tiefen Thalfurche sich niederzuziehen. So führt uns der ermüdende Weg von mehreren Stunden über fünf und mehr hohe schmale Rücken zu ebensovielen Thaltiefen, in denen klares Bergwasser im eiligen Sturze den Bergen zu entrinnen sucht.

Beide Gebirgsplatten, die des Frankenwaldes wie die Münchberger, sind an sieben oder acht Stellen von schwarzgrünen, uralten Lavagesteinen eigner, seltener Art durchbrochen: von jenen Diabasen, denen das Fichtelgebirge so viel von seinen Reizen verdankt, daß sie ein paar Zeilen wohl verdienen.

Diese Diabase (aus Augit und Labrador gebildete, den Augitporphyren Südtirols parallele Grünsteine) haben einen nicht unbeträchtlichen Gehalt an Kalk, welcher mit seiner leichteren Lösbarkeit das Gestein verwitterbarer macht, und damit fruchtbarer, geeignet zu herrlichen Waldbeständen, auch der Buche, und der den Artenreichtum des Bodens fördert, was Pflanze und Tier anlangt. Da die Diabasgesteine aus härteren und weicheren Partien bestehen, so arbeitete auch der Zahn der Zeit sie gar verschieden aus; und so kommt es, daß sie das Auge durch große Schönheit ihrer Felsbildungen fesseln, die zwischen reichen Wäldern oft ungemein steil und kühn emporzacken. Sie sind es, welchen die Thäler von Berneck und Dürrenwaid, die herrliche Hölle bei Steben, das Saalthal unterhalb Hof und bei Blankenstein ihre großen natürlichen Reize verdanken.

Diese Diabase sind einst in die Landschaften hineingekommen, wie später die Basalte, und wie in unsern Tagen noch die Leuzitlaven, welche bei Santorin und sonst im Mittelmeere neue Inseln bilden. Es sind ursprünglich unterseeische Vulkanausbrüche: was an Lavamassen damals, d. h. in unvordenklicher Zeit, über den Meeresspiegel gehoben ward, ist heute der härtere Kern, das Massengestein; was aber damals an flüssiger Masse sich unterm Wasserspiegel ausbreitete, erscheint uns heute als Schiefer oder Tuff, weil es eben Lava ist, die in schichtartige Decken (Übergußschichten) aus- und übereinander gebreitet wurde. Die von der Lava bei deren Durchbrechen zerstörten Teile des Meeresgrundes wurden dabei in den Lavateig mit eingebacken, und so die geschichteten Konglomerate des Diabasreviers hergestellt.

Sagen. Reichlicher und bedeutungsvoller quillt der Born der Sage wohl nirgends im deutschen Lande, neben dem Kyffhäuser und Reichenhaller Untersberge, als im Fichtelgebirge. Hier blühte seit der Heidenzeit der Bergbau als der älteste in Deutschland; und mit dem geheimnisvollen Bergsegen stiegen auch die mythenbildenden Kräfte aus der Tiefe. Hier stießen nicht bloß politisch getrennte Volkszweige, hier stießen hart zwei Rassen, in Blut und Glauben und Sprache verschieden, christliche Deutsche und heidnische Slaven, aufeinander. Hier schufen endlose Besitzzersplitterung und der Druck der kleinen schlimmen Dynasten bei dem gutmütigen, fleißigen, nicht wenig auch poetisch angelegten, aber zur Grübelei und Übertreibung neigenden Volke eine besondere Sehnsucht nach besseren Zuständen. Auch die Bodengestaltung, die unheimlich zertrümmerten Berge, die öden Moore, die rauschenden tiefen Schluchten, der ungeheure Tann, die vielen zerstörten Burgen boten der Phantasie und der Sagenbildung die ergiebigsten Anhaltspunkte.

Doch klammert sich im Fichtelgebirge der Mythus viel weniger an phantastisch gestaltete Felsgruppen der Gipfel und Thäler — wie etwa an den aus fünf Säulen bestehenden Rudolfstein, an die Hölle bei Steben und ähnliche Meisterstücke der Erdfaltung — sondern er erfaßt hier seine Aufgabe größer und tiefer. Er überbrückt vielmehr, den kleinen Jammer verlassener Burgfräuleins und der unpraktischen Toggenburge beiseite lassend, die Trübsal der deutschen Geschichte, man möchte sagen: den ganzen Jammer der Menschheit, und seine Marksteine setzt er sich vom Paradies bis zu Salomos, Christi und Karls des Großen Tagen. Hier ist das geographische Zentrum deutschen Landes, und hier, scheint es, hat die naiv und tiefsinnig zugleich schaffende, unerschöpfte Phantasie unsres Volkes auch dessen Sagenwelt zusammenfassen wollen. So ist es gewiß naiv und rührend zugleich, wenn hier das Volk auf die moorigen und von Moränenschutt übersäten rauhen Hochflächen seines noch zu des Topographen Münsterus Zeiten als „erschröcklich" titulierten Fichtelberges das — Paradies verlegt. Und doch ist es so. Mag den Anstoß zu dieser Sage immerhin der Umstand gegeben haben, daß auch hier — angeblich sogar aus einer Quelle — nach den vier Himmelsgegenden vier Ströme (Main, Eger, Nab und Saale) auseinanderfließen, wie im Paradiese: so liegt doch noch mehr, liegt etwas Tieferes und Schöneres darin, und das ist die Liebe des genügsamen, armen Volkes zu seiner Bergheimat. Aber auch ein hochachtungsvoller Glaube an die Goldschätze, die verschwundenen in diesen Bergen, steckt in der Sage. Und warum nicht? „Am Golde hängt, nach Golde drängt doch alles" — sagt Goethe. Klingt doch der Respekt vor dem Golde selbst aus den Bibelworten wieder, welche vom Paradiese sprechen: vom „Lande Hevila (Chawìla), wo es Gold gibt, und das Gold ist vorzüglich, und man findet da auch seltenes Kraut und Edelstein" — das Kraut „Bedolach" und den Schohamstein! Nun, an Wunderblumen und Schätzen mangelte es in den „besseren Tagen" des Fichtelgebirges neben den Steinen wahrlich nicht! Was Wunder, wenn das geplagte, arme Volk, von einem goldnen Zeitalter träumend und seiner aufs neue gewärtig und bedürftig, auch in sein Vierstromland das Paradies verlegte, und es dazu gleich mit den Besten und Geheimnisvollsten aller Zeiten, mit Salomo und Sibylla, mit dem Heiland und Karl dem Großen bevölkerte, hinter deren Namen die dunklen Gestalten Wodans und der alten Heidenwelt spuken? In der That, sie alle zogen und ziehen heute noch durch die schwermütigen, weiten, schweigsamen Forste des „Fichtelberges", wenigstens in der brütenden, fruchtbaren Phantasie des gern für sich hin spekulierenden armen Fichtelbergers, der noch heute in seine lieben Waldberge alles „hineingeheimnißt", was er liebt und hofft.

Die Riesenleiber der beiden höchsten Berge sind besonders reich und schön mit den Silberfäden der Sage umsponnen. Wir knüpfen an diese, um nicht zu wiederholen, gleich auch andre schillernde Gewebe des Volksglaubens an.

Wer zum Schneeberg vom Fröbershammer aus gegen die Hochstraße hinaufsteigt, dem zeigt der Führer noch heute, nicht ohne eine Dosis Stolz und Ehrfurcht, das Grab der Fichtelgebirgs-Sibylle unter riesigen Granitblöcken, Farnkraut und Moos. Sie hat drüben unterm Waldstein im tiefen Forst um die Saalquellen gewohnt, und an die Sprüche dieser Sibylle Weiß glaubt das Volk noch heute fast lieber noch als an ihre Existenz. Der Mythus

der Sibylle ist wohl uralt und knüpft an die germanischen Seherinnen und Priesterinnen der Heidenzeit an; der Name der Anna Maria Weiß aus Ulm, die hier vor zwei Jahrhunderten in der Verwilderung und im Elend nach dem Dreißigjährigen Kriege die Fichtelberger getröstet oder auch — angeschwindelt haben mag, wurde der Sibyllensage vom jüngeren Geschlecht erst aufgenagelt, etwa wie die Krähe oder Weihe an das Scheunenthor.

So „hell" auch der Fichtelgebirgler seinen Kopf sonst hält, so vertrauensvoll und beharrlich konzentriert er hundert alte Sprüche und die Lebenserfahrungen der Urväterzeit auf das Zünglein seiner geheimnisvollen Sibylle Weiß, die ganze Generationen schon mit Weisheit und Trost aus Zukunft und Vergangenheit versah und noch versieht, wie einst die Egeria den Numa, wie die alte Sibylla Roms Jahrhunderte, oder wie Vergilius seinen Dante. Von der Sibylle Weiß' Können zeugt noch heute der Wacholder. „Einmal schritt sie über einen Steg von Wacholderholz, der brach und sie fiel in die Tiefe. Da fluchte sie dem Wacholderbaume, und seitdem kriecht er als niederer Strauch am Boden hin." Der Zauber ist aber wieder gebrochen. An der Felsgruppe, unter welcher ihre Reste vermoderten, wuchert heute, aufrecht wie zum Spotte ihrer magischen Kunst und Kraft, der von ihr verfluchte Wacholder zwischen den riesigen Felsen und Fichten; als einziger Schmuck der stillen, öden Stätte leuchten aus dem dunkelgrünen Moose die milchweißen, siebenteiligen Sterne der Dreifaltigkeitsblume (Trientalis): einer lieblichen, ganz eigenartigen und für das Fichtelgebirge charakteristischen Blume, die sich am Trinitatissonntage erschließt und — die einzige in Deutschland — so viele Blättchen zählt, wie die Woche Tage. Die große Stille des Sibyllengrabes stört nichts als das Hämmern des Spechtes, des Vogels Wodans, oder die Axt des Holzhauers, der in den Stock drei Kreuze mit seiner Axt einschlägt — zum Schutze vor dem Wodans- oder wütenden Heere, das um Mitternacht durch alle fränkischen Wälder braust, daß die stärksten Bäume stöhnen, und das noch im vorigen Jahrhundert zwischen Lampenau und Ludwigstadt den Studiosus Papst so verfolgte und abmattete, daß er vier Wochen danach starb — ein Opfer moderner Furcht vor dem alten Wodan und dessen Gespenstern.

Im ganzen Frankenwalde und Fichtelgebirge spielen überhaupt die Wunderblumen eine bedeutende Rolle. Unter andern groß ist die Johannisblume, das Kraut „Bedolach" des Fichtelgebirgischen Edens: sie, die Arnika, heilt ja heute noch alle Wunden und Schäden und heißt deshalb mit Recht beim Kräuterweibe auch der „Wohlverleih". Noch kräftigeren Segen führte die Johannisblume in der alten Zeit; da öffnete sie den Sonntagskindern wohl gar auch, wenn am güldnen Sonntag oder am Sankt Johannistag in Bischofsgrün zur Kirche geläutet wurde, den Weg in die Goldhöhlen des Ochsenkopfes: da hängt das Gold von allen Wänden wie Eiszapfen nieder. Kommt aber der Beglückte nicht vorm Ende des heiligen Evangeliums an das Tageslicht, so muß er darin bleiben. Es soll auch wirklich keiner mehr herausgekommen sein.

Am sogenannten „Baier" fand auch einmal einer eine gar wunderschöne Blume. Als er mit ihr an den Schacht kam, öffnete sich das Thor zu einem weiten Gewölbe voll Fässern mit Getreide und Erbsen. Die steckte er in seinen Brotsack und machte kehrt, vergaß aber die Blume wieder mitzunehmen, weil eine Stimme rief: „Vergiß das Beste nicht!" Da schoß hinter dem Laufenden

ein schwarzer Hund her; der Mann schüttet in der Angst die Erbsen wieder hin, die der Hund auffrißt. Zu Hause angelangt, klingelt noch etwas im Sacke. Er schüttelt ihn aus, und siehe da: „es rollen noch einige goldene Erbsen auf die Diele. Hätte er die Blume im Berge nicht vergessen, so konnte er überreich werden."

Wer übrigens die Kräuter und ihre Zauberkräfte am besten kennt, ist kein andrer als der Specht, Wodans Vogel, der dem kundigen Ohre den Regen verkündet.

Wie überall, wo einst Bergbau blühte und wo der wertlose Glimmer oder das Katzengold die Menschen bethört, zogen auch hier einst die „Venediger", die „Welschen" oder „Walen", durch die felsigen Schluchten, um heimlich das Gold und Edelgestein fortzutragen, dessen Lage ihnen die Farbe der Bäume und Quellen, goldfarbige Schwämme und jene goldfleckigen Molche verrieten, die noch heute die Schluchten von Goldkronach und Baireuth („Salamanderthal!") in Menge bewohnen. Solche Berggeheimnisse sind niedergelegt in den Walenbüchlein, deren noch welche erhalten sind, obwohl sie schon im 16. Jahrhundert von den „Venedigern" alias „Walen" Carnero, Versi und Grundello verfaßt sein sollen. Herr Bergingenieur L. Schmidt in Baireuth besitzt ein solches Walenbüchlein. In einem solchen steht z. B. folgendes Rezept für Goldsucher: „Berge, so mit der Spitze gen Mittag und mit dem Fuß gen Mitternacht stehen, als der Schneeberg, Schönbronnerberg, zeigen, daß sie mit Erz schwanger gehen, tragen der Erfahrung nach gemeiniglich Silber; deren Adern gehen gerade von Osten nach Westen."

Ein andres Rezept aus dem Schneeberg-Ochsenkopfgebiet lautet noch bestimmter: „Zu Bischofsgrün an einem Felsen steht ein Osterlämmlein gehauen; da räume das Moos weg und krieche hinein unter dem Lämmlein, so findest du einen mächtigen Goldglanz, gibt arabisch Gold."

Man darf nicht übersehen, daß 1530, zur Zeit, da diese Walenbüchlein entstanden, schon längst rings um den Schneeberg und Ochsenkopf auf Gold, Silber, Zinn und Blei gebaut wurde, daß also damals die Habgier wie die Phantasie der Anwohner aufs höchste erregt und um so leichter dem Aberglauben und dem Schwindel zugänglich waren! Doch brachten die Walenbüchlein bisher ihren Besitzern trotz des Lehrkurses im Goldfinden keinen merklichen Segen. Einen Rothschild machte wenigstens das Gold noch aus keinem Fichtelberger, und zum goldenen Hort der Frankfurter Juden tragen ganz andre Kursbüchlein als die der Walen bei, und speziell mehr die heutigen Lombarden als jene alten — Venediger. Nebenbei bemerkt, ist es doch nicht so ganz gewiß, ob man die Heimat unsrer „Walen" und „Venediger" zwischen Wallis und dem Adriameer zu suchen hat. Die ersten Bergbauer des Fichtelgebirges und Deutschlands waren die hier wohnenden Slaven, welche „Winidi" (und daher vielleicht Venediger) in den ältesten Urkunden und Ortsnamen Oberfrankens heißen. Ja, Herr v. Baumer verknüpft mit den Walen sogar das Volk der Vallen des alten Plinius: wilde Leute, die nach diesem Forscher nichts als Gold graben: indomitae gentes, qui auri tantum metalla fodiunt!

Diese Walen, die alten sagenhaften Bergbauprofessoren, hat die Sage vielfach zu Zwergen oder „Hankerln" zusammenschrumpfen lassen. Sie wohnen im „Zwergloch" bei Selbitz, im Zeitlmoosweiher bei Wunsiedel, an Waldstein und Kösseine, in der „Hankerlgrube" am Steinwald, am vierthöchsten Berge des Fichtelgebirges, wo sie ihr glitzerndes Gold hüten vor der Menschen Gier und Roheit.

Auch auf dem Waldstein, der Luisenburg und vor allem auf dem Ochsenkopfe im Schacht- oder Schneeloche hart am Gipfel schimmert jede Ritze goldig und gibt den natürlichen Anlaß auch zu der Sage vom verwunschenen Golde. Wer nämlich die im Dunkel vom Leuchtmoos glühende Erde oder Steinplatte ans Licht der Sonne bringt, sieht statt des Goldes nichts andres als eitel — Schmutz und taubes Gestein. Man denke nun, daß einer den Goldglanz sieht und greift und doch nichts in der Hand hat, als etwas klebrig sich anfühlenden Humus oder Stein, und das im Zeitalter, wo in allen Köpfen noch der Glaube an Hexerei oder doch an die Verwandlung der edlen Metalle fest saß! Ehe die Botanik das Rätsel wenigstens den Gebildeten löste, gab es sicher nichts, was dem Glauben an flüssiges, verborgenes und verwunschenes Gold mehr Halt gewährte, als der goldgrüne Schimmer des Leuchtmooses. So liegt auch nach Carneros Walbüchlein ein Goldschatz in der Lux- oder Luisenburg, wo heute noch der Fremde auf das Leuchtmoos aufmerksam gemacht wird. Ähnlich verhält es sich mit den versunkenen Schätzen, welche die Sage im Epprechtsteiner und Lauensteiner Schloß und hinter den Doppelwällen des Grünbergs bei Stadtsteinach verborgen hält. Allerlei weiße Frauen, schwarze Hunde und sonstige Gespenster halten Wacht über die Schätze, mit deren Hebung die unheimlichsten Gefahren verbunden sind. So sah einmal bei Marktschorgast eine Frau, die mit ihrem Kinde Beeren sammelte, einen weiten Eingang in die Erde. „Neugierig stieg sie hinab, und drei weiße Jungfrauen (Elben oder Elfen) traten ihr in der von Gold und Edelsteinen glitzernden Höhle entgegen. Sie erlaubten ihr zu nehmen, was sie mit einem Griffe fassen könne. Aber die Habsucht verblendete das Weib; sie machte drei Griffe in die Goldhaufen und sprang dann schnell zur Höhle hinaus. Hinter ihr fiel krachend die Thür zu. Aber sie hatte in der Hast ihr Kind vergessen, und als sie es holen wollte, war jede Spur von der Höhle verschwunden. Da härmte sie sich ein Jahr lang. Am nächsten Johannistage ging sie wieder in den Wald; da stand wieder die Pforte offen, und als sie eintrat, fand sie ihr Kindlein frisch und blühend wieder. Diesmal achtete sie der Schätze nicht, sondern faßte ihr Kind und trug es eilends wieder ans Tageslicht."

Diese Jungfrauen samt ihren Hunden sind wohl die „letzten Mohikaner" — man verzeihe das Bild — aus Wodans Gefolge, sagenhafte Schatten von Walküren, von der Frau Holle oder der Berchta. Das Gold aber, das verwunschene, der gierigen Hand stets entschwindende, lockt die Abergläubischen noch heute aus den dunklen Klüften als Leuchtmoos an.

Im Ochsenkopf schlafen gar berühmte alte Herren — der weise Salomo und Karl der Große. Ehe der schicksalsmächtige Herrscher des Orients starb, vertraute er testamentarisch die Sorge um seinen Leib sechs weißen Ochsen an. Die sollten seine Leiche auf silbernem Wagen ziehen und ohne Führer des Weges gehen. So zogen denn die Tiere dem alten Paradiese, dem Eden zu, wo vier Ströme auseinander fließen, nach „Hevila, wo man Gold findet", und hielten endlich auf dem Ochsenkopfe an vor einer Kirche mit goldenen Altären. Aber Kirche, Wagen und Sarg sanken hinunter in die Tiefe des Berges. Dort schläft nun Salomo, bis die Zeiten so schlecht werden, daß er selber mitkämpfen muß.

Gegen wen aber König Salomo, dem sonst die heilige Urkunde keine besondern kriegerischen Heldenthaten nachrühmt, wohl noch kämpfen muß? Da

die altfränkische Sage noch nicht an Antisemiten denken konnte, so wird der weise Salomo weder diesen noch ihren Gegnern in den Rücken fallen. Er wird vielmehr dem Kaiser Karl, dem gewaltigsten Kaiser des Occidents, der gleich ihm in den Goldhallen der weiten Berge schläft, gegen den Antichrist zu Hilfe kommen. Die Sibylle Weiß, die über der Seelohe drüben unterm Haberstein begraben liegt, hat uns auch die bösen Tage schon verraten, wo der Antichrist Gewalt hat: sie kommen mit der Übervölkerung (so wenigstens erklärt sich am einfachsten und natürlichsten die Sage), oder, mit der Sibylle gesprochen: „wenn alle Wege und Stege zu Wies und Feld umgewandelt sind.“ Dann tritt Kaiser Karl aus den Goldhallen des Ochsenkopfes und sammelt die Gläubigen wider die Heiden. Bei Teuschnitz im Frankenwalde, am „Gerichtshügel“ oder am alten Richtplatz, „wo noch vor wenigen Jahrzehnten ein turmähnliches Blockhaus stand“, beginnt ein langes schreckliches Ringen mit den Ungläubigen, die vom kalten finstern Norden herkommen. Der Antichrist oder Heidenkönig füttert sein Pferd auf dem Altare in der Kirche zu Teuschnitz, die Stadt wird verbrannt, das Blut der Erschlagenen treibt vier Tage lang die Wiesenmühle unterhalb Teuschnitz! Endlich erschlägt den Herrn der Heiden „ein Weib mit einem Waschbläuer“ (oder Schlägel zum Wäscheklopfen). Dann kommt der große Friede, nur ein König wird der Oberherr aller Völker. (Der nach dem loyalen Frater Hilarius Fentsch kein andrer als sein Landesherr, der König von Bayern, ist.) „Mittlerweile aber sind durch den Krieg der Männer so wenige geworden, daß sich neun Weiber um eine Mannshose prügeln.“ Barbarossa, der den Untersberg verläßt, wenn sein Bart siebenmal um den Tisch gewachsen, und dann auf der Walser Heide Deutschland rettet, bringt die goldene Zeit dem deutschen Volke; Karl der Große bringt sie der ganzen Christenwelt. Die Sehnsucht des zertretenen und zerrissenen deutschen Volkes nach besseren Tagen, nach Einheit und Wohlstand, nach Ordnung und Macht, hat diese gewaltigen Sagen geboren, deren Flügelschlag um den Kyffhäuser, um das Fichtelgebirge und um den „hohen Thron“ oder den höchsten Gipfel des Untersberges bei Salzburg so vernehmlich rauscht, daß ihn die ganze deutsche Welt seit Jahrhunderten voll Sehnsucht als einzigen Trost vernahm. Ob in dieser Sage von der Teuschnitzer Heidenschlacht, zu welcher die Feinde des Guten von Mitternacht heranziehen, wirklich, wie es Herrn Fentsch anmutete, ein Ton an die Mythe der Götterdämmerung gemahnt, wer will es entscheiden? In der Sage mischen sich die Elemente so bunt durcheinander, wie in der Werkstatt der Träume und wie in der Küche der Weinfälscher.

Neben den mythischen Überresten sind auch manche Riesensagen im Fichtelgebirge zu finden. Übrigens haftet die Sage von Riesen und Ungeheuern immer an wilden schlucht- und höhlenreichen Berggegenden. Die Riesen traten die Thäler ein, wenigstens in der Geologie des Volkes. Je mehr Höhlen, je mehr Ungetüme. Die Sage hat doch ihren Gehalt: im Jura waren ja die Ungeheuer in Menge da, und die Riesentiere der Diluvialzeit lebten auch in Deutschland noch neben den Ureinwohnern. —

Nach einer Legende soll draußen im Baireuthischen bei Forchheim Pilatus, der Landpfleger über Judäa, geboren sein —

Vorchemii natus est Pontius ille Pilatus,
Teutonicae gentis, crucifixor Omnipotentis. —

Aber im weiten Tann des alten Fichtelberges wanderten Christus, der Herr, selber und Sankt Peter umher. Noch heute zeigt auf dem Herrgottstein beim Hendelhammer, zwischen Thierstein und Selb, das Volk die Eindrücke von Rücken und Ellbogen des Heilands, als er dort, ein Palästina-Müder, ein Stündchen süßer Rast pflog.

Dieselben heiligen Wahrzeichen schmücken auch einen Stein bei Marktleuthen; nur saß dort rückwärts auch noch ein andrer, der ††† Gottseibeiuns, der auch ein Loch im Stein hinterlassen hat. Sie trafen sich im Fichtelgebirge beide öfters: so führte der Versucher unsern Herrn einmal auf die mit wundervoller Fernsicht gesegnete Kösseine, zeigte ihm alles Land und wollt' es ihm auch alles schenken: alles — „nur Nagel, Ebnath und Reichenbach nicht“. Denn diese Nachbardörfer waren des „Teufels Leibgeding“, sie besaßen wohl schon anno dazumal eine „schwarze Bande“ wie heute, wo ihre Armenhäusler hundert Großhändler prellten und die Akten der bayerischen Kriminaljustiz wundervoll bereicherten. Ob diese Wanderungen von Christus im Fichtelgebirge nicht wohl so entstanden sind, daß der christliche Priester, wie dem heidnischen Festtag den christlichen, so auch den Wanderungen Wodans solche des Heilandes unterschob?

An Teufelssagen fehlt es dem Fichtelgebirge auch sonst nicht; sind doch in der Sage die Teufel so gemein wie die Brombeeren. Am Teufelsberge bei Hof zeigt man noch die Fährte des teuflischen Pferdefußes, der gewaltig eingestemmt werden mußte, um bis zum Studentenberg hinüberzuspringen. Sonst tritt der Teufel hier als große Katze auf, wie zu Bamberg, oder gar als — Badergeselle. An solchen Teufelssagen aber, aus denen unsre altdeutschen Göttermythen vor das Auge des Wissenden treten, ist nichts mehr vorhanden.

Lieblich naiv ist eine Mariensage des katholischen Oberfranken. Früher wuchsen die Kornähren am Halme ganz bis zum Boden hinab. Wie aber die Menschen immer schlechter wurden, so wollte der liebe Gott die Ähren ganz abstreifen. „Da trat die heilige Maria hinzu und bat, er möge nur die „Köpla“ für die Hühner und „Kätzla“ stehen lassen. Der himmlische Vater willfahrte, und so sind die „Köpla“ oder die Ähren auf uns gekommen.“

Slavisches und germanisches Heidentum kreuzte sich im Fichtelgebirge vielfach. Erst schob, im 7. und 8. Jahrhundert n. Chr., der Wende den Deutschen hinaus, dann ging's wieder umgekehrt. Berg und Thal erzählen noch heute gar laut davon: von der Slavenzeit stammen alle Namen auf „— itz“ und „— las“ und „— ast“, von der germanischen alle auf „— grün“ und „— reuth“.

Beide Völker ließen sich erst spät mit harter Mühe zum Christentume bekehren. Bis ins 9. Jahrhundert opferten sie auf den Gipfeln ihrer Berge, vom undurchdringlichen Forste verborgen. Ihre Opferstätten aber sind noch in den Bergnamen, wohl auch in Spott- und Heiligennamen der Nachwelt bekannt geblieben. Die alten Germanen, Narisker oder Hermunduren — wer weiß das Richtige? — verehrten ihren Wodan und seine Asen im Walde; noch heute erinnern der „Heiligenwald“, das Holzweib, die Holzfräulein, die Holzhunde, das Wütenheer, an Wodans Sitz und Hierarchie. Und Karl der Große und die Seinen im Ochsenkopfe — ob das nicht auch den alten Wodan und sein Götter- und Heldenheer zu bedeuten hat?

„Auf dem Fahrenberge sieht man im Fichtelgebirge einen König vorm steinernen Tische sitzen, um den sein Bart schon zweimal gewachsen ist; seine

Füße ruhen auf einem Hunde, während ein zweiter vor der Thür Wache hält ... Ein Vogel fliegt um den Berg, so oft der Bart seines Herrn wieder um den Tisch gewachsen ist, und schaut, wie die Sachen in der Welt draußen stehen, und bringt seinem Gebieter davon Nachricht ... Mit ihm lebt ein großes Heer im Berge; er übt es oft in den Waffen, und damit man den Lärm nach außen nicht vernehme, entsteht jedesmal arges Donnerwetter. Ist der Bart dreimal um den Tisch gewachsen, dann bricht der König aus dem Berge hervor zum letzten Streite." Wo der Fahrenberg liegt, ist ungewiß; gemeint ist wohl die Farnleiten überm Fichtelsee. Hunde, Vogel, Heer und besonders das Donnerwetter verraten, daß Wodan der König ist, an dessen Stelle spätere Zeiten den Barbarossa gesetzt haben. Noch heute sagt beim Gewitter das Volk in Franken: „draußen ist Gott, der zankt."

Aus dem Wodans- oder Wütenheere ist mit naheliegender Begriffsverschiebung das „wütende Heer" geworden, das im Fichtelgebirge wie in allen deutschen Gebirgen stille Gläubige noch besitzt. Wodan oder der nach ihm umgedichtete Wilde Jäger führt es mit schwarzen Hunden unter Feuersprühen und Sturmesbrausen im Wirbel- oder Trudenwind durch den ächzenden krachenden Forst. Mitunter — damit auch hier das Weib nicht fehlt — aber ist es auch die Frau Holle oder Hulda, die Winds- oder Wodansbraut, welcher die furchtbare Gespenstermeute nachbraust. Fast weniger dem Menschen als den armen „Holzweibla" — grauen Zwerginnen des Waldes — wird das wütende Heer gefährlich. Diese Holzfräuleins gelten den Bauern für fromm, das „Wütende" hält er für den Teufel, der die Frommen vernichten möchte. Der eigentliche Sinn aber deutet in graue Fernen zurück, in uraltes Heidentum. Wodan, der nachts die nebelgrauen Zwerge verfolgt: das ist der uralte Mythus, daß die Wodanssippe, daß die lichten Asengötter eine schwächere Götterwelt, die Nibelungenzwerge der nächtlichen Tiefe, beraubt und verfolgt haben. Das ist die uralte Sage der Edda, die auch Richard Wagner so meisterhaft seiner urdeutschen Nibelungenschöpfung untergelegt hat. Welch eigentümlicher Zufall, daß die alten Nibelungengeister, welche, solange das Volk im wilden Walde des Fichtelgebirges hartnäckig und zäh festgehalten hat, zu Baireuth an der Hohenwarte, am Fuße des immer grünen Fichtelberges, eine glänzende Wiedergeburt, durch einen neuen Zaubergesang verherrlicht, feiern dürfen!

Vor dem Wütenheere flüchten die Holzzwerge (diese verhunzten Nibelungen), Schutz suchend und Schutz findend, hin zum Zeichen — und jetzt tritt die christliche Zudichtung an die Sage heran — hin zum Zeichen eines noch Gewaltigeren, hin zu jenen Baumstrünken, in welche der Holzfäller drei Kreuze einschlägt: und das geschieht heute noch, namentlich im Frankenwalde. Die alten Holzfräulein vergelten den Holzhackern dies Asyl mit allerlei Liebesdienst; namentlich gern, wie manche Dorfsibyllen noch heutigen Tages, trieben sie — Pfuscherei mit Bibernell und Baldrian; so rieten sie den Leuten zu Staffelbach:

„Eßt Binellen und Baldrian,
So geht euch die Pest nicht an!"

Das Zwergenvolk führt auch Verirrte wieder auf den richtigen Pfad, mit allerhand weisen Lehren; so sagten sie in Wohnsgehaig zur Schächtelesbäuerin:

„Reiß' nicht aus einen fruchtbaren Baum,
Erzähl' keinen nüchternen Traum!"

Daß der Zwerg den Holzfäller und die Seinen bei Nachtzeit sicher aus dem Walde bringt, sicher auch vorm Wütenheere, das ist ein Zug, der bei Goethe, wohl sicher als ein Andenken aus der Sage des hercynischen Waldes, wiederkehrt: den grauen Waldzwerg wandelt unser Dichterkönig, in der lieblichsten aller Balladen, zu niemand anders um als zum Kinderfreund — zum alten getreuen Eckart.

Daß aber den Menschen, der dem wilden Jäger unterkommt, der Unhold doch mitunter zu Tode hetzt, das beweist dem Leser jener schon früher bei der Sibyllensage erwähnte Student Papst, den dasselbe Leiden tötet, wie den Knaben im Erlkönig. Ist der wilde Jäger kein andrer als Wodan mit seinem Gefolge, so ist Goethes und der Skandinaven Erlkönig auch von gleicher Abkunft. Vettern oder Schatten dieser interessanten Gespenster sind auch jene zauberhaften Ritter, welche zu den Schmieden des Fichtelgebirges kommen, und in Bischofsgrün die Buckel der Rüstung aushämmern, oder die Pferde im Ochsenkopfe drin beschlagen lassen. Der Schmied, der's wagt, bleibt im Berge oder kommt als alter Mann erst wieder heraus. „In der Christnacht, während der Metten, hört man am Schneeberge noch den Schall des Hammers."

An Wodan oder eigentlich an seinen in der Sage gänzlich mit ihm verschmolzenen Sohn, Donar, den Donnergott und seinen Hammer, erinnert auch im Fichtelgebirge der gewaltige Respekt vor seinem Wirken, vorm Gewitter. In Gefrees fielen, um den Herrn der Donnerkeile zu versöhnen, die Leute auf die Kniee. In Selb und Weißenstadt waren „Feuerkugeln" noch in diesem Jahrhundert in die Gebäude gemauert, um diese vor Donars Keilen zu schützen; das sollen den Leuten freilich die — Zigeuner gelehrt haben: wohl nur Lesart für die alten Heiden. Truden (Druiden) und Hexen (Hagedisen) necken hier noch bis zum heutigen Tage hin und wieder ihre Gläubigen im katholischen wie im protestantischen Teile des Volkes: in sie wandelte das Christentum die alten Seherinnen (Veleda!) und Priesterinnen des alten germanischen Wald- und Götterkultus um. In Stadtsteinach buttern die alten Hexen; sind sie dabei nackt, so gibt es mehr Butter. Sonst machen sie lieber die Gewitter, und nicht nur bei uns, sie verstehen diese Kunst von Schottland und Schweden bis zum Gotthard und Brenner.

Die Göttinnen des altdeutschen Heidenglaubens leben ja gleichfalls hier noch fort. Die Hulda oder Holle, die Bertha oder Bercht, die Runen und die Hel klingen aus Sagen und Namen wieder.

Wenn z. B. ein alter Spruch sagt:

„Sprach Jungfrau Hille,
Blut stand stille",

so erkennen Wenz und andre Altertumsforscher hierin die Walküre Hilda, die Blut vergießen und wieder stillen kann. Zu den heulenden Kindern sagt man im Fichtelgebirge und im Mistelgau: „Sei still, sonst kommt die Berthe!"

Wo Jungfrauen Schätze hüten, und eine ist davon schwarz, oder doch halbschwarz, so klingt das an die Todesgöttin, die Hel, auffallend an. Während die öfters wiederkehrende Dreizahl der sagenhaften Jungfrauen an die Nornen erinnert, mag der Brunnenkultus an den Mythus jener Hela mahnen, „die unter der Esche Ygdrasil wohnt, an deren Wurzeln die heiligen Brunnen rauschen." Noch heute ziert man im Fichtelgebirge bis ins Hummelland heraus am Osterfeste

die Brunnen mit Tannenkränzen, Blumen, Maien (jungen Birken) und bunten Bändern. Bezeichnend ist, daß die dunklen Pässe und Thalschluchten um Steben, Weißenstadt, Kaiserhammer, „Höllen“ heißen — d. h. wohl als Zugänge zur Hel, denn von der christlichen Hölle werden die Zeitgenossen jenes Bischofs Venantius Fortunatus, der um 568 unter den Franken lebte und noch deren barbara runa oder Mysterien kannte, noch nichts gewußt haben, um jene Schluchten danach zu benennen.

Auf dem Waldsteine, oder dessen „Schüssel“, und auf dem Nußhart, wo man noch die eingehauene Opferschale sieht, und auf dem Köslar, gegenüber dem Bernecker Schlosse, brachten ehedem die Heiden ihren Göttern Opfer.

Dies deutet man als einen Rest des slavischen Kultus. Den Ortsnamen Köslar oder Köstler leitet man ab vom slavischen Kostel oder Tempel. Das benachbarte Rimlas soll „Donnerwald“ (h'rimi und las) bedeuten. Da hätten wohl Slaven den germanischen Donar verehrt und slavisiert? Auch der Oschaberg und der Ochsenkopf selber erinnern angeblich an den slavischen Donnergott Oß oder Osch, vielleicht auch nur an „ossag“, d. h. steil.

Man sieht, wer Frankenwald und Fichtelgebirge durchwandert, stolpert nicht nur über die Trümmer von dreißig Felsarten, sondern auch auf Schritt und Tritt über die Trümmer der untergegangenen altdeutschen Welt.

Geschichtliche Rückblicke. Wie ist es wohl gekommen, daß heute in und am Fichtelgebirge eine so ausgeprägte Verschiedenheit der Dialekte, der Physiognomien, der Denkweise und sogar der Beschäftigungsarten, man darf wohl sagen: im engsten Raume nebeneinander beobachtet wird? Man sagt wohl mit Recht, die Bodenverhältnisse, die Geschichte, die Religion haben das hervorgebracht. Und bereits im zweiten Teile dieses Werkes (S. 191—206) sind diese Verhältnisse für ganz Franken, für das ganze Maingebiet in ganz zutreffender Weise auseinandergesetzt.

Speziell für das Fichtelgebirge und den Frankenwald sei aber noch einiges nachzuholen hier verstattet. „In der Mitte des deutschen Landes, ja fast Europas gelegen“, erhebt sich von Südwest bis Südost hinüber, vom Tiefland umsäumt, das Fichtelgebirge: ein Granitkern, umschlungen von einer wahren Musterkarte jüngerer Gesteine. Von zwei sich rechtwinkelig schneidenden Erhebungssystemen — nämlich dem vom Brocken bis nach Passau ziehenden eigentlichen hercynischen und dem von Kronach bis Schlesien reichenden sudetischen — nach kreuz und quer gefaltet und zerschnitten, ist es auch die Wiege und Wasserscheide von vier Strömen: Main, Eger, Nab und Saale, die nach West und Süd, nach Nord und Ost hinaus, durch Franken, Pfalz, Böhmen und Sachsen eilig weiter rauschen, größeren Brüdern zu und mit diesen vereint: „hin zum Vater Ozean“. Zugleich die Wiege des deutschen Bergbaues und zugleich eine vielbegehrte Völkerscheide, an welcher im Kampfe ums Dasein Reste aller hin- und herwogenden Völker kleben blieben mit Merkmalen, welche ein Jahrtausend trotz seiner nivellierenden Kultur noch nicht ganz verwischen konnte — so ist das Fichtelgebirge viel weniger durch Höhe oder Umfang (nur 47—50 □Meilen) als durch seine Lage für Deutschland von Bedeutung geworden, und so kam es auch zu einem unvordenklichen, etwas mythischen Nimbus: „ein Glanz aus alten Tagen erleuchtet ihm die Nacht.“

Heute freilich ist es hier gar still und friedlich; die malerischen Felsgebilde, die tiefen, quellenfeuchten Schluchten, vom würzigen Hochwald überschattet, ziehen aus der Fremde mehr die forschenden Geister und die sinnigen Gemüter an; über die taufrischen „Lohen“ von Weißenstadt und Wunsiedel stürmen statt mordlustiger Sorben, Hussiten und Schweden willkommenere Sommerfrischgäste; am Main, an der Selbitz und Ölschnitz trinkt kein Barbarenfürst mehr aus Feindesschädeln Met, sondern holde Damen nippen hochfeines „Braunes“ zu den letzten Forellen. In jeder Hinsicht anders erscheint das freundliche Bild der Gegenwart gegenüber den wilden und kriegerischen Ereignissen, die sich auf diesem Gebiete vor Jahrhunderten abspielten, und gerade um die alten Steinklippen des Fichtelgebirges brandeten so oft mit blutigem Schaume die Sturmeswogen der Geschichte.

Denn so verschrieen auch dieses Stück des Hercynischen Waldes war — „terra horrida paludibus foeda“, d. h. ein „schreckliches, von Sümpfen starrendes Land“, hieß es bei den Römern — so lockte doch schon damals viele kriegerische Fürsten und Helden, wohl mehr noch als das reichlich vorhandene Erz, jenes System von kreuz und quer gangbaren Bergpässen, über die man ebenso bequem in besseres Land einbrechen, als sicher vorm Feinde wieder in natürliche Festen entrinnen konnte. Immer blieb das Fichtelgebirge hochgeschätzt von Freund und Feind, von Armins und Marbods bis zu Karls des Großen und Ziskas Tagen, von Albrecht Alkibiades, dem heimischen, bis zu Napoleon, dem fremden Raubfürsten.

Welche Blutbäche sind hier geflossen, bis diese Berge vom Kornberg bis zum Ochsenkopf und Sophienberg nicht nur die Wässer, sondern auch die Menschen, die Sprach- und Glaubensweise so schieden, wie sie heute erscheinen!

Aber auch schon dem mittelalterlichen Handel mit Salz, Erz und Getreide mochten die vier Ströme und die Pässe als Wegweiser gedient haben. Wer sie gewann, gewann auch an Sicherheit und Macht. Da drängte Volk auf Volk hinein, wenn auch kein Lied mehr die Schlachten und Helden nennt. Nur in einigen großen Strichen sei die Landesgeschichte berührt; es ist aber ein etwas verworrenes Geschichtsbild, da in den übrigen deutschen Gauen wohl nirgends die Bevölkerung so bunt zusammengestoppelt ist, wie die oberfränkische. Wenn Cäsar und Tacitus glaubhaften Traditionen folgten — und sie scheinen nüchterner im Glauben zu sein als Plinius und Herodot, die heutigen Tages wieder so sehr zu Ehren kommen — so wohnten auch hier in Oberfranken zuerst die unvermeidlichen Kelten, welche dem „Main“ als dem „Schlangenflusse“ seinen bleibenden Namen seiner gewaltigen Windungen halber erteilten. Die Kelten sollen von hier durch die helvetischen Stämme (die Urväter der heutigen Schweizer) und diese wieder durch die Sueven hinausgeworfen worden sein, so daß also eigentlich schon vor Christi Geburt mit noch mehr Recht als in unsern Tagen von einer „Fränkischen Schweiz“ zu reden gewesen wäre.

Lichter wird es, als die Römer an die Eroberung des südwestlichen Deutschland gingen. Daß sie selber nie ins Fichtelgebirge und den Frankenwald kamen, steht fest. Aber auch darüber, daß zur Zeit des Kaisers Augustus, als im Orient der Stifter einer neuen Religion geboren wurde, im Frankenwald und Fichtelgebirge die Hermunduren, die Bluts- oder Adoptiveltern der Thüringer, saßen, sind unter den römischen Geographen und Geschichtschreibern

— andre Quellen gibt es ja nicht — wenigstens Strabo, Dio Cassius und Tacitus in seltener Übereinstimmung. Später, nach Armins und Marbods Tagen, schlugen die Hermunduren (im Jahre 59 n. Chr.) sich mit den Katten (den späteren Hessen) um die Kissinger Salinen herum. Noch später drängen sich von Nordosten her suevische (schwäbische) Stämme übers Fichtelgebirge nach Südwest durch, die mit den Hermunduren in einem Bunde, dem Alemannischen, Rettung gegen die gleichfalls von Nordosten her nachrückenden Burgunder suchen; möglich, daß in jenen Tagen ein Teil der Hermunduren selber aus Oberfranken nach Westen und Süden hinausgetrieben wurde.

Tacitus erwähnt ferner in seiner Germania, daß südöstlich an die Hermunduren die Narisker stießen, welche das Wunsiedler Land und die anstoßende Oberpfalz innehatten. Und hier — in den scharf abgeschlossenen Kessel- und Thallandschaften zwischen dem Fichtelgebirge, Jura und dem bayerischen Walde bis zur Donau hinab — lag nun ein Stauungspunkt für die Wogen der Völker, welche endlich, einmal in besseren Wohnsitzen seßhaft, reich und nach Römer- und Griechenart kulturfähig zu werden trachteten.

Gleichviel, wer alles im 4. und 5. Jahrhundert das Nariskerland überschwemmte — genannt werden Quaden, Goten, Thüringer, Bajuvaren, Slaven und Franken — gewiß hat jede dieser Völkerwellen einen Niederschlag, d. h. einen Rest von neuen Ansiedlern, hier hinterlassen: gerade hier im Wunsiedlerland und in der Oberpfalz trägt deshalb das Volk (wie Fentsch sich ausdrückt) „das Mischlingsgepräge noch heutzutage am unverkennbarsten an der Stirn."

Anders in der Zentralgruppe und im bayrischen Vogtlande. „Hier ist im 5. Jahrhundert festes Thüringer Reich. Es reichte über das Fichtelgebirge hinaus bis an den fränkischen Landrücken." Man weiß, daß diese Thüringer, die Nachfolger der burgundischen Herrlichkeit, sogar die Römerfeste in Passau berannten. Nab und Regen sind beim „Geographen von Ravenna" thüringische Flüsse, und Venantius Fortunatus berichtet ähnliches. Eine Reihe von einzelnen Zügen gemahnt im Fichtelgebirge und Vogtlande (wie unser Fentsch findet) noch jetzt an die thüringische Verwandtschaft: „Viele Lokalbezeichnungen der Gruppe finden sich am Harze wieder (Frankenberg, Schneeberg, Lichtenberg, Langenau); bei Warmensteinach unterm Ochsenkopf ist eine Kuppe, welche den Namen „Thüringer Berg" führt; an den Harz erinnert manches in Sitte und Gebrauch des Fichtelbergers, und das Idiom vom Vogtlande südwestlich herab (bis in die mittelfränkische Keuperebene) klingt unverkennbar näher an den thüringischen als den ostfränkischen Dialekt. Die entschiedenste Dialektgrenze aber, nahezu ohne allen Übergang, trennt das Vogtland vom Sechsämterbezirke und liefert den Beweis uralter Stammesverschiedenheit." Der Lauensteiner, nördlich vom Rennsteig, spricht und denkt noch heute anders wie sein Nachbar in Buchberg und Steinbach, ein Stündchen südlich vom Rennsteig; ja noch mehr: der Steinbacher spricht das rauhe Bamberger Fränkische, aber eine Stunde weiter östlich sein Nachbar in der Langenau hat wieder die weichere singende thüringer Mundart; und wenn da z. B. der Bauer vom Dorfe Grund in den hart anstoßenden Markt Nordhalben geht, so sagt er gar: „ich muß 'nüber nach — Franken."

Doch sehen wir zurück zum alten Thüringer Reiche. Diesem rückten gar bald schlimme Feinde auf den Hals: von Westen her die Franken Chlodwigs

und der Merovinger; von Nordost her, zuerst als Bundesgenossen der Franken — seit dem 5. und 6. Jahrhundert, zunächst von der Oberelbe, indirekt aber von den Karpathen her — die slavischen Stämme der Sorben und Wenden (Sorabi, Veneti und Parathani). Während die Thüringer mit den Frankenkönigen vergeblich um ihre Selbständigkeit rangen, fielen ihnen über die Eger- und Nabpässe, in das Fichtelgebirge und um dieses südlich herum sich drängend, die Sorben in den Rücken. Weniger im eigentlichen höheren rauheren Fichtelgebirge, wo sich die Thüringer doch leichter behaupten konnten, als in den anstoßenden Terrassen: oder im Frankenwald, im oberpfälzer und baireuther „Unterlande", bis zur Wörnitz, Regnitz und Aisch hinaus, stoßen wir auf die eigentümlich oval, halbkreis- oder kreisförmig angelegten Dörfer, wie Förtschendorf u. s. w.; dann auf jene Ortsnamen, welche auf „—itz" und auf „—gast" ausklingen oder welche mit „chulm" und „ost" oder „osch", mit „del", „gör", „les" oder „las", mit „kem" oder „treb" als einer Stammsilbe zusammengesetzt sind, und welche heute noch als unabweisbare Zeugen der slavischen Ansiedelung dastehen. Der Deutsche nennt seine Ansiedelung gern nach seinem Namen (Arbing „bei den Aribos", Gozzing oder schwäbisch: Gundelfingen u. s. w.), oder auch nach seiner Arbeit beim Ansiedeln (Baireuth oder Baier-Reuth [Ausrodung], Möchsrot, Stockenrot, Pleofen = Blähofen — bei dem man Eisenerze röstete — Sommershau u. s. w.); oder er nennt selbe nach dem Hause (Steinhaus, Neuhaus, Neuhofen, Steingaden, Sandhäuser, Lackenhäuser); öfters auch nach der Tierwelt, den Bewässerungs- und Vegetationsformen der Siedlungsstelle (Eulenlohe, Bärensunk, Auerbach, Ellbach, Steinwald, Haag, Steinlach, Lindenhard, Schnabelweid, Waldstein, Kitzbühl, Hochfilzen, Zeitlmoos, Langenau, Breitengrün), oder auch er komponiert Örtlichkeit und Namen (Bettelmannsgrün, Gottmannsgrün, Epprechtstein, Eckersdorf, Voitsumra = Voitssommerau). Dagegen der Slave nimmt gern Flächenart, Höhe und Tiefe, nimmt Farben, Licht und Schatten zu seinen Namen: Tschirn ist dasselbe wie czerny, herciny, czorny oder schwarz; Görau und Gera kommen von gerawa = aufwärts, Döhla von delaw = abwärts oder dem verwandten dolina = Thal, chulm und gora (= steiler Hochpunkt) in Chulmah oder Kulmbach, in Culmitz, Kaurndorf; kem und treb = steinig in Kemlas und Trebgast: „und selbst" — schreibt Hartwig Peetz sehr zutreffend — „selbst die späteren antinationalen Ansiedelungen des Deutschen unter den Wenden (am limes Sorabicus unsres Fichtelgebirges u. s. w.) finden wir noch mit dem bezeichnenden slavischen Namen, z. B. Nemtschka (= Deutschenau), Nemtschenreut. Letzteres Wort zeigt auch, daß manche Namen von Örtlichkeiten aus deutsch und slavisch gerade so sich zusammensetzen, wie in Kärnten und Illyrien und sonst im östlichen Deutschland. Von Keltennamen kann wohl nur blutwenig übrig geblieben sein. Zwar deutet unser größter deutscher Keltolog Dr. Kaspar Zeuß, welcher am 22. Juli 1806 in Vogtendorf bei Kronach geboren ist (gestorben 10. Nov. 1856), sowie ein andrer trefflicher Mitarbeiter im prähistorischen Oberfranken, Herr Pfarrer Engelhard, manches mit Glück nach keltischen Wurzeln. Doch ist ihnen entgegenzuhalten, daß wenigstens die Ortsnamen sicher nicht in der Nomadenzeit, sondern erst in der Zeit der Seßhaftmachung auftauchen konnten! Wenn man z. B. die so sehr zahlreichen Endsilben von Dörfern im Frankenwald auf „—grün" im keltischen Sinne mit „—hügel" deuten will,

so steht dem außer dem Gesagten auch das entgegen, daß auch ihre Vorsilben fast alle gute deutsche Namen sind. Wahrscheinlicher sind jene Orte ursprünglich einfach lauter ackerbautreibende Militärkolonien der fränkischen Eroberer im sorbischen Lande aus dem 9. und 10. Jahrhundert gewesen. Daß nun gerade hier, wo nach den längst verschollenen, vielleicht einmal im Urwald ansässig gewesenen Kelten sicher erst deutsche Nomaden, dann die slavischen Kulturbringer und endlich wieder deutsche Heerscharen als schonungslose Eroberer gehaust, zerstört und neu geschaffen hatten — daß hier die letzten christlichen Eroberer bei ihrer Militäreinrichtung im Slavenlande auf jedem Hügel über keltische Nomenklatur gestolpert seien, das anzunehmen, scheint doch gewagt. Vorzugsweise waren es Deutsche und Slaven, die in Oberfranken seßhaft geworden.

„Annehmbarer Weise" — schreibt Fentsch, einer der besten Kenner dieser Verhältnisse in Bayern — „gewannen die Wenden nicht so fast auf dem Wege der Eroberung als der Kolonisierung Raum, und trotz manches unglücklichen Kampfes sitzen sie im 7. Jahrhundert in ganz Oberfranken. Ihr Verständnis im Ackerbau und in der Gewinnung des Erzes festete ihre Seßhaftigkeit neben den alten Landbewohnern und verschaffte ihnen teilweise das Übergewicht über diese. Es bildete sich eine Mischung wendisch-germanischen Blutes, die aus natürlichen Gründen im Nariskerlande eine andre Färbung erhalten mußte, als nördlich und westlich des (zentralen) Fichtelgebirges im Lande der Thüringer — d. h. eine andre Färbung im Wunsiedler als im Vogtlande oder Frankenwalde."

Daß diese Leute wendischen Blutes die ersten Bienenzüchter und Flachsbauer im heutigen Bayern und die ersten Bergleute im heutigen Deutschland gewesen, steht fest. Zeideln ist ein slavisches Wort mit deutscher Endung. Sie brauchten zu ihrer Kultur auch bessere Wege; sie wohnten, unähnlich den Germanen, lieber in geschlossenen Dörfern und Städtchen, die in Franken wohl alle viel älter sind als die Gründungen Kaiser Heinrichs des Voglers. Von ihrem Bergbau im Fichtelgebirge bringt wenigstens für die Zeit von 843—876 der Mönch Otto von Weißenburg urkundliche Nachweise. Von ihrem Wirken für die Wohnbarmachung Oberfrankens ist auch der Kulturhistoriker Hartwig Peetz aus Baireuth so entzückt, daß er im Jahre 1864 in der „Bavaria" mit rosiger Weltanschauung von diesen „Moin- und Radanz-Windi" erklärt: „sie eröffneten der Kultur rosige Pforten." Diese slavischen Eroberer verloren hier ihre Sprache so rasch, wie die deutschen Langobarden die ihrige in Oberitalien; jene einfachen Sorben oder Wenden konnten eben noch nicht das „nixdeutsch" ihrer böhmischen Vettern von heute. Wo sich die Wenden in Oberfranken reiner erhalten haben, findet sich auch ein schlankerer, brünetter Menschenschlag mit kleinen, tiefer liegenden Augen und schwarzem Haar, und bei den Frauen, die meist hoch und üppig gewachsen sind, mit gar breiten Becken und kleinen Füßen. Das ist auffallend, daß auch im Hummelgau dort herzlich wenig von der Slavenabstammung erkenntlich ist, obschon Fentsch und Sepp in diesen breiten stämmigen Bauern und rosigen blonden Bäuerinnen das wendische Blut sogar extra stark fließen lassen. Aber darin hat Fentsch vollkommen recht, daß er sagt: „wo im Frankenwald der slavische Typus am kennbarsten auftritt, sind die Mädchen durchschnittlich am üppigsten und schönsten." — Obwohl die Wenden sich gegen die immer kräftiger auftretenden Franken auch wieder mit den Thüringern verbanden, zertrümmerte schließlich doch Karl der Große in drei Feldzügen nach der thüringer

auch die slavische Herrlichkeit in Oberfranken (805). Seine Franken besetzten nach Römerart mit Militärkolonien das gewonnene Land: Ostfranken entsteht, in seinen Gauen oder Grafschaften herrschen fränkische Vasallen, die Karls Nachfolgern dienstbar sind und in die grünen Aushaue des tannendunklen Frankenwaldes steinerne Zwingburgen bauen.

Im 8. und 9. Jahrhundert war im südöstlichen Fichtelgebirge der letzte Narisker im Nordgauer, oder sagen wir verständlicher: im Altbayern aufgegangen; dagegen war im westlichen Teile, im Frankenwalde und seinem Unterlande, der alte heidnische Hermundure oder Thüringer zum gut christlichen Ostfranken geworden, der alsbald auch Bistümer besaß, Klöster und schöne Kirchen dazu, und welchem nunmehr der heidnische Wende doppelt unbequem im Nacken saß. So begann alsbald die Bezwingung und Bekehrung dieser Wenden- oder Sorbenstämme. Bald auch sind die Verehrer des Tschernobog und Swantewit, des schwarzen und weißen Gottes, ins Christentum — willig oder mit Gewalt — hinübergegangen. Ein slavisch-germanischer Gau steht da, der Ratanz-, Radenz- oder Rednitzgau, der zwischen den Franken und Bayern liegt, zu dem der Frankenwald und das Fichtelgebirge bis zum Limes Sorabicus oder bis zu einer Linie von Selb nach Weißenstadt, Stadtsteinach und Kulmbach und zu den Rotmain- und Pegnitzquellen, also das ganze Vogtland und ein Stück Baireutherland bis in den Jura hinein gehören; es waren die beiden Kornberge und Waldstein, Schneeberg und Königsheide, welche die Ostfranken und christianisierten Slaven vom Stamme der Bajuwaren oder Altbayern auseinander hielten. Auch heute noch existiert im Wesen und Dialekt der Leute der Unterschied, denn, wie Fentsch die Sache ausdrückt: „seit dem 9. Jahrhundert beeinflußte ostfränkisches Volkstum die thüringisch-wendische Bevölkerung im oberfränkischen Jura, an Regnitz und Main, im Baireuther Unterlande und im Vogtlandsbezirke, während im südöstlichen Fichtelgebirgsverbande die Kultureinflüsse von Mittag, also von den Altbayern, sich geltend machten.“ Die Ostfranken brachten als Getränk den Wein, die Bayern das Bier mit. Die Stammesverschiedenheiten in Dialekt, in Brauch und Sitte vertieften sich noch, seit nach der Reformation auch die konfessionelle Scheidung dazutrat. Vorgebaut war aber schon durch deren politische Vorgeschichte. Bei Vollendung der karolingischen Eroberung gehörte der ganze Frankenwald und ein gut Stück Fichtelgebirge zum Radenzgau, das Wunsiedlerland teils zum Eger-, teils zum Nordgau, und das obere Saalgebiet oder Höfer Land zum Sorbischen Gau. Kaiser Heinrich II. gründete, teils aus Vorliebe für die Klerisei, teils als Gegengewicht gegen die ungefügigen weltlichen Vasallen, im Jahre 1007 das Bistum Bamberg, das er reich ausstattete, unter anderm mit dem heutigen Frankenwald und dem oberfränkischen Jura. Nordöstlich von diesem neuen geistlichen Staate lösten sich alsbald die Gaue in eine Menge von 20—30 reichsunmittelbare Grafschaften auf, die sich wieder in viele neue Linien zersplitterten, und aus deren Chaos dann der allerrauf- und raublustigste Adel des damaligen Reiches hervorging, als deren schlimmster Typus die Sparnecker, die Herren der romantischen Räuberfelsburgen auf dem Epprecht- und Waldstein, noch heutigestags berüchtigt sind; mit ihnen die Dynasten von Holnstein am oberen Püttlachthale, deren einer manchem der geplünderten Nürnberger Kaufleuten auch noch die linke Hand abhieb. Aus

diesen Dynastien krystallisierten im 12. und 13. Jahrhundert bessere, festere Kerne heraus: die kaiserlichen Vogteien in der alten Sorbenmark, die terra advocatorum imperii oder (aus ad-vocatorum ward eben Vogt oder Voigt) das Vogtland mit (Regnitz-) Hof als Metropole: damals curia Rekkenza geheißen, wozu auch Rehau, Naila, Helmbrecht und Münchberg gehörten, auch Schauenstein, Bernstein und Lichtenberg, die schmucken Burgen, von deren letztgenannter der Wanderer noch heutigestags über sieben blühende deutsche Vaterländer (die kleinern nennt man im Scherz wohl auch Raubstaaten) hinzuschauen vermag. — Weiter nach Osten und Süden bildeten sich aus der Reichsdomäne des Egerlandes oder des alten Egergaues die sogenannten Sechsämter (Selb, Thiersheim, Thierstein, Wunsiedel, Kirchenlamitz und Marktleuthen), deren Perle das liebliche Wunsiedel ist. — Aus dem Nordgau und einem Teil des Radenzgaues aber erwuchs die Herrschaft der Grafen von Andechs und Meran, welche sich von den Bamberger Bischöfen zeitig losrissen und unter Otto II. ihren Sitz auf der weinumrankten Feste Blassenberg gründeten (1229), deren 10 Fuß dicke Mauern und 684 Fuß tiefer Radbrunnen einen stolzen Beweis für die Baukunst unsrer Altvordern lieferten. Auf dem Fuße des „nassen Berges" (Blasinberg, vom slavischen Wlázin, nasser Berg), im Schutze der gewaltigsten Feste des ganzen Frankenlandes, erwuchs Chulmna (= Bergwasser), das heutige Kulmbach, dessen Rebenblut (wie das nahe Trebgaster) damals soviel galt, wie heute sein welterobernde Bier, das bis Australien versandt wird.

Zu dem Besitze der Meraner, die auch Herzöge von Dalmatien hießen (ein Titel ohne Mittel), gehörte außer einem ziemlichen Stücke vom oberfränkischen Jura bald auch das Bergland von Marktschorgast und Berneck, sowie die Herrschaft Baireuth (Baierute, zuerst 1194 erwähnt), welche, während Kulmbach vorerst noch an einen aus Thüringen stammenden Schwiegersohn des Meraners Otto II., an den Grafen Orlamünde (1248) fiel, im gleichen Jahre an dessen reichen rührigen Schwager Friedrich den Hohenzoller, den Burggrafen von Nürnberg, überging. Doch schon 1336 fiel auch Kulmbach und der ganze Rest des Orlamündischen Besitzes, dessen Herren, die Orlamünde, leider an förmlichem Stiftungs- und Schenkungsfieber zu gunsten der Klöster litten, wieder an die Zollerischen Burggrafen, speziell an Johann II. zurück. Und diese Fürsten sind es nun, welche mit Kauf und Kampf, begabt mit ebenso großer Klugheit wie Eroberungsfähigkeit, zugleich gute Sparer und entschlossene Soldaten, Stück um Stück alle andern reichsunmittelbaren Dynasten, an die vierzig, verschluckten, indem sie erst die Sechsämter (seit 1281), dann Stücke vom Jura, vom Nordgau Creußen und Rauhenkulm, und auch das Vogtland (seit 1318) an sich brachten, und welche so die kernfränkische, über ein volles halbes Jahrtausend Bestand habende Markgrafschaft Kulmbach-Baireuth-Ansbach gegründet haben. So gaben sie in jener mit Recht verrufenen Zeit schon, als echte Hohenzollern, ein glänzendes Beispiel und Vorbild im kleinen für das, was in unsern Tagen, gegenüber der traurigen Zerrissenheit des deutschen Vaterlandes, wiederum ihr Fleisch und Blut, die preußischen Hohenzollern, dieses uralte schwäbisch-fränkische Geschlecht, mit Klugheit und Entschlossenheit, mit Berufstreue und Tapferkeit abermals und diesmal im großen für ganz Deutschland vollbracht und geschaffen haben.

Friedrich V., der „Erwerber", teilte leider sein Land am 19. Mai 1385,

wobei das neue Burggrafentum „oberhalb Gebürges" an Johann III. fiel, welcher das soeben umrissene Gebiet von Kulmbach-Baireuth beherrschte: also Oberfranken mit Ausnahme des Bamberger Fürstbistums, zu dem der Franken- und Steigerwald und das Muggendorfer, Forchheimer und Aischgründer Gebiet gehören. Schon 1420 fiel das neue Fürstentum nach Johanns (des Alchimisten) Tode an dessen Nächstverwandten, Friedrich I., den Kurfürsten von Brandenburg, zugleich Burggrafen von Nürnberg, und blieb als großer Besitz vereint — von Ansbach bis über Berlin hinausreichend — bis 1486, da der tapfere Albrecht Achilles nach rühmlicher, aber fehdenreicher Regierung starb.

In dieser Zeit, 1430—1432, brach über Oberfranken, besonders aber übers Fichtelgebirge, die erste jener drei schrecklichen Perioden herein, welche dieses deutsche Land wie kein andres verwüsteten. Wir meinen die Verwüstung der Hussiten, welche mit seltner Gründlichkeit Städte, Schlösser, Klöster und Dörfer verbrannten und die Mönche und Nonnen, Bürger und Bauern ausmordeten. Nach 120 Jahren, in dem sogenannten Albertinischen Kriege, brachte die Reichsacht, die gegen einen schlimmen Landesvater verhängt werden mußte, ähnliche Greuel über Oberfranken, und aber nach achtzig Jahren der Dreißigjährige Krieg noch ärgere.

Die Hussiten wüteten deshalb besonders furchtbar in Oberfranken, weil Friedrich I., der Markgraf von Brandenburg und Burggraf „ob Gebürg" (d. h. Baireuth und Fichtelgebirg), ein spezieller Feind des Huß in Konstanz war und als Führer eines Reichsheeres in Böhmen eingedrungen war. Der Hussiteneinfall im Jahre 1430 verwüstete zuerst die heiligen Stätten und die Bürgerhäuser in Hof. Dann ging es über Kulmbach her, wo zuerst das Kloster auf dem Galgenberge verbrannt und die fliehenden Augustinermönche gefangen und „unter brechendem Eise" zu Tode gemartert wurden. Am 7. Februar 1431 lag ein Aschenhaufen zu Füßen der Plassenburg; diese, dank der energischen Vorsicht des gebürgischen Hauptmanns Hartung von Egloffstein, war unerobert geblieben. „Bald aber fanden sich den Tauben gleich die geflüchteten Einwohner wieder auf der wüsten Stätte zusammen, die Bürgerschaft griff wieder zur Arbeit, den Adel zog es wieder heim zum erhobenen Fürstensitze, der Augustinerkonvent scharte sich um die neugeweihte Kirche...." — Helmbrechts, Schauenstein, Weißenstadt, Münchberg, die Feste Wallenrode oder Berneck wurden zerstört, Bamberg kaufte sich los: Baireuth ward von Prokop um so leichter verbrannt, als seine Befestigung noch nicht ausgebaut war. Alles wurde ausgewüstet, ausgemordet. Nur am reichen Wunsiedel brach sich die Hussitenwut: „mehr an der Eichenkraft seiner Wehrmänner" — sagt Hartwig Peetz in seinem etwas gesuchten Deutsch — „als an den marmornen Mauern der Stadt .... der Sturm mit überzahlgroßen Massen, der anderwärts die unentschlossene Furcht so leicht überwunden, wurde hier von Jobst von Schirding und den braven Wunsiedlern — fünfzig fielen für den Heimatherd als Opfer — im Tigerkampf mit böhmischer Wut zum Schweigen gebracht. Begeistert von solcher kernhaltigen Mannesmacht, setzte der Burggraf den wachsamen Brackenkopf der Zollern blutgerötet ins Wappen der getreuen Stadt; die reckenhaften Blechschmiede aber verdankten den Sieg in deutscher Bescheidenheit dem Schutze der heiligen Katharina und richteten derselben einen Altar auf dem nächsten Berge empor." Die Ruinenkirche des Katharinenberges (580 m) bietet heute den schönsten

Aussichtspunkt der Gegend; wohl kein Besucher denkt daran, daß sie ein Denkmal des alten braven tapfern Bürgersinnes ist.

Auch Kronach vermochte sich gegen die blutdürstigen Hussitenscharen zu halten: die Bürger selber verbrannten die Vorstädte, in denen des Prokopius oder Porkupeks Wüteriche sich schon festgesetzt hatten, und vertrieben so den Landesfeind. — Außer Wunsiedel und Kronach und einigen Bergschlössern wurde so ziemlich alles im Markgrafenlande „ob Gebürg" niedergebrannt..... Nebenbei ist Schloß Hohenberg bei Selb die allereinzige Burgfeste des oberfränkischen Gebirgslandes, welche die Hussiten-, die Albertinischen und die Greuel des Dreißigjährigen Krieges ungebrochen, unzerstört überdauert hat.

Der große Besitz der Hohenzollern im 15. Jahrhundert zerfiel schon 1486 wieder. Nach dem von Albrecht Achilles letztwillig erlassenen Hausgesetz wurde wieder aufs neue geteilt: und zwar wurde das Kurfürstentum Brandenburg nun für ganze drei Jahrhunderte abgetrennt, ebenso das fränkische Nieder- oder Ansbacherland; Kulmbach-Baireuth, oder das Fürstentum „Brandenburg-Kulmbach", fiel an den milden Sigismund, mit dessen Scheiden die guten Tage des Landes gleichzeitig auf lange Zeit ihr Ende fanden.

Sein Nachfolger Friedrich IV., der Verschwender und Romantiker auf dem Throne „ob Gebürg", ward in einer Faschingsnacht von seinen schlimmen Söhnen Kasimir und Georg als ein „blödsinniger Alter" entthront und eingekerkert. Doch muß er bei seinen Unterthanen mehr gegolten haben als bei seinen Söhnen; ein schönes edles Fräulein Babetta, vom Schirndinger Stamm, besuchte ihn als Tröstерin, angeblich unter der Maske der Weißen Frau...! Was Kasimir an Glanz und Pracht übrig ließ, verdarb sein berüchtigter Sohn Albrecht IV. Alkibiades, auch Albrecht Bellator oder der Krieger genannt. Für das Unterthanenvolk kamen aber jetzt nach den sieben fetten Kühen die mageren.

Trotz Annahme der Reformation diente der rohe Alkibiades eigentlich Gott und dem Teufel; wer besser zahlte, dem gehörte er; er schlug sich im bunten Wechsel erst für den Kaiser gegen Papst und Franzosen, dann gegen die Evangelischen für Kaiser und Papst, gleich darauf wieder mit Moritz von Sachsen gegen den Kaiser, und danach wiederum gegen Moritz und das ganze Reich; schließlich ward er Trabant und Soldnehmer beim — Franzosenkönig; dann packte ihn Gicht und sonstiges Gebreste, und der wilde Alkibiades dichtete — Kirchenlieder. Solch ein Fürst bekam natürlich dem Lande schlecht genug, ganz verderben konnte er es doch nicht, dank der Zähigkeit dieses altfränkischen, fleißigen, zähen Stammes, dessen Bürgerstand an Tamerlans Ameise erinnert: vierzigmal fällt diese vom glatten Steine herunter, aber schließlich erklimmt sie dessen Höhe — doch. Weil dem Alkibiades nicht gehalten wurde, was er im Passauer Vertrage (7. August 1552) zu erringen hoffte, überfiel er die Bistümer Bamberg und Würzburg, nahm Forchheim 1552 und verbrannte die Altenburg bei Bamberg (20. April 1553) nach furchtbaren Brandschatzungen des Fürstbistums, dem er 19 Ämter entriß. Als ihn dafür die Reichsacht trifft, sagt er lachend zu seinen Hauptleuten, nachdem er ihnen die Acht mitgeteilt: „acht und acht macht sechzehn, die wollen wir vertrinken."

Die Reichsacht that freilich seinem Lande und Volke viel weher als ihm. Er wurde bei Sievershausen (9. Juli 1553) vom Herzog von Braunschweig, dem dort zwei Söhne getötet wurden, aufs Haupt geschlagen und flüchtete dann,

nach vielen Abenteuern, in Frankreichs Dienst hinüber. Im selben Jahre aber noch zog sein Todfeind, der Braunschweiger, vor Kulmbach, an der „kalten Marter“ — dort, wo 130 Jahre früher die Hussiten die Mönche ertränkt hatten, schlug er sein Zelt auf und beschoß Stadt und Feste.

„Unerschütterlichen Mutes verteidigt der getreue Johann von Zedwitz die Plassenburg — die Verteidiger der Stadt sehen sich aber bald auf die Vorstadt Kressenstein beschränkt; Meutereien unter den eignen Landsknechten auf der Feste beschwichtigt der Landgraf von Leuchtenberg, von St. Peters Turmkuppel wehrt sich das Geschoß gegen das feindliche Feuer — aber am Konraditag (26. November 1553) sieht die brave Bürgerschaft, durch den treulosen Abfall der Landsknechte und Reiter entmutigt, sich gezwungen, hinter die Wälle der Plassenburg sich zurückzuziehen.“ Drei Tage lang wird Kulmbach, ähnlich wie weit und breit das ganze Land, grauenvoll geplündert und bis auf etliche Häuser ganz niedergebrannt samt allen Kranken. Auch Zedwitz und seine hungernden Getreuen, die da trutzig zur Wehre sangen:

„Sollten wir alle froh sein,
Daß wir des Pfaffenweins los sein,
Denn kein Glück wollt' dabei sein“ —

selbst diese tapferen Franken zerreißen endlich, von Alkibiades und aller Welt verlassen, ihre Fahnen, am 22. Juni 1554, und ziehen ab. Die Plassenburg mit ihren mächtigsten Türmen und Thoren bricht der Feind mit eiserner Gewalt.“ Die Stadt drunten lag von Brand und Pest verödet, von 500 überlebten nur 75 Ehepaare das gräßliche Unheil, das der getreue Hirte Pfarrer Thiele (eines Bergmanns Sohn, 1518 geboren, gestorben 1576) als Augenzeuge der Nachwelt aufgeschrieben hat.

Albrecht Alkibiades war unterdes nach Frankreich geflohen; unterm Heiligtum einer französischen Gesandtschaft kehrte er zu seinem Schwager Karl von Baden zurück, wurde da siech und eine männliche Magdalena, wenigstens im Geiste, und starb am 8. Januar 1557 zu Pforzheim! Welch seltsamer Geist: Wüstling, tapferer Landsknecht und frumber Sänger in einer Person, aber freilich ein Landesvater der schlechtesten Sorte, so daß sein Volk ihm nachsang:

„O Markgraf, du ganz greulicher Mann,
Verderbet hast du manchen Mann,
Gemacht viel Witwen und Waisen.“

In dem Vernichtungskampfe, welchen die Bundstände gegen Albrecht Alkibiades führten, wurde Baireuth vom Burggrafen Heinrich Reuß von Plauen, der auch die Schlösser Wallenfels, Epprechtstein, Weißenstadt, Pegnitz und andre Plätze verbrannte, vom 3. Oktober 1553 an belagert und beschossen; daneben wurden alle Vorstädte nebst Schloß Birken niedergebrannt. „Heldenhaft wehrte sich die Stadt: Bürger Christoph Sturm focht bis zum letzten Hauche an der Spitze der Tuchmacher, also daß Heinrich grimmig ausgerufen: „Hundestadt! bist des Pulvers nicht wert, darum kauf' ich leicht eine neue! Hunger, hetz' aus die Kleienfresser!“ Am 16. November gelang endlich der Sturm: „Wald und Wild, Roß und Rind wurde vernichtet, Gefild und Haus verwüstet, der wackeren Tuchknappen Stuhl, Wolle und Vorrat verbrannt. Daneben würgte die aus Leichen aufschleichende Pest in wenigen Wochen mehr als tausend Leben hin.“

Auch Hof litt argen Schaden. Heinrich Reuß belagerte und eroberte es zweimal. Das erste Mal verfuhr er glimpflich; nach deren Rückfall an den Alkibiades aber ließ er als Sieger seinem Grimm freien Lauf; gestand er doch selber zu, daß er „vor diesem Saustall 1300 Tote gelassen". Er brach und schleifte darum Hofs Befestigungen und hinterließ auch hier die Pest, die 1554 in Hof über 1400 Menschen würgte. — Zuvor schon hatte der Bauernkrieg, namentlich auch im Frankenwalde, Land und Leute verheert.

Georg Friedrich, des Alkibiades Nachfolger, baut mit Reichshilfe die Plassenburg wieder auf, doch verscheuchte ihn die Furcht vor dem Gespenste der — Weißen Frau. Sein Nachfolger Christian vollendete die gewaltigen Bauten der neuen Plassenburg und verlegte die Residenz 1603 nach Baireuth, das er mit dem großen Schloßturme als Wahrzeichen versah, und das von nun an, nach manchem unsagbaren Leide, doch als schmucke Residenz des Fürstentums „ob Gebürg" aufblühen sollte. — —

Im Beginne des Dreißigjährigen Krieges, dessen ganzen Verlauf Markgraf Christian, 1603—1655, erlebte (wie in Altbayern Kurfürst Max), erwarb Christian noch den nördlichsten Saum des Frankenwaldes mit den Herrschaften Lauenstein und Lichtenberg (mit Ludwigstadt, Tettau und Steben), und teilte sein Land in 13 Amtshauptmannschaften ab, welche erst 1795 durch Hardenberg in 18 Kammerämter umgestaltet wurden; zunächst aber schien es, als ob Pest, Feuer und Kriegsverheerung seine junge Residenz und sein armes Land vom Erdboden wegtilgen sollten. Das arme Baireuth stürmte zuerst ein Oberst Wallensteins, Namens de Grana, am 20. September 1632, welcher die Geiseln der Stadt zu Tode marterte, weil die Brandschatzung nicht voll erlegt war. Manteufel (1633) und Holk brandschatzten aufs neue die Stadt. „An dem erfolggekrönten Widerstand gegen den bayrischen Kämpen Johann von Werth brach der Männer äußerste Wehrkraft zusammen (16. August 1634). Das gröbliche Begehren des Freiherrn v. Wahl um Einlaß ist am Chore der Hauptkirche heute noch ersichtlich; nicht das Bett des Pestkranken ward mehr geschont; Wenige nur blieben am Leben, um daran zu verzweifeln. Wölfe ästen bereits innerhalb der Thore, nur verscheucht vom General Banér und seinen Schwedenscharen (1640), denen Franzosen unter Quebriant (1642) und andre Korps folgten." Die Stadt Hof ward gar im schrecklichen Kriege mehr denn dreißigmal von den feindlichen Parteien genommen und ausgesogen oder mit Feuer und Schwert verheert, ja in einem Jahre ward sie bei dreißigmal gebrandschatzt: fast jeder notable Führer des Dreißigjährigen Krieges plünderte die arme Hauptstadt des Vogtlandes gründlich aus.

Mit mehr Glück als Hof und Baireuth behauptete Kronach, die Hauptfeste des gleichfalls schauerlich verheerten Frankenwaldes, die Jungfrauschaft vor den Schweden. „Im Jahre 1632 von diesen unter den Obersten Hasvert und Muffel (der auch die Plassenburg 1632 vergeblich beschoß) vom 17. Mai bis zum 7. Juni wiederholt angegriffen, warfen die Bürger den Feind wiederholt zurück. Leider gerieten bei dem letzten Ausfalle vier der mutigen Kämpfer in die Hände der Feinde, wurden von denselben lebendig geschunden und in die Erde vergraben." Die wackeren Kronacherinnen gossen siedendes Öl und Pech auf die Stürmenden und warfen die Bienenstöcke unter sie. — Auch Herzog Wilhelm von Weimar und seine Horden wurden 1633 und Bernhard

von Weimar 1634 glücklich zurückgeschlagen; doch blieb 1634 der „schwarze Tod“ auch in Kronach zurück, der grausigste aller Würger. Von den denkwürdigen Schwedentagen sang Andreas Baier 1669 in seiner Reimchronik:

„O Kronach, o du edle Stadt,
Dein' Treu gar viel geholfen hat:
Denn wenn du wärest untreu g'west,
Ganz Bistum Bamberg hätt' sein' Rest.“

Bischof Melchior Otto von Bamberg verlieh 1537 der werten Stadt Kronach ein höchst ehrenvolles Wappen, das zwei geschundene Männer als Schildträger hat. Dem Bürgermeister und Ratsverwandten wurde ferner ein Ehrengewand spanischer Art verliehen, wie es damals nur in Köln und Nürnberg getragen werden durfte, dazu eine schwere goldne Kette mit dem Kaiser- und Bischofsbilde. Ferner erhielt die Stadt die Rittergüter Theißenort und Weißenbrunn. Zur Erinnerung an Not und Ruhm des Dreißigjährigen Krieges feiert die Stadt alljährlich im Juni ein großes religiöses Fest, bei welchem die Frauen und Jungfrauen, die in den Tagen der Not den Männern kämpfend zur Seite gestanden, den Vortritt haben. —

Kronach war wohl die einzige Stadt in Oberfranken, welche im Dreißigjährigen Kriege keinem Feinde die Thore und den Geldbeutel geöffnet hat. Von den größeren Orten des Fichtelgebirges zerstörten die Schweden und andre Horden (unter den hunderten von Dörfern, Schlössern und Städtchen) auch Schauenstein, Helmbrechts, Münchberg, Naila, Lichtenberg, Weidenberg, Auerbach, Regnitz, Himmelkron, Thierstein und Thiersheim.

Wie grauenhaft damals Krieg und Pest durch den Fichtelberg hin wüteten, bezeugen (außer jenen in Baireuth äsenden Wölfen) die Thatsachen, daß im ganzen Amte Thierstein im Jahre 1635, einschließlich des Amtmanns und Chronisten Nürnberger, nicht mehr als acht Personen am Leben geblieben waren, und daß in der Stadt Wunsiedel in den beiden Jahrgängen 1635 und 1663 nur je ein einzig Kind geboren wurde! Damals sang Paul Gerhardt auf die Kunde des Westfälischen Friedens hin mit Recht die hoffnungs- und seelenvollen Dankesworte:

„Gott Lob! nun ist erschollen
Das edle Fried- und Freudenswort,
Daß nunmehr ruhen sollen
Die Spieß' und Schwerter und ihr Mord.
Wohlauf und nimm nun wieder
Dein Saitenspiel hervor,
O Deutschland, und sing' Lieder
Im hohen vollen Chor.
Erhebe dein Gemüte
Zu deinem Gott und sprich:
Herr, deine Gnad' und Güte
Bleibt dennoch ewiglich!“

Wir eilen zum Schlusse. Der Siebenjährige Krieg berührte wohl den zum Bistum Bamberg gehörigen Teil des Frankenwaldes, das Markgrafentum mit Vogtland und Fichtelgebirge aber gar nicht.

Eine Hausgeschichte der prachtliebenden Markgrafen bietet dem Leser kein Interesse. Das wichtigste davon ist schon im zweiten Bande bei Baireuth und Ansbach erwähnt. Doch Eines sei unvergessen. Der letzte Markgraf Friedrich Karl Alexander von Baireuth und Ansbach, der am 20. Dezember 1791 sein Land an Preußen abtrat, war der Entartetste seines Stammes, trotz Kasimir und Alkibiades. Er verkaufte seine Landeskinder von Hof bis nach Ansbach an die Engländer als Kanonenfutter nach Amerika und verschwendete das Geld an seine Schlösser, Theater und Mätressen. Die Lady Milford ist keine

Phantasie Schillers, sondern sie war die Geliebte dieses Alexander des Kleinen in Ansbach. Auch die Szene am Schloßplatze dort, welche in „Kabale und Liebe“ der alte Kammerdiener erzählt, daß man auf die Widerspenstigen, die nicht nach Amerika wollten, Feuer gab, ist traurige Wahrheit: dieser „Landesvater“ schoß einmal zum Plaisir einen Kaminfeger vom Schornsteine herab, nur um zu sehen, wie komisch der „schwarze Kerl“ purzeln würde! Die armen Unterthanen sind doch gerächt; ihr Tyrann steht ewig auf dem Pranger, den ihm unser teuerster Patriot und Dichter errichtet hat: Friedrich Schiller.

Weißenstadt und Wunsiedel. Die Zentralmasse des Fichtelgebirges ist reich an ebenso bizarren wie malerischen Felsbildungen, von denen einzelne einen Weltruhm gewonnen haben; hier sind es die Gipfel selber, im Frankenwald dagegen sind es die Thäler, welchen die pittoresken Steinmassen bleibende Reize verleihen; in der Zentralgruppe herrscht, wie der Leser weiß, der Granit, im Frankenwald jüngere Laven, Tuffe, Schiefer und Sandsteine. Aber gerade im alten Hercynischen Zentralgebiete um den Schneeberg herum erleidet die Sage von der „Unverwitterbarkeit“ der granitenen Erdfundamente einen harten Stoß. Hier im Herzen des ganzen Gebirges finden sich in den Flanken der drei schönsten Hochthäler jene Granitberge, welche anscheinend nur von den alten Titanen, beim Kampfe mit Zeus, etwa als beim Himmelssturme Berg auf Berg getürmt wurde, in jene Trümmer geschlagen werden konnten, welche der Wanderer so sehr bewundert. Hier breitet das weite Egerhochthal (Quelle am Schneeberg 738 m) um das gastliche Weißenstadt (637 m) zwischen den Ketten des Schneeberges (1097 m) und Waldsteins (913 m) sich aus, von deren Höhen die Felsmassen des Epprechtsteins (838 m), des Rudolfsteins (903 m) und der „Drei Brüder“ heute auf ein mooriges, einst wohl vergletschertes Land (Torfmoor Hölle 695 m) niedersehen, während durch alle Wälder heute das Hämmern von vielen Hunderten fleißiger Steinmetzen hallt. Auch das oberste Mainthal, das von Berneck (Main 400 m) über Bischofsgrün (647 m) zum Fichtelsee (800 m) zieht, und das zwischen Nußhard (1005 m), Ochsenkopf (1053 m) und Schneeberg eingekeilt ist, trägt namentlich auf dem erstgenannten Gipfel und in der Flanke des zweiten, an der Weißmainquelle (913 m), gewaltige bewundernswerte Granitfelsmassen. Auf diesen Stätten, wo einst die alten Heiden kannibalische Opfer brachten, tafeln jetzt gern die Alpenvereinler und Forstmänner, welche auch diese Berghöhen für die Besucher mit Zufluchtsstätten und sonst Nötigem ausstatten.

Das liebliche Wunsiedler Hochthal aber, das zwischen dem Schneebergzuge, der Platte und Kösseine die Rösla, ein Zufluß der Eger, durchfließt, trägt im Zuge der Kösseine das bekannteste aller Fichtelberger Felsgebilde, die Luxburg (802 m hoch). Hierüber schrieb der berühmteste aller deutschen Dichter schon vor fünfzig Jahren: „Unter den verschiedenen Abteilungen des Fichtelgebirges macht sich besonders merkwürdig ein hoher langgestreckter Rücken, von alten Zeiten her Luxburg genannt und von Reisenden häufig besucht wegen zahlloser, alle Beschreibung und Einbildungskraft überragender, in sich zusammengestürzter und getürmter Felsmassen. Sie bilden ein Labyrinth, welches ich vor vierzig Jahren mühsam durchkrochen, nun aber, durch architektonische Gartenkunst, spazierbar und im einzelnen beschaulich gefunden. Diese

Gruppen zusammen tragen gegenwärtig den Namen Luisenburg, um anzudeuten, daß eine angebetete Königin, kurz vor großen Unfällen, einige frohe und ruhige Tage hier erlebt habe. Die ungeheure Größe der ohne Spur von Ordnung und Richtung übereinander gestürzten Granitmassen gibt einen Anblick, dessen Gleichen mir auf allen Wanderungen niemals wieder vorgekommen, und es ist niemandem zu verargen, der, um sich diese, Erstaunen, Schrecken und Grauen erregenden chaotischen Zustände zu erklären, Fluten und Wolkenbrüche, Sturm und Erdbeben, Vulkane und was nur sonst die Natur gewaltsam aufregen mag, hier zu Hilfe ruft." So schreibt niemand anders, als der große Goethe, dessen Scharfsinn auch ganz richtig die Ursache der seltsamen Verwitterungsruinen in der so sehr verschiedenen Festigkeit und Verwitterbarkeit der Granitmassen im Fichtelgebirge erkennt und illustriert.

Genauer belehrt uns der Fachmann Gümbel, Bayerns größter Geolog, über die Sache, indem er (in der „Bavaria" Bd. III. 1, S. 39) schreibt: „Beobachtet man den Granit auf seiner ursprünglichen Lagerstätte unter dem Boden, so bemerkt man, daß er nicht gleichmäßig feste Masse bildet, sondern daß im locker gebundenen Gesteine einzelne Bänke, Schalen und Kerne fester und härter sind. Es kommen solche bankartig abgesonderte Partien meist vielfach übereinander gehäuft vor; oft zeigen sie eine schalenähnliche Wölbung und einen Kern, oft sind es große eiförmige Ausscheidungen, die, durch weniger fest zusammengewachsene Massen getrennt, neben- und übereinander liegen. Die Absonderung in Bänken findet in der Art statt, daß auf kurze Strecken die eine Platte sich auskeilt oder mit stumpfer Abrundung endet, während daneben sich eine neue Bank einschiebt. So liegen oft hunderte von Platten übereinander in nahezu horizontaler Lage, meistenteils aber mit etwas gekrümmter schalenartiger Wölbung, als seien die an den Enden zulaufenden Lager ineinander gekeilt. Diese bankartige Zerteilung entspricht keineswegs einer Schichtung, wie es den Anschein haben könnte, sondern muß als Folge einer Absonderung in Platten beim Festwerden der Gesteinsmasse gelten. Diese Art der ursprünglichen Struktur der Granitmassen erklärt vollgenügend alle die bizarren Felsformen, mit welchen der Granit über die Oberfläche aufzuragen pflegt. Wurden die weniger festverbundenen Felsteile infolge der Einwirkung der Atmosphärilien durch Jahrtausende nach und nach weiter gelockert und endlich ganz fortgeführt, so blieben bloß die festeren Kerne teils zu pittoresken ruinenähnlichen Felsmauern übereinander getürmt stehen, die wohl nirgends schöner als am Rudolfstein und an den „Drei Brüdern" zu sehen sind; teils stürzen sie, der Unterlage beraubt, zu jenen Felslabyrinthen übereinander, die man an der Luxburg mit Recht bewundert; teils bildeten sie groteske Felstrümmerhaufen, wie sie den Fuß der Kösseine und des Ochsenkopfes umgürten, oder die kegelförmige Schutthalde der Platte (925 m) so deutlich zusammensetzen. Zur Erklärung der Bildungsweise der oft höchst sonderbar geformten Felsen ist die Beiziehung vulkanischer Kräfte nicht nötig."

Die granitenen Felsköpfe und Felstafeln — je schöner und reiner sie sind, um so lieber verarbeitet sie der Steinmetz des Fichtelgebirges, für welches der ebenspaltende Granit ein großer Schatz ist. Zu Bausteinen, Trögen, Tischplatten, Säulen, Grabdenkmälern, Monumenten verarbeitet, wandern die Granitgesteine nach nah und fern — bis nach München und Lindau, Prag, Berlin

und weit über Deutschland hinaus aus den großen Schleifereien der Firma Ackermann in Weißenstadt, welche dieser Industrie und sich selber einen Weltruf verschafft hat, sowie aus der Schleiferei von Wölfel u. Herold in Baireuth und andern kleineren. Jährlich werden wohl über 100000 Zentner Granitsteine verarbeitet. Vom Kornberg bis Gefrees und zur Platte hinüber arbeitet diese, heutigestags ausgedehnteste Gesteinsindustrie des Fichtelgebirges. Auch bei Redwitz (531 m) und auf dem Weißenstein bei Stammbach (730 m) holt sie ihr Material, dort den schönen Syenit, hier am Weißenstein den kostbaren Eklogitfels, welche namentlich neuerer Zeit die Gräber unsrer Lieben schmücken oder als Postamente für die Bildsäulen deutscher Kriegs- und Geisteskönige dienen. Im Baireuther Friedhof deckt Jean Pauls, des formlosen Geistesriesen, irdische Reste ein gleichfalls formloser riesiger Granitblock."

Wir kehren noch einen Augenblick ins südliche Fichtelgebirge, nach Wunsiedel, zurück, der liebenswürdigen fleißigen Stadt in der lieblichen Gegend. Von Münchberg drüben im Westen, oder von Wunsiedel im Osten aus gesehen, präsentiert sich das Fichtelgebirge am schönsten — als Gebirge, das nicht ohne klassische Form ist. Im friedlichen, schönen Wunsiedler Distrikt zuckten gleichwohl schon allerlei plutonische Ausbrüche aus den Tiefen herauf. In Wunsiedel ist ja Sand, der schöne bemitleidenswerte Fanatiker, geboren, welcher am 23. März 1819 in Mannheim den spöttischen Denunzianten der deutschen Jugend, den literarischen Verherrlicher des Absolutismus, den russischen Staatsrat August Kotzebue, erdolchte.

Östlich und südlich von Wunsiedel umsäumt die älteren Felsgrundlagen des Fichtelgebirges jenes schwarze plutonische Gestein, welches Goethe zu dem Spruche ärgerte:

„Basalt, der schwarze Teufelsmohr,
Steigt aus der Tiefe jetzt empor . . ."

Der Reichsforst und Ruhberg (736 m), der Thiersteiner Schloßberg (637 m), der Armannsberg (770 m), der Parkstein (612 m) und der Rauhe Kulm (713) sind die bekanntesten Hochwarten, mit welchen der Basalt das südöstliche Fichtelgebirge umgürtet hat. Wie der Diabas, kommt auch der Basalt als Massengestein und als (unterseeisch ausgebreiteter) Tuff, und im erstern Falle auch säulenförmig vor, so am Parkstein und Gammel.

Auch die Basalte sind ein Schatz für die Gegend ihres Vorkommens, wenn sie der Bahn unmittelbar anliegen. Aus der Gegend des herrlichen Rauhen Kulms wandern, als das beste Straßenmaterial, seit Jahren Millionen Zentner auf die bayrischen Straßen hinaus.

Als ein andrer Segen der Basalte gilt das heutige Auftreten der eisenhaltigen Sauerwasser in ihrem Gebiete. Hier sind zu nennen: Quellen bei Großschlattengrün und Schönheid, Kondrau bei Waldsassen und das Ottobad bei Wiesau, vor allen aber das so frequent wie berühmt gewordene Alexanderbad bei Wunsiedel: herrliche Anlagen, die Trümmerwelt und Hochwälder der Luxburg und Kösseine, des Burg- und Habersteines, und moderner Komfort machen das Alexanderbad seit Jahrzehnten zahllosen Naturfreunden zum liebgewordenen Aufenthalte.

Weit im Westen drüben, im Frankenwald, liefern die Diabasgesteine ein Gegenstück in den eisenhaltigen Säuerlingen von Steben und seiner Umgegend,

in der Hölle und Langenau und bei der Krötenmühle. Gümbel erteilt diesen Heilquellen folgenden Heimatschein: „Durch den Ausbruch der Diabasgesteine ward dem mit Mineralteilchen beladenen Wasser aus der Tiefe ein Weg eröffnet, um in Spalten seinen Mineralgehalt in Form von Erzgängen abzusetzen.“ Diese Wasser bahnten sich auch noch durch die Tuffe und Konglomerate des Diabases Gänge; und daß die weltberühmten Stahlquellen Stebens die „letzten Spuren jener großartigen gangbildenden Gewässer“ sind, dafür findet der berühmte Geolog einen Beweis in der merkwürdigen Thatsache, daß rings um Steben „Säuerlinge immer nur an der Stelle zu Tage aufsteigen, wo ein Erzgang von einer Thalspalte durchkreuzt wird. Die Gangspalten bilden die Leitungskanäle für die Kohlensäure aus der Tiefe, die Gänge selbst liefern die Mineralbestandteile, während die Thaleinschnitte das Wasser zubringen und die günstigsten Stellen darbieten, das mit Gas und Mineralstoffen angereicherte Wasser wieder zu Tage treten zu lassen.“ — Hochberühmt ist die Gegend von Steben durch die herrlichen Diabasthäler, voran die „Hölle“ mit dem Uhustein und vielen wundersamen Felskolossen, die bergfrische Langenau — Thäler, die den Wanderer oft an die Voralpen erinnern. Das Bad blüht wieder auf, wie überhaupt alle Industrie und aller Unternehmungsgeist Oberfrankens nach sieben mageren schrecklichen Jahren endlich wieder frischer das Haupt zu erheben wagt.

Das ältere Bad der oberfränkischen Lavagegenden ist freilich Steben, das schon die wunden Kriegsmänner des Dreißigjährigen Krieges zur Heilung aufsuchten. Zur Zeit aber verspricht doch das jüngere Wunsiedler- oder das Alexanderbad größere Blüte; denn die Eisenbahn und die geld- und thatkräftigen Unternehmer, welchen es jetzt gehört, schaffen diesem schwächeren Sauerwasser große Vorzüge vor Steben. An dem lachenden Wunsiedler Thal hängt poetischer Duft. Gab es doch uns Deutschen, außer dem finsteren Deutschtümler Sand, auch den vom Sonnenglanz der Phantasie breit umflossenen Jean Paul Richter (geb. am 21. März 1763), unsern größten Humoristen, in dessen Predigt an den Polizeidirektor Saalpater Geist, Satire, Freisinn und Vaterlandsliebe den Finsterlingen seiner Zeit einen köstlichen Spiegel vorhalten: denunziert er doch darin die fünf Vokale unsrer Sprache als die eigentlichen Verführer und Aufklärer des Volkes! (Der zweite Band des Werkes gibt S. 304 ff. eine kernige Schilderung Richters.) Wer Jean Paul mit Liebe las, wird aber in ihm viele Züge des Egerländers oder Sechsämterfranken, wie wir diesen (vor wenigen Seiten) kennzeichneten, lächelnd wiedererkennen. — Es hat auch der Westsaum des ganzen oberfränkischen Berglandes einen Dichter geboren, Heinrich Schaumburger (geb. 15. Dezember 1843 in Neustadt bei Koburg), einen Lyriker und kernbraven Schilderer des fränkischen Bauernlebens, der vielfach an sein Vorbild Berthold Auerbach hinanreicht; aber außer diesen beiden war es seit grauen Tagen im hercynischen Franken gar liederstill, während doch im Frankenjura und im weinbauenden Unterfranken die herrlichsten Minnesänger blühten. Dichter heiliger Gesänge waren wohl einst im 10. und 11. Jahrhundert im Bambergischen erstanden, wie Ezzo, dessen „Lied von den Wundern Christi“ manchen Ritter ins Kloster trieb. Aber seitdem ist es im Fichtelgebirge grabesstill; Rüdenhatze, Hifthornschall, Fehdenlärm gediehen da, aber keine Liebessänge; noch heute ist der weite Tann arm sogar an gefiederten Sängern: seine Stille ist unbegreiflich, aber nicht ohne Erhabenheit.

Industrie im Mainthal. Bleiben wir im herrlich gelegenen Bischofsgrün, einem großen, weitschichtig zwischen hohen Ausläufern des Schneebergs und Ochsenkopfes zerstreuten Dorfe, so steigt da freilich die alte Sagenwelt aus jeder Bergfalte, aus dem Hämmern der Spechte wie der Schmiede, aus Nebelstreifen und Waldesgrün auf; aber die reelle Thätigkeit der heutigen Menschen hat viel mehr Interessantes, als es auf den ersten Blick erscheint. Was hier geschaffen wird, geht zum Teil durch alle Welt — Glaswaren und Perlen aus Bischofsgrün gelangen zu Roten, Schwarzen und Weißen in allen Weltteilen. Schon früher bei den Glashütten des bayrischen Waldes (Band II. S. 51 ff.) ist die Art der Glasfabrikation beschrieben. Sie ist hier in Bischofsgrün nicht anders wie in Deutschböhmen, nur ist dem Fichtelgebirge die Arbeit der Knopf- und Paterlhütten eigentümlich. Schon 1615 erwähnt das Bischofsgrüner Kirchenbuch einen Maler und Knopfmacher Christoph von Warmensteinach: er soll am Ende gar ein Schüler der Venezianer (der goldsuchenden Wälischen) gewesen sein, was nicht unwahrscheinlich ist, nachdem damals längst schon die Venezianer die ersten Glasfabrikanten der Weltwaren. Man nahm damals im Fichtelgebirge den Diabas, der vom Orte Fichtelberg übern Ochsenkopf, als „Gleisinger Gang", herüberstrich, und der, nebst dem Serpentin, heute noch der „Paterlstein", auch Kalmünzer (Kulmitzer) oder „Knopfstein" heißt, als Material her, um schwarze Glasmasse zu erschmelzen und daraus Knöpfe, Rosenkranz- und andre Perlen zu fabrizieren. Schon der alte Pachelbel erzählt in seiner Beschreibung des Fichtelgebirges, daß seiner Zeit, also um das Jahr 1706, in Warmensteinach allein zwei Hütten jährlich „einige hundert Zentner gläserne Knöpfle und Halsgehänge von allerlei Farben über Leipzig und Hamburg, wie auch über Frankfurt und Amsterdam nach Moskau, Türkey und Westindien verführt haben." Was wir neuerlich in den fünfziger Jahren an schwarzem Glasmasseschmuck bei den Damen gesehen haben, das stammte fast alles aus den geschmolzenen Grünsteinen (Diabasen) des „Fichtelberges". Wenn der Glasmeister den Ofen gebaut und dem Flusse die Farbe zugeteilt hat (Perlenmasse aus Kalk, Pottasche und Quarz, die mit Smalte, Kohlen, Braunstein u. s. w. zu färben ist), dann blasen die Leute aus dem Flusse die Perlen, bei greulicher Hitze und greulichem Durste. Ein Arbeiter ersten Ranges konnte neuerlich noch an einem Tage bis zu 4000 Perlen herstellen und $1\frac{1}{2}$—2 Mark (früher freilich 4—6) verdienen. Der Wirt muß bei dieser Arbeit mit verdienen, und wenn der Leser eine Paterlhüttenarbeit besichtigt, wird er gern „eine gute Maß" mehr bei den Ringöfen sitzen lassen, als der Wert der Glasarbeiten beträgt, die er als Andenken mitnimmt.

Früher machte man zu Bischofsgrün gar herrliche Willkommgläser, die hochselten geworden sind und sehr kostbar. Im Schlosse zu Thurnau steht ein Prachtexemplar; es zeigt uns das Fichtelgebirge als einen aus Felsen getürmten, mit einem Ochsenkopfe bekrönten und mit güldener Kette umwundenen Berg, aus dem die bekannten vier Flüsse strömen und wilde Tiere ausschwärmen; daran steht folgende aus dem Jahre 1699 stammende Inschrift:

„Der Fichtel Berg bin Ich genandt,
Inn obern Francken woll bekandt,
Vir schiffreiche Wasser aus mir kommen Frey.
Hab fein Silber, golt, Erz und Bley.
Denn Main lass ich inn Francken ein,
Hergegen bekom ich da den wein.
Die Sall, die laufft In Sachsen,
Allda ist mir die Frucht gwachsen,
Die Eger, die laufft inß Böhmerlandt,
Da kömpt mir das Vieh wieder zu Hand.
Die Nab, die laufft durch die Pfalz,
Dargegen laßt sie wieder mir das Saltz."

Alle Glasfabrikation hatte Ende der fünfziger Jahre auch hier einen mächtigen Aufschwung genommen; jetzt freilich ist diese uralte Industrie des hercynischen Gebirges weit zurückgegangen. Immerhin lebt sie aber noch und von ihr ein fröhliches, sorgloses, selbstbewußtes Völklein, das neuerdings wieder nicht mit Unrecht auf sonnigere Tage hofft.

So erzeugt die Spiegelglasfabrik in Fichtelberg, mit Torfgasfeuerung, sehr hübsche drei Viertel weiße Gläser, die von Fichtelberg bis Sofienthal heraus poliert werden. Dagegen Bischofsgrün verfertigt jetzt hauptsächlich Medizingläser und Cylinder, Kleintettau außer diesen auch Glasmärbel (Schusser). Doch war von 1877 bis zum Mai 1879 der Absatz ins Ausland so gesunken, daß die Preise die Fabrikationskosten nicht mehr deckten. Um nun die gänzliche Entwertung der polierten Gläser und damit den Ruin der Glashütten aufzuhalten, beschlossen sämtliche böhmische und bayrische Polierwerke, die Fabrikation auf ein Drittel zu reduzieren, und die Rohglasfabrikanten verpflichteten sich, bei jeder eintretenden Ofenreparatur drei Monate vollständig zu feiern. Wir fügen zum Verständnisse noch bei, daß die meisten böhmischen „Glasmacher" nicht Tschechen, sondern Deutsche sind. Im Frühjahre 1879 schlug der Wind um; Amerika bestellte aufs neue großartig in polierten Gläsern, und während die Fabrikanten sich 1878 von den Normalpreisen noch 40 Prozent Rabatt herunterreißen ließen, mußten ihnen im Herbste 1879 wieder 10—15 Prozent Aufschlag über die Normalpreise bezahlt werden. Die Glasperlen fabrizieren im Fichtelgebirge fünf Hütten; in der Warmensteinach, in Bischofsgrün werden wohl die meisten „Paterla" gemacht. Der Absatz hat nach Afrika, Asien und Ostindien zu-, nach Amerika, Rußland und in den Orient abgenommen. Die Hauptexporteure sind Bettmann u. Kupffer in Baireuth, ruhige, tüchtige Männer, die voll bester Hoffnung sind, daß auch diesem Teile des deutschen Handels endlich wieder bessere Zeiten anbrechen.

Von Bischofsgrün und seinen „Glasmachern" hinweg führt eine enge, meilenlange Schlucht über dem Weißen Maine, zwischen 155—190 m hohen Steilhängen, durch frische Tannen- und Buchenhochwaldung hinab nach Goldmühlen, wo es nach dem klassischen Goldkronach hinüberginge, in dessen altberühmten Goldgruben jetzt Herr Ingenieur Schmidt Spießglanz gewinnt, und von Goldmühlen zum romantischen Berneck, dem schön erblühenden, von Natur und Menschenhand um die Wette verschönten fröhlichen Kurort, wo sechs Thäler nach allen Seiten strahlen und Sommers fröhliche Sächsinnen mit Elfensohlen über die Diabasklippen huschen. Das freundliche Städtchen liegt eng und nett zwischen Zacken und Geröllen, Wäldern und Ruinen, mehr im Ölschnitz- als im Mainthal, welche beide hier sich vereinen: muntere kühle Bergwasser, da voll seltener Moose, dort voll Perlmuscheln, welche noch immer einigen und mitunter auch schönen Ertrag liefern (wie auch im Frankenwalde, bei Kirchenlamitz und um Rehau noch Perlbäche in Ansehen stehen). Obwohl nun von Berneck und Gefrees durch die „schiefe Ebene" die Eisenbahn und der Verkehr seltsam abgelenkt wurden, und obwohl die alte Heer- und Handelsstraße von Nürnberg über die genannten Städte nach Leipzig nicht mehr von Wagenkarawanen bedeckt ist, so hilft den fleißigen Leuten viel mehr, wie die Perlen, die Fabrikation trefflicher Lebkuchen, sowie neuerdings die Weißstickerei, das sogenannte Plauisch-Nähen, zu einem bescheidenen Verdienste.

Seit 1851 ist diese Industrie eingeführt und reicht von Berneck und Umgebung über Marktschorgast und Enchenreuth bis nach Wallenfels und Steinwiesen in den Frankenwald. Sehr, fast allzu sehr bescheiden ist dieser Verdienst, aber in den schlechten Zeiten dankt dies wunderbar genügsame, fruchtbare, sanfte, heitere Völkchen dem lieben Gott eben für alles. Die Besteller der Stickereien sind sächsische Fabrikanten; schon 1854 ließ das Haus Fr. Bordeville in Plauen das Brautkleid für die Kaiserin Elisabeth von Österreich im Bernecker Bezirke anfertigen.



Berneck.

Die schöne Gegend, die Molken- und Luftkur versammeln zu Berneck von Jahr zu Jahr neue Freunde des schönen Fichtelgebirges, die sich Leib und Seele erfrischen in den kühlen Lavaschluchten, auf den windumbrausten Granitbergen, in den köstlichen Hochwäldern; und den speziellen Forscher ziehen seltene Mineralien und Felsarten an und jene seltenen Moose, deren Studium gerade seit den Tagen Funks, des großen, in Gefrees gebornen Pflanzenforschers, erst recht in Aufnahme gekommen ist. Eine gute Stunde von Berneck abwärts, am Main gelegen, trifft der Wanderer auf das in freundlicher milder Lage im Jahre 1280 von Otto II. von Orlamünde im Orte Pretzendorf erbaute Kloster Himmelkron, das einst adlige Frauen und Witwen als Cistercienserinnen aufnehmen sollte. Hier steht man auf einem durch Sage und Kunst gleichmäßig geheiligten Boden: um die Reste der alten Herrlichkeit schwebt die Gestalt der „Weißen Frau", welche angeblich der Schmerz über ihre liebeswütige Thorheit und

Missethat hinter diesen Klostermauern begrub; und hier auch findet der Wanderer die einzigen hervorragenden Denkmale kirchlicher Kunst im ganzen Fichtelgebirge und Frankenwalde.

Diese rauhen, viel verheerten Berglandschaften waren nämlich nie der Kunst, nie dem Sange besonders hold. So reich an religiösen Denkmälern die Umgebung des Fichtelgebirges (Waldsassen, Bamberg, Ebrach u. s. w.) weithin erscheint, so blutarm an solchen Schätzen und an Altertümern aller Art ist dieses Gebirge selber. Hierüber sei an dieser Stelle ein Wort verstattet. Nicht eine sichere Spur von Kelten, von Pfahlbauern, von Römern ist im Fichtelgebirge aufgefunden; erst außerhalb des Randes, z. B. am Cottigas, öffnete man Gräber von Hermunduren — wenn diese Toten nicht anders hießen. Trägt der hohe Felsgipfel des Nußhard wirklich eine uralte heidnische Opferschale? Oder drängte nur die Phantasie solcher Forscher, die allzu gern die Dinge sehen, welche sie zu finden hoffen, diese Deutung einem Stücke des ungeschlachten Felshaufwerkes auf, aus dessen ursprünglicher Platte vielleicht nur ein eiförmiger härterer Kern herausgewittert war? Gibt es nicht solche „heidnische Opferschalen" in allen Felsgebirgen zu Tausenden? Oder sollte gar den gewaltsam christianisierten Bewohnern des Fichtelgebirges aus der Zeit der Bekehrung wirklich ein Tröpschen Skepsis für alle Zeit im Blute stecken geblieben sein? Wer die Fichtelgebirger aus längerem Umgange kennt, glaubt nämlich so etwas recht gern. Doch, wie dem auch sei, Kunstbauten, Kunstdenkmäler von Bedeutung entbehrt aus der alten Zeit das Hochland gänzlich, sei es, daß seine ehemalige Bevölkerung doch zu dünn, sei es, daß dieselbe mitten im „Goldland" des Mittelalters doch zu arm war — wenigstens um Dome zu bauen und sie mit marmornen Heiligen zu bevölkern oder mit goldschimmernden Madonnen von nazarenischer Schlankheit, oder mit den kunstvollen, lieblichen Gebilden der alten Kunsthandwerke. . . . . So brachte es denn — während „draußen" schon früh im milden Würzburg (891) und Bamberg (1012) sich stolze Dombauten erhoben und die Mönche Bambergs jene wunderzarten Elfenbeinschnitzereien anhäuften, welche noch heute im Münchener Cimelienschatze angestaunt werden — der bescheidene dekorative geistliche Sinn der armen Fichtelberger selten einmal über ein einfachstes Kirchlein mit flacher Decke hinaus; nur die Pfarrkirche in Redwitz hat ein Schiff mit Säulen und Kreuzgewölben. Diese Nüchternheit und Sparsamkeit währt in diesem Hochlande mit altfränkischer Zähigkeit fort; dasselbe besitzt absolut kein nennenswertes kirchliches Kunstwerk! Aus der Zeit vor der Reformation schon gar nicht; die kirchliche Kunst blieb sozusagen draußen vorm Thore des Fichtelberges stehen, ihr graute vorm Elysium des Raubrittertums. Aber an dessen Steilrand hat Kloster Himmelkron einen edlen Schiffbau und eine schöne Gruft aus der Zeit der Frühgotik, die noch seine Stiftungstage (1280) beherrschte. Herrliche Skulpturen besitzt es dann aus dem 14. Jahrhundert in seinem Chore an den Grabdenkmälern des Hauses Orlamünde und Albrechts von Hohenzollern. „Die älteren" — schreibt der Kunsthistoriker Sighart recht anschaulich — „sind herrlich bemalt, langgezogen, jugendlich, großartig und weich zugleich, so daß der Volksmund noch immer die Gestalt des jungen Grafen (Otto, gest. 1340), der mit einem Diadem von Rosen geschmückt ist, für das Bild der — weißen Frau hält!" Während aber „außer Gebürges" aus der Zeit der Spätgotik Baireuth den 1438 begonnenen merkwürdigen

dreischiffigen Bau in seiner Hauptkirche, und während auch Kulmbach schöne Gotik in zwei Kirchen aufweist, schwang in Himmelkron die Baukunst sich zu einem herrlichen majestätischen Kreuzgange auf, der mit einem Rautengewölbe überspannt ist, welches auf Halbsäulen ruht — alles aus dem 15. Jahrhundert. Dagegen werden — und auch das ist eine Folge der schauerlichen Kriegsverheerung — die kirchlichen Bauten jener Zeit im Fichtelgebirge selber „immer ärmer, einfacher und niedriger: so in Münchberg, Marktschorgast, Weißenstadt und Wunsiedel; Hof hat noch den bedeutendsten Kirchenbau des bayrischen Nordens.“ Während Nürnberg vom 15. ins 16. Jahrhundert hinüber die hohe Schule der Metallgießerei, der Holzschnitzerei, der Skulptur und Malerei für Deutschland und sogar weit über dieses hinaus bildete, erstand nur einmal im Saume des Frankenwaldes ein großer deutscher Maler, Lukas Kranach, eigentlich Müller, zu Kronach 1472 geboren, aber seine Heimat bot ihm keinen Boden für seine Kunst: in Oberfranken fand keines seiner Bilder eine Stätte.

Himmelkron und die Plassenburg sind die Geburtsstätte der Sage von der „Weißen Frau“, die den Hohenzollern, ihren Verwandten, als Warnerin vor Todesfällen und allerhand großem Unheil erscheint. Die letzte Gräfin von Orlamünde, die Mutter Ottos (gest. 1340), heißt in der Geschichte Kunigunde, geborne von Leuchtenberg, in der Sage aber Agnes oder Beatrix.

„Auf der Plassenburg“ — erzählt Fentsch den alten Mährchen nach — „saß sie als Witwe mit ihren beiden Kindern, einem Büblein und einem Mägdlein, sie selber noch jung und von sonderlicher Schönheit. Da warf sie ihr Auge auf den stattlichen Burggrafen Albrecht von Nürnberg. Dieser aber erklärte sich zur Ehelichung der schönen Witwe nicht geneigt, weil ihm vier Augen im Wege stünden. Das bezog die Gräfin auf ihre Kinder.“ Also ließ sie beide mit ihrer Schleiernadel ins Hirn stechen, daß sie starben, und begrub sie in Himmelkron. Der Burggraf aber entsetzte sich, als Hager, der Mörder, ihm die That verriet, über den Greuel: „denn er hatte seine eignen Augen gemeint und die der Frau, die nicht zusammenstünden.“ Da rutschte die Gräfin auf bloßen Knieen von der Plassenburg nach Himmelkron. Sie „geistert“ noch heute in der Plassenburg und in den Markgrafenschlössern in Ansbach (wo sie noch 1866 das Töchterlein des Schloßverwalters Noë gesehen haben will) und in Baireuth, wo sie 1806 den Napoleon so aus dem Bette warf, daß er nicht zum zweitenmale im Schlosse zu übernachten wagte. Das ist das neueste von dem, was man über das Thun und Treiben des Familiengespenstes unsrer Hohenzollern weiß.

Sonst war Himmelkron der Lieblingsaufenthalt der Baireuther Markgrafen; wie droben in Weißenstadt unterm Schneeberg die Hirschjagden, so hielten sie zu Himmelkron gern die Reiherbeizen, für welche sie extra das nahe Jagdhaus Falkenhaube bauten. Die schönste Lindenallee Europas führte vierreihig von Himmelkron gegen Trebgast; ihre Riesenbäume waren mit den Ästen so verschlungen, daß die Bäume nicht fielen, als sie 1795 ein preußischer Satrap niederhauen ließ; der Fällerlohn betrug viel mehr als der Erlös aus dem Lindenholze, denn die Bauern der nächsten Umgebung standen da und heulten über die Barbarei, die an ihren Lieblingen, am Stolze der Landschaft, geübt wurde; das Holz aber mochte keiner kaufen.

Von Himmelkron aus nach Wiersberg und Kupferberg mit dem an

seltenen Mineralien überreichen Peterlstein, oder über herrliche Buchenwälder und wundervolle Aussichtspunkte zur Plassenburg und zum schmucken blühenden Kulmbach zu wandern, hat noch keinen Freund von Land und Leuten gereut. Dem echten Kulmbacher ist sein Kulmbach doch das trefflichste auf der Welt, und in einer Art ist es ja ein Welthandelsplatz geworden: sein Bier hat über den Äquator hinaus sich die Welt erobert; es geht bis Australien. Kulmbachs Bierausfuhr steht auf dem Punkte, eine Viertelmillion Hektoliter zu überschreiten. Kein Wunder, wenn die Kulmbacher, deren Gemeinsinn mustergültig ist, sich fühlen; sie haben das Recht dazu durch Fleiß, Energie und Klugheit sich erobert.

Viehzucht und Industrie in Oberfranken. Im oberen Egerthale, überhaupt in den reich bewässerten südlichen und östlichen Teilen des Fichtelgebirges viel mehr als in den westlichen desselben und als im Frankenwalde, blüht die Viehzucht. Baireuther Schecken und Sechsämtervieh gehen jährlich mehr nach Norddeutschland. Letztere Rasse heißt auch die Vogtländer oder Egerthaler und dominiert von Kirchenlamitz und Weißenstadt, vom Waldstein und Schneeberg an bis Böhmen hinüber, während Baireuther Schecken auch um Hof und bis zur Selbitz in den Frankenwald hinüber die Ställe füllen. Zuchtstiergenossenschaften existieren schon über hundert, um mit Miesbacher und Simmenthaler Blut die oberfränkischen Viehrassen aufzufrischen und zu heben. Die großen Märkte von Baireuth und Bamberg, Hof und Wunsiedel führen jährlich Hornvieh nach Zehntausenden aus. Namentlich liefert das Scheckvieh fast allgemein ein so zartes, feines Fleisch, wie man es im bayrischen Donauthale nur ausnahmsweise genießt. Schon 1873 schätzte Dr. G. Mayr (jetzt Unterstaatssekretär im Elsaß) den Kapitalwert des oberfränkischen Rindviehs auf rund 44430000 Mark.

In der Zentralpartie, um Marktleuthen und Kirchenlamitz im obern Egerthale, finden wir auch große, stark ausgebeutete Thonlager. Aus diesem und dem Thurnauer Material bereiteten vor hundert Jahren die Töpfer von Creußen die weitberühmten Apostelkrüge, welchen goldumschlossene Medaillons oder Heilige aufgemalt und eingebrannt waren. Darunter stehen dann die frommen Wünsche der häufig durstigen Häfner, z. B.:

„Wer mich austrinkt zu aller Zeit,
Dem g'segne es die heilige Dreifaltigkeit!"

Noch heutigestags haben die Töpfer der genannten Städtchen ihren wohlverdienten Ruf; doch wird der Besucher meistens einen Gang auf den Kornberg oder zu den Ruinen des stolzen Epprechtsteines (838 m) vorziehen, der in Kirchenlamitz (617 m) auch schlechtweg der Schloßberg genannt wird.

Im Gebiete der Saale und mehr noch der Eger und ihrer Nebenflüsse (in Hof, Schwarzenbach, Hohenberg, Arzberg und vor allen in Selb) blühen 13—15 Porzellanfabriken, welche 1876 schon 1200, jetzt aber noch mehr Arbeiter beschäftigen. Die Porzellanerde wird namentlich zwischen Hohenberg (am Steinberg) und Wunsiedel gefördert, jährlich an 7000 Zentner. Vom Speckstein, der der halben Welt die Gasbrenner liefert, erbeutet man jährlich 800—900 Zentner aus den Gruben von Göpfersgrün; die Specksteinfabrikate leiden unter dem Drucke der Zeit am allerwenigsten.

In den Steinbrüchen Oberfrankens überhaupt arbeiteten zu Ende des Jahres 1875 gegen 900 Personen, an der Herstellung der (feineren) Steinwaren 630, in Steingut- und Porzellanherstellung 1200, in den Paterlhütten 363, in der Spiegelglasindustrie 239 Menschen. Der Brauneisenstein, das herrschende Erz von Hohenberg und Röttenbach bis Eulenlohe und Neuenforg, ergab in den reichen Zechen: Gold- und Silberkammer, Heilige drei Könige, Segen des Herrn, Morgenröte u. a. noch im Jahre 1862 über 315 000 Zentner Erze, wobei mehr als hundert Arbeiter lohnenden Verdienst fanden. — Während vom Jahre 1875 bis Sommer 1879 die amtlichen Mitteilungen über das Stocken der Eisen- und Kohlengewinnung in Oberfranken trostlos lauten, finden wir im Herbste 1879 endlich wieder ein Steigen der Produktion, doch sind die amtlichen statistischen Angaben leider noch nicht veröffentlicht; indessen waren doch noch am 1. Dezember 1875 in sieben Eisengruben in der Gegend von Wunsiedel, Arzberg und Schirnding 171 Männer beschäftigt, in drei Kohlenbergwerken der Stockheimer Gegend 751 Männer.

Die Saale durchschneidet, nachdem sie das Weißenstädter Hochthal und die Zentralgruppe des Fichtelgebirges, das Paradies der Granitsteinmetze und Nagelschmiede verlassen, im Vogtlande das Zentrum der Weberei oder, moderner, vornehmer und recht schlecht deutsch gesprochen: der verschiedensten Zweige der Textilindustrie. Bekanntlich ist im Fichtelgebirge der Boden karg und der Mensch, auch der genügsamste, zur gewerblichen Thätigkeit gezwungen, um sich und die Seinen zu nähren. Streckenweise, und zwar ganz speziell im Vogtlande von Münchberg und Presseck bis Hof und Lichtenberg, ist die gewerbliche Betriebsamkeit nicht bloß in den Städten, sondern auch auf dem platten Lande zu einem solchen, über den Ortsbedarf weit hinausgreifenden Umfang gediehen, daß selbe — sagen wir: leider — die landwirtschaftliche Thätigkeit gar sehr überflügelt hat. In erster Linie gilt das, wie angedeutet, von der Weberei.

Ist der Bauer auf Wiese, Feld und Stall, so ist der Flößer auf Wald und Strom angewiesen: so will es die Natur seiner Umgebung. Und schafft der Bergmann in der Tiefe und der Schmelzer, der Glasbläser und Steinmetz in der Höhe, so ist das alles auch noch ganz naturgemäß und gesund. Auch das Korbflechten der Leute um Schney, Redwitz, Michelau, Marktzeuln und Marktgraitz ist eine von der Natur an die Hand gegebene Thätigkeit: sie nehmen sich eben zur Lebenshilfe, was ihnen die Auen der Main- und Kronachthäler in den Weidengebüschen an Arbeitsmaterial bieten. Aber daß heute im Frankenwalde und Fichtelgebirge die Männer sticken, ist bedauernswert, unnatürlich und ungesund. Man kann sich aussöhnen mit dem Gedanken, daß ein verliebter Herkules einmal am Spinnrocken seiner Frau Omphale webt und pfuscht; aber wo ist im Vogtlande die Herkuleskraft und wo die freigebig lohnende Arbeit? Der Lebenszwang von Kindesbeinen auf, die leidige Gewohnheit und ein elendes Gemisch von physischer Schwäche und Heimweh bannt die Leute an ihr gewinn- und dankloses, sie schwächendes Gewerbe. Der Weber sind absolut zu viele im Vogtlande, der Menschen auch schon beinahe. In Oberfranken waren schon Anfang 1862 von der Gesamtseelenzahl 14 Prozent „Industrielle“, in Oberbayern (trotz München) nur 10,7 Prozent. Und in Oberfranken war am Neujahrstage 1862 schon der dreißigste Mensch ein Weber, der zwanzigste ein Fabrikarbeiter; im ganzen Königreich Bayern aber war damals erst der

sechsundneunzigste Mensch ein Weber, der einunddreißigste ein Fabrikarbeiter. Vollends häuft sich in Oberfranken, oder eigentlich nur im nordöstlichen und östlichen Teile dieser Provinz, der Stand der Weber und Fabrikarbeiter so kolossal an. Schon 1817 behauptet Goldfuß, ein tüchtiger Naturforscher, in seiner statistischen Beschreibung des Fichtelgebirges, daß ohne die Textilindustrie im Fichtelgebirge 17 000 Menschen keine Nahrung fänden! Und damals schafften in Oberfranken doch noch keine fünfzig Maschinengroßbetriebe neben den Handwebern. Im ganzen Vogtlande, und von da bis zur Ostgrenze des Wunsiedler Landes bis Weidenberg und Berneck hinüber, bis in die Thäler der Eger, Röslau und Naab überwiegt alle andern Berufsarbeiten die Handweberei, deren Arbeitern allein schon das ewige Einathmen der Gase des faulenden Schlichs ein kränkelndes Aussehen aufprägt und deren materiellster Feind eben der Großbetrieb ist.

Im Jahre 1861 zählte der Kleinbetrieb oder die Handweberei im Fichtelgebirge rund 14400 Webstühle für Baumwollweberei, 1670 für Leinen- und 1330 für Wollenweberei. Allein in Amt Münchberg trafen auf 24000 Seelen nicht weniger als 2000 Webermeister und — 1000 Gesellen; im Nailaner Bezirke 1800 Webermeister, im Bernecker 600, im Höfer und Rehauer je 500, im Bernecker und Selber je 400 Meister!!

Die eigentliche Hauptstadt des oberfränkischen Weberlandes ist und bleibt Hof. Ende Dezember 1875 beschäftigte die oberfränkische Textilindustrie im Kleinbetriebe an 19000, im Großbetriebe an 6000, zusammen 24913 Männer und Frauen. Heutigestags sind es noch mehr. In Hof erzeugte der Großbetrieb im Jahre 1876 allein in drei von den fünf größten Etablissements (Neue Baumwollspinnerei, Mechanische Weberei und Regensburger) an 29000 Zollzentner Garn und über 134000 Stück Tücher, wofür an 666400 Mark Arbeitslöhne gezahlt wurden; im selben Jahre zahlten die elf größten Webereien und Spinnereien Oberfrankens 2300000 Mark Arbeiterlöhne.

Die Baumwollweberei hieß im 15. Jahrhundert, wo sie in Oberfranken schon erblüht war, die „Stauchenwürkerei", denn die Kulmbacher Elle hieß „die Stauche", und das Gemäße gab dem gewirkten Fabrikate den Namen. In Hof arbeiteten im Jahre 1432 erst drei Kulmbacher Schleierwirker (d. h. Baumwollweber); aber als in des Alkibiades Fehde Herr Heinrich Reuß von Plauen die Stadt eroberte (1533), waren schon „viel hundert Personen, die durch das Spinnen und Würken, Kauffen und verkauffen der Schleier sich nehren" — berichtet der Chronist Magister Enoch Widmann seinen Mitbürgern im Jahre 1615. Es war damals die Weberei gar „neben dem Bierbrauen der vornehmste Handel".

Ums Jahr 1750 brachte Hof bereits 200000 Stück „Schleier und Flöre" in Handel. Die sinnlosen anwidernden fremden Namen der heutigen Gewebesorten kannte natürlich damals der „gebildete Kaufmann" noch nicht. Damals verstand man unter so einem „Flor" ein schwarzes Baumwollengespinst von 14 Ellen Länge bei $1/3$ Elle Breite. Kattune und Musseline wurden dann immer beliebter, das Leineweben ging zurück; im Jahre 1784 zählte die Landeshauptmannschaft Hof nur 46 Leineweber, aber 500 Kattunmacher und schon 700, die von Baumwollspinnen lebten. Allerdings gehörten damals zu jenem Hofer Gerichtssprengel, außer Rehau, Naila, Schwarzenbach und Münchberg, auch Sparneck und Zell, Lichtenberg und Lauenstein.

Am Ende des letzten Jahrhunderts kamen die „Tüchlein“ auf, doch wurden schon damals, sowie einmal der kleine Webemeister von drei oder vier Stühlen sich auch „Herr Fabrikant“ titulieren ließ, die Waren „billig, aber schlecht“, wie in den späteren Tagen Reuleaux' Kredit und Absatz sanken. Damals, im Jahre 1791, verarbeitete das oberfränkische Vogtland rund 7200 Zentner Baumwolle zu „Zitz und Musselin“.

Im Jahre 1805 verdienten 16750 Handarbeiter im Baireuthischen $1^3/_4$ Millionen Gulden, also der Mann an 100 Gulden, was damals, nach den Preisen der Häuser und Lebensmittel zu schließen, dem Vier- bis Sechsfachen des Geldwertes von heute entsprach.



Hof.

Maschinen- und Kapitalskräfte ändern seit Jahrzehnten unaufhaltsam alles. Der Handweber, hört man heutigestags sagen, ist absolut ein verlorner Mann. Der Landwebemeister von heute ist fast überall zum Arbeiter im kargen Stücklohn des Fabrikanten geworden. Wer Material nicht noch selber kaufen kann, sondern es vom Fabrikanten nehmen muß, zittert vor jeder Stockung im Handel und leidet in ihr meistens die furchtbarste Not: von 1877—1879 sammelte ganz Bayern, um den Vogtländer, Frankenwälder und Fichtelgebirger Webern Kartoffeln zu kaufen. Mit den Faktoreien der sächsischen Fabrikanten kam auch kein großer Segen ins Land, etliche der Herren Faktoren verschwanden samt Geld, Ware und Kredit, andre sogen sich als Zwischenhändler voll, die besten

konnten den Jammer nicht mehr mit ansehen und suchten sich ein besseres Feld für ihr Talent; nur wenige gründeten feste, segensreich wirkende Heimstätten.

Hof dominiert heute das ganze weite Weberland, nach ihm teilen sich die Fabrikanten von Stadt-Schwarzenbach und Münchberg in das Beste. Die Weberschule in Münchberg ist gewiß eine stützenswerte Anstalt und Quelle besserer Zeiten, speziell leistet sie für ihre Schüler, für den Einzelnen sehr viel; doch wollen manche Kenner von Land und Leuten beobachtet haben, daß ihre Zöglinge alsbald lieber selber den Fabrikanten als den Weber, d. h. lieber den Händler als den Arbeiter machen. Dafür ist dann freilich nicht die Anstalt und deren Wirken und Ziel verantwortlich zu machen, sondern der Ehrgeiz, der in manchem Kopfe brütet.

Viele vernünftige Leute in Oberfranken bedauern von ganzem Herzen das danklose Ringen des armen fleißigen, genügsamen Handwebers, als sei es nur sein langsamer, zwecklos verlängerter Todeskampf: „Spart ihm die Agonie!“ — sagen sie — „seine Zeit ist um.“ Wir glauben das nicht, doch unsre Gründe gehören nicht hierher; übrigens — was sollte der Weber denn beginnen? Vom siebenten Jahre schon zum väterlichen Geschäft verwendet und deshalb nur in diesem erfahren, kann er zu keinem andern greifen: zum Auswandern hat er kein Vermögen, auch liebt er seine Heimatscholle weit inniger, als sie eigentlich es verdient. Er ist stets ein guter Deutscher; er lebt und liebt, ist genügsam und harmlos und meist ein aufgeweckter treuer Kamerad: fürwahr, man darf ihm vom Herzen bessere Zeiten wünschen.

Frankenwald. Laut und lebhaft geht es im Frankenwalde zu, der dünn bevölkert, aber überreich an Holz, Schluchten und Bergströmen ist. Seine Hauptstadt und sein Kontor liegt an seinem Südwesteck, Kronach, dessen Bürger, wie oben erzählt, in allen großen Kriegen als Helden gefochten haben, und dessen Flößer noch heute das Raufen aus dem „ff“ verstehen. Von Kronach strahlt ein ganzes Bündel von Wildwassern in den Frankenwald hinein, welche diese Stadt zum Stapelplatz eines großartigen Holzhandels machen. Zwar lag derselbe von 1876—1879 stark nieder, während noch 1875 nach amtlicher Zählung 3099 Flöße mit 7—800000 größeren und kleineren Stämmen den Main bei Lichtenfels passierten, beladen mit sogenannten Blöchern, von denen

im Jahre 1876 . . . . 77000 Stück
„ 1877 . . . . 85000 „
„ 1878 . . . . 61500 „
„ 1879 . . . . 48090 „

ausgeführt wurden. Im Jahre 1880 wohl wieder weit über 60000 Stück.

Seit dem Sommer 1881 hebt sich der Holzhandel des Frankenwaldes wieder lebhaft. Seine Bedeutung zeigt die Thatsache, daß große Flöße nicht selten einen Wert von 25—30000 Mark erreichen. Welche Bäume wachsen aber auch da! Schon bei Baireuth, im sogenannten Astergraben, stehen noch Weißtannen mit 40 m Höhe, Könige der Wälder. Die frankenwälder Flößer arbeiten für die Floßherren, auch wohl einmal zu $^1/_8$ oder $^1/_5$ für sich, und sind sonst selbständige hausgesessene Leute. In den obersten Thalgründen des Frankenwaldes findet man Schutzweiher, Wassersammler, deren Schleusen im Frühling und Herbst geöffnet werden. Dann heben sich die in den Bächen gebauten und

mit Holz beladenen Flöße. „Bis diese gewaltigen Massen allenthalben in Ordnung und Reihe gebracht sind, kostet es viel Schweiß und Drängen und Lärmen, und“, schreibt Fentsch sehr wahr, „mancher kräftige Fluch widerhallt am Gestade. Hoffnung, Furcht und Sorge regen auf; denn da und dort schwimmt das ganze Vermögen eines Floßherrn auf den trügerischen Wellen. Die Flöße bestehen je aus neun oder zehn aneinander gelegten, durch „Wieden“ verbundenen Baumstämmen, den sogenannten Böden oder Baumflößen, von denen dann eine Reihe von zwölf und mehreren aneinander hängt; das Ganze führt erst den Namen „Floß“. Diese Böden, deren in guten Jahren 4—5000 mainabwärts gehen, sind mit Schneidbrettern belastet, von welchen 1000—1100 Stück ein „Stümmel“ heißen; alles Weißtannen- und Fichtenholz. Die Holländerstämme (Schiffsbauholz) werden in Eltmann den Eichenflößen beigefügt.

„Das derbe, körnige, genußsüchtige Völklein der Flößer unterscheidet sich von den ansitzenden Nachbarn auf allen Seiten, als ob es aus anderm Samen entsprossen wäre.“ Seine Nachbarn sind eben meist Weber und Schiefertafelmacher — schlecht bezahlte und schlecht genährte ärmere Leute. Die Flößer dagegen sind ein kräftiger, von rauher Arbeit, Berg- und Waldluft gestählter Menschenschlag, der für seine Mühe auch etwas genießen will und von alters her in Mainz und Frankfurt andre Genüsse gelernt hat, als sein Nachbar Weber daheim, der jahraus jahrein in schlecht ventilierten Stuben hockt, nur von Kartoffeln und Kaffee mit Sirup lebt, und den die Armut schmächtig und scheu gemacht hat. Der Flößer ist hoch- und grobstämmig, offen, leidenschaftlich und ohne rückhaltiges, verstecktes Wesen; die Kraft seiner Sehnen und Knochen erprobt er auch gern einmal in solenner Prügelei; die Waldaufseher sind des Flößers ewige Feinde und im Frankenwalde am allerwenigsten zu beneiden.

Im obersten Frankenwalde, schon am Rennsteige, liegt Ludwigstadt, oder „Luderstadt“, wie schon der alte Merian das Städtchen nennt. Hier ist die Tafelmacherei zu Hause, den Schiefer liefern das benachbarte Lehesten, Dürrnweid und andre Brüche des Frankenwaldes. So ärmlich diese Arbeit lohnt, so unzertrennlich ist sie von den Leuten; Burschen und Dirnen werden damit am ehesten das, was sie selbständig heißen; andre Leute mögen ihre Lebensführung eher ein weißes Sklavenleben nennen. Nährender ist die Schieferindustrie der Geroldsgrüner und die Korbmacherei um Kronach und Lichtenfels, welche schon im Jahre 1875 an 4000 Menschen nährte, deren rastlose Hände für 200000 Mark Rohmaterial verarbeiteten. Neuerlich beschäftigt aber diese Industrie gar 12—14000 Arbeiter, bei einem Jahresumsatze von 3—4 Mill. Mark. Bei den Tafelmachern, den Korbflechtern und Webern, also genau bei den Berufsarten, wo die Arbeit den Menschen schon von früher Jugend an zum ewigen Festsitzen, zur Arbeit in der brütenden Luft der schwülen, übervölkerten Stuben bannt, kehrt auch die Liebe sehr früh ein; diese Bevölkerung nimmt auch an Kopfzahl viel rascher zu wie die eigentliche Bauernschaft. Übrigens geht der Fichtelberger Bursche überhaupt früh „auf die Frei“, d. h. früh hat er eine Liebste. Die Brautwerbung selber aber ist wieder was ganz andres, da spricht der Verstand das große Wort. Im Frankenwalde trägt der Brautführer noch heutigestags Stock und Degen. Am Abend vor der Trauung gibt's im ganzen Fichtelgebirge „Häfaklies“ (Hefenklöße), die sich noch vielfach die Burschen an lange Stangen von der Glücklichen anstecken

lassen, was man „Spießrecken“ heißt. Bei der Hochzeit selber wird gerade kein Luxus getrieben, was früher sehr anders war. Die drei größten Feste sind im ganzen Gebirge Weihnachten, wo man „metzelt“ und Schlachtschüssel hält; Ostern, wo man die Brunnen schmückt, und die Kärwa oder Kirchweih, wo man so gastfrei als möglich ist und den „Plantanz“ im Freien um den Kirchweihbaum abhält. Da tanzt zuerst die kinderlose junge Welt: der Bursche, an der Rechten die schmucke, von Luft und Lust selig erglühende „Mad“, in der Linken ein grünes Trinkglas mit Glasringeln daran, deren feines Klingen beim Tanze die Begeisterung erhöht. Später erst tanzen die übrigen „Bärbala“ und „Maichala“, bei denen Gürtel und Schleier schon entzwei gerissen sind, mit ihren bemoosteren Burschen. Beim Walzer tanzen alle auf einmal darauf los; der Bursche aber drückt sein dralles Mädchen so ganz innig oder hermetisch an sich hinan, als dürfte — wie beim Kopulieren — „der böse Feind nicht Platz zwischen ihnen finden!“ So drehen sie sich denn selig auf dem Raume von wenig Quadratschuhen förmlich um ihre eigne Achse. Ab und zu schleudert dieser die Mad, zu seiner und aller Freude, mit Jubelschrei oder ohne diesen, „hoch in die Höhe“ ... So tanzt man, mit wenig Abänderungen, wie sie jede Zeit doch endlich bringt, schon seit Jahrhunderten. Ja, ja, in Franken „ob Gebürges“ — obwohl die Bevölkerung aus drei Stämmen wenigstens sich mischen mußte — hält man zähe am guten Alten; so wert wird hier das Alte, Gewohnte, Erprobte geschätzt — oft fast über das vernünftige Maß hinaus — daß darüber noch heute ganz Deutschland in gutgemeintem Spotte mit dem Wörtchen „altfränkisch“ scherzt. Bleibe es doch immer so!



Dreizehnte Abteilung.



Das Brockenhaus.

Der Harz und seine Umgebung.



Köhler im Harz (S. 205).

Der Harz und seine Umgebung.

Einleitendes. — Die Bergwerke des Oberharzes. — Das Bodethal. — Das Thyra- und Selkethal. — Der Brocken und seine Umgebung. — Der Vorharz. — Das Mansfelder Bergland. — Sänger des Harzes. — Aus der Geschichte der sächsischen und fränkischen Kaiserzeit.

Einleitendes. Die Bergwerke des Oberharzes. Der Harz nimmt unter den Gebirgen Norddeutschlands eine wichtige Stellung ein. Zwar ist sein Umfang kein allzubedeutender — seine größte Längenausdehnung von Nordwest nach Südost beträgt zwischen Lutter am Barenberge und Eisleben höchstens 14, seine bedeutendste Breite zwischen Harzburg und Osterhagen wenig über 4 Meilen, sein Flächeninhalt etwa 33 □Meilen; jedoch gewinnt er sehr an Bedeutung dadurch, daß seine Höhe die aller benachbarten Gebirge Norddeutschlands überragt, und daß er sich als äußerst imposante Masse über die meisten umgebenden Gebiete erhebt. Am wenigsten ist dies im Nordwesten nach der Leine und im Südosten nach der Saale zu der Fall, wo das Gebirge in stark hügelige, wenn auch viel niedrigere Landschaften verläuft; dagegen wird es im Südwesten durch die breiten und tiefen Thalgründe der Helme und Leine und im Nordosten durch ausgedehntes Tieflandsgebiet begrenzt. Zu dieser Isolierung des Harzes von andern Gebirgslandschaften unsres Vaterlandes tritt als weitere Besonderheit die feste Geschlossenheit und enge Verknüpfung seiner Teile. Das ganze Gebirge bildet genau genommen ein einziges großes Plateau, dessen obere Fläche in ihrer

Längenausdehnung von Südost nach Nordwest hin sehr bedeutend ansteigt (von 400 bis zu 600 m mittlerer Höhe). Der Umstand, daß der nordwestliche Teil des Gebirges bedeutend höher ist als der südöstliche, hat auch die Veranlassung dazu gegeben, daß von dem Volke seit alter Zeit der „Oberharz“ von dem „Unterharze“ unterschieden wird. Die Grenze zwischen beiden Teilen ist allerdings schwer zu bestimmen und wird verschieden angegeben; vielleicht könnte man bei derselben der Bergkette des Bruchberges und Ackers folgen, welche das Gebirge fast senkrecht zu seiner Hauptrichtung durchsetzt. Alsdann würde der nordwestlich gelegene Teil nebst der erwähnten Bergkette den Oberharz, der südöstlich gelegene hingegen den Unterharz ausmachen. Gewöhnlich trifft man jedoch diese Scheidung durch eine Linie, welche man von Wernigerode nach Sachsa zieht; durch dieselbe wird das Plateau von St. Andreasberg noch dem Oberharze zugeteilt. Wir wollen uns hier dieser gebräuchlichen Scheidung anschließen. Der Unterharz zeigt, beispielsweise von der Höhe des Rammberges („Viktorshöhe“) aus betrachtet, den Charakter einer Hochebene in besonders ausgeprägter Weise. Er bietet gut bebautes Ackerland in so ausgedehnter Fläche dar, daß man leicht über seine Beschaffenheit getäuscht wird und eine weite Tieflandsfläche zu überblicken meint. Erst, wenn man dann an dem bis zu 170 m tiefen Rande des Selkethals steht, erkennt man den eigentlichen Gebirgscharakter deutlicher. Daß im Unterharz ein milderes Klima herrscht, zeigt sich außer in dem erwähnten Ackerbau auch darin, daß er neben Nadel- mehrfach auch Laubwälder trägt. Ganz anders der Oberharz. Seine Hochebene, das Plateau von Klausthal und Andreasberg, erhebt sich über den 230 m hohen Gebirgsfuß noch etwa 370 m und wird durch die Bergkette des Bruchberges und Ackers noch um weitere 330 m überragt. Hierzu kommen endlich auch die imposanten Massen des Brockengebirges, das bei einer Höhe von 1141 m die Hochebene des Brockenfeldes um 336, Ilsenburg um 914 m überragt. Das rauhere Klima des Oberharzes bewirkt ein Vorherrschen von Nadelwald und Wiesenkultur; seine Bevölkerung ist eine überwiegend bergmännische.

In geognostischer Beziehung ist zunächst zu bemerken, daß das vorherrschende Gestein des Gebirges aus Grauwacke und Schiefer besteht. Diese sedimentären Gesteine sind vielfach von kristallinischen Gesteinsmassen, unter denen Granit und Porphyr vorherrschen, durchbrochen. Trachyt und Basalt fehlen. Um die genannten Massen lagern sich mantelartig Gesteine jüngerer Formation, wie Rotliegendes, Zechstein u. s. w. Was die erwähnten kristallinischen Gesteine anlangt, welche die sedimentären Gesteine unterbrechen, so stellen namentlich das Brockengebirge und der Rammberg großartige Granitmassen dar, während der Auerberg bei Stolberg aus Porphyrgestein besteht.

Der Oberharz ist seit alter Zeit ein Sitz des Bergbaues; derselbe schließt sich namentlich an die Gegend von Goslar, Klausthal-Zellerfeld und St. Andreasberg an. Am frühesten begann derselbe am Rammelsberge, 2 km südlich von der Stadt Goslar, und zwar bereits unter Kaiser Otto I. (936—973), vielleicht sogar schon unter dessen Vater, dem Könige Heinrich I. Krieg, Pest und schwere Unglücksfälle unterbrachen mehrfach den Abbau der Erze; doch hat derselbe seit der Mitte des 15. Jahrhunderts keine Störung mehr erfahren und gewährt noch jetzt die besten Aussichten für die

Zukunft. Verläßt man die alte Stadt Goslar durch das Klausthor, so gelangt man in etwa 20 Minuten zu der Einfahrt des Bergwerkes. Diese befindet sich etwa in der halben Höhe des Berges. Die durch den Bergbau aufgeschlossene Schicht hat eine Länge von 1200, eine Tiefe von 300, sowie eine Mächtigkeit von 12—15 m. Der Betrieb in einer größern Anzahl von Schächten, von denen der „Serenissimorum tiefste", der „Kahnekuhler" und der „flache" Schacht die wichtigsten sind, geschieht jetzt allgemein durch Bohren und Schießen. Zur Förderung der Erze benutzt man auf den Strecken Wagen von einer Ladungsfähigkeit bis zu 1000 kg, die auf Schienengeleisen laufen. 380 Arbeiter, mehrere Wasserwerke und Dampfmaschinen dienen dem Unternehmen, und die Ausbeute betrug zuletzt (1878) 700000 Zentner lieferungswürdiger Erze. Die Verhüttung derselben geschieht auf den Werken in und um Oker, und zwar auf gemeinsame Rechnung der preußischen und der braunschweiger Regierung,*) von denen die erstere vier Siebentel, die letztere drei Siebentel des Ertrages erhält. Von den Hütten wurde die „Frau-Marien-Saiger-Hütte" in Oker bereits durch Herzog Heinrich den Jüngeren im Jahre 1527 errichtet, noch in demselben Jahrhundert folgten die „Frau-Sophien-" und die „Julius-Hütte". Bis zu dieser Zeit waren die Erze in ganz einfacher Weise da, wo man sie gefunden hatte, verhüttet worden, wovon noch jetzt zahlreiche Schlackenhalden Zeugnis geben. Gegenwärtig werden nun zu Oker diejenigen blei- und kupferhaltigen Erze verschmolzen, von welchen durch anderweitiges Verhüttungsverfahren die Bestandteile an Gold, Silber, Zink und Eisen ausgeschieden werden. Es sind hier 14 Schwefelsäurefabriken, 10 Hoch-, 5 Krumm-, 5 Flamm-, 4 Treib- und Spleißöfen, eine Kupferextraktionsanstalt für die ärmeren der abgerösteten Erze, zwei Kupfervitriolsiedereien, welche zugleich die Edelmetalle ausscheiden, eine elektrolytische Scheideanstalt und eine Goldscheideanstalt vorhanden. Die „Frau-Sophien-" und die „Herzog-Julius-Hütte" verarbeiten in 14 Hochöfen vorzugsweise Bleierze, wobei sie auch Schwefel und (in zwei Siedereien) bedeutende Mengen Zinkvitriol erzeugen. In den drei Hüttenwerken werden die Wasserkräfte des Oker- und Granflusses, mehrere Dampfmaschinen und 700 Arbeiter verwendet; sie produzierten in letzter Zeit (1878) jährlich 300000 Zentner rohe Schwefelsäure, 10000 Zentner metallisches Kupfer, 38000 Zentner Kupfervitriol, 9000 Zentner Zinkvitriol, 28000 Zentner bleiische Produkte (Bleiglätte, Weichblei u. s. w.), mehrere tausend Zentner Eisenvitriol und Natronsulfat, 5500 Pfund Silber und 35 Pfund Gold.

Noch ausgedehnter als der Bergbau des Rammelsberges ist derjenige von Klausthal und St. Andreasberg. Wollen wir von Goslar den nächsten Weg nach Klausthal-Zellerfeld wählen, so benutzen wir die Landstraße, welche erst durch das Gosethal führt und sich dann am Thomas-Martinsberge hinaufwindet; die Post führt täglich auf diesem Wege zu unserm Ziele, während die Eisenbahn einen Umweg über Vienenburg erfordert. Klausthal und Zellerfeld, von denen die erstere Stadt 8600, die zweite ca. 4300 Einwohner zählt, liegen auf dem bereits erwähnten 565 m hohen Plateau und sind nur durch den kleinen Zellbach voneinander geschieden. Hier entstand im 10. Jahrhundert eine Einsiedlerklause, die Veranlassung zu dem Namen der erstgenannten Stadt

---

*) Der sogen. Kommunionherrschaften; Preußen ist Rechtsnachfolger Hannovers.

gab; 1240 gab es hier bereits Waldleute, worauf 1554 mit einem schwunghaftern Bergbau die Gründung der Stadt eintrat. Zellerfeld scheint etwas älter zu sein, da schon 1208 die Abtei Cella bestand und 1532 hier Bergleute angesiedelt wurden. Die Lage beider Städte bietet wenig Interessantes, da sich dieselben auf einer einförmigen, meist nur Wiesen und vereinzelte Kartoffelfelder enthaltenden Hochfläche hinlagern. Die meisten Gebäude, selbst die Kirche von Klausthal und das Bergamtsgebäude, bestehen aus Holz, und erst in neuerer Zeit haben sich mehrfach Steinbauten erhoben. Zur Belebung des einförmigen Anblicks tragen neben den Hausgärten, in denen noch Bohnen und ähnliche Gemüse gedeihen, die schattigen Laubbäume der Landstraßen und parkartige Anpflanzungen bei einzelnen Gruben wesentlich bei. Die Bevölkerung ist noch immer eine vorherrschend berg- und hüttenmännische. Die Metallschätze des Plateaus sind in Gangspalten abgelagert, welche von der sogenannten steilen Wand am Fuße des Brockengebirges aus fächerförmig ausstrahlen und einen etwa 18000 m langen und 8000 m breiten Flächenraum in einer Mächtigkeit bis zu 40 m durchziehen. In diesen Gangspalten finden sich zwischen Grauwacke, Schiefergesteinen silberhaltiger Bleiglanz, Zinkblende, Kupferkies in regelloser Verteilung. Die wichtigsten Gruben bei Klausthal sind die „Dorothea“, die Grube „Herzog Georg Wilhelm“ und der „Königin Marien-Schacht“. Jenseit des Ackers liegt das Gebiet von St. Andreasberg. Man kann von Klausthal aus dorthin mit der Post in etwa drei Stunden gelangen; man thut jedoch besser, diese Verbindung nur bis zum Sonnenberger Chausseehause zu benutzen, um von hier aus über den Oderteich und am Rehberger Graben entlang den Weg zu Fuß zurückzulegen. Der Oderteich ist ein 1632 m langes, künstlich gebildetes Becken, in welchem man die zahlreichen Quellen der Oder gesammelt hat, um sie in einen ebenfalls künstlich hergestellten Graben abzuleiten, der nach neunjähriger Thätigkeit bis zum Jahre 1722 fertig gestellt worden ist und die für die Werke in Andreasberg ehemals erforderlichen Wasserkräfte zu liefern hatte; augenblicklich würde man ihn entbehren können.

St. Andreasberg, jetzt eine preußische Stadt von über 3300 Einwohnern, verdankt sein Entstehen dem Bergbau, welcher hier bereits in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts von den Grafen von Hohenstein begonnen wurde. Um 1520 wurde der Ort selbst gegründet und besaß schon 1539 Stadtrechte. Der Bergbau ist nur noch teilweise in Betrieb, so daß ein Teil der bergmännischen Einwohnerschaft jetzt in Klausthal arbeitet. Das bergmännische Gebiet von St. Andreasberg wird von einer schmalen Grauwacken- und Thonschieferzone eingeschlossen, die im Norden von den Granitmassen des Brockens begrenzt wird. Innerhalb dieser Zone findet sich eine vorherrschend aus Thonschiefer bestehende Gesteinmasse von 5000 m Länge und 1000 m Breite, die reiche Silbergänge in der Mächtigkeit von einigen Zentimetern, seltener von $^1/_2$ m enthält. Außerhalb der genannten reichen Erzgänge sind noch Eisenstein- und arme Kupfergänge vorhanden. Die gegenwärtig noch in Betrieb befindlichen fiskalischen Gruben führen jetzt den Namen „Vereinigte Gruben Samson“.

Sehen wir uns den Bergbau entweder auf der Grube „Dorothea“ oder „Herzog Georg Wilhelm“ bei Klausthal selbst etwas näher an, wenn wir hierzu nicht die fast noch bequemeren Gruben des Rammelsberges benutzen wollten. Mit einem Erlaubnisscheine der Berginspektion begeben wir uns in das Zechenhaus

der Grube, die wir „befahren“ wollen, und melden uns bei einem der Grubensteiger, welcher gegen ein Trinkgeld die Führung übernimmt. Nachdem wir zum Schutze gegen Beschmutzung Bergmannskleider angelegt haben, werden wir auf mäßig geneigten Leitern in die Tiefe geführt. Diese Leitern, „Fahrten“ genannt, sind in der Regel 7—9 m lang und stehen auf hölzernen Absätzen („Bühnen“); eine kleine Öffnung, das „Fahrloch“, führt zu einer neuen „Fahrt“ und durch diese weiter in die Tiefe. Wir haben übrigens von dem Fahrschachte, in welchem wir abwärts steigen, den „Treibschacht“ zu unterscheiden, in dem die gefüllten Fördertonnen zu Tage gewunden werden.



St. Andreasberg.

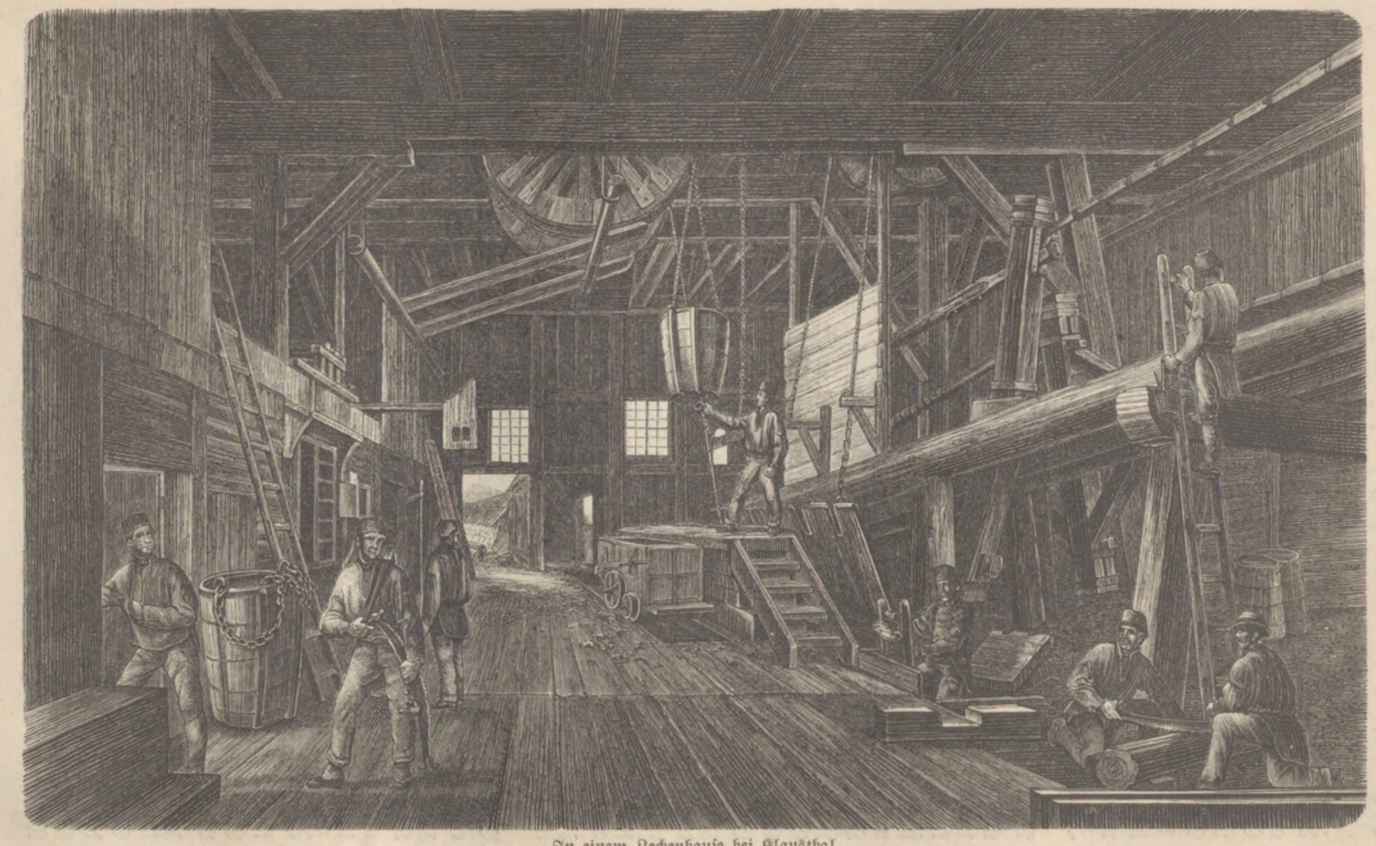
Mehrfach gibt es auch noch „Fahrkünste“, d. h. Maschinen, durch welche die Mannschaften zu Tage gehoben werden, so z. B. auf dem „Königin-Marien-Schacht“. Von den Schächten, durch die wir geradeswegs in die Tiefe steigen, zweigen sich seitwärts die Strecken und Stollen ab. Vor dem Einsturze sind alle diese Wege ins Reich der Nacht durch gute Verzimmerung mit Holz, neuerdings auch wohl durch Eiseneinbau geschützt. Das Arbeiterpersonal, welches in den Schächten arbeitet, ist nach seinen Verrichtungen mannigfach gegliedert. Die eigentlichen Gesteinarbeiter scheiden sich in „Gedinghäuer“, „Lehrhäuer“ und „Bohrhäuer“; von denselben werden die beiden ersten Klassen vorzugsweise bei dem „Abteufen“ der Schächte und der Anlage von Strecken und Stollen, die Bohrhäuer hingegen beim „Abbau“ der Erze verwendet. Hierzu kommen die „Zimmerlinge“ (Holzarbeiter), die Gehilfen der Untersteiger („Ausschläger“ und „Schießer“),

die Aufseher der Treibschächte („Ausrichter"), die Arbeiter bei den Wasserhebungsmaschinen („Kunstwärter"), die Leiter der Treibmaschine („Schützer"), endlich die mit dem Transport des in den Gruben gewonnenen Gesteins und die mit dem Füllen und Entleeren der Fördertonnen beschäftigten „Förderleute". Der Durchschnittslohn der erwähnten Bergarbeiter wechselt jetzt zwischen $2,_{33}$ Mark (der Ausrichter) und $1,_{50}$ Mark (der Förderleute); Jungen erhalten nur 1 Mark. Hierzu kommen aber noch mancherlei andre Vorteile; so erhält jeder verheiratete Arbeiter monatlich 2 Himten (à 31 l) Getreide zu dem festen Preise von $2,_{34}$ Mark pro Himten, jeder unverheiratete 1 Himten, ferner jeder Arbeiter gegen die mäßige Abgabe von 10 Pfennigen von je 3 Mark Arbeitslohn an die Knappschaftskasse freie ärztliche Behandlung und Medizin, und 2—$4,_{50}$ Mark Gnadenlohn bei Krankheitsfällen, sowie bis zu 3 Mark wöchentlichen Gnadenlohn bei seiner Invalidität. — Über den Grubenarbeitern stehen der Untersteiger, welcher zur Spezialaufsicht den ganzen Tag in der Grube verweilen muß; der Grubensteiger, welcher die Aufsicht über die Grube im allgemeinen führt und die Löhne feststellt, und der Obersteiger, der mehrere benachbarte Gruben verwaltet und die „Gedinge" aufstellt. Dieses Aufsichtspersonal genießt außer seinem Gehalte alle Benefizien der Bergarbeiter, namentlich auch für Fälle von Krankheit und Invalidität. — Das Arbeitspersonal in den Gruben ergänzt sich regelmäßig aus dem Aufbereitungspersonale der Pochwerke, welches größtenteils aus Bergmannskindern besteht; dieselben steigen im Schichtlohne von 30—80 Pfennigen aufwärts und genießen daneben die sonstigen Begünstigungen. Mit dem vollendeten zwölften Lebensjahre eintretend, müssen die Bergmannsknaben gegenwärtig sechs Stunden lang (vormittags von 6—12 Uhr) arbeiten und nachmittags drei Stunden Schulunterricht nehmen.

Sehr wichtig für den Bergbau sind namentlich auch die „Wasserwerke", welche die Grubenwässer abführen. Das bedeutendste derartige Werk aus älterer Zeit ist der 1771 begonnene, 15 km lange und stellenweise über 300 m tiefe „Georgsstollen", welcher zur Entwässerung der Klausthaler und Zellerfelder Gruben angelegt ist. Als er nicht mehr genügte, wurde in der Nähe des Fleckens Gittelde im Jahre 1851 der „Ernst-August-Stollen" begonnen, welcher 110 m tiefer läuft und nach seiner Vollendung 1864 bei einer Länge von fast 23 km alle bei Grund, Klausthal und Zellerfeld liegenden Gruben entwässert, sowie auch noch auf eine Länge von einer halben Stunde für den unterirdischen Transport der Erze nach dem großen Pochwerke „Neubau" hin durch große flache Kähne benutzt wird; nach seinem weitern Ausbau wird er eine Länge von fast 26 km (11 km mehr als der St. Gotthardtunnel) erreichen.

Die gewonnenen Erze kommen in die Pochwerke zur „Aufbereitung". Das bedeutendste derselben ist der erwähnte „Neubau" bei Klausthal. Das 1871 vollendete Etablissement bewirkt die Trennung der nutzbaren Mineralien von dem wertlosen Ganggestein, sowie die Zerkleinerung der ersteren in vier Hauptabteilungen, benutzt dabei Wasserkräfte und Dampfmaschinen mit im ganzen 310 Pferdekräften und verarbeitet jährlich (1878) 1378930 Zentner Roherz.

Die aufbereiteten Erze wandern nun weiter in die Hütten von Klausthal, Lautenthal, Altenau und St. Andreasberg, welche jetzt 36 Schmelzöfen verschiedener Systeme mit fünf durch Wasser- oder Dampfkraft betriebenen Cylindergebläsen und zwei Ventilatoren besitzen.



In einem Zechenhause bei Klausthal.

Die Klausthaler Hütte dient als Rohhütte und verarbeitet zwei Drittel der Oberharzer Förderung; die Altenauer Hütte übernimmt die weitere Verarbeitung des Kupfers, die Lautenthaler namentlich die des Silbers nebst der Scheidung des goldhaltigen Silbers. Außer den Oberharzer Erzen werden jetzt noch bedeutende Mengen überseeischer Erze (namentlich amerikanischer) verhüttet. Die vier Hütten beschäftigen 845 Arbeiter und Aufseher. Erzeugt wurden 1878: 171 Pfund Gold, über 53931 Pfund Silber, 175489 Zentner Kaufblei, 2960 Zentner Kupfer, 126 Zentner Arsenikglas, 15767 Zentner Kupfervitriol, 519 Zentner Glaubersalz, 12466 Zentner Schwefelsäure und 1215 Zentner Farbe, im Gesamtwerte von 7922745 Mark.

Gesondert von den genannten Hütten liegt im Amte Elbingerode, an der kalten Bode, das Eisenwerk Rotehütte. Es wurde 1709 angelegt und bildet gegenwärtig den Zentralpunkt der fiskalischen Eisenhütten im Oberharz. Demselben stehen zwei Hochöfen, zwei Kupolöfen, eine Gießerei, eine große Gebläsekammer, Pochwerke, Werkstätten für die Dreherei und Schlosserei, zwei Frischfeuer, ein Zainhammer u. dgl. mehr zur Verfügung; die Wasserkräfte der Bode und zwei Dampfmaschinen fördern den Betrieb. Verschmolzen werden in den Hochöfen Rot- und Brauneisensteine des Elbingeroder Reviers, und es ergeben sich jährlich 2300000 kg Roheisen, von dem die erste Sorte in Spandau zur Geschützgießerei, die geringeren Sorten namentlich zur Herstellung von allerhand Gußwerksartikeln benutzt werden. Die gesamte Arbeiterzahl beträgt 340. — Ein zweites fiskalisches Eisenwerk ist die Lerbacher Hütte am Südharze, zwischen Osterode und Klausthal, welche gegenwärtig mit einer großen Gießerei, drei Kupolöfen und allen für einen schwunghaften Gießereibetrieb nötigen Einrichtungen versehen ist. — Weiterer Eisenhüttenbetrieb wird von Aktiengesellschaften zu Rübeland bei Elbingerode, zu Zorge am Südharz und zu Thale am Eingange des Bodethales, auf Kosten des Grafen von Stolberg-Wernigerode zu Ilsenburg am Nordharze, sowie auf Privatrechnung zu Mägdesprung im Unterharze betrieben.

Im ganzen bietet das Berg- und Hüttenwesen eine sehr interessante Seite des Oberharzes, doch läßt sich anderseits auch nicht verkennen, daß durch einige Hütten ebenso der Vegetation wie der Gesundheit der Menschen Nachteil zugefügt wird. In der Nähe einzelner Hütten, z. B. der Silberhütte von Klausthal, ist durch Schwefel- und Arsenikdämpfe die Gegend verödet; und auch diejenigen Menschen, denen der Beruf obliegt, in den Hütten zu arbeiten, lassen vielfach durch ihr Aussehen erkennen, daß ihr Körper sich in leidendem Zustande befindet. Männer von starkem, kräftigem Körperbau haben meist fahle, eingefallene Wangen und bekommen zuletzt die sogenannte „Hüttenkatze“, eine Art Bleikolik, durch die ihre Hände und Füße gelähmt werden. Ähnlich nachteilig ist übrigens auch die Wirkung einer längeren Thätigkeit der Bergleute. Das ungesunde Verweilen in feuchter, kalter Luft unter der Erde zieht ihnen die „Bergsucht“ zu, ein hochgradiges Asthma. Zu diesem Übel kommen natürlich die mannigfachen Gefahren und Unglücksfälle des Bergbaues. Selbst wenn die Bergleute von den letzteren verschont bleiben, pflegen sie doch durchschnittlich nicht das 50. Jahr zu überschreiten. Trotz alledem pflegt der Sohn eines Bergmannes wieder Bergmann zu werden, sei es nun, daß die Macht der Gewohnheit sich als unwiderstehlich erweist, sei es, daß der jugendlich

leichte Sinn die Leiden und Gefahren des bergmännischen Berufes um so eher übersehen läßt, als es an Gelegenheit fehlt, angenehmere Berufsarten kennen zu lernen. Schon in frühem Alter in das berg- oder hüttenmännische Berufsleben eingeführt, wissen sie demselben nach Kräften die guten Seiten abzugewinnen und die Schattenseiten desselben nicht nur mit Gemütsruhe, sondern sogar mit einem gewissen Humor zu ertragen. Der Verfasser sah bei Beginn der Mittagspause einen zwölfjährigen Bergmannsjungen von dem Pochwerke „Neubau", durch mehrere andre Knaben mitleidig unterstützt, auf Zellerfeld zuhinken, und schmerzerfüllt teilte ihm derselbe auf Befragen mit, daß er in dem Pochwerke einen schweren Fall gethan habe; gleichzeitig aber sah der Verfasser auch Gruppen heiter blickender Knaben am Abhange lagern, welche mit trefflichem Appetite ihr Butterbrot verzehrten und dazu von dem nahen Brunnen frisches Quellwasser tranken. Andre Gruppen waren schon mit ihrer Mahlzeit fertig und vergnügten sich nun durch harmloses Spiel. — Ernster blicken die älteren Männer drein; namentlich diejenigen, welche den flotteren Schwung des Berg- und Hüttenwesens als Beamte durchlebt haben, folgern aus dem schwächer werdenden Betriebe den nahen Ruin ihrer engern Heimat. „Die überseeische Konkurrenz drückt unsern Bergbau immer mehr" — so klagten alte Steiger — „schon jetzt wird mit schwachen Kräften gearbeitet; bald muß vielleicht der Bergbau ganz ruhen, und dann müssen die Oberharzer darben!" War es zu schwarz gesehen? Vielleicht, doch die gefürchtete Gefahr ist jedenfalls keine eingebildete.

Klausthal ist insofern der eigentliche Mittelpunkt der bergmännischen Thätigkeit, als dort das Oberbergamt seinen Sitz hat, dem außer den Harzrevieren auch noch der Bergbau der neuen preußischen Provinzen unterstellt ist. Das Harzer Bergwesen hat vier Berginspektionen, an deren Spitze je ein Bergrat als Direktor steht; ebenso gibt es vier Hüttenämter. Eine Bergakademie und eine Berg- und Markscheiderschule bilden die erforderlichen Beamten heran; diesen Instituten steht ein sehr reichhaltiges Mineralienkabinet, eine Modellsammlung, ein chemisches Laboratorium u. s. w. zur Verfügung. — Mit dem Bergbau und Hüttenwesen hängen übrigens noch mancherlei Erscheinungen zusammen, die uns bei Wanderungen durch den Oberharz ins Auge fallen. Führt uns der Pfad durch einsame Waldgegenden, so sehen wir oft vor uns Rauchwolken aus dem Gehölz aufsteigen, welche zu der Annahme verleiten könnten, daß wir uns einer vereinzelten Behausung nähern. Dann stehen wir vielleicht plötzlich vor einem rauchenden Meiler, in welchem rußige Köhler das Holz des Gebirgswaldes verbrennen, um Kohlen für den Hüttenbetrieb herzustellen. Einförmig und karg ist das Leben dieser Leute, deren Thätigkeit da zu beginnen pflegt, wo der Wald am wildesten, der Transport der geschlagenen Hölzer am beschwerlichsten ist. In einer kleinen, aus Holzpfählen und Rasen erbauten Hütte (S. 197) findet der genügsame Waldbewohner sein Obdach.

Das Bodethal. Über Quedlinburg führt gegenwärtig (seit 1863) die Magdeburg-Halberstädter Bahn gewaltige Scharen von Besuchern nach Thale, und besonders an schönen Sommersonntagen gleicht der Besuch einer Völkerwanderung. All diese vielen Ankömmlinge haben das Bodethal zum Ziele, das, eine halbe Stunde von dem Dorfe, eine Viertelstunde von dem Bahnhofe Thale entfernt, seine gewaltigen Felsenthore aufthut. Am Eingange

derselben hat sich seit Eröffnung der Bahn um das ältere Eisenhüttenwerk „Blechhütte" ein „Neu-Thale" gebildet; dasselbe besteht aus einer Anzahl guter Hotels — unter ihnen das großartige Hotel „Zehnpfund" mit Platz für 350 Fremde — einer großen Aktienbrauerei, einem Solbade, Logierhäusern und Villen, und durch diese neuen Ansiedelungen ist die Gesamteinwohnerzahl der Gemeinde Thale auf beinahe 3500 gewachsen. Wenden wir uns vom Bahnhofe aus dem Eingange des Thales zu, so treten uns die schroffen Felsenwände des Hexentanzplatzes und der Roßtrappe in ihrer ganzen Großartigkeit entgegen; sie sind aus Granit gebildet, an den sich vom Roßtrappefelsen an Grünstein in Verbindung mit Hornfels und (vom Bodekessel aufwärts) jaspisartiger Kieselschiefer anschließt. — Wir passieren das Gasthaus „Waldkater", von dem aus sich bereits herrliche Blicke dem Auge eröffnen, und werden in dessen Nähe eingeladen, links aufwärts zum „Hexentanzplatze" zu steigen. Aber die sogenannte „Hexentreppe", welche hier mit etwa 1100 rohen Stufen, die diesen Namen kaum verdienen, jäh in die Höhe führt, hat schon manchen rüstigen Wanderer derartig mitgenommen, daß ihm die Lust zu ähnlichen Leistungen gründlich verging. Besser auch, wenn wir zunächst im Thale weiter aufwärts wandern. Dasselbe gestaltet sich bei jedem Schritte großartiger. Über die Jungfernbrücke und an dem Gasthofe „Zur Königsruhe" vorüber gelangt man zu der „Schurre", einem Wege, der in mehrfachen Windungen in einer halben Stunde bequem zu dem Felsen der Roßtrappe emporleitet. Derselbe stellt eine der großartigsten Felsenpartien unsres Vaterlandes dar. Einem riesigen Bollwerke gleich, springt dieser den Spiegel des Flusses um 150 m jäh überragende Granitpfeiler in das Thal vor. Auf einer der vordersten Platten des Pfeilers schaut man jene Spur eines riesigen Pferdefußes, nach welcher derselbe benannt ist. In der Urzeit — so erzählt die Sage — als in dieser Gegend noch Zwerge und Riesen hausten, kam der wilde Böhmenfürst Bodo auf einem Kriegszuge hierher und verliebte sich in Brunhildis, des Riesenfürsten Tochter. Von dem Ungestümen bedrängt, entfloh diese auf raschem Rosse, aber jener folgte ihr nach, und plötzlich sah sie sich auf dem Tanzplatze der Hexen über dem furchtbaren Abgrunde. Zwar bäumte sich das Roß widerstrebend empor; doch Brunhildis drückte ihm, den Tod der Schande vorziehend, die Sporen kühn in die Seite. Der furchtbare Sprung gelang; der Jungfrau entfiel zwar die Krone, um im Bergstrome zu versinken, sie selbst aber kam glücklich auf dem gegenüberliegenden Felsen an, und dort drückte sich tief des Rosses Huf als Wahrzeichen ein. Auch Bodo wagte im Eifer der Verfolgung den Sprung, aber, herabstürzend in die Tiefe, bezahlte er seinen Frevel mit dem Leben; der Gebirgsstrom aber führt seitdem den Namen Bode. — Vielfach ist von Altertumsforschern nach andern Deutungen jenes eigentümlichen Males gesucht worden; man hat in ihm unter anderm das Zeichen der Opfer finden wollen, welche einst von Druiden auf diesem ragenden Felsen dem heiligen weißen Rosse dargebracht sein sollen. Jedenfalls läßt sich aus dem Umstande, daß auf der Roßtrappe zahlreiche Urnen und Befestigungen entdeckt worden sind, von denen die letzteren sowohl die zugängliche Westseite als auch noch besonders den eigentlichen Felsvorsprung schützten, der Schluß ziehen, daß wir es hier mit einer bewehrten Wohnstätte germanischer Vorzeit zu thun haben. — Großartig ist der Blick von dem Roßtrappefelsen, namentlich hinab in den ungeheuern Abgrund und auf die

wunderbar geformten Felsmassen ringsum, welche jäh von dem Flußbette aufsteigen; auch der Ausblick nach links in die fruchtbare Ebene jenseit des Dorfes Thale fesselt den Beschauer. Das Echo, welches hier durch Pistolenschüsse und Trompetentöne erweckt wird, ist überaus großartig und gibt mit lautem Getöse den Schall sieben= bis achtmal zurück.

Von der Roßtrappe gelangen wir auf einem guten Fahrwege nach dem schönen Aussichtspunkte „Herzogshöhe" und dem „Wilhelmsblicke" bei Treseburg. Wir können bei dieser Gelegenheit das seitwärts gelegene Gasthaus „Zur Roßtrappe", das nach der Ebene hinschaut, und mehrere weniger hervorragende Aussichtspunkte („Olbergshöhe" und „Bülowshöhe") berühren; sehen wir jedoch von diesen Punkten ab, um wieder zum Bodethale hinabzusteigen, so gelangen wir bald über die „Teufelsbrücke" zum „Bodekessel".



Das Bodethal. Aussicht auf Hexentanzplatz und Roßtrappe.

Hier hat der Strom in einem von fast 200 m hohen Felsen umgebenen, ringsum scheinbar gänzlich geschlossenen Felslabyrinthe einen Wasserfall gebildet, dessen brausende Gewässer sich in einen 50 m tiefen Abgrund stürzen. Bis zum Jahre 1865 mußte hier der Wanderer umkehren, da das Thal nicht weiter passiert werden konnte. Seitdem hat die Direktion der Magdeburg-Halberstädter Bahn einen schönen Fußweg am Ufer der Bode entlang durch die Felsen brechen lassen. Zu demselben führt von der Teufelsbrücke eine steinerne Treppe empor, und nun bietet sich dem Auge des Wanderers während $1\frac{1}{2}$ stündiger Fußtour fortgesetzt eine Reihe überraschender Gemälde, bei denen bald der rauschende Gebirgsfluß, bald die jäh aufragenden Felsen, bald der schattige Wald eine hervorragende Rolle spielen. Über die Bode gelangen wir gegen rechts endlich nach dem braunschweigischen Dorfe Treseburg. Dasselbe hat eine

höchst anmutige Lage in dem bedeutend erweiterten Bodethale; der dieserhalb im Laufe der Zeit stets wachsende Fremdenverkehr hat aber auch veranlaßt, daß die dortigen Gasthöfe durchschnittlich nicht diejenigen Annehmlichkeiten darbieten, die man nach den in ihnen geltenden Preisen erwarten sollte; es ist dies übrigens eine Erscheinung, welche die nördlicheren Glanzpunkte des Harzes in höherem Maße zeigen als andre anmutige Gegenden unsres Vaterlandes.

Wer auf dem neuen Fußwege nach Treseburg gekommen ist, pflegt von hier aus den schon erwähnten Aussichtspunkt „Wilhelmsblick“ zu besuchen. Man findet hier einen 22 m langen Tunnel, welcher durch die Felsen gebrochen ist und zu einem prachtvollen Ausblick auf ein von der Bode bewässertes, einsames Waldthal Gelegenheit darbietet. Steigt man die in der Nähe befindlichen Stufen aufwärts zu „Krügers Höhe“, so gewinnt man einen interessanten Blick auf die vielfachen wundersamen Krümmungen der Bode, welche hier bei Treseburg die Luppbode aufnimmt.

Wer nicht weiter im Bodethale aufwärts wandern will, kehrt nun wohl auf dem Plateau über „Hexentanzplatz“ zurück. In diesem Falle steigt man zunächst eine halbe Stunde aufwärts zu dem vorspringenden Felsen des „weißen Hirsches“, von welchem aus sich ein schönes Gemälde des mit dem Dorfe Treseburg geschmückten, rings von steilen Waldhöhen umfaßten Thalgrundes darstellt; später verfolgt man eine breite Fahrstraße, die zu dem „Hexentanzplatze“ hinleitet. Von ihr aus wird man, wenn möglich, einen kleinen Abstecher nach dem Denkmal Pfeils machen, welches dem verdienstvollen Begründer der Forstakademie zu Eberswalde, der ganz besonders dazu beigetragen hat, daß diese Gegend dem Naturfreunde zugänglich wurde, von den deutschen Forstwirten errichtet worden ist. Auf einer von sieben ehrwürdigen Buchen umgebenen Lichtung der Waldung erhebt sich über einem Granitsockel ein großer Block von grauem Marmor, welcher außer der Widmung und dem Namen des Gefeierten dessen bronzenes Brustbild und mehrere von ihm über die benachbarte Försterei „Dambachshäuschen“ verfaßte sinnige Strophen trägt; auf dem Marmorblocke aber ruht ein herrlicher Hirsch von bronziertem Eisen. Es ist ein sinnig erdachtes Werk, das in dieser Wald- und Bergnatur ungemein wirkungsvoll erscheint!

Nachdem man die Einsenkung des Dambachsthales überschritten hat, nähert man sich allmählich dem Hexentanzplatze; nebenbei können noch mehrere Punkte (die „Heuscheune“, der „Prinzenblick“ 2c.) besucht werden. Der Hexentanzplatz ist ein wahrer Glanzpunkt nicht nur des Bodethales, sondern des Harzes überhaupt. In einer Höhe von 425 m über Meer und 230 m über der Bode werden wir durch schöne Waldung zu einem gartenumgebenen Gasthause geleitet, welches uns gefällig darüber täuscht, daß wir uns in der unmittelbaren Nähe des furchtbarsten Abgrundes befinden. Gehen wir aber zu den terrassenförmig angelegten Sitzplätzen vor dem Hotel, so stehen wir staunend auf ragender Höhe über der zerklüfteten Felsenwelt des Bodethales. Gegenüber schauen wir den bedeutend tiefern Vorsprung der Roßtrappe, von welchem oftmals durch Pistolenschüsse das vielfache Echo erweckt wird; weiter hinaus thun wir einen Blick auf zahlreiche andre jäh aufsteigende Felsmassen, zwischen denen schlanke Fichten ihre spitzen Kronen wiegen, und im Hintergrunde des tief eingesenkten Flußthales erhebt sich der König des Gebirges, der Brocken. Wenn wir dann uns mehr rechts wenden, so sehen wir aus waldiger Umgebung das Gasthaus der Roßtrappe

herüberwinken, erblicken seitwärts, durch die fruchtbare Ebene hingelagert, den Ort Thale und ganz weit rechts die jäh aufragenden Felsmassen der sogenannten Homburg.

Wollen wir von Treseburg die Bode aufwärts nach Rübeland gelangen, so verfolgen wir zunächst den Weg, welcher uns zu dem braunschweigischen ehemaligen Hüttenorte Altenbrak führt, um von dort entweder auf dem Fahrwege über Hüttenrode und Marmormühle oder auf dem Fußwege am rechten Bodeufer hin über Wendenfurt jenes Ziel zu erreichen.



Die Roßtrappe und der Hexentanzplatz.

Die ehemalige Marmormühle liegt in malerischer Umgebung, über ihr der Krockstein, von dem man einen ziemlich umfassenden Blick auf den Thalgrund findet. Über Rübeland, das wir bereits als Eisenwerk kennen gelernt haben, erhob sich einst die Raubburg Birkenfeld, von deren Stätte man einer guten Aussicht genießt; Rübeland selbst ist durch das Hüttenwerk und eine chemische Fabrik gegenwärtig zu einem wenig angenehmen Aufenthaltsorte geworden; trotzdem wird es noch immer außerordentlich besucht, namentlich wegen der in seiner unmittelbaren Nähe befindlichen Baumanns- und Bielshöhle. Die letzteren befinden sich

in schwärzlichem Marmor und sind reich an Tropfsteingebilden. Die am meisten besuchte Baumannshöhle soll von einem Bergmanne dieses Namens entdeckt worden sein, welcher sich, um Erz zu suchen, in dieselbe begab, aber vollständig dort verirrte, so daß er erst nach zwei Tagen und Nächten den Ausgang wieder fand und so entkräftet war, daß er nur noch seine Entdeckung mitteilen konnte, bevor er starb. In einer Höhe von 44 m über dem Thalgrunde öffnet sich ihr Eingang, sie läßt sich in einer Länge von 260 m durchwandern und ihre Hauptwölbung ist 10 m hoch. Das unablässig von der Kalksteinwölbung herabtröpfelnde Wasser vermehrt fortgesetzt die vorhandenen Tropfsteinbildungen, die nach ihren phantastischen Deutungen allerhand Namen („Meer", „Orgelpfeifen", „Altar" u. s. w.) führen. Einzelne Räume werden durch bengalisches Licht höchst effektvoll erleuchtet; doch ist durch dasselbe sowie durch den Qualm der Grubenlichter die Tropfsteinbekleidung der Wände stark geschwärzt und die Schönheit der Höhle stark beeinträchtigt worden. Die Bielshöhle ist später entdeckt worden, sie enthält fünfzehn fahrbare Abteilungen und bietet teilweise noch schönere Tropfsteinbildungen dar als die Baumannshöhle.

Wenn wir weiter an der Bode aufwärts wandern, so werden wir durch beschwerliche Pfade auf den Punkt, an welchem einst die Susenburg (Susannenburg) stand, geführt und gelangen weiterhin nach dem Orte Königshof, in dessen unmittelbarer Nähe wir durch eine restaurierte Warte an die ehemalige Königsburg Bodfeld erinnert werden. Hier, über dem Vereinigungspunkte der warmen und der kalten Bode, stand schon in früher Zeit in tiefer Waldeseinsamkeit jenes Jagdschloß, auf welchem seit der Zeit der ersten sächsischen Kaiser vielfach die Herrscher unsres Vaterlandes residiert haben. Hier war es, wo Heinrich I. ernstlich erkrankte, um bald darauf in weniger rauher Umgebung, auf seiner Pfalz Memleben an der Unstrut, zu sterben (936). Nach ihm haben hier Otto I., II. und III. und Konrad II. residiert, und auch Heinrich III. finden wir auf dieser Burg, teils mit dem Weidwerke, teils mit wichtigen Regierungsangelegenheiten beschäftigt, als er plötzlich, der Sage nach infolge des übermäßigen Genusses von einer Hirschleber, erkrankt und in den Armen seines Gastes, des Papstes Viktor II., seinen Geist aushaucht. In Bodfeld war es auch, wo der streitbare Heinrich der Löwe vom Pferde stürzte und das Bein brach, als er im Begriffe stand, mit Kaiser Heinrich VI. zusammenzutreffen und die langwierige Fehde mit dem Hohenstaufen beizulegen. Das historisch so interessante Schloß war schon 1258 eine Ruine, und mit ihm kam das gleichnamige Dörflein in Verfall. — Wir haben uns bereits den Quellen des Bergstromes stark genähert, dessen wildromantisches Thal wir bei dem Dorfe Thale betreten haben.

Von den bei Königshof zusammenfließenden Quellbächen enteilt die „warme Bode" dem zwischen dem Königsberge und der Achtermannshöhe gelegenen Teile des Brockenfeldes, um an dem hochgelegenen Städtchen Braunlage vorüber mit einem großen Bogen gegen Süden der „kalten Bode" zuzueilen. An dieser entlang führt uns eine sehr benutzte Landstraße, welche von der Stadt Elbingerode herkommt und an dem früher erwähnten Rotehütte und Mandelholz vorüber zu dem Dorfe Elend leitet. Noch von reichlichem Laub- und Nadelholze umgeben, macht der letzterwähnte Ort einen verhältnismäßig freundlichen Eindruck; aber in seiner Nähe beginnt bald wieder eine wilde

Bergnatur, die sich dann fortgesetzt steigert. In schäumenden Fällen rauscht in der Nähe der Straße die „kalte Bode“ abwärts, die Umgebung wird einsamer, der Wald vorherrschender. So gelangen wir zu dem stolberg-wernigerodischen Dorfe Schierke, dessen niedrige Holzhäuser nur zu sehr von der Armut seiner Bewohner zeugen. Das Thal der „kalten Bode“ ist inzwischen immer wilder geworden; unzählige große Granitblöcke liegen in ihrem Bett und umgeben dasselbe.



Rübeland.

Ja, nachdem wir das Dorf verlassen haben, um auf der gräflich stolbergisch-wernigerodischen Straße noch eine Strecke weiter zu wandern, wird uns mehrfach das Gewässer durch kolossale Blöcke völlig verhüllt und wir hören nur sein geheimnisvolles Rauschen. Wenn wir die Brockenstraße verlassen, um uns auf einer andern Landstraße linkshin zu wenden, so werden wir ganz nahe an der Quelle des Flusses vorübergeführt, die sich südwestlich vom Brocken, am „Königsberge“, im Gebiete des sogenannten Brockenfeldes, befindet. Sie zeigt noch nicht jene Großartigkeit, welche das Gewässer schon bald in seinem Fortschreiten gewinnt und dann bis zu seinem Austritt aus dem Gebirge festhält.

Das Thyra- und Selkethal. Der Selkefluß, dessen lieblichem Thale wir uns zuwenden wollen, gehört von seiner Quelle an zu dem Unterharze. Häufig nähern sich die Touristen dem Selkethale von Süden her, etwa von Roßla, dem Hauptorte der Grafschaft Stolberg-Roßla, bis zu welchem die Halle-Kasseler Bahn von Osten oder Westen her führt. Nach einem einförmigen Wege von mehreren Stunden betritt man dann von Rottleberode aus das romantische Thal der Thyra, eines Zuflusses der Unstrut-Helme, und erreicht auf herrlichen schattigen Wegen in $1\frac{1}{4}$ Stunden die prachtvoll gelegene Residenzstadt des Grafen von Stolberg-Stolberg. Dieselbe ist in vier Thälern lang ausgestreckt und von den Bergen gewissermaßen eingepreßt, so daß man von einer der benachbarten Höhen, etwa dem Tiergarten, aus eines prächtigen Anblickes genießt. Die Häuser der Stadt sind zum Teil durch ihre uralten Holzkonstruktionen bemerkenswert; sie alle werden von dem gräflichen Residenzschlosse überragt, das im Jahre 1210 erbaut ist und wegen seiner bedeutenden Bibliothek sowie mehrerer Sammlungen, namentlich aber wegen seiner freundlichen Parkumgebungen Beachtung verdient. Auf dem weitern Wege pflegt man die etwa eine Stunde entfernte Höhe der bereits erwähnten Porphyrmasse des Auerberges (die „Josephshöhe") zu besuchen, woselbst bis vor kurzem ein nach Schinkels Entwurf erbauter zierlicher Holzturm eine prächtige Rundsicht gewährte. Da dieser Bau im Jahre 1880 durch einen Blitzstrahl teilweise zerstört, aber noch nicht restauriert worden ist, hat dieser Umweg vorläufig keinen Zweck.

Man schlägt nun die Landstraße ein, welche nach dem anhaltischen Städtchen Harzgerode zu über ein höchst einförmiges Plateau hinführt, um in der Gegend von Neudorf sich links zu wenden; so betritt man bei der Silberhütte zuerst das Thal der Selke. Dieser Fluß hat seine Quellen etwa zwei bis drei Stunden weiter westlich zwischen dem großen braunschweigischen Dorfe Stiege und dem anhaltischen Städtchen Güntersberge, doch beginnt seine Umgebung erst an dem Punkte interessant zu werden, an welchem wir ihn erreichten. Die Silberhütte verarbeitet die silber-, blei- und zinkhaltigen Erze, welche in den unterharzer Gruben des Pfaffen- und Meiseberges gewonnen werden, und färbt durch ihre Abfälle das Wasser des Selkeflusses schmutziggrau. Dieser fließt anfangs noch in weiterem Thalgrunde mit sanften Rändern durch Wiesen dahin, allmählich aber werden die Thalgelände steiler und tragen dichteren Wald. So gelangen wir zu dem anmutigen Alexisbade. Wir begegnen am Eingange desselben der geschmackvollen, im Schweizerstile erbauten Villa der verwitweten Herzogin von Anhalt-Bernburg und sehen uns dann auf der mit schattigen Platanen bepflanzten Kurpromenade, welche von Bade- und Logierhäusern umgeben ist. Nachdem die starke Eisenquelle des Bades schon bald nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts chemisch untersucht worden war, wurde der verdiente Herzog Alexis von Anhalt-Bernburg seit 1810 der Schöpfer desselben, indem er für Logierhäuser, Badeeinrichtungen und Anlagen sorgte. Seitdem war Alexisbad eine Zeitlang stark besucht und verdiente seine schnell entstandene Berühmtheit mit Recht wegen seiner anmutigen Lage, reinen Luft und wirksamen Quellen.

Seitdem es dann aber (nach dem Aussterben des anhalt-bernburgischen Fürstenhauses) vernachlässigt und endlich in Privathände übergegangen ist, hat

es mehr und mehr an Besuch verloren. Zwar besitzt es noch jetzt Einrichtungen für Stahl-, Fichtennadel-, Sol-, Douche-, Brause- und Wellenbäder, Milch- und Molkenkur; doch entsprechen dieselben nur teilweise den Anforderungen der Neuzeit, und die Gasthäuser bieten nicht diejenige aufmerksame Bedienung, die man nach den herrschenden Preisverhältnissen erwarten dürfte. Wandern wir weiter das Selkethal abwärts, so nähern wir uns dem Glanzpunkte desselben. Der Fluß wird zu unaufhörlichen Windungen gezwungen und läßt neben sich nicht viel Raum für Wohnstätten der Menschen und Wiesengründe.

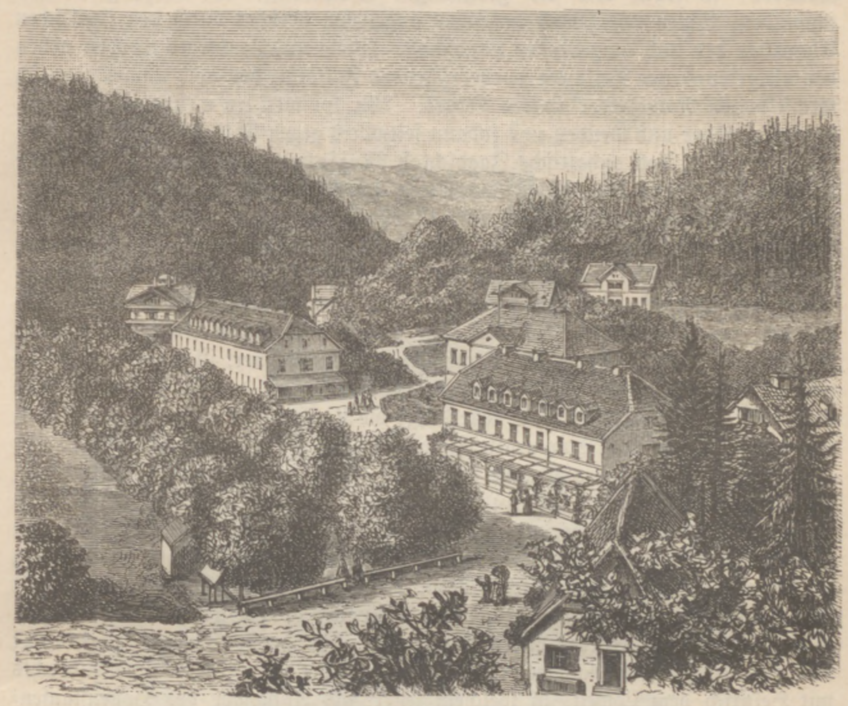


Eingang in die Baumannshöhle.

Die wohlgepflegte Landstraße begleitet seinen gewundenen Lauf, und über den Rändern des schmalen Thales steigen die jähen Felswände mit kühnen Zacken zum Himmel empor. Aber so gewaltig nach Mägdesprung zu auch die Felsbildungen wachsen, der Wanderer wird von ihnen keinen beängstigenden Eindruck gewinnen, da die Pflanzenwelt sie anmutig umkleidet. Schimmern doch die Felsen selbst da, wo sie am schroffsten aufragen, von dichter Moosbekleidung in goldgelbem Glanze; hin und wieder auch nickt von ihnen herab ein Busch der Digitalis purpurea; gewöhnlich aber umhüllt der üppigste Wald Klippen und Hänge mit einem lebensvollen Gewande, und auch die Straße wird von prächtigen Laubbäumen so gewaltig überschattet, daß der Wanderer selten von den Strahlen der Sommersonne belästigt wird. Von den bewaldeten Abhängen herab blickt hin und wieder ein Ruhe- oder Aussichtspunkt herab; auch gewundene Fußpfade werden

mehrfach sichtbar, welche für die Kurgäste vorsorglich geebnet sind; am Thalwege aber laden hier und da bei schattigen Punkten Bänke zur willkommenen Rast, und das befriedigte Auge gewahrt allenthalben noch die Pflege sorgsamer Menschenhände, wenngleich einst unter des Fürsten Alexis Walten der liebliche Thalgrund noch schöner gedieh. Die Klostermühle, welche wir passieren, jetzt eine Pension, erinnert uns an das ehemals sehr reiche und stattliche Kloster Hagenrode, dessen Trümmer fast gänzlich geschwunden sind; im weiteren Laufe des Weges gewahren wir auf jähem Felsen das eiserne Kreuz, das Prinz Friedrich von Preußen und dessen Gattin Luise gemeinsam ihrem Vater, dem Herzoge Alexis, in der Nähe der „Magdtrappe" errichtet haben; und während wir durch die herrliche, parkartige Umgebung, über den Fluß hinweg, weiter wandern, tauchen die Hüttenwerke des Ortes Mägdesprung in größerer Thalweitung auf. Es ist nicht mit Unrecht gesagt worden, daß dieser Ort „einem Garten voll schattiger Lauben und Gänge" vergleichbar sei, und auch die rauchenden Essen des Hüttenwerkes vermögen diesen beschaulichen Eindruck durch ihr Zeugnis von rühriger Industrie nicht zu verwischen. Nicht unerwähnt bleiben darf bei dieser Gelegenheit, daß die Kunstgießerei des Werkes, welches sich jetzt im Privatbesitze befindet, unter Leitung des Bildhauers Kureck sehr treffliche Werke hervorbringt und in ihrem Modellkabinett viele Sehenswürdigkeiten, in ihrem Verkaufslokale nicht minder zahlreiche Gegenstände, die einem begüterten Hause zur Zierde gereichen, ausstellt. Nicht weit von den Gebäuden des Hüttenwerkes erhebt sich ein fast 20 m hoher gußeiserner Obelisk, welchen der mehrfach erwähnte Herzog Alexis seinem um die Hüttenwerke des Unterharzes hoch verdienten Vater Friedrich Albrecht errichtet hat. — Steigen wir den Fußweg zu dem bereits erwähnten Felsen der Magdtrappe empor, so eröffnet sich uns eine wahrhaft bezaubernde Aussicht auf den waldumsäumten Thalgrund, der sich in gewaltiger Tiefe unter uns ausbreitet, und auf die Gebäude des gewerbfleißigen Ortes in seiner Mitte, nicht minder auf den gewundenen Lauf des Gebirgsflüßchens und die scharfgeschnittenen Ränder der gegenüberliegenden Bergmassen. Wir sehen uns hier unstreitig an einem der hervorragendsten Punkte des Harzes, vielleicht an dem prächtigsten des Selkethales! Neben dem Kreuze des Herzogs Alexis sind auch die sagenhaften Fußstapfen sichtbar, welche Veranlassung zu dem Namen der Örtlichkeit gegeben haben. Die Sage weiß ihren Ursprung verschiedenartig zu deuten. Einst — so erzählt die eine Fassung derselben — hatte ein Hünenmädchen des Harzgebirges ein Liebesverhältnis mit einem jungen Hirten, aber ihre Eltern waren demselben zuwider und hielten sie fern von seiner Umarmung. Da geschah es eines Tages, daß das Mädchen bei einem Ausgange zu dieser Stelle kam und ausschauend drüben auf dem jenseitigen Thalrande seinen Geliebten gewahrte, welcher, über die lange Trennung betrübt, seiner Flöte wehmütige Töne entlockte. Da ward das Herz der Jungfrau von Sehnsucht ergriffen; sie achtete nicht der steilen Felsen und der ungeheuren Kluft über dem rauschenden Flusse; kräftig setzte sie an, und siehe! der Sprung gelang. Glücklich langte sie drüben an und ward von den Armen des Geliebten aufgefangen; die Spuren ihrer Füße aber drückten diesseits und jenseits sich tief in die Felsen ein; hier sind sie sichtbar geblieben. Abweichend lautet eine andre Fassung; nach derselben wagte die Jungfrau nur den Sprung in das Thal, als ihre Unschuld in der Verfolgung bedroht war.

Von Alexisbad oder Mägdesprung aus pflegt man den anfangs erwähnten Ramberg zu besuchen, welcher bekannter unter dem Namen Viktorshöhe ist, seitdem Herzog Alexis dort einen prächtigen Aussichtspunkt geschaffen hat. Der Ramberg (ca. 600 m hoch) liegt etwa in der Mitte zwischen den Glanzpunkten des Selke- und Bodethales und nimmt am Nordrande des Harzes eine so dominierende Stellung ein, daß sein Besuch lohnender ist als der mancher höheren Berge des Gebirgsinnern.



Alexisbad.

Gute Fahrstraßen und wohlgepflegte Fußpfade führen durch herrliche wildreiche Waldungen aufwärts zu dem einförmigen Forsthause, in dessen Nähe Herzog Alexis einen 22 m hohen Holzturm errichtet hat, welcher sich auf 104 Stufen bequem ersteigen läßt. Die Aussicht zeigt zunächst die waldige Umgebung des Berges, dann gegen Süden in weiterer Ferne das Plateau des Unterharzes mit seinen Ortschaften, Feldern und Wäldern in bunter Abwechselung, und noch ferner die Josephshöhe und selbst die sanften Höhen des ruinengekrönten Kyffhäusers. Nach Süden, Osten und Westen hin übersieht man eine so wenig gewölbte Fläche, daß man über seinen Standort getäuscht wird und nicht glaubt, auf einem Gebirge zu stehen; denn von den tiefen Einschnitten des Selke- und Bodethales kann man trotz der Nähe derselben fast gar nichts gewahren. Die Schlösser des Meiseberges und der Falkenstein, welche von Osten herüberwinken, lassen von unserm Aussichtspunkte nicht die

Höhe ahnen, mit welcher sie sich über dem Selkethale erheben. Erst wenn man die Blicke nordwärts wendet, erkennt man die steilen Abfälle des Gebirges und jenseit derselben die weite Ebene, mehrfach unterbrochen durch die Vorberge des Harzes. Hier liegt höchst malerisch das schöne Quedlinburg mit seinem Schlosse und seinen vielen Türmen, weiter links das ausgedehntere Halberstadt und noch weiter zur Linken Blankenburg mit seinem hohen Schlosse.

Wenn wir nun von Mägdesprung aus das Selkethal weiter abwärts wandern, so sehen wir die großartigen Verhältnisse der Abhänge wieder schwinden, fühlen uns jedoch ungemein angenehm berührt durch den idyllischen Charakter der uns umgebenden Landschaft. Wiese und Laubwald werden neben der vielgewundenen Selke die vorherrschenden Faktoren der noch immer ziemlich wechselvollen Naturbilder unsres Weges. Wir kommen an mehreren Hammerwerken vorüber und wenden uns sodann seitwärts gegen links, um nach halbstündiger Steigung das anhaltische Jagdschloß Meiseberg zu erreichen. Dasselbe ist interessant durch eine schöne Sammlung von Hirschgeweihen und durch wertvolle Jagdbilder (Kupferstiche); von der Höhe hat man auch eine anmutige Aussicht auf das Thal. Von dem Meiseberge steigt man in einer Viertelstunde abwärts zu der Selkemühle, welche jetzt Försterei ist. Neben derselben erinnert der Gasthof „Zur Burg Anhalt“ an eine historische Stätte, welche sich auf der andern Thalseite befindet und nach halbstündigem Aufsteigen erreicht werden kann. Diese Burg, der Stammsitz der Anhaltiner, ist gegenwärtig nur noch in kaum nennenswerten Resten vorhanden. Von den Wohnräumen sieht man nichts mehr, dagegen sind neuerdings die Ringmauern wieder ausgegraben und gereinigt worden. Eine uralte Eiche ist an dieser Stelle mit einer 53 Stufen zählenden Wendeltreppe und nahe der Krone mit einem Altane versehen worden; doch gelangt man leider nicht zu einem lohnenden Ausblick, da derselbe durch die Wipfel der Bäume beeinträchtigt wird. Trotzdem ist dieser Ort für den Forscher und Freund unsrer nationalen Geschichte hochbedeutsam. Die Burg soll bereits von Otto dem Reichen erbaut worden sein, verdankt aber wohl erst dem berühmten Nachkommen desselben, Albrecht dem Bären, ihr Entstehen. Sicher ist es, daß letzterer diesem festen Wohnsitze große Sorgfalt zugewendet und auf demselben vielfach gewohnt hat. Im dem schweren Kampfe Albrechts mit Heinrich dem Löwen, in welchem jener, als Anhänger des Hohenstaufenkaisers Konrad III., an Stelle Heinrichs Herzog von Sachsen zu werden hoffte, wurde die Burg zerstört, aber später wieder von Albrecht aufgebaut. Wir werden also auf dieser Stätte an eine der bedeutsamsten Episoden der mittelalterlichen Geschichte erinnert, zugleich an eine Persönlichkeit, welche den Grund zu demjenigen Staatswesen gelegt hat, das nach jahrhundertelanger Entwickelung sich zu dem neuen deutschen Kaiserreiche ausgestalten sollte. — In dem weiteren Verlaufe des Selkethales ist die Gegend am Falkenstein die besuchenswerteste. Die Abhänge sind hier wieder etwas steiler und, wie anderwärts, mit dichten Wäldern bedeckt. Auf dem Wege läßt sich die „Tidianshöhle“, welche sich hoch oben auf der linken Thalwand befindet, besuchen. Der glitzernde Boden derselben ist wahrscheinlich Veranlassung zu der Sage, nach welcher Tidian, der Hirt des Grafen von Falkenstein, weil er die Zauberblume gefunden, von der die Sage vielfach erzählt, in den Besitz großer Schätze gelangte, aber durch seinen ungetreuen Herrn geblendet und vom Felsen hinabgestürzt

wurde. Von dieser Höhle gelangt man leicht zu dem gräflichen Jagdhäuschen „Selkensicht“, das eine köstliche Aussicht auf den Falkenstein eröffnet, und wird später zur „Eckartsklippe“ geleitet, bei welcher der Dichter des „Messias“ einst besonders gern weilte, als er beim damaligen Besitzer des Falkensteins zum Besuche war. Will man das Schloß Falkenstein vom Thale aus besuchen, so wird man in mäßiger Steigung durch dichten Wald in einer halben Stunde aufwärts geführt.



Schloß Falkenstein im Selkethale.

Das Schloß kommt urkundlich schon 1118 als kaiserliche Burg vor und ist bereits 1152 Sitz eines Rittergeschlechtes, das sich nach ihr nennt. Nach mancherlei Wechselfällen kamen 1437 die Freiherren von der Asseburg in den Besitz der Burg, um sie seitdem zu behalten. Bemerkenswert ist es, daß hier von 1215—1218 Eppo von Repkau das alte deutsche Rechtsbuch, den „Sachsenspiegel“, verfaßte. In der Reformationszeit schlossen sich die Asseburger der neuen Lehre an und erhielten den Besuch Luthers. Als während des Dreißigjährigen Krieges sowohl die Schweden als auch die

Kaiserlichen die Burg in Anspruch nahmen, wagte es Busso von der Asseburg, dieselbe mit 30 Mann gegen beide zu verteidigen und blieb wirklich ihr unbestrittener Besitzer. Im November 1843 beherbergte die mehrfach restaurierte Burg die Könige Friedrich Wilhelm IV., Friedrich August von Sachsen und Ernst August von Hannover nebst dem Prinzen von Preußen (jetzigem Kaiser) und Prinzen Karl von Preußen; zur Erinnerung an diesen Besuch sind die Autographen der Fürsten vorhanden. Auch sonst enthält die alte Burg noch mancherlei Sehenswürdigkeiten, unter andern prächtige Sammlungen von Geweihen, worunter viele Abnormitäten, Kunstgegenstände, interessante Familienbilder und besonders auch einen Schicksalsbecher, von welchem die Sage folgendes erzählt: In kalter Winternacht wurde die fromme und mildthätige Frau von der Asseburg von einem Gnomen gebeten, seiner gebärenden Frau beizustehen. Im Vertrauen auf Gottes Schutz folgte sie dem Flehenden und vollbrachte die nötige Hilfsleistung. Zum Danke schenkte der Gnome der edlen Frau drei gläserne Becher mit drei goldenen Kugeln darin und sprach: „Solange einer der Becher vorhanden ist, wird dein Geschlecht blühen und geehrt sein!“ Die Becher wurden seitdem sorgsam behütet. Einst aber sollte jugendlicher Übermut ein schweres Verhängnis herbeiführen. Wie das Kirchenbuch von Wallhausen berichtet, befanden sich im Jahre 1696 die beiden Junker von der Asseburg mit ihrem Freunde von Werther zum Besuche ihrer Mutter zu Wallhausen, um deren Geburtstag zu feiern. Von Wein erhitzt, erbaten sich die Junker jene drei Schicksalsbecher, um mit denselben die Gesundheit ihrer Mutter zu trinken. Nach langem Sträuben gab die Edelfrau endlich nach; als aber die drei Junker die gefüllten Becher aneinander klingen ließen, zerbrach der des älteren Asseburgers in Scherben. Alle waren von Schrecken betäubt, der Junker von Werther erholte sich zuerst, rief seinen Knecht und ließ seine Rosse anspannen. Die Asseburger begleiteten ihn trotz der Bitten ihrer besorgten Mutter nach Brücken zu; doch die Rosse gingen durch und alle drei Jünglinge fanden in der angeschwollenen Helme ihren Tod. Von den übrig gebliebenen Bechern findet sich noch einer auf der Falkenburg, der andre auf der Hinnenburg in Westfalen; sie sind von starkem gelblichgrünen Glase. — Von mehreren Gemächern des Schlosses aus genießt man prächtiger Blicke auf das romantische Selkethal, noch bezaubernder aber ist die Ausschau von dem Balkon des hohen Schloßturmes. Gegen Nordosten liegt die weite Ebene mit Ermsleben, gegen Nordwesten der Ramberg mit Viktorshöhe; ringsum aber gewahrt man allenthalben den wundervollsten Wald, und durch denselben zieht sich mit seinen steilen, hochromantischen Hängen das gewundene Selkethal. — Unter den Ahnenbildnissen der Asseburger befindet sich auch dasjenige des Ritters, welcher die Pfarrerstochter zu Pansfelde, eine Jugendgespielin des Dichters Bürger, verführte, wodurch der letztere zu dem Gedichte „Die Pfarrerstochter zu Taubenhain“ angeregt wurde. Pansfelde, wie auch Molmerswende, der Geburtsort Bürgers, liegen in der Nähe.

Die herrlichen Wälder des Selkethales sind mit zahlreichen Hirschen, Rehen und Wildschweinen erfüllt, deren Pflege sich die Grafen von der Asseburg, welche die Stellung preußischer Hofjägermeister bekleiden, ebenso wie die Herzöge von Anhalt, ernstlich angelegen sein lassen. Zu jeder Jahreszeit kann hier der Liebhaber von Wildbret dasselbe auf seiner Tafel haben, mag dasselbe auch

mehrfach nicht aus rechtlichen Händen, sondern von Wilddieben stammen; die letzteren sind nämlich, wie sich denken läßt, ziemlich zahlreich vorhanden. — Weniger günstig als mit dem Wildstand verhält es sich mit den Bewohnern der Harzflüßchen, namentlich der Selke. Die herrliche Forelle, welche über die Felsblöcke hinweg die Flüsse aufwärts zu tanzen vermag, hat in den letzteren sehr abgenommen, so daß der Tourist, welcher sein Mahl durch dieselbe zu würzen wünscht, teure Preise zu zahlen hat. Günstiger steht die Sache da, wo, wie an mehreren Punkten des Bodethales (Altenbrak u. s. w.), erfolgreiche Versuche, die Forelle künstlich zu züchten, gemacht werden. Verhältnismäßig zahlreicher sind die kleinen Schmerle in Selke und Bode vorhanden. — Wenn wir vom Falkenstein herabsteigen in das Thal, so gelangen wir in kurzer Zeit an das Ende des schönsten Teiles des Selkegrundes, so daß es nicht nötig ist, denselben weiter zu verfolgen. Nur wer in dem Garten des gräflichen Schlosses Meisdorf das vielgerühmte Kunstwerk von Kureck, einen von zwei Hunden zu Tode gehetzten Hirsch, sehen will, wird den Weg noch weiter abwärts wandern.

Der Brocken und seine Umgebung. Über die imposante Gruppe des Brockens sind schon anfangs einige Bemerkungen gemacht worden, welche der Ergänzung bedürfen: Die eigentliche Brockengruppe wird im Süden durch die kalte Bode, im Westen durch die Ecker, im Osten durch die Ilse von ihren Nachbarinnen getrennt, so daß zu ihr nur die Heinrichshöhe (1037 m), der Königsberg oder kleine Brocken (1029 m) mit den Hirschhörnern und der Meinekenberg gehört. Im weiteren Umkreise der Gruppe lagern sich gegen Norden der Scharfenstein (688 m) und Sandthalskopf, gegen Nordosten der Gebbersberg (650 m) und die Umfassungen des Ilsethales (der Renneckenberg, 935 m, der Erdbeerkopf, 845 m, und Barenberg, 682 m), gegen Süden der kleine und der große Winterberg (902 m), der Wurmberg (970 m) und die Achtermannshöhe (924 m), gegen Westen der schwarze Tannenberg (877 m), der Quitschenberg und die Abbensteinklippe (770 m).

Der Brocken, dessen Name sehr verschiedene, zum Teil recht spaßhafte Ableitungen erfahren hat,*) war während des ganzen Mittelalters wohlbekannt, wie sich aus Urkunden ergibt, doch wurde er nicht besucht. Als einer der ersten Brockenbesucher erscheint der Botaniker Joh. Thalius (1583); bald nach ihm besuchte Herzog Heinrich Julius von Braunschweig den Berg mit seiner jungen Gemahlin, um derselben auf einen Blick einen großen Teil seines Landes zu zeigen; der zu diesem Zwecke gebahnte Weg verwuchs bald wieder. Von den vornehmen Besuchern der spätern Zeit sind Fürst Friedrich von Anhalt-Bernburg nebst mehreren Verwandten (1649), Zar Peter der Große (1697) und namentlich auch Goethe (1777, 1783 und 1784) zu erwähnen. Die ersten Fahrwege zum Brocken sind dem Grafen Christian Ernst von Stolberg-Wernigerode zu verdanken; dieselben führten von Ilsenburg und Wernigerode hinauf. Seitdem ist der Besuch unausgesetzt gewachsen; gegenwärtig mag er nicht jährlich unter 20 000 betragen. — Der bequemste und lohnendste Weg ist wohl der, welcher

*) Zuletzt auch von den auf dem Gipfel zerstreut liegenden Felsstücken („Brocken"), oder von „Bräk, Bräken", d. h. untaugliches Holz, schwer zugängliches Dickicht.

von Ilsenburg seinen Ausgang nimmt. Der Marktflecken Ilsenburg selbst liegt am Ausgange des Ilseflüßchens aus seinem hochromantischen Thale und genießt nicht mit Unrecht eines bedeutenden Rufes wegen der gräflich-stolberg-wernigerodischen Eisenhüttenwerke, die ebenso Bedeutendes in rohen Fabrikaten wie im Kunstgusse leisten. Auf einem Felsenvorsprunge über dem Orte erhebt sich die ehemals kaiserliche Burg, welche aus der Zeit König Heinrichs I. herrühren mag, längere Zeit Sitz von Benediktinermönchen war und 1572 den Grafen von Stolberg-Wernigerode zufiel; dieselben machten sie seitdem zu einer Residenz. Das ehemalige Benediktinerkloster ist neuerdings im alten Stile restauriert worden und enthält eine interessante Altertumssammlung, die dem Grafen Botho von Stolberg-Wernigerode verdankt wird. Daneben steht das neue Schloß, der „Bothobau“; ein prächtiger Schloßgarten umgibt das Ganze. Nicht unerwähnt wollen wir es bei dieser Gelegenheit lassen, daß in dem nahen Dorfe Drübeck sich eine mehr als tausendjährige, in byzantinischem Stile gebaute Klosterkirche wohlerhalten vorfindet, welche höchst sehenswert ist; das dortige Kloster dient gegenwärtig evangelischen Stiftsdamen zum Wohnsitze. —

Doch wandern wir nun von Ilsenburg aus zum Brocken hinauf. Kaum haben wir den Ort hinter uns gelassen, so öffnet sich uns das wunderbare Thal, das sich nach dem Ilseflüßchen nennt. Bis zu dem Flecken heran ist das letztere von dunklem Hochwalde umsäumt, der die immer steiler aufsteigenden Thalränder emporklettert. Das Gewässer der Ilse stürzt mit anmutigem Rauschen abwärts und belebt die Waldeseinsamkeit. Durch den hochromantischen Grund führt uns eine prachtvolle Landstraße langsam empor, anfangs noch begleitet durch Stätten des Gewerbfleißes und einsame Ansiedelungen; da sehen wir plötzlich zur Linken über dem schäumenden Flüßchen einen gewaltigen Granitfelsen jäh emporsteigen — es ist der Ilsenstein. Derselbe erhebt sich 436 m über Meer, etwa 75 m über dem Thalgrunde und läßt sich auf einem Fußpfade ersteigen. Seit 1814 trägt der Fels ein eisernes Kreuz, welches Graf Anton von Stolberg-Wernigerode seinen im Freiheitskriege gefallenen Gefährten errichtet hat. Von der Höhe genießt man eines schönen Blickes in das Waldthal. Übrigens läßt sich auf dem Ilsenstein, wie auch sonst auf einzelnen Granitspitzen des Brockens eine noch nicht recht erklärte Abweichung der Magnetnadel beobachten.

Wandern wir von dem Ilsenstein weiter, so werden wir noch durch mehrere schöne Wasserfälle des Flüßchens erfreut und dabei an reizende Sagen erinnert, die von der „Prinzessin Ilse“ erzählen. — Als die Sündflut sich über die Erde ergoß — so berichtet die ältere Sage — suchten zwei Liebende flüchtigen Fußes Rettung auf dem Brocken, während die Wogen ihnen folgten. Ehe sie aber den Gipfel des Berges erreichten und ermattet von der Anstrengung auf einem Felsengipfel rasteten, spaltete sich derselbe und wollte sie trennen. Auf der linken Seite, dem Brocken zugewandt, stand die Jungfrau, auf der rechten der Jüngling, und, sich umschlingend, stürzten sie miteinander in die Tiefe. Die Jungfrau hieß Ilse, und von ihr erhielt der Felsen, der unter ihnen zusammenbrach, den Namen „Ilsenstein“. — Eine jüngere Sage berichtet: Vor vielen tausend Jahren bildete der Ilsenstein und die gegenüberliegende Westerklippe zusammen einen großen Berg, auf dem ein großes, herrliches Königsschloß stand. Dort wohnte der König Ilsung mit seinem wunderlieblichen Töchterlein Ilse. Unten aber bei Ilsenburg hauste eine alte Zauberin mit ihrer grundhäßlichen,

rothaarigen Tochter Trute. Da kam einst der schöne Ritter Rolf des Weges daher; und als er in das Zauberrevier der Hexe gelangte, bat Trute, von heftiger Liebe zu ihm entflammt, ihre Mutter, daß sie ihn behexte und dadurch an sie fesselte. Das gelang auch wirklich, aber nach einiger Zeit verloren die Zaubermittel ihre Kraft und der Jüngling riß sich los, um weiter aufwärts zu wandern.



Der Ilsenstein im Ilsethal.

So kam er vor König Ilsungs Schloß und ward dort von heißer Liebe zur schönen Ilse ergriffen. Auch diese fühlte warm für Rolf, und König Ilsung verlobte sie miteinander. Da ergrimmten die böse Zauberin und ihre Tochter und sannen auf Rache. In der Walpurgisnacht bewirkten sie mit des Satans Beistand, daß eine ungeheure Wasserflut vom Brocken hernieder kam, welche den Felsenberg unterwühlte, auf welchem König Ilsungs Burg stand. Derselbe barst mitten entzwei und das Schloß versank mit Ilsung und dem Ritter Rolf in der Flut; nur Ilse vermochte sich auf den Gipfel zu retten, wo jetzt das Kreuz steht. Seitdem wandert die Prinzessin, von Liebesschmerz getrieben, umher, den ertrunkenen Geliebten zu suchen. Wer die rechten Blumen zum

Strauße zu winden und der Prinzessin am Maitag um Mitternacht zum Ilsenstein emporzubringen vermag, der erlöst sie und wird unermeßlich reich; wer aber am Tage im Walde umherschleicht und die Prinzessin überrascht, wenn sie sich in dem silberklaren Bergflusse badet, den verwandelt sie zur Strafe in alte zottige Tannen, wie dergleichen rings um das rauschende Gewässer stehen. — Einst fand ein Kohlenbrenner früh am Morgen die holde Prinzessin und grüßte sie freundlich. Da winkte sie ihm und er folgte ihr ohne Furcht bis zum Felsen. Hier nahm sie ihm den Ranzen ab, ging hinein, brachte ihn gefüllt zurück und befahl dem Manne, damit nach Hause zu gehen, aber nicht eher zu öffnen, als bis er die Schwelle seiner Hütte überschritten hätte. Unter Danksagungen entfernte sich der Köhler; doch da ihm der Ranzen schwer wurde, konnte er nicht unterlassen, ihn abzunehmen und dem Gebote zuwider zu öffnen. Zu seinem Ärger bemerkte er nichts als Eicheln und Tannenzapfen und schüttete zornig den Inhalt von der Brücke in den Bergfluß hinab. Siehe, da klangen Eicheln und Tannenzapfen auf den Steinen wie Metall, und der Köhler erkannte zu spät, daß er Gold verschüttet hatte. Sorgfältig bewahrte er nun die Überreste in den Ecken des Ranzens — und wurde durch dieselben noch reich genug.

Wandern wir von dem Ilsenstein weiter, so führt uns die bequeme Landstraße bis zum letzten Viertel des Aufweges durch Wald hin, und wir sehen uns lange Zeit immer in der Nähe des Bergflusses, dessen Kristallfluten an uns vorühertanzen. Nachdem wir eine Stunde lang von Ilsenburg aus gewandert sind, erreichen wir, indem wir den Fluß gegen links überschreiten, die Ilsefälle. Es sind nur mehrere Kaskaden, die sich aneinander anschließen; aber sie machen auch auf Wanderer, welche weit größere Wasserstürze geschaut haben, den angenehmsten Eindruck. Eingerahmt von dem herrlichsten Walde, sehen wir die silberhelle Flut, einem schneeweißen Schwane gleich, abwärts rauschen. Hier und da treten gewaltige Granitblöcke hemmend in den Weg, doch die Schwanenjungfrau weiß diese Hindernisse zu umgehen und an ihnen vorüber ihre Bahn zur Ebene hinab zu wandeln. — Durch den Wald hin, welchen unser Weg kreuzt, sehen wir allenthalben Trümmer von Granitmassen verbreitet, oft so groß und zahlreich, daß die bescheidene Fichte kaum die dürftigste Nahrung findet und nur mühsam ihre Wurzeln zu befestigen vermag. Oft sehen wir diesen Nadelbaum auf der Höhe eines Steinblockes stehen, der fast völlig der nährenden Erdschicht entbehrt, und doch lebt er und entwickelt sich weiter; aber freilich nur niedrig ist sein Wuchs, krüppelhaft und kümmerlich sein Aussehen. Je höher wir steigen, desto spärlicher gestaltet sich selbst da, wo die Granitscherben vereinzelter auftreten, die Waldvegetation; nur am Boden kriechendes Knüppelholz findet sich noch, dazwischen, wie in dem üppigeren Walde der tieferen Abhänge, Heidel- und Preißelbeerstauden, Brombeer- und Himbeerranken, Ericeen, Anemonen und dürftige Bergpflanzen. — Noch höher gelangen wir in eine Zone öder Moorflächen, welche mit trügerischen Moosdecken überzogen sind und dem Fuße des Wanderers keinen Halt gewähren.*) Mehrfach sehen wir aus ihnen auch Granitbrocken hervorragen. Es ist eine Gegend, welche für den Unkundigen oder für den im Nebel oder in der Nachtdämmerung

---

*) Die ausgedehntesten dieser Moorflächen finden sich im Süden des Brockens, nach Oderbrück zu, in dem 10 km langen und 6 km breiten Brockenfelde.

verirrten Wanderer große Gefahren bietet, insofern aber für das Flachland die größte Wichtigkeit hat, als sie die Feuchtigkeit der über dem Gipfel lagernden Wolken anzieht und in zahlreichen Bächen und Flüßchen abwärts sendet. — Endlich stehen wir vor dem letzten Abschnitte unsres Weges, wir haben noch den Scheitel des Berges zu erklimmen. Derselbe ist ganz vom Walde entblößt; nur Granittrümmer bedecken ihn nach allen Richtungen hin, dazwischen finden sich niedere Gräser, alpine Kräuter und Moose mit spärlichem Wachstum. Vielfach tritt dasjenige Gestein, welches das eigentliche Knochengerüst des Berges ausmacht (Granit), wie es uns schon in Brocken und Scherben bei unserm Aufsteigen entgegen getreten ist, auch in größeren Massen aus der umhüllenden Vegetation hervor.

Das Klima des Brockengipfels ist im allgemeinen, selbst im Sommer, ein recht rauhes, seine mittlere Sommer- und Wintertemperatur (+23,7 ° C.; —27,5 ° C.) kommt der von Hernösand in Norrland gleich. Besonders hat man auf dem Brockengipfel außerordentlich von den Winden zu leiden. Die heftigsten derselben sind Westsüdwest, West, Westnordwest, Nordwest und namentlich Südwest. Der letztere ist der größte Feind des Brockens, indem er während des Winters orkanartig auftritt, ungeheure Schnee- und Eismassen aus den Thälern herbeitreibt und in langen und hohen Massen über die Scheitelfläche hin bald hier, bald dort aufschichtet. Dabei werden unter Umständen Balken und dicke Bohlen mehrere hundert Schritte weit fortgeschleudert und mehrmals gebrochen. Unter solchen Umständen kann sich auch Baumwuchs nicht entwickeln, und fortgesetzt wird an den Wohnstätten des Gipfels bedeutender Schaden angerichtet. Da nur höchst wenig windstille Tage auf dem Brocken vorkommen (etwa zwanzig im Jahre) und ein jäher Wechsel der Temperatur eintritt, so ist jedem, der den Brocken ersteigen will, selbst bei anscheinend ganz sicherem und warmem Wetter, anzuraten, daß er sich mit schützenden Gewändern versieht. Oft bringt der Juni, Juli und September Schneeschauer, und dieselben gehören bis tief in den Mai hinein nicht zu den Seltenheiten. Von den Winden pflegt der Südwest Regen, Schnee und Nebel für längere Zeit zu bringen, der Nordwest kalte und rauhe Nebel, die sich aber vielfach zwischen 9 und 10 Uhr zerteilen oder niederfallen, so daß schönes Wetter eintritt. Noch günstiger sind die Winde von Ostnordost, Ost, Ostsüdost, Südost und Südsüdost, da ihnen meist schönes Wetter folgt. Beim Windwechsel entstehen ganz plötzlich Nebel; dann sagen die Thalleute: „Auf dem Brocken wird gebraut", oder: „der Brocken hat eine Mütze auf", und erwarten alsdann mit Recht schlechtes Wetter. Bei Regen und Schnee ist vorherrschend Nebel, und zwar häufig so dick, daß man am Tage kaum drei bis vier Schritte weit sehen kann. Selbst im Sommer sind die Abende, Nächte und Morgen so kühl, daß man im Hause fast immer heizen muß.

Dieses rauhe Klima veranlaßte die bereits erwähnte spärliche Vegetation des Brockengipfels, ganz besonders aber ist es auch der Grund, daß die Flora manche Seltenheiten darbietet, die tieferen und milderen Gegenden unsres Vaterlandes abgehen. Zu ihnen gehören die Pulsatilla alpina (Brockenblume, Hexenbesen), Hieracium alpinum (Habichtskraut), Lycopodium alpinum (Hexenkraut), Veronica alpina (Ehrenpreis) u. s. w. Diese und ähnliche Gebirgsblumen pflegen dem Touristen beim Abschiede zum „Brockenstrauße" zusammengefügt zu werden.

Die meisten Wanderer, welche den mühsamen Weg zum Brocken emporklimmen, suchen auf demselben eine schöne Aussicht. Dieselbe kann ja bei der Höhe des Berges und der Entfernung desselben von der Ebene kein anmutiges Panorama gewähren, wie es von niedrigeren Bergen auf wohl angebaute und stark bevölkerte Gegenden genossen wird; es wird vielmehr nur eine Fernsicht in Betracht kommen können, bei welcher eine weithin reichende Landfläche sich gleich einer Landkarte dem Auge darbietet. Von dem steinernen Aussichtsturme, der etwa 17 m hoch ist, kann bei ganz klarem Wetter ein Umkreis von 830 □Meilen mit 89 Städten und 668 Dörfern überblickt werden; derselbe reicht von dem Rhöngebirge bis zu den Höhen von Brandenburg, von den Wesergebirgen bis zu den Erhebungen in der Nähe von Leipzig. Natürlich überschaut man zunächst das ganze Gebirge mit seinen Wäldern, Wiesen und Feldern, Dörfern und Städten, sodann in weiterem Umkreise viele fernere Punkte: von Nord gegen Ost unter andern Wolfenbüttel, Braunschweig, Osterwiek, Schöppenstedt und den Elm, Ilsenburg, Schöningen und Gardelegen, Oschersleben und Magdeburg, Wernigerode und Halberstadt, den Regenstein, Quedlinburg und den Fläming; von Ost gegen Süd hin Elbingerode und Ballenstedt, Victorshöhe, Harzgerode und das Erzgebirge, den Auerberg und Kyffhäuser, Jena und den Ettersberg, Benneckenstein, den Possen bei Sondershausen, Erfurt und Gotha, sowie die Hauptberge des Thüringer Waldes (Schneekopf und Inselberg); die Wartburg und die Berge des Rhöngebirges, den Meißner und Kaufunger Wald, den Göttinger Wald und die Wilhelmshöhe bei Kassel, den Habichtswald, Reinhardswald und Solling. Von West nach Nord erscheint besonders deutlich Klausthal-Zellerfeld, dann die Weserkette, Hildesheim, Hannover, Harzburg mit dem Burgberge, Vienenburg und selbst am Saume des Horizontes die Lüneburger Heide. Die Thäler des Harzes, welche so tief in die Plateaumasse einschneiden, erscheinen von unserm Aussichtspunkte nur als schwache Einfurchungen durch ihre oberen Bänder angedeutet und lassen durchaus nicht die Großartigkeit ahnen, durch die sie fast sämtlich ausgezeichnet sind. — Leider gehört selbst für den helläugigen und mit guten Ferngläsern bewaffneten Brockenwanderer die angedeutete Rundsicht zu den allergrößten Seltenheiten; ja, selbst eine weit reduzierte Fernsicht kann nur von wenigen Glücklichen genossen werden, da, wie ja bereits vorher angedeutet, die Nebel und Wolken gewöhnlich die ferneren Punkte, wenn nicht sogar den Gipfel des Berges selbst, umhüllen. Daher ist denn auch das Brockenbuch mit Klagen solcher Wanderer erfüllt, die nach mühsamer Wanderung von dem Berge aus nichts oder wenig gesehen haben. Selten werden sich Glückliche finden, die, wie der Verfasser, auf einen achtmaligen Besuch sechsmal eine leidlich gute, teilweise sogar ausgezeichnete Fernsicht fanden. Trotzdem nun aber die Rundschau von dem Harzriesen so selten den Wünschen und Erwartungen der Besucher entspricht, so lohnt doch eine Besteigung desselben in der bessern Jahreszeit fast immer. Schon der ganz eigenartige Charakter der Bergmasse, welchen wir im Aufsteigen geschildert haben, entschädigt die Mühe der Wanderung in vollem Maße, selbst wenn beim Eintreffen im Brockenhause träge Nebel sich senken sollten. Und gerade auch in diesem Falle fehlt es nicht an Gelegenheit, durch eigenartige, oft sogar wahrhaft großartige atmosphärische Phänomene für die verschlossene Fernsicht entschädigt zu werden. Ein prächtiger Sonnenaufgang ist verhältnismäßig selten, wohl aber bietet sich dem Naturfreunde vielfach, und

zwar oft recht unerwartet, ein an Farbeneffekten reicher Sonnenuntergang dar. Mancher Beobachter hat das Panorama einer vom Vollmond überstrahlten hellen Sommernacht fast noch schöner gefunden. Oft, wenn der von der Wanderung des vorigen Tages ermüdete Wanderer schon vor Morgendämmerung sein Lager verlassen und traurig über das Ausbleiben des ersehnten Schauspiels der aufgehenden Sonne auf dem Aussichtspunkte gestanden hat, ist ihm eine angenehme Entschädigung dadurch geworden, daß sich die dichten Nebel, einem Milchmeere gleich, auf die Erde niederdrückten und über diesem Meere, gleich Inseln, die bedeutendsten Berge ihre Häupter erhoben. Auch begannen oft genug plötzlich die Nebelschleier zu fallen oder zu verdunsten, so daß allmählich die ganze Landschaft zum Vorschein kam.



Das Brockengespenst.

Neben einem derartigen Schauspiel ist ein Gewitter erhaben, sei es nun, daß dasselbe in langsam fortschreitender Entwickelung die Wolken zu einem schwarzen Knäuel zusammenballt, der unten am Brocken brausend hinzieht und zahlreiche Blitze nach oben unter Donnerrollen entsendet, während über uns am klaren Himmel die Sonne leuchtet; oder sei es, daß ein ganz plötzlich über den Brocken dahingehendes Gewitter seine zuckenden Blitze mit mächtigen Donnerschlägen herabsendet, um fast in demselben Augenblicke, da wir noch erzittern möchten, völlig spurlos zu verschwinden.

Noch herrlicher aber erscheint das sogenannte Brockengespenst, welches zu allen Jahreszeiten beim Auf- oder Untergange der Sonne vorkommen kann, allerdings jährlich nur sieben- bis neunmal beobachtet worden ist. Es ist dies ein wunderbares Nebelbild, welches von einem langjährigen Beobachter folgendermaßen beschrieben wird: „Wenn die Sonne bei ihrem Auf- oder Untergange mit dem Brocken in gleicher Höhe steht, dann auf entgegengesetzter Seite sich unten

in den Thälern Nebel bilden, diese am Brocken in die Höhe steigen, der nebelfreie Brocken aber zwischen dem Nebel und der Sonne steht, so wirft die Sonne den Schatten des Brockens und aller auf ihm befindlichen Gegenstände an diese Nebelwand, an welcher sich nun riesenhafte Gestalten bilden, die bald sich verkleinern, bald vergrößern, je nachdem sich der Nebel nähert, entfernt oder durch das Aufrollen desselben in ihm Lücken entstehen. Ist der Nebel trocken, so sieht man außer seinem eignen Schatten auch den seiner Nachbarn; ist er feucht, so sieht man nur den seinigen, und zwar mit einem regenbogenfarbigen Heiligenscheine rings umgeben. Dieser Heiligenschein verschönert sich und wird strahlender, je nasser und dicker der Nebel ist und je näher derselbe kommt. Bei rauhem Nebel im Winter bietet diese Erscheinung einen andern Anblick; dann erhält der Schatten nicht den kreisförmigen regenbogenfarbigen Heiligenschein, sondern es gehen vom Haupte des Schattens drei gelbe, hellglänzende, scharf gezeichnete und weit strahlende Scheine rechts und links vom Auge und senkrecht." *) — Sollten alle diese schönen Phänomene dem Brockenwanderer verschlossen bleiben, um ihm vielleicht einen willkommenen Ersatz für die vergeblich gehoffte Fernsicht zu gewähren, so würde ihm der Berggipfel immerhin auch noch anderweitige Anregung in reichem Maße zu gewähren im stande sein, da sich an ihn mannigfache Erinnerungen aus unsrer nationalen Vorzeit und interessante Sagenbildungen knüpfen. Auf dem felsbedeckten Gipfel hat sich aller Wahrscheinlichkeit nach einst eine Opferstätte der alten heidnischen Sachsen befunden. Nicht ohne Wahrscheinlichkeit ist es ja, daß die verschiedenen Felsmassen, welche durch den mittelalterlichen Volksglauben in Verbindung mit dem Teufel und seinem Hexentrosse gebracht worden sind, ursprünglich in Beziehung zu dem germanischen Kultus gestanden haben. Vielleicht stand auf dem gewaltigsten Felsstücke des Gipfels, jetzt Teufelskanzel genannt, ein Bild Wodans, dem blutige Opfer dampften. Als das Christentum den Sachsen aufgezwungen wurde, mag Karl der Große dieses heidnische Heiligtum wie andre zerstört, das Sachsenvolk aber heimlich dort immer noch dem Wodan einen Tribut dargebracht haben. Daß die heidnischen Gottheiten in den Sagenbildungen der christlichen Zeit sich auch sonst in Teufel und Hexen verwandelten, ist ja bekannt; möglich auch, daß, wie ein Berichterstatter**) vermutet, die strenge Verfolgung des germanischen Götterglaubens durch Karl den Großen und seine Nachfolger dessen heimliche Anhänger dazu bewog, zu Vermummungen zu greifen und in den christlichen Wächtern den Aberglauben zu erzeugen, auf dem Brocken halte der leibhaftige Teufel über seine unheimlichen Scharen zuweilen Heerschau. So mag sich allmählich die Sage gebildet haben, durch welche der „Blocksberg" berühmt geworden ist. Wenn der Monat April — so erzählt sie — vorübergegangen ist, in der Nacht vom letzten April zum 1. Mai, eilen von allen Seiten und Richtungen die Hexen zum Blocksberge hinan. Da ist ein wildes Gedränge, und weil es der Eile bedarf, so tragen die Füße nicht schnell genug, es muß also geritten sein. Da kommen denn die Hexen durch die Lüfte gezogen, den Berg hinan auf Ofengabeln, Streichbesen und Ziegenböcken, aus dem Walde und hinter dem Felsen hervor. Wie schwarze Wolken verdunkelt ihre Schar noch mehr die

*) Vergl. W. Schönichen in „Thüringen und Sachsen".
**) Schönichen a. a. O.

dunkle Nacht. Die Luft selbst wird unruhig und jagt im Wirbelwinde das Gewölk von Berg zu Berge. Bald flackert aber ein lustiges Feuer hoch empor. Der Teufel besteigt dann seine Kanzel und predigt vor der Versammlung der Hexen und Zauberer. Diese führen um ihn im wilden Rausche einen Reigen auf und schwingen hoch die flammenden Feuerbrände bis zur Ermattung. Hernach gibt der Teufel seinen Gästen bei dem Hexenaltare und Hexenbrunnen einen großen Schmaus. Wenn dann aber die Morgenröte naht, so verschwindet wieder allmählich der Höllenspuk, und wie die Hexen und Zauberer gekommen sind, so reiten sie wieder von dannen, und bald ist ihre Spur verloren, ja selbst einander befreundete haben sich dort oft nicht gekannt. — Eigentümlich ist es, daß man schon mehr als 100 Jahre lang die nächtlichen Hexenfahrten im Volksglauben kannte, ehe man in der Nähe des Brockens von einem „Blocksberge" wußte. Erst 1540 erzählte man von einer Zauberin aus Elbingerode, daß sie auf den Brocken gefahren sei; bald darauf aber wird dieser Berg der eigentliche Zauberberg, und man verlegt den Hexensabbat ausschließlich auf ihn. Daß der eigentümliche, von uns geschilderte Charakter des Brockens hierzu wesentlich mit beigetragen hat, liegt auf der Hand. Dichterisch ist die Walpurgisnacht zuerst von Johann Prätorius (1668) behandelt worden; der berühmteste seiner Nachfolger ist Goethe im Faust. Seitdem hat dieselbe ihre „klassische Weihe" empfangen, und „schon weil es einen Faust gibt" — sagt der bekannte Geograph Daniel — „muß jeder den Brocken bestiegen haben".

Übrigens ist die Blocksbergsage im Volksmunde sehr weit verbreitet; noch jetzt machen Abergläubische selbst in weit vom Brocken entfernten Gegenden am Tage vor der Walpurgisnacht auf die Thüren die schützenden drei Kreuze, aus Furcht vor den „Hexen, die auf den Brocken ziehen".

Die Hexenkanzel und der Hexenaltar sind zwei auf dem Brocken befindliche, etwa gleichhohe Felsmassen, vor welchen sich der „Hexentanzplatz" befindet. Zwischen den beiden Felsmassen und dem Brockenhause liegt ein etwas ausgehöhlter Stein, welcher gewöhnlich Wasser zu enthalten pflegt, das „Hexenwaschbecken" — nach Daniel für die den Brocken besuchenden Engländer die größte Merkwürdigkeit des Berges. Nahe dem „Wolkenhäuschen" befindet sich der „Hexenbrunnen", dessen unschmackhaftes Wasser den Kellbach bildet. Die Ansiedelung des Berges empfängt ihr Wasser aus dem „Gerlachsbrunnen".

Das erste Schutzhaus, noch ohne wohnliche innere Einrichtung, ließ der Graf Christian Ernst von Stolberg-Wernigerode auf dem Brocken im Jahre 1736 erbauen; dasselbe brannte mehrmals ab. Später ließ derselbe Graf auf der benachbarten Heinrichshöhe ein bescheidenes Gasthaus errichten, welches 1799, als das erste ordentliche Wirtshaus auf der Brockenspitze erbaut wurde, abbrannte. Dieses ältere Wirtshaus des eigentlichen Brockens brannte 1859 nieder, hierauf entstand das gegenwärtige zweistöckige, in seinen unteren Teilen massive Gebäude, welches 130 Betten enthält, oft aber Quartier für noch weit mehr Personen beschafft. Wie anfangs, ist auch jetzt noch diese Ansiedelung im Besitze der gräflich Stolberg-Wernigerodischen Familie, welche sich um die Brockenbesucher außerordentliche Verdienste erworben hat. Gegenüber dem Wirtshause erhebt sich seit 1855 der 17 m hohe Aussichtsturm.

Schicken wir uns zum Rückwege an, so können wir verschiedenartige Richtungen einschlagen. Über Schierke gelangen wir auf bequemer Straße entweder

nach Wernigerode oder über Elbingerode in das Bodethal; wer wieder nach Ilsenburg zurück will, kann zur Abwechselung den steilen und beschwerlichen Fußweg durch das Schneeloch wählen. Noch häufiger pflegen die Brockenbesucher indes den Rückweg gegen Südwest auf Oderbrück zu nehmen, wohin ein ziemlich sicherer Fußweg durch den früher erwähnten Moorgrund des Brockenfeldes führt. Vom Forsthause Oderbrück aus gelangt man an dem Oderteiche vorüber in etwa zwei Stunden nach St. Andreasberg. Das Wasserbecken des Oderteiches, welches die Quellen des Oderflüßchens im Interesse des Bergbaues von St. Andreasberg sammelt, ist bereits erwähnt worden, ebenso der Rehberger Graben, der diese Gewässer abwärts nach der erwähnten Stadt führt. Ein schöner Granitweg führt an der Wasserleitung entlang und eröffnet nach einiger Zeit herrliche Landschaftsbilder. Links schaut man in jäher Tiefe das bewaldete Oderthal, auf derselben Seite im Vordergrunde den klippenreichen „Hahnenklee“, rechts steigen gut gepflegte Waldungen am Rehberge empor. Das Bild wird immer großartiger, bis man etwa in der Mitte des Weges nach Andreasberg an eine anmutige Ruhestätte gelangt. An ihr kann man in einer Viertelstunde zu den „Rehberger Klippen“ emporsteigen, welche von einem Pavillon von Baumrinde aus einen sehr lohnenden Blick über einen großen Teil des östlichen Harzes eröffnen und in ihrer Umhüllung von hohen Epilobien und Digitalis purpurea sich selbst anmutig genug ausnehmen. — Zu den imposantesten Berggipfeln, welche uns bei dem bisherigen Wege zur Linken entgegentreten, gehört die Achtermannshöhe, ein 926 m hoher Granitkegel, der von Oderbrück aus bestiegen werden kann. Von diesem Berge erzählt eine Sage: Der Teufel verpflichtete sich, einem Ritter um den Preis seiner Seele über Nacht auf dem Gipfel ein schönes Schloß zu erbauen, und damit der Hahn nicht zu früh den Tagesanbruch verkündigen konnte, verstopfte er ihm den Hals. Als nun des Ritters Weib das Schloß bis auf den Trittstein fertig sah, erschrak es gewaltig und veranlaßte den Hahn, daß er sogleich krähte. Da hatte der Teufel seinen erhofften Gewinn verloren und schleuderte ärgerlich den letzten gewaltigen Stein von der Höhe herab; derselbe liegt noch jetzt eine Viertelstunde unterhalb des Gipfels. — Von den Rehberger Klippen gelangt man weiter an dem überaus freundlich gelegenen „Rehberger Grabenhause“ vorüber und durch Wald- und Wiesengründe zu der Stadt St. Andreasberg, die wir bereits als einen Sitz des oberharzer Bergbaues kennen lernten. — Wir wollen es nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit auf die Thalgründe hinzuweisen, welche von St. Andreasberg abwärts zu dem südlichen Saume des Harzes geleiten. In etwa einer Stunde läßt sich bei dem Forsthause Königshof das herrliche Siebertthal erreichen, durch welches eine schöne, rings von Hochwald umgebene Landstraße führt. Der Weg ist höchst einsam und beschaulich und leitet in einer Stunde weiter zu dem von Waldarbeitern bewohnten Dorfe Sieber, dessen Lage gleichfalls sehr prächtig ist. Von hier führt die Straße im Thale abwärts nach Herzberg, einem von altem Schlosse überragten Städtchen, bei welchem man die Harz-Südbahn erreicht. Näher ist der Weg auf Lauterberg, das sich von St. Andreasberg aus durch das weniger romantische, doch gleichfalls ziemlich anmutige Oderthal in $1\frac{1}{2}$ Stunden erreichen läßt.

Von den Brockenwegen bleibt uns noch die Beschreibung desjenigen übrig, welcher auf Harzburg leitet. Der Weg ist gut und erfordert drei Stunden.

Er führt über den kleinen Brocken und den Pesekenkopf, um am Scharfensteiner Viehhofe in das Eckerthal überzulenken. Nachdem er durch dasselbe eine Strecke abwärts geleitet hat, wendet er sich in der Nähe des „Molkenhauses" gegen Nordwesten, um später das Radauthal zu erreichen; bald darauf sind wir in dem schönen Badeorte Harzburg angelangt. Derselbe besteht eigentlich aus den drei zusammenhängenden braunschweigischen Orten Neustadt, Bündheim und Schleweke und macht schon äußerlich den Eindruck eines vornehmen Bades.



Wasserfall im Radauthale.

Große, komfortable Hotels, prachtvolle Promenaden und Gärten, vornehme Villen und Sommerpaläste laden die verwöhnten Sommergäste der großen Städte zum behaglichen Aufenthalte ein. Eine treffliche Badekapelle von achtzehn Mann bietet die gewöhnlichen musikalischen Genüsse; glänzende Reunions, Waldpartien, Illuminationen, Theatervorstellungen, Pferderennen, Jagd und Forellenfischerei sorgen unausgesetzt für angenehme Unterhaltung des vergnügungssüchtigen Großstädters. Die herrliche Lage des Ortes in dem sich erweiternden Radauthale, die reizenden Partien nach allen Seiten hin, die frischen

Wälder der näheren und weiteren Umgebung bieten dem rüstigen Fußgänger vielfache Gelegenheit zur Erholung und Stärkung dar. Aber freilich ist auch Harzburg der teuerste Ort des Harzes, und wer mit mäßigen Mitteln Naturgenüsse zu gewinnen wünscht, der darf nicht hierher gehen. Um gerecht zu sein, läßt sich anerkennen, daß der Höhe der Preise durchschnittlich das dem Fremden Dargebotene entspricht. Der Mittelpunkt des Bades ist das neue Kurhaus, dessen glänzende Gesellschaftsräume zugleich mit dem ausgedehnten Logierhaus von einer Aktiengesellschaft mit einem Kostenaufwande von 1700000 Mark gegründet worden sind. Es gehören zu diesem bedeutenden Unternehmen die Restaurationsgebäude „Unter den Eichen“ nebst Promenaden und die Schweizerwirtschaft „Zur Sennhütte“ am Mittelberg, die von einem Appenzeller Senner geleitet wird. Neben den genannten Etablissements besteht als selbstständiges Kurunternehmen das Solbad Juliushall, dessen 1569 vom Herzog Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel abgeteufte Quellen, seitdem sie in Privatbesitz übergegangen sind (seit 1850), gleichfalls den Mittelpunkt eines großartigen Unternehmens bilden, das mit allen möglichen Heileinrichtungen, Parkanlagen und besonders auch mit einem vortrefflichen Hotel versehen ist. — Natürlich hat mit der Einrichtung aller dieser Bade- und Kurmittel die freundliche Gestaltung der Umgegend Strich gehalten. Daher kommt es denn, daß meilenweit die Waldungen mit schönen Promenadenwegen versehen und alles gethan worden ist, um dem Wanderer ein bequemes Zurechtfinden zu ermöglichen. Von besonderer Lieblichkeit ist das waldige Thal der Radau, welche in der Nähe des Torfhauses am Brocken, 817 m hoch, entspringt und deren Gewässer eine Stunde von Harzburg thalaufwärts einen künstlich hergestellten, 24 m hohen Wasserfall bilden. Weitere Ausflüge führen nach dem „Molkenhau“, den „Rabenklippen“, nach „Kattenäse“ u. s. w. Weit näher ist ein Ausflug, welchen wir als den wichtigsten hier zum Schlusse genauer besprechen wollen, nämlich der zu dem geschichtlich so bedeutsamen Gipfel des Großen Burgberges. Zu demselben führen fünf gute Wege, von denen für Fußgänger der von den „Eichen“ ausgehende zu empfehlen ist; er leitet in einer reichlichen halben Stunde durch dichten Wald, an mehreren angenehmen Aussichtspunkten vorüber, zu dem Gipfel empor. Auf diesem soll schon in alter Zeit eine germanische Opferstätte gestanden haben, später der noch in der Domkapelle zu Goslar gezeigte Altar des Götzen Krodo. Später stand an dieser Stelle ein christliches Bethaus, sodann eine von Karl dem Großen gestiftete Kreuzeskapelle und ein Chorherrenstift, welches letztere von Kaiser Konrad I. im Jahre 916 reich begabt wurde.

Später erbaute Heinrich IV. (1065) ein großartiges Residenzschloß, welches auch ein Staatsgefängnis enthielt; neben demselben einen herrlichen Dom für die kaiserliche Familiengruft, dessen Chorherrenstift er reich dotierte. Im Kriege mit den Sachsen wurden Burg und Dom von den letzteren (1074) zerstört, nachdem Kaiser Heinrich mit seinen Schätzen unter Beihilfe eines treuen Dieners auf der Südseite entflohen war; seine Krone soll er zuvor in den Burgbrunnen geworfen haben. Durch seinen Sieg über die Sachsen bei Hohenburg kam der Kaiser zwar wieder in die Lage, den Wiederaufbau seiner Residenz zu beginnen; aber nach wenigen Monaten wurde dieselbe zum zweitenmal zerstört (Anfang Mai 1076). Der Konflikt mit dem Papste Gregor VII. hatte inzwischen seinen Höhepunkt erreicht. Ärgerlich über die Anmaßung des letzteren, hatte der Kaiser

auf der Wormser Synode die Absetzung Gregors aussprechen lassen, Gregor aber mit dem Banne geantwortet. Die Unzufriedenheit der Großen des Reiches mit der willkürlichen Regierung des Kaisers gestaltete sehr bald die Lage desselben höchst ungünstig, und die Klagen der aufständischen Sachsen gaben dem Papste obenein höchst willkommenen Anlaß, sich in die politischen Verhältnisse Deutschlands zu mischen. Dem „Gebannten“ sollten die deutschen Fürsten den Treueid zu halten nicht mehr verpflichtet sein, denn Gregor hatte sie ausdrücklich von dieser Pflicht entbunden, und die ohnehin schon zu trotziger Widersetzlichkeit geneigten Großen benutzten diese Gelegenheit zum Abfall aufs bereitwilligste. Sie forderten, daß der Kaiser binnen Jahresfrist sich vom Banne befreie, widrigenfalls sie einen andern König wählen würden. Von allen Seiten bedrängt und verlassen, mußte sich Heinrich beugen — „er ging nach Canossa!“ Im Winter 1076—1077 machte er den schweren Weg über die Alpen, nahm die schwere Kirchenbuße, zu welcher ihn Gregor verurteilte, auf sich und erlangte durch diese Unterwerfung im Schlosse Canossa auch die Erlösung vom Banne. Trotzdem nun später Heinrichs Verhältnisse eine günstige Wendung erhielten, gelangte derselbe doch nicht mehr dazu, seinen Lieblingssitz neu und herrlich zu restaurieren, und die Harzburg blieb hundert Jahre lang verödet. Erst Kaiser Friedrich I. (Barbarossa) erbaute sie wieder, worauf der Sohn seines Gegners (Heinrichs des Löwen), Kaiser Otto IV., der selbst wiederum Barbarossas Sohn, Philipp von Schwaben, jahrelang bekämpft hatte, daselbst mit Vorliebe seinen Wohnsitz aufschlug, als der Hohenstaufe Friedrich II. ihn besiegt und gezwungen hatte, sich zurückzuziehen. Nachdem Otto IV. auf der Harzburg gestorben war (1218), ging die Burg nacheinander in die Hände der Grafen von Woldenberg und Stolberg-Wernigerode über; noch später wurde sie Sitz schlimmen Raubgesindels, und verfiel mehr und mehr. Seit dem Schmalkaldischen Kriege ist sie braunschweigisch und einer der braunschweigischen Herzöge ließ sie, um Baumaterial zu gewinnen, 1650—1654 abtragen. So kam es, daß von der einst so großartigen, für die Geschichte unsres Vaterlandes höchst bedeutsamen Burg nicht, wie von so vielen andern, deutliche Reste in die Gegenwart hineinragen. Doch ist in neuerer Zeit dem Berge wieder gebührende Beachtung geschenkt worden. Nach Eröffnung der Eisenbahn erhob sich bald (1846) ein elegantes Gasthaus auf der Höhe, für welches auch der alte 57 m tiefe Schloßbrunnen wieder aufgedeckt worden ist (1866). Als dann im deutschen Reichstage bei einer Debatte zur Zeit des sogenannten „Kulturkampfes“ Fürst Bismarck die Worte gesprochen hatte: „Nach Canossa gehen wir nicht!“ benutzte ein Komitee die achthundertjährige Wiederkehr der Kirchenbuße Heinrichs IV. zu Canossa, um auf der äußersten Kante des Burgberges den „Bismarck-“, oder „Canossastein“ aufzurichten. Derselbe besteht aus einer 15½ m hohen Spitzsäule von Granit, welche auf der einen Seite als Inschrift das soeben erwähnte Wort des Reichskanzlers, auf einer andern dessen Medaillonbild trägt. Die Stellung dieses Denkmals ist eine derartige, daß man es weithin im Thale erkennen kann. Auf dem Plateau des Burgberges befindet sich auch ein polierter Granitstein, welcher laut Inschrift der Erinnerung an den Besuch Ludwig Uhlands (1845) gewidmet ist. — Übrigens erzählt auch die Sage, daß im Herbste, wenn die Stürme über den Wald fegen und die Tannen unter ihnen seufzen und stöhnen, Hackelberg, der wilde Jäger, mit seinem tobenden Heere von der Harzburg

ausfährt. Dem Heere voran zieht Tutursel, eine verfluchte Nonne, als riesige Eule, der wilde Jäger aber sitzt auf funkenschnaubendem Rappen: so geht es mit Hallo und Peitschenknall hinüber zu dem Thüringer Walde.

Von Harzburg aus werden zwei dem nordwestlichen Teile des Harzes angehörige Thäler öfter besucht — das Oker- und Innerstethal. Der Ort Oker, welcher schon anfangs als einer der Haupthüttenorte erwähnt worden ist, gibt durch seine Werke vielen Veranlassung zum Besuche; aus seinen unangenehmen Dampfwolken rettet man sich aber bald in die anmutigen Gründe des oberen Okerthales, das man mindestens bis Romkerhall zu durchwandern pflegt. Die östliche Seite des Thales besteht aus phantastisch gebildeten Granitmassen, während die westliche aus hellerem Grauwackegestein zusammengesetzt ist; durch dunkle Nadelumkleidung werden die Felsmassen anmutig belebt. Die hervorragendsten Bildungen der letzteren führen die Namen Ziegenrücken, Studentenklippe, Kahlbergsklippen, Treppenstein, Kästenklippe. Das Bett der Oker ist mit Felstrümmern erfüllt, über die das Gewässer mit rauschenden Wellen hinweghüpft. — Romkerhall ist ein Gasthaus in schöner Lage, dem gegenüber sich ein künstlicher Wasserfall befindet, dessen Fluten 65 m tief fallen. Von hier aus kann man andre schöne Punkte, wie die Ahrensberger Klippen, besuchen, ebenso den Weg weiter thalaufwärts zu der schönen Bergstadt Altenau fortsetzen, deren frische Tannenwälder gegenwärtig viele Fremde anziehen. Von Altenau gelangt man in etwa zwei Stunden nach Klausthal-Zellerfeld, von denen früher gehandelt worden ist. Von diesem wichtigen Mittelpunkte des Berg- und Hüttenwesens liegt etwa 1¾ Stunden entfernt gegen Westen das rings von Bergen umschlossene Städtchen Grund, welches neuerdings ein sehr beliebter Sommeraufenthalt geworden ist. Etwas weiter ist das im Innerstethal gelegene Lautenthal entfernt, welches wir früher als Hüttenort kennen gelernt haben. Wir erwähnen es hier aufs neue, um zu bemerken, daß die Schönheiten des engen und stark bewaldeten Innerstethales sich in seiner Nähe gipfeln. Die Stadt ist von Bergen umringt, welche dichte Waldungen tragen, und anmutige Nebenthäler öffnen sich nach mehreren Seiten hin. Die von Vienenburg nach Klausthal-Zellerfeld führende Eisenbahn hat diesen schönen Thalgrund mehr als andre Teile des Harzgebirges zugänglich gemacht.

Der Vorharz. Wenn wir bei Thale aus dem romantischen Bodethale in die Ebene treten und uns auf der Landstraße über Timmenrode nach der Stadt Blankenburg wenden, so fällt uns alsbald zur Rechten ein schmaler Bergrücken von Quadersandsteinmassen auf, welcher das Ansehen einer ungeheuren Mauer hat. Hier heben sich die Massen als schroffe Klippen hoch empor, dort senken sie sich zerklüftet und zersägt, verkriechen sich scheinbar unter dem mit zersplitterten, unordentlich umhergeworfenen Steinbrocken bedeckten Boden und tauchen alsdann wieder offen auf. Der schmale Rücken reicht aus der Nähe von Blankenburg mit geringen Unterbrechungen bis Neinstedt an der Bode und hat eine Länge von mehr als zwei deutschen Meilen (15 km). Wenn über das Entstehen dieser Gestaltungen selbst von Gelehrten früherer Zeit die seltsamsten Vermutungen aufgestellt worden sind, so können wir uns nicht darüber wundern, daß der Volksglaube dieselben mit dem Teufel in Verbindung brachte. Dieser — so erzählt die Sage — faßte den Entschluß, seine Herrschaft mit Gott zu

teilen; um nun die Grenze dieser Gebiete genügend zu bezeichnen, zugleich aber auch, um den Verkündern und Verbreitern der Lehre Jesu den Zugang in seinen Teil durch unübersteigbare Bollwerke zu verwehren, begann er mit unterirdischer Zauberkraft den Bau einer kolossalen Mauer; die Allmacht des Weltschöpfers, von welchem Satan abgefallen war, zertrümmerte aber mit ihren Wetterstrahlen stets das in finstern Nächten von dem Höllenfürsten aufgeführte Werk.



Die Canossasäule auf dem Burgberg bei Harzburg.

Darüber ergrimmt, ließ dieser zuletzt von seinem Vorhaben ab, ließ die Trümmer teils stehen, teils schleuderte er dieselben in Wut über seine Ohnmacht umher. Seitdem heißen diese Trümmer die Teufelsmauer. Der höchste Punkt derselben ist der Großvater in der Nähe von Blankenburg (292 m hoch). Dieser eigentümlich gestaltete Felsenzahn ist besteigbar und durch ein eisernes Geländer geschützt; unter ihm befindet sich eine gute Restauration. Nach älteren Berichterstattern begingen die Blankenburger hier sonst am ersten Pfingsttage bei Sonnenaufgang ein schönes Volksfest, indem sie die Königin des Tages durch Gesang

begrüßten. Von dem Großvater eröffnet sich eine schöne Aussicht auf die Umgegend. Auf dem Kamme der Teufelsmauer führt gegenwärtig ein interessanter und gefahrloser Weg, der Löbbekensteig, entlang, von welchem aus man anmutige Blicke in die Ebene haben kann und der zum „Sautrog“, einer finstern Thalschlucht, leitet; die letztere soll der Sage nach Femstätte gewesen sein, was aber wenig zuverlässig ist. An der Teufelsmauer will man bei einer Felsmasse, die beim Absteigen auf dem Löbbekensteige nach Timmenrode sichtbar wird, große Ähnlichkeit mit dem Profile des Königs Ludwig XVIII. von Frankreich entdeckt haben, der während der französischen Revolution längere Zeit als Gast des Herzogs von Braunschweig in Blankenburg gelebt hat. — Unterhalb der Teufelsmauer (gegen Nordost) breitet sich ein ganz anmutiges, mit schönen Promenadenwegen versehenes Wäldchen, der Heidelberg, aus, das auch ein gutes Gasthaus in sich birgt. — Die Teufelsmauer findet gewissermaßen ihre Fortsetzung und ihren Abschluß in den Gegensteinen, welche nordöstlich von Ballenstedt liegen. Auf einer mäßigen Anhöhe stehen zwei Felsenzähne von über 27 m Höhe, von denen der eine etwas niedriger ist als der andre. Sie bestehen ebenfalls aus Sandstein, und seit 1817 ist der höhere derselben durch eine Treppe besteigbar gemacht, so daß man von ihm eine reizende Aussicht haben kann.

Da wir uns der lieblichen Harzstadt Ballenstedt genähert haben, werfen wir sogleich einen Blick in dieselbe. Ballenstedt ist nur klein — es zählt gegenwärtig 4600 Einwohner — doch trägt es einen ziemlich vornehmen Charakter, wie dies bei einem Orte natürlich ist, der ein Jahrhundert lang, bis vor kurzer Zeit, fürstliche Residenz gewesen. Auf einem Vorberge des Harzes, der von Süden und Osten her sanft emporsteigt, dagegen nach Westen und Norden hin steiler abfällt, erhebt sich das umfangreiche Fürstenschloß, in dem der letzte Herzog Alexander von Anhalt-Bernburg residierte und das gegenwärtig seiner Witwe, der Herzogin Friederike Karoline, einer Prinzessin von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, zum Wohnsitze dient. Ehe die Grafen von Askanien die Burg Anhalt erbauten, residierten sie hier, daher soll auch der älteste Teil dieses stattlichen Schlosses bereits aus dem Anfange des 11. Jahrhunderts stammen. Von 1046—1525 war es Mönchskloster, dessen Aufhebung durch den Bauernkrieg herbeigeführt wurde. Als dann später (1765) die Fürsten von Anhalt-Bernburg hier ihren Wohnsitz aufschlugen, wurde es in mehreren Teilen erweitert und erneuert sowie würdig ausgeschmückt. Die Gemäldegalerie ist nicht gerade großartig zu nennen, enthält jedoch einige vorzügliche Vertreter der niederländischen Schule (van Dyck, Rembrandt, van der Werff u. s. w.). Noch anziehender ist die Umgebung des Schlosses. Nach Norden hin liegt die herrliche Terrasse mit einer Wasserkunst, die Sonntags 11 m hoch steigt. Von diesem mit prächtigen Linden umgebenen Platz genießt man einer wundervollen Aussicht. Man überschaut den größten Teil des sorgsam gepflegten Schloßgartens, die ganze Stadt, sowie die anmutige, von Hügelreihen, Berg- und Felsgruppen durchzogene Ebene nach Nordwesten, Norden und Osten hin, in welcher wiederum die Türme von Quedlinburg, Halberstadt, Aschersleben, Ermsleben und Bernburg nebst über vierzig kleineren Ortschaften sich erheben. Unter den sichtbaren Bergen und Felsmassen sind die Teufelsmauer, die Gegensteine, der Hakelwald, der Huy bei Halberstadt sowie der Brocken erwähnenswert. Die Veranda des Schlosses ist von prächtigen Blumenanlagen umgeben, und vor ihr steht eine

sehenswerte Gruppe von Zinkguß, welche die Rettung eines von einem Panther angefallenen Hirten durch dessen Hund darstellt. An andern Gruppen finden wir in dem Parke einen Löwen, einen Lindwurm (Wasserkunst), zwei Bären und zwei Hirsche, sämtlich aus Gußeisen. Sonst fallen das Vogelhaus, die Musikhalle und eine Anzahl schöner Teiche ins Auge. An den Schloßgarten schließt sich der ausgedehnte Waldpark und Forst, welcher jetzt dem regierenden Herzoge von Anhalt gehört und außerordentlich reich an Wildschweinen und Rothirschen ist.



Schloß Ballenstedt.

Von dem Schloßberge zieht sich eine prächtige Kastanienallee abwärts, welche auf beiden Seiten mit Häusern besetzt ist; sie ist die schönste Straße der Stadt und hat eine Länge von etwa einer Viertelstunde Weges; auf diese Straße stößt im rechten Winkel die neue, mit Villen geschmückte Luisenstraße. Die Stadt ist sehr still, aber höchst freundlich, reich an Promenaden und Wanderzielen und bietet ein ebenso geselliges wie billiges Leben; dieserhalb haben neuerdings pensionierte Beamte und Rentiers hier häufig ihren Wohnsitz genommen.

Von Ballenstedt führt eine gute Landstraße in etwa zwei Stunden nach Gernrode. Der Ort hat seinen Namen von Gero (geb. 890), welcher unter König Heinrich I. und Otto I. als Markgraf zwischen Elbe und Oder waltete und sich große Verdienste um die Sicherung des Reiches gegenüber den Slaven des Ostens erwarb. Als des alten Helden Söhne auf dem Schlachtfelde

dahingesunken waren, ergriff ihn Lebensüberdruß; er nahm selbst in Rom das Mönchsgewand, stiftete nach seiner Rückkehr auf dem Gebiete seiner Mark das Nonnenkloster Gernrode, ernannte seine verwitwete Schwiegertochter Hathui (Hedwig) zur ersten Äbtissin desselben, weihte es dem heiligen Cyriakus, dessen einen Arm ihm der Papst von Rom mitgegeben hatte, und begabte es mit außerordentlich reichen Gütern aus seinem bisherigen Besitze. In der von ihm erbauten romanischen Kirche des Stiftes ist er vor dem Hauptaltare begraben. Später bildete das dortige Kloster wegen eines angeblichen Dorns aus der Marterkrone Christi einen Hauptanziehungspunkt frommer Wallfahrer und gewann große Reichtümer; eine der letzten Äbtissinnen, Elisabeth v. d. Weide, eine Freundin Luthers, hatte besondern Anteil an der Einführung der Reformation in Anhalt. Die Kirche, eins der herrlichsten Bauwerke im romanischen Rundbogenstil, war lange durch allerlei Einbau stark verunstaltet, ist jedoch neuerdings von demselben völlig befreit und aufs neue restauriert worden (1865). Unter den vorhandenen Grabdenkmälern ist dasjenige des Stifters Gero besonders bemerkenswert; außerdem sind die Grabmäler einer Anzahl von Äbtissinnen vorhanden. Die Stiftsgebäude sind in Privatbesitz übergegangen; die Stiftskirche dient jetzt als Pfarrkirche. Das anhaltische Städtchen Gernrode hat 2257 Einwohner, die größtenteils von Ackerbau und Handel leben. Die Häuser liegen anmutig zwischen Gärten, und um den Ort breiten sich schöne Wiesen und Felder aus, den Hintergrund bilden Berge mit frischen Wäldern. Von den letzteren ist der Stubenberg der bekannteste, der seinen Namen angeblich davon hat, daß er sich im Besitze der in Gernrode befindlichen Badestube befand. Nachdem auf diesem Berge schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts einige Anlagen hergestellt worden waren, ließ Fürst Viktor Friedrich von Anhalt daselbst 1754 ein Gasthaus errichten, das seitdem vielfache Erweiterungen erfahren hat. Obwohl der Stubenberg nur eine verhältnismäßig unbedeutende Höhe besitzt (272 m), so ist doch die Aussicht von ihm ganz reizend; dieselbe zeigt einen ziemlich bedeutenden Abschnitt der nördlichen Gegend mit den Städten Quedlinburg und Halberstadt. — Ganz dicht bei Gernrode liegt das preußische Dorf Suderode, welches gegenwärtig einen der besuchtesten Badeörter des Harzes darstellt. Seit den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts wird der sogenannte Beringer Solquell innerlich und äußerlich mit Erfolg gegen Skrofulose, chronische Hautkrankheiten, Rheumatismus, Nerven- und Blutkrankheiten verwendet; hierzu sind später kalte, Wellen- und Fichtennadelbäder gekommen, und die Badeverwaltung hat nicht ermangelt, allenthalben herrliche Wege und Promenaden anzulegen. Unter den letzteren sind die Kaltethals-, die Schwedderbergs- und Gemeindebergs-Promenade besonders hervorzuheben. Fast jedes der hübschen Häuser ist mit Balkon und Garten versehen und zur Beherbergung von Fremden eingerichtet; die „Villenstraße" bietet in ihren Wohnungen den höchsten Komfort. Von den Hotels und Pensionsanstalten sind die in der Nähe des Waldes gelegenen die angenehmsten, aber auch die teuersten. Wegen seiner geschützten Lage und seines angenehmen Klimas hat sich die Zahl der Kurgäste Suderodes bereits auf 3000 jährlich gesteigert, unter diesen Sommergästen befinden sich besonders auch viele jüdische Familien.

Zu den schönsten Partien, die man von Suderode aus unternehmen kann, gehört die nach der Lauenburg und Stecklenburg. Nach einem Wege von

einer Stunde läßt sich die Höhe erreichen, auf welcher sich die erstere über der letztern erhebt. Die Lauenburg ist in der Mitte des 12. Jahrhunderts durch den Pfalzgrafen Albert von Sommerschenburg, Vogt des Stiftes Quedlinburg, erbaut worden. Dieser mußte sein Besitztum an Heinrich den Löwen (1165) abtreten, dem es Kaiser Friedrich I. (1180) entriß. Nach dieser Zeit sehen wir nacheinander die Falkensteiner, Blankenburger, Brandenburger und Regensteiner die Burg und mit ihr die Vogtei über Quedlinburg gewinnen.



Stiftskirche in Gernrode.

Eine recht unglückliche Fehde mit der letzterwähnten Stadt führte Albrecht von Regenstein, der Besitzer der Lauenburg (1388). Dieser wurde, als er Quedlinburg gemeinsam mit seinem Bruder Bernhard belagerte, geschlagen und in einem zweiten Treffen bei dem sogenannten Huckelteich gefangen genommen. Die Quedlinburger machten ihm wegen Landfriedensbruches den Prozeß und verurteilten ihn zum Tode, steckten ihn jedoch in einen großen Kasten, der mit eisernen Banden, Riegeln und Schlössern verwahrt war. Erst nach einem Jahre gaben sie dem Gefangenen die Freiheit wieder, nachdem er nebst seinem Bruder auf die Schutzvogtei über Quedlinburg verzichtet, die Gersdorfsburg nebst der Lauenburg an das Stift Quedlinburg abgetreten und sich überdies verpflichtet hatte, die Stadtmauern und die sieben Türme auf der Westseite in guten Stand zu setzen. Noch jetzt werden in Quedlinburg der Gefängniskasten, die Sporen

und die Streitaxt des Grafen Albrecht aufbewahrt. Nach der erwähnten Fehde nahm der Bischof von Halberstadt die Burg ein, zerstörte sie, baute sie dann aber wieder auf und gab sie an die Regensteiner als Lehen zurück (1351). Nachdem sodann der Herzog von Sachsen die Vogtei über Quedlinburg nebst der Lauenburg besessen hatte, erwarb Brandenburg die letztere; gegenwärtig gehört die Ruine der Stadt Quedlinburg, welche in der Nähe des oberen Teiles derselben ein auch als Gasthaus dienendes Forsthaus errichtet hat. Von dem oberen Teile der Burg steht nur noch ein fester Turm. Etwas tiefer liegt die wenig besuchte **untere** Lauenburg. — Der Berg der **Stecklenburg** hängt auf der südwestlichen Seite durch einen schmalen Rücken mit dem die Lauenburg tragenden höheren Berge zusammen; hier war auch der durch einen tiefen und breiten Graben sowie durch einen 23 m hohen viereckigen Turm beschützte Eingang. Die Burg ist seit der Mitte des 13. Jahrhunderts bekannt und findet sich damals im Besitze des Stiftes Quedlinburg. Unter den Burgherren treten schon früh die Herren von Hoym hervor, und von einem derselben erzählt die Sage folgendes: Als er dem Stifte den Zins verweigerte, wendete sich dieses an den Bischof von Halberstadt, und selbiger that den Trotzkopf in den Bann. Der aber lachte darüber und rief: „Ihr mögt lange bannen, ehe ihr mir eine Rippe im Leibe entzwei bannt!“ Vergeblich suchte die Burgfrau ihren Gemahl andern Sinnes zu machen; da veranlaßte sie den Burgkaplan, bei gegebener Gelegenheit auf denselben einzuwirken. Der benutzte ein heiteres Mahl, um dem Ritter seine Schuld vorzuhalten, aber er machte die Sache nur schlimmer; denn jener begann Worte arger Lästerung gegen die Kirche und deren Diener, um hierauf einen mächtigen Humpen höhnend auf des Bischofs Gesundheit zu leeren. Da strafte ihn der Himmel, denn als er eben den Humpen niedersetzen wollte, sank er um und war tot. — Eine Zeitlang war die Stecklenburg wegen ihrer räuberischen Inhaber berüchtigt und wurde deshalb gemeinsam von dem Erzbischofe von Magdeburg, dem Bischofe von Halberstadt und den Quedlinburgern erstürmt und zerstört. Später wurde sie von den Herren von Hoym wieder aufgebaut, gewährte noch im Dreißigjährigen Kriege eine Zuflucht und besaß noch 1740 eine wohlerhaltene Kapelle. — Von den Herren von Hoym, welche die Lauenburg besaßen, hatte einer — so wird erzählt — den Magistrat von Quedlinburg gebeten, ihm aus dessen Waldungen am Ramberge soviel Holz zu gewähren, als ein Esel tragen könne; diese Bitte war freundnachbarlich gewährt worden. Der Hoymer aber machte von dem ihm zugestandenen Rechte den weitgehendsten Gebrauch, indem er den Esel tagtäglich schwerbeladen vom Ramberge zu seiner Burg wandern ließ. Daher sah sich der Magistrat gezwungen, dem Ritter das Recht mit einer jährlichen Summe von 240 Thalern wieder abzukaufen. — Die Aussicht von der Stecklenburg ist bei weitem nicht so umfassend als die von der obern Lauenburg, lohnt jedoch immerhin einen Besuch.

Da schon mehrfach Quedlinburgs erwähnt worden ist, so wollen wir dieser Stadt nunmehr einige Beachtung schenken. Dieselbe gewährt einen ebenso altertümlichen wie malerischen Anblick. Imposant erheben sich auf einem Quadersandsteinfelsen das Schloß, welches einst Sitz gefürsteter Äbtissinnen war, und die Schloßkirche. Das Stift wurde 924 von König Heinrich I. gegründet und gegen die Ungarn befestigt. Die Nonnen, welche hier ihren gesicherteren Wohnsitz aufschlugen, waren von einem im Thale gelegenen Frauenkloster („Wenthausen“) herbeigeholt

worden. Der Stifter begabte die neue Ansiedelung mit allerlei Rechten, besonders stellte er dieselbe direkt unter den päpstlichen Stuhl. Später wurde das Stift reichsunmittelbar und seine Äbtissinnen erhielten fürstlichen Rang. In der Reihe der Äbtissinnen ist **Mathilde**, die Schwester Kaiser Ottos II., eine der ersten und berühmtesten; dieselbe führte mit geschickter Hand während der Minderjährigkeit Ottos III. einen Teil der Reichsgeschäfte. Ihr folgten noch 35 Äbtissinnen, unter denen sich Aurora von Königsmark, die Geliebte Augusts des Starken von Sachsen; Anna Amalie, eine Schwester Friedrichs des Großen, und als letzte Sophie Albertine, Prinzessin von Schweden, befinden.



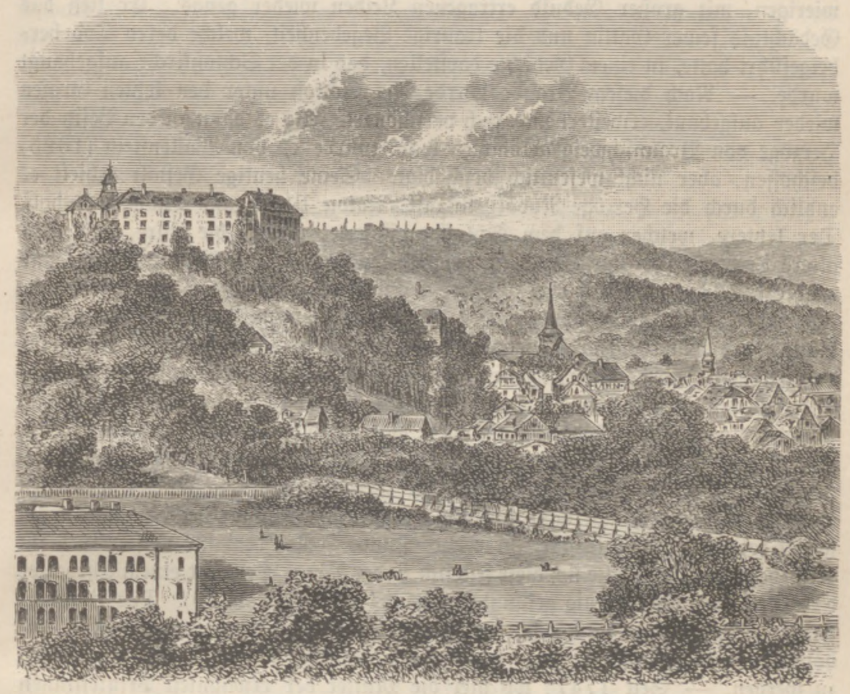
Quedlinburg.

Im Jahre 1802 wurde das Stift, das 1539 evangelisch geworden, aufgehoben und kam an Preußen, dem es nach vorübergehender Zugehörigkeit zu dem Königreiche Westfalen 1815 wiederholt zugesprochen wurde. — Die **Schloßkirche** verdient vor allem Beachtung; ihre Restaurierung ist augenblicklich nahezu vollendet. Unter dem Chore findet sich, in ihrem ältesten Teile, der Krypta, das Grab König Heinrichs I. und neben ihm die kleine Betkapelle, in der Königin Mathilde diesen ihren trefflichen Gemahl jahrelang schmerzlich beweinte. Neuerdings ist der Steinsarg, welcher die Gebeine der Königin Mathilde, vielleicht auch diejenigen ihres Gemahles, enthält, entdeckt und sichtbar gemacht worden. — Heinrich I. bestimmte die Kirche bei deren Gründung zur Aufnahme seiner Gebeine, dieselbe wurde jedoch erst von Kaiser Otto III. in

ihrer jetzigen Gestalt vollendet und nach dessen Tode (1021) eingeweiht. Noch unter der obern Krypta befindet sich die sogenannte Bußkapelle oder Marterkammer; außerdem ist ein in Sandsteinfelsen gehauenes Grabgewölbe vorhanden, in dem die einst so berühmte Schönheit, Äbtissin Aurora von Königsmark, als Mumie ruht. Das sogenannte Cythergewölbe neben der Oberkirche enthält zahlreiche interessante Altertümer, unter andern einen auf Heinrich I. zurückgeführten Reliquienkasten mit Elfenbeinschnitzereien aus der Geschichte Jesu, einen angeblich bei der Hochzeit zu Kana gebrauchten Krug, den die Kaiserin Theophano aus dem Oriente mitgebracht haben soll, ein in Gold und Edelsteinen gebundenes Evangelienbuch, prächtige Teppiche aus dem 13. Jahrhundert mit eingewirkten allegorischen Darstellungen und auch — den „Bartkamm Heinrichs I." Das Schloß enthält die Wohnräume der ehemaligen Fürst-Äbtissinnen, von denen einzelne noch in ihrem ehemaligen Zustande erhalten sind. Unter den vorhandenen Gemälden sind die Bilder der Äbtissinnen, unter welchen sich auch das der Aurora von Königsmark befindet, das des frommen Hofpredigers Scriver und der Kaiserin Katharina II. bemerkenswert. Von einzelnen Zimmern hat man eine schöne Aussicht über die Stadt, auch vom Schloßhofe an der Kirche. Am Schloßplatze fällt das Geburtshaus Klopstocks ins Auge, ein Haus mit zwei Säulen, welches jetzt eine Gedenktafel trägt. Weiter abwärts nach dem Markte zu gelangen wir zu dem „Finkenherd", einer winkeligen Straße, die die Stelle bezeichnen soll, an der Heinrich I. die Nachricht von seiner Königswahl erhielt. Bei diesem Wege können wir auch das Geburtshaus des großen Geographen K. Ritter besuchen, welches sich auf der Steinbrücke an der Ecke der „Worth" befindet. Am Markte steht das Rathaus, das ein zwar noch junges, jedoch schon höchst sehenswertes Altertumsmuseum enthält. Unter den Gegenständen verdienen eine alte Handschrift des Sachsenspiegels, mehrere Kaiserurkunden, eine hölzerne Wurfmaschine, ein von Luther herrührender Pokal, eine Sammlung Quedlinburger Münzen, sowie viele Gemälde fürstlicher Personen hervorgehoben zu werden. Auch der früher erwähnte Gefängniskasten des Grafen Albrecht von Regenstein ist auf dem Rathausboden zu sehen. Die schönste Stadtpromenade Quedlinburgs ist der Brühl, ein schattiger Aufenthalt mit zahlreichen Wegen, die bei dem sogenannten Achteck zusammentreffen. Dieses Stadtwäldchen ist auch mit einem schönen Denkmale Klopstocks geziert, zu dem sich neuerdings auch dasjenige Karl Ritters gesellt hat. Die Bevölkerung Quedlinburgs treibt etwas Industrie (Zucker- und Tuchfabrikation, Tischlerei und Schuhmacherei), namentlich aber Ackerbau und Gärtnerei. Wer sich auf der Bahn der Stadt nähert, der wird in der schönen Jahreszeit angenehm durch die ausgedehnten Blumenfelder überrascht, welche, in allen Farben und teilweise auch mit dem prachtvollsten Dufte erfüllt, sich stundenweit um dieselbe ausdehnen. Der Samenbau und Samenhandel Quedlinburgs ist in letzter Zeit fortgesetzt gestiegen, hat denjenigen Erfurts überflügelt und wird gegenwärtig für den bedeutendsten der Erde gehalten. Unter den Firmen, denen der Quedlinburger Samenbau seinen Weltruf verdankt, ist die der Gebrüder Dippe am hervorragendsten.

Von Quedlinburg liegt in gerader Linie drei Stunden entfernt die früher erwähnte Stadt Blankenburg, die Hauptstadt des gleichnamigen braunschweigischen Fürstentums, mit ungefähr 5000 Einwohnern. Sie dankt ihr Entstehen dem Schlosse, welches sich auf einem Kalkfelsen, dem „Blankenstein", erhebt.

Dasselbe soll bereits Residenz der Grafen im Harzgau gewesen sein, was indes nicht angenommen werden kann; sicherer ist, daß die Erbauung der Burg zu Anfang des 12. Jahrhunderts dem Kaiser Lothar zuzuschreiben ist. Von diesem erhielt sie Graf Poppo, dessen Nachkommen wiederum Vasallen Heinrichs des Löwen und der braunschweigischen Herzöge wurden. Ein Blankenburger Graf wurde in den Fall Heinrichs des Löwen verwickelt und nach Zerstörung seines Schlosses gefangen fortgeführt; seine Nachkommen wurden wieder eingesetzt und starben 1343 aus. Erben waren die Grafen von Regenstein und Heimburg, welche den jüngern Zweig des von Poppo begründeten Dynastenhauses darstellten.



Blankenburg im Harz.

Als auch dieser Zweig ausstarb (1599), kam die Burg und ihr Gebiet an Braunschweig. Einer der letzten Grafen aus dem Blankenburg-Heimburgischen Hause, Ulrich V., that besonders viel zur Verschönerung des Schlosses, wurde aber von schwerem Unheil heimgesucht. Er hatte den baufälligen östlichen Flügel seiner Residenz bis auf den Grund abbrechen und auf denselben einen neuen zweistöckigen Holzbau setzen lassen, der soeben vollendet war, als (im November 1546) nachts durch den bestochenen Einheizer des Schlosses unter der Treppe Feuer angelegt wurde. Dieses verbreitete sich so schnell, daß bald das ganze Schloß in Flammen stand. Die gräfliche Familie nebst dem größeren Teile der Dienerschaft wurde von demselben derartig überrascht, daß auf den gewöhnlichen Wegen an ein Entkommen nicht mehr zu denken war. Die gräflichen Kinder wurden in Tüchern aus den Fenstern hinabgelassen; andre Personen retteten sich auf

dieselbe Weise. Da aber für die hochschwangere Gemahlin des Grafen, eine geborne Gräfin von Stolberg, kein Rettungsmittel vorhanden zu sein schien, so wollte sich Ulrich von ihr nicht trennen, und auch der Hofmeister beschloß mit seiner Frau bei der Herrschaft auszuharren. Die Gräfin versuchte vergeblich ihren Gemahl zu bewegen, daß er auf Rettung bedacht wäre und sich für seine Kinder und Unterthanen erhielte; aber erst als dieselbe nebst ihrer Hofmeisterin erstickt war, bemühte sich der Graf zu entkommen und wurde in der That durch den Opfermut eines Zimmermanns aus den Flammen gerissen, nach ihm der Hofmeister. Dieser starb an den Verletzungen, während der Graf nach langwierigen, mit großer Geduld ertragenen Leiden wieder genas. Er ließ das Gedächtnis seiner Gattin und die traurige Begebenheit, welche deren Tod herbeigeführt hatte, in einem Gedichte darstellen, das in der Schloßkirche aufgehängt wurde. — Nach diesem Brande wurde das Schloß unter den letzten Grafen wieder aufgebaut, erweitert und auch verschönert. Als es dann in den Besitz der Herzöge von Braunschweig gekommen war, wurde es von Wallenstein (1625) beschossen, aber nicht wesentlich beschädigt. Seine heutige Gestalt erhielt es endlich durch die Herzöge Rudolf August, Anton Ulrich und Ludwig Rudolf. Der letztere, welcher auf dem Schlosse residierte, erlebte die Ehre, daß seine ältere Tochter, Christine Elisabeth, dem Kaiser Karl VI. als Gemahlin die Hand reichte (1708), während ihre jüngere Schwester, Charlotte Christine Sophie, sich mit Alexëi, dem Sohne Peters des Großen, vermählte (1711) und die Mutter des späteren Zaren Peters II. wurde. Damals sah das Schloß seine glänzendsten Zeiten. Aber, wenn auch das Los der älteren Prinzessin auf dem Kaiserthrone ein glückliches war und ihr in der hochherzigen Maria Theresia eine würdige Tochter erblühte, die jüngere mußte den Leidenskelch recht tief kosten. Ihr roher Gemahl mißhandelte sie aufs schmählichste, bis ihr einige Vertraute, nachdem sie durch die Faustschläge ihres Gemahls zu Boden geschlagen war, heimlich zur Flucht nach Amerika verhalfen. Ihrem Gemahl sagte man, sie sei tot, und beerdigte statt ihrer eine Puppe. Nachdem ihr wüster Gemahl gestorben war, vermählte sich diese Fürstin in der Neuen Welt mit einem Chevalier d'Aubert, um später, wenig gekannt, in Brüssel zu sterben (1770). Das Blankenburger Schloß zeigt noch jetzt das Bildnis der schwergeprüften Fürstin, die hoffnungsvoll von ihm in den fernen Osten gezogen war, um dort unglücklich zu werden. — Seit 1747, wo hier die Mutter der erwähnten Prinzessinnen starb, ist das Blankenburger Schloß nicht mehr dauernde Residenz gewesen, daher es allmählich in Verfall kam. Erst der jetzige Herzog Wilhelm hat es würdig erneuert und residiert seitdem häufig zur Jagdzeit in ihm. Dann finden sich oft auch hohe Gäste bei ihm ein, um das Vergnügen des edlen Weidwerks mit ihm zu teilen. — Das Schloß enthält vielerlei Sehenswürdigkeiten. Zu denselben gehört das Geburtszimmer Maria Theresias und eine Anzahl von Prachtsälen, welche viele kostbare Gemälde von Albrecht Dürer, Lukas Kranach, Tenier und andern, Waffen, Antiquitäten und Kunstwerke bergen. Von dem Billardzimmer aus eröffnet sich eine prächtige Aussicht, die bis Magdeburg reicht. — Hinter dem Schlosse breitet sich der herzogliche Wildpark aus, durch welchen sich prächtige Waldwege ziehen und den zahlreiche Hirsche bevölkern; in ihm liegt auf einem hervorragenden Punkte das verfallende Jagdschloß Luisenburg, erbaut und benannt von der Herzogin Christine Luise, der Großmutter Maria Theresias.

Eine höchst anmutige Wanderung führt durch den Wildpark auf dem Herzogswege und über den prächtigen Aussichtspunkt „Ziegenkopf“ nach der Waldmühle am ehemaligen Cistercienserkloster Michaelstein, das jetzt Domäne ist. — Die höchst altertümliche Stadt, welche sich terrassenförmig bis zur halben Höhe des Schloßberges hinaufzieht, verdankt der Burgansiedelung auf dem Blankenstein ihr Dasein; angeblich soll sie schon im 10. Jahrhundert Mauern nebst 42 Türmen und Warten besessen haben. Unter Kaiser Friedrich I. wurde sie eingenommen und fast ganz zerstört (1182), von Wallenstein (1625) beschossen, dann angezündet (1628) und mehrfach gebrandschatzt; erst unter der braunschweigischen Herrschaft erholte sie sich wieder. Unter den Gebäuden ist das Rathaus besonders hervorzuheben, welches 1233 erbaut, 1584 erhöht und 1735 restauriert worden ist. Auf den Erhöhungsbau bezieht sich eine Inschrift über der Thür des oberen Saales, welche lautet:

„Die Bauherrn haben davon
bekommen geringen Lohn,
denn wer dient jungen Kindern
und einer ganzen Gemein',
desselben wird sein Dank und
Lohn viel zu klein.“

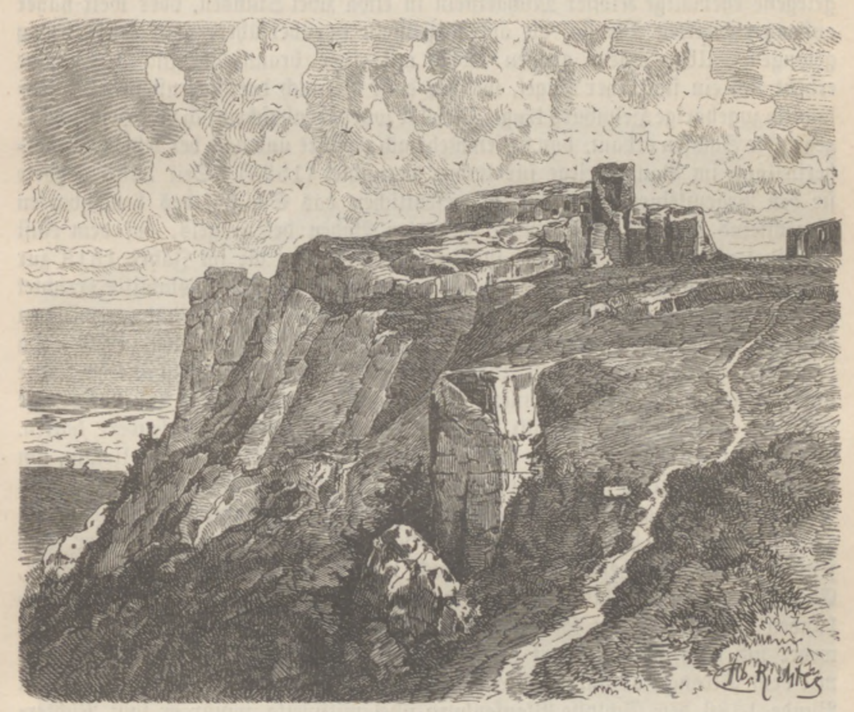
Die Stadtkirche enthält Grabstätten der Grafen von Regenstein aus dem 14. Jahrhundert. Ein Eckhaus an der Tränkestraße bewohnte der spätere König Ludwig XVIII., als dieser noch als Graf von Artois, vor der Revolution flüchtig, in Blankenburg lebte (1796—1797). In der Umgegend befindet sich das Hüttenwerk der vereinigten Harzwerke mit einer unterirdischen Eisenbahn nach den Eisensteingruben; außerdem sind Steinbrüche und Gruben, in denen Erdfarben gewonnen werden, vorhanden. Wegen des milden Klimas (mittlere Jahrestemperatur von $+ 9{,}_{55}$ ° C.) und seiner prächtigen Promenaden ist Blankenburg als klimatischer Kurort geschätzt; besonders finden Nervenleidende in der Heilanstalt des Dr. Müller, die am „Tie“ in reizenden Parkanlagen liegt, einen zuträglichen Aufenthalt. Auch ein schön gelegenes Pensionat für junge Mädchen, ein prächtiges neues Gymnasialgebäude gehören zu den schätzenswerten Instituten der Stadt. — Auf dem „Tie“, einer großen mit Linden umgebenen Wiese, die eine alte Dingstätte darstellt, findet zu Anfang Juli das Freischießen statt, das sich zu einem Volksfeste mit allerhand Belustigungen gestaltet.

Schon mehrfach ist des Regensteins oder Reinsteins gedacht worden, auf welchem ein Zweig des Blankenburger Grafenhauses residierte; wir wenden uns dieser Burg zu, welche von der Stadt gegen Norden hin in ³/₄ Stunden erreicht wird. Sie liegt auf einem Sandsteinfelsen (283 m hoch) und ist dadurch merkwürdig, daß ein großer Teil ihrer Gemächer in die Felsen gehauen ist. Im Jahre 1160 erbaut, diente sie nach dem Aussterben der Blankenburg-Regensteiner Grafen längere Zeit als brandenburgische Festung und wurde als solche noch von den Franzosen im Siebenjährigen Kriege erobert. — Als interessante Einzelheit verdient erwähnt zu werden, daß ein „Conrad comes de Regenstein“ in einer der ältesten für Berlin wichtigen Urkunden (vom Jahre 1232) vorkommt. Der Graf Albert von Regenstein, welcher von den Quedlinburgern gefangen wurde, ist bereits erwähnt worden. Seine letzten Sprößlinge sollen furchtbare Raubritter gewesen sein, und die Sage erzählt von ihnen folgendes: Graf Friedrich von Reinstein wurde lange Zeit hindurch von seiner Gattin, die er zärtlich liebte, mit keinem Sohne beschenkt. Da beschloß er, den Geist seines Ahnherrn, der in der Tiefe des Schloßbrunnens hauste und jedesmal, wenn

seinem Hause etwas Wichtiges bevorstand, an dem Brunnenrande zu erscheinen pflegte, über die Zukunft zu befragen. Um Mitternacht trat er daher an die geheimnisvolle Stelle; alsbald erschien der Geist an dem Brunnenrande als lange weiße Gestalt und sprach: „Ich kenne dein Begehren; geh' nur getrost zurück, denn dein Weib soll dir bald einen Knaben schenken, der dein Geschlecht bis in die fernsten Zeiten fortpflanzen soll." Froh kehrte der Graf zurück und ward schon nach Jahresfrist Vater eines prächtigen Knaben, der den Namen Konrad erhielt. Und wiederum nach einem Jahre ward ein zweiter Sohn geboren. Erfreut trat der Graf nach dieser zweiten Geburt um Mitternacht wieder an den Brunnenrand, um dem Geiste freudigen Herzens zu danken. Doch dieser erschien ihm jetzt mit kummervoller Miene: „Freue dich nicht über diesen zweiten Sohn, denn er wird meinen Namen tragen, seinen Stamm vernichten — und dann soll ich gleichfalls Ruhe finden." Diese Mitteilung brachte bei den Eltern große Trauer hervor; der Knabe aber wurde absichtslos Helmold genannt, wie auch der wilde Ahnherr geheißen, der zur Strafe bis zu Reinsteins Fall in den Brunnen der Burg gebannt worden war. Da sich nun alle Liebe der Eltern dem älteren Sohne Konrad zuwendete, während Helmold wenig beachtet unter dem Gesinde lebte, wurde der letztere roh und sittenlos, und als ihn sein Vater einst stark züchtigte, verließ er heimlich das Schloß, irrte lange in den Wäldern umher und gelangte zu einer wilden Räuberbande, die ihn gern aufnahm und wegen seiner Verwegenheit und Kühnheit zum Hauptmann erwählte. Als der alte Graf starb, sandte der entartete Helmold zu seinem Bruder Konrad und forderte denselben auf, ihm sofort sein Erbe auszuhändigen. Als Konrad zögerte, zwang ihn Helmold mit Gewalt zum Nachgeben, und sie kamen dahin überein, daß die Herrschaft von ihnen gemeinsam geführt werden sollte. Die Räuber zogen nun als Knappen mit auf die Burg und begannen, als ihnen das beutelose Stillleben nicht mehr behagte, auf Wegelagerung auszuziehen.

Vergeblich widersetzte sich Konrad, doch Helmolds Wille siegte; und als dieser nach seines Bruders Tode alleiniger Herr geworden war, wurde der Reinstein ein höchst gefürchtetes Raubnest. Einst raubte der Graf ein schönes Mädchen von der Heimburg, das er zum Weibe begehrte. Als die Schöne aber alle seine Anträge kalt zurückwies, wurde sie in ein fürchterliches Verließ geworfen. Aus dem vernehmbaren Brausen des Windes entnahm die Unglückliche, daß die Wand ihres Kerkers nicht dick sein könnte, und begann daher mit dem Ringe ihres Geliebten an dem Felsen zu kratzen. Dieser war weich und gab nach, und siehe, so langsam auch der Fortschritt war, nach Jahr und Tag drang das Licht durch einen Spalt in den Kerker, und die Öffnung wurde schließlich groß genug, um sie hindurchzulassen. Doch nur unter großer Gefahr gelang es ihr, von der Öffnung aus die jähen Felsen hinabzuklimmen und glücklich wieder zu den Ihrigen zurückzukommen. Ihr Bräutigam und ihre Verwandten zogen nun vor das Raubnest, und als sie es nicht mit Gewalt zu erstürmen vermochten, griffen sie zur List. Helmold hatte die Belagerer abziehen sehen und wollte die augenblickliche Befreiung zur Verproviantierung benutzen. Auf seinen Befehl erschienen denn auch Scharen von Bäuerinnen, um Butter, Käse, Eier u. dergl. herbeizuschleppen. Kaum aber war die Zugbrücke niedergegangen und das Thor geöffnet, da warfen die angeblichen Bäuerinnen ihre Kleider ab und standen als rüstige Krieger da, die, von außen verstärkt, die niederträchtige Burgmannschaft

bald bewältigten. Der Graf sah sich überlistet und sann auf Rettung. Seine Mägde mußten ihn in Betten einnähen und an langen Tauen auf der unbesetzt gebliebenen steilsten Burgseite hinablassen. Unten angelangt, schnitt er die Umhüllung durch und entkam glücklich. Noch jetzt wird in einem Felsgemache die Stelle gezeigt, an der er entkam. Die Burg wurde von den siegreichen Feinden zerstört, doch gelang es dem Raubgrafen, sie wiederherzustellen und sein Unwesen neu zu beginnen. Da kam der Herzog von Braunschweig herbei, erstürmte und zerstörte die Burg, und Graf Helmold fand im Handgemenge seinen Tod. —



Regenstein bei Blankenburg.

Soweit die Sage. Die Zerstörung des sehr festen Felsennestes bewirkte Prinz Heinrich von Preußen, der Bruder Friedrichs des Großen, auf dessen Befehl. Die Trümmer sind seitdem mehr und mehr verfallen, doch finden sich immer noch erhebliche Reste derselben vor. Eine Stelle auf vorspringendem Felsen, von der aus man die schönste Aussicht auf den ganzen Harz hat, wird der „Generalssitz" oder der „verlorene Posten" genannt. Hier, wo sich der Sandsteinfels 85 m jäh über die Ebene erhebt, soll einst in stürmischer Nacht ein Wachtposten mit samt dem Schilderhaus in die Tiefe geschleudert worden sein. Die ablösenden Kameraden, welche ihn nicht mehr fanden und nun in die Tiefe eilten, um die Leiche des Verunglückten aufzuheben, sahen diesen, wie erzählt wird, zu ihrem freudigen Erstaunen unten munter und gesund sitzen, da er sich nur den Fuß „verstaukt" hatte. Ein glaubhafter Berichterstatter erzählt, daß

zu Anfang der dreißiger Jahre unsres Jahrhunderts ein Jäger im Beisein der damaligen Wirtin von dem nämlichen Punkte in die Tiefe gesprungen, aber von der nachforschenden Behörde fast ganz ohne Verletzung unten aufgefunden worden sei; undankbar für die wunderbare Erhaltung, habe sich jedoch der Jäger bald darauf im Huywalde erhängt. — Von der Nordseite aus schaut man in der Tiefe ein weißes, von schmutzigen Streifen durchzogenes Sandfeld, das nicht mit Unrecht mit dem von Moränen bedeckten Gletschereise verglichen worden ist.

Von Blankenburg aus kann man entweder über das schon erwähnte, schön gelegene ehemalige Kloster Michaelstein in etwa zwei Stunden, oder weit näher auf einer direkten Straße, die am Regenstein vorüberführt, nach Heimburg gelangen. Über einem großen Dorfe mit einer braunschweigischen Domäne erhebt sich ein stattlicher Hügel, welcher einst die auch der Regensteiner Grafenfamilie zugehörige Heimburg trug. Dieselbe wurde wahrscheinlich von Heinrich IV. gegen die Sachsen erbaut, von diesen mehrfach zerstört und nach der letzten Wiederherstellung im Bauernkriege für immer vernichtet (1525). Seit 1285 gehörte sie den Regensteinern und hat im wesentlichen das Schicksal des benachbarten Regensteins geteilt. Auf dem abgeebneten Boden des Hügels, auf dem einst die Grafenburg stand, befindet sich jetzt eine Kapelle, die im Jahre 1818 zur Erinnerung an einen Aufenthalt der braunschweigischen Herzogsfamilie errichtet worden ist. Aus der Zeit des Faustrechtes werden folgende Heimburger Sagen erzählt: Ein Reisiger kam einst von Halberstadt zu der Heimburg zurück. Da traf ein kläglicher Anblick sein Auge; ein verkrüppelter Mann lag an dem Wege und schien nicht weiter zu können. Auf Befragen erzählte er, daß böswillige Knappen ihm seine Krücke entrissen und auf einen Baum geschleudert hätten. Als nun der Brave von seinem Rosse stieg und mitleidig den Baum erklomm, um der Krücke habhaft zu werden, schwang sich der heuchlerische Räuber auf das schöne Roß und suchte das Weite. Da stieg der Ritter vom Baume herab und schalt: „O du ungetreuer Bohm!“ Der arme Baum ist längst abgestorben, aber seine frühere Stelle bei Heimburg heißt noch immer die „ungetreue Baumbreite“. Eine andre Sage erzählt: Zur Zeit, wo das Raubwesen im Lande herrschte, verbanden sich viele Grafen, Herren und Geistliche miteinander und gelobten, daß sie weder sich noch andre hinfort berauben, die Übertreter dieses Gelöbnisses aber mit dem Strange abthun wollten. Da geschah es, daß ein Graf aus diesem Bunde 1386 dem Schlosse Blankenburg übel mitspielte, wofür er laut Richterspruch an einer Eiche bei Heimburg aufgeknüpft wurde. Die Eiche ist nicht mehr vorhanden, der Ort jedoch heißt noch jetzt die „Hängeeiche“.

Über Heimburg führt eine gute Landstraße, welche Blankenburg und Wernigerode miteinander verbindet. Mit Wernigerode betreten wir die reizende Hauptstadt der Grafschaft Stolberg-Wernigerode, welche außer dieser noch den Flecken Ilsenburg, zwölf Dörfer, fünf Rittergüter und elf gräfliche Landwirtschaften, im ganzen fast 5 □Meilen umfaßt. Zu den Besitzungen gehört, wie früher bereits bemerkt, auch der ganze Brocken. Der gegenwärtige Besitzer der Grafschaft, Graf Otto, ist gleich ausgezeichnet durch seine Geistesgaben, mit denen er dem Vaterlande bereits in hohen Stellungen (Vizekanzler des Deutschen Reiches und Präsident des preußischen Staatsministeriums) gedient hat, wie durch die Umsicht und Sorgfalt, mit welcher er seine Besitzungen verwaltet. — Von den Herren von Arnstedt oder Arnstein abstammend, tritt

zuerst ein Graf Adelbert von Wernigerode um 1121 in der Geschichte hervor. Der Ort Wernigerode existierte damals schon, gab also wohl der Burgansiedelung den Namen. Ursprünglich den Bischöfen von Hildesheim und Halberstadt untergeben, wurden die Grafen später Vasallen des Markgrafen von Brandenburg (1268). Als die männliche Linie ausstarb, erbte Graf Botho Heinrich von Stolberg als der Gemahl der Erbtochter die gesamten Besitzungen (1429) und begründete dadurch das jüngere Haus der Grafen von Stolberg-Wernigerode.



Schloß Wernigerode.

Das Schloß erhebt sich auf einem anmutig geformten, die Stadt um 120 m überragenden Berge, zu welchem man auf einer guterhaltenen Chaussee an dem prächtigen Lustgarten vorüber und durch den Hof des gräflichen Marstalls emporsteigt. Das früher sehr altertümliche und einfache Schloß wird durch großartige Um- und Neubauten für den jetzigen Grafen zu einer prachtvollen Wohnstätte gestaltet, und zwar in gotischem Stile. Bereits ist die herrliche Schloßkirche vollendet, eine neue Haupttreppe führt in die oberen Teile hinauf, der Rittersaal ist vollendet, der Altan, der Waffensaal und die Wohnung der

Gräfin. Eine neue eiserne Röhrenleitung versorgt das Schloß mit trefflichem Quellwasser. Leider hat die oft recht rohe Belästigung des freundlich gesinnten Besitzers durch frühere Besucher zu der Beschränkung geführt, daß das Publikum nur noch die erste Terrasse, nicht aber die oberen Teile besuchen darf; dadurch geht ein wesentlicher Teil der prächtigen Aussicht und die Gelegenheit, des Neubaues Pracht und Kunst zu bewundern, verloren. Der schon erwähnte Lustgarten enthält in dem früheren Orangeriehause die 80000 Bände zählende gräfliche Bibliothek, die namentlich in den Gebieten der altdeutschen Litteratur und Geschichte sowie in der Theologie sehr reich ist, das gräfliche Archiv und die Sammlungen des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde; ebenda befinden sich prächtige Gewächshäuser und ein schönes neues Palmenhaus. Vor dem Lustgarten erhebt sich das vom Grafen den 1866 gefallenen Söhnen der Grafschaft errichtete Denkmal, ein mächtiger Granitbau, gekrönt von einem vergoldeten preußischen Adler. Das Schloß ist von dem wildreichen Tiergarten umgeben. Will man einen schönen Blick auf das Grafenschloß haben, so findet man denselben auf dem Lindenberge, welcher jetzt mit einem guten Hotel versehen ist; ein Weg von diesem Hotel führt zu dem Lindenbergskopf, welcher noch weitere Blicke (nach dem Brocken u. s. w.) gestattet. Am Büchenberge (1½ Stunden entfernt) finden sich höchst ergiebige Eisensteingruben. Einer der Hauptausflüge führt zu der „Steinernen Renne“, für deren Besuch etwa drei Stunden erforderlich sind. Die Holzemme bildet hier im jähen Absturz eine Anzahl von Kaskaden, die bei ausreichender Wasserfülle einen prächtigen Anblick gewähren. Die Gewässer werden durch große Felsblöcke gehemmt, die sie aber im rauschenden Absturze umgehen oder überhüpfen; schöner Wald mit Felsenklippen umrahmt das prächtige Bild. In der Nähe eröffnen die Renneklippen mit der „Wodanshöhe“ eine köstliche Aussicht auf das Gebirge und nach Wernigerode zu. — Es erübrigt uns, auch in diese Stadt einen flüchtigen Blick zu thun. Diese liegt an dem Flüßchen Holzemme und hat gegenwärtig etwa 8300 Einwohner, zu denen noch 250 im Schloß und die unmittelbar angrenzenden Dörfer Nöschenrode und Hasserode mit 3650 Bewohnern hinzukommen. Die Stadt und ihre beiden Vorstädte machen einen ungemein sauberen, freundlichen Eindruck. Die Häuser sind größtenteils gut abgeputzt, ein Blick durch die Fenster in das Innere zeugt von Wohlstand und Ordnung, und zahlreiche Läden bieten Waren für die mannigfachsten Bedürfnisse des Lebens in einer Reichhaltigkeit dar, wie man es in einem Städtchen von dieser Größe nicht erwartet; ebenso sind gute Gasthäuser und Restaurationen in Menge vorhanden. Alles dies ist dem Einflusse der reichen und schönheitsliebenden Grafenfamilie und dem starken Fremdenverkehre zu verdanken. Der letztere wiederum ist hervorgerufen durch die schöne Lage mitten in prachtvollen Waldpromenaden und herrlichen Aussichtspunkten, durch die günstigen Verbindungen nach allen Seiten, besonders aber auch durch das milde Klima des Ortes. Sehen wir doch hier am Schloßberge, wie auf dem von Heidelberg, sogar die Edelkastanie (Castanea vesca) in Bäumen von 13 m Höhe gedeihen. Kein Wunder daher, wenn sich in Wernigerode Gesunde und Rekonvaleszenten gern auf längere Zeit ansiedeln. — Da vielfache Brände die Stadt heimgesucht haben, so sind nicht mehr viel alte Häuser vorhanden. Unter denselben ist besonders das Rathaus zu erwähnen, das einen malerischen Eindruck macht; über seiner Thür finden wir den Denkspruch: „Einer acht's, der andre verlacht's, der dritte betracht's, was

macht's?" Von den Kirchen ist die Liebfrauenkirche wegen eines schönen „Christus am Kreuz" von Bernhard Rohde, die St. Sylvesterkirche wegen der Grabmonumente besuchenswert. Unter den Neubauten fesselt besonders das schöne Gymnasialgebäude in gotischem Stile, welches der jetzige Graf in edler Munifizenz für die von ihm unterhaltene Schule am Westernthore aufgeführt hat.



Steinerne Renne.

Von Wernigerode aus leitet uns die Holzemme über Derenburg nach Halberstadt, das sich aus einer fruchtbaren Ebene an eben diesem Flüßchen höchst malerisch erhebt. Kleine Vorberge des Harzes begrenzen das Weichbild der Stadt gegen Süden in unmittelbarer Nähe, und darüber hinaus erhebt sich imposant das Harzgebirge selbst, während von Nordwesten her der Huywald herüberwinkt. Der südliche Teil der Stadt liegt auf einem Plateau, der nördliche

senkt sich zum Flußthale und ist mit dem ersteren durch Treppen und abschüssige Straßen verbunden. — Halberstadts Ursprung fällt in eine weit frühere Zeit als der der meisten Harzstädte; es wurde 996 vom Bischof Arnulf erbaut und mit Stadtrechten versehen. Nachdem es unter günstigen Verhältnissen schnell emporgeblüht war, wurde es im Laufe des 12. Jahrhunderts mehrfach niedergebrannt, erst unter Heinrich V., dann während der Kämpfe Heinrichs des Löwen mit Bischof Ulrich (1179). Im Jahre 1203 wurde es mit festen Mauern und tiefen Gräben versehen und gleichzeitig durch die Vorstädte Westerndorf und Vogtei vergrößert. Seitdem wuchs seine Bedeutung noch mehr, und die Bischöfe sorgten fortgesetzt für seine Verschönerung. Oft tagten Reichstage in seinen Mauern, und die Kaiser kamen oft hierher, um die hohen Kirchenfeste zu begehen. An den Streitigkeiten und Kämpfen der Zeit waren die Halberstädter Bischöfe häufig beteiligt, besonders hatten sie mit den benachbarten Dynastengeschlechtern (den Regensteinern u. s. w.) schwer zu kämpfen. Nachdem die Reformation früh Eingang gefunden hatte, wurde das Bistum von benachbarten Fürsten (braunschweigischen, sächsischen u. s. w) verwaltet, bis es durch den Westfälischen Frieden Kurbrandenburg zugesprochen wurde; dieses ließ es anfangs gesondert verwalten. Die alten Wälle und Mauern der Stadt sind längst abgetragen, die Gräben zugeschüttet, so daß dadurch Raum für Erweiterungen geschaffen wurde. In dem älteren Stadtteile finden sich viele ehrwürdigen Häuser mit Holzschnitzwerk, deren obere Stockwerke um eine Schwellenstärke, bisweilen bis zu ½ m, über die unteren hinausragen. Die Merkwürdigkeiten der Stadt drängen sich in dem oberen Stadtteile zusammen. Hier zieht sich die Hauptverbindungslinie in der Richtung von Osten nach Westen, mit dem „breiten Thore“ beginnend, über den „breiten Weg“ zum Fischmarkt. Auf demselben erhebt sich das altertümliche Rathaus mit einem riesigen Roland, welches von 1360—1381 erbaut worden ist. Gegenüber liegt der Ratskeller (von 1461). Das Rathaus trennt den Fischmarkt von dem Holzmarkte, an diesen schließen sich weiterhin die Schmiedestraße, Westerndorf-, Johannisstraße und Johannisthor. Nördlich von dieser Straßenlinie liegt der Domplatz, ein großes Rechteck, an dessen Südseite die Liebfrauenkirche, an dessen Nordseite der schöne Dom aufragt. Der letztere ist nach seiner Zerstörung im Jahre 1179 zu Anfang des 13. Jahrhunderts in seiner heutigen Gestalt erbaut worden. Er hat die Form eines lateinischen Kreuzes, ist 129 m lang, 22½ m breit, 29½ m hoch und ruht auswärts auf 24 Strebepfeilern. Das Innere macht einen wahrhaft majestätischen Eindruck. Es wird von herrlichen, schlank aufragenden Säulen getragen; die Seitenschiffe sind zwar schmal, aber von bedeutender Höhe; das durch die hohen Fenster einfallende Licht wird durch treffliche Glasmalereien gedämpft. Die großen Giebelfenster des Querschiffes zeugen durch die Art ihres glänzenden Maßwerkes von der späteren Zeit ihres Entstehens. Der hohe Chor wird durch eine gotische Steinwand von dem Schiffe getrennt, bildet also einen kleinen Dom für sich. Das herrliche Gebäude ist von 1850—1871 völlig restauriert worden, so daß es jetzt nicht mehr durch spätere Ein- und Anbauten verunziert wird. Der Domplatz enthält unter andern Sehenswürdigkeiten und Reliquien einen Bischofsstuhl von 1510 und eine von dem früheren Oberdomprediger Augustin zusammengestellte, historisch geordnete Sammlung kirchlicher Gewänder. Nahe dem Haupteingange des Domes liegt ferner der Teufelsstein.

Als der Dom gebaut wurde — so erzählt die Sage — half der Teufel zur Nachtzeit eifrig mit, weil er glaubte, daß es eine Schenke werden sollte. Als nun aber die ehrwürdigen Kirchenhallen und Wölbungen immer höher emporstiegen, erkannte er seinen Irrtum, und ergrimmt warf er vom Harze her, weit über die Teufelsmauer bei Blankenburg hinweg, ein gewaltiges Felsstück nach dem Dom hin, das etwa 100 Schritte vor demselben niederfiel. Später verständigten sich der Teufel und die Bauleute, und es wurde neben dem Dome der Domkeller, ein Weinkeller, angelegt, wo der Teufel sein Wesen hinreichend treiben konnte. Der „Teufelsstein" stellt vielleicht einen alten heidnischen Opferaltar dar.



Das Rathaus in Wernigerode.

Die **Liebfrauenkirche**, welche, wie erwähnt, dem Dome gegenüberliegt, ist von 1135—1284 erbaut und bildet ein prächtiges Gotteshaus im romanischen Stile mit vier Türmen; dasselbe ist von König Friedrich Wilhelm IV. 1848 restauriert worden und dient jetzt der reformierten Gemeinde. In dem neben der Liebfrauenkirche gelegenen „Petershof" (auch „Komisse" genannt) residierten einst die Bischöfe, jetzt dient das Gebäude als Steueramt. Gleichfalls am Domplatze befindet sich der mit den Wappen der Spiegels, Krosegks und andrer Geschlechter geschmückte Bogengang der „**Zwicken**". Man zeigt in Halberstadt auch das Haus, in welchem der Ablaßkrämer Tetzel wohnte.

Der neueren Zeit gehören mehrere Gebäude der Stadt an, die uns an

litterarische Berühmtheiten erinnern. So begegnet uns am Domplatze das Sterbehaus Gleims, des liebenswürdigen Dichters der „Lieder eines preußischen Grenadiers“, der als Domsekretär in Halberstadt die Dichter seiner Zeit um sich zu versammeln suchte und in edler Freigebigkeit manchem bedrängten Poeten Zuflucht und ansehnliche Unterstützung gewährte. In dem sogenannten „Freundschaftstempel“ hatte der biedere „Vater Gleim“ eine große Sammlung von Dichterporträts (über 100 Nummern) aufgehängt, und als er 1803 starb, bestimmte er sein Wohnhaus zu einer Familienstiftung, durch welche die wertvollen Schätze, die er zusammengefügt, weiter verwahrt werden sollten. So sehen wir denn noch jetzt hier die Bilder unsrer vaterländischen Dichter und finden in einem Nebengemache die Bibliothek und den ausgedehnten Briefwechsel Gleims. Einst war auch der Garten desselben vor dem Gröper Thor ein häufiger Vereinigungspunkt der Dichter, und dort hatten sich in einer tapezierten Stube des Gartenhauses unter den Ranken die besuchenden Freunde des biederen Alten eingeschrieben. In diesem Garten findet sich auch das Grab des letzteren. — In der „Lichtwerstraße“ tritt uns das Wohnhaus des trefflichen Fabeldichters Lichtwer entgegen, der seine Ruhestätte an der Moritzkirche gefunden hat. An der letzteren Kirche war der poetische Freund Gleims, Johann Georg Jacobi, als Kanonikus angestellt, und auch Wilhelm Heinse verkehrte zeitweise im Kreise der „Halberstädter Dichter“. — Die „Spiegelsche Kurie“ birgt eine sehenswerte Geweihsammlung und eine Anzahl trefflicher Gemälde, und auf dem Burchardikloster hat der Oberamtmann Heine eine ornithologische Sammlung vereinigt, welche die „größte und beste Deutschlands“ sein soll. Nicht unerwähnt wollen wir ferner das Kriegerdenkmal von 1870—1871 lassen, welches den Domplatz schmückt und zugleich an die Attacke erinnert, mit welcher das Halberstädter Kürassierregiment am 16. August 1870 bei Mars la Tour seinen Ruhm erworben hat. — In Halberstadt wurde das einst so berühmte Bier „Broihahn“ gebraut, das im 18. Jahrhundert wegen seiner Vortrefflichkeit auch an den Hof zu Berlin ging. Der Erfinder dieses beliebten würzigen Getränkes soll der Sage nach Konrad Broihahn gewesen sein, welcher 1526 zuerst zu brauen begann. An einem Hause der „Worth“ findet sich zur Erinnerung an ihn das sogenannte Broihahnmännchen.

Schramms Reiselexikon sagte einst von Halberstadt: „Sonst ist auch von diesem Orte ein Sprichwort bekannt, daß nämlich derjenige, so nicht den Glockenklang, den Eselsgesang, den Jungferngang, den Schweinebratengestank vernommen und empfunden, keineswegs in Halberstadt gewesen sein könne, womit man auf die vielen hier befindlichen Klöster, die Anzahl der Mühlesel, den Spaziergang von dem Burghardtsthore bis an das Gröper Thor und endlich auf den häufigen Genuß des Schweinefleisches zielet.“ Ein alter Volksspruch sagte treffend: „Lübeck ist ein Kaufhaus, Hamburg ein Brauhaus, Braunschweig ein Rüsthaus, Lüneburg ein Salzhaus, Halberstadt ein Pfaffenhaus“; es wurde demnach die letztere Stadt besonders wegen ihrer vielen Kirchen, Klöster und Geistlichen merkwürdig gefunden. Noch jetzt fällt dieselbe ja wegen ihrer herrlichen Kirchen dem Reisenden ins Auge, doch ist auch das industrielle Leben allmählich mehr und mehr in dieselbe eingezogen.

Thun wir nun auch noch einen Blick in die Umgegend Halberstadts. Dieselbe bietet nicht nur wunderschöne Promenaden in unmittelbarer Nähe, sondern

auch äußerst lohnende Ausflüge, welche freilich viel Zeit erfordern. Vor allem sind die Spiegelsberge, auch kurz die „Berge" genannt, zu erwähnen, welche nur eine halbe Stunde von der Stadt entfernt liegen. Früher öde und kahl, sind sie durch das Verdienst des ehemaligen Domdechanten von Spiegel in eine reizende Parkanlage umgestaltet worden; der Schöpfer ruht auch hier am Nordabhange der Berge. Im Keller eines der Gebäude wird ein großes altes Weinfaß verwahrt, das 636 Zentner wiegen und 28672 „Stübchen" fassen soll; es stammt aus dem Jahre 1594 und befand sich früher auf dem Schlosse zu Groningen. Die Halberstädter schätzen diese Anlagen mit Recht sehr hoch und feiern am 22. Mai, infolge eines Gleimschen Vermächtnisses, das „Spiegelfest".



Der Dom zu Halberstadt.

Ganz nahe bei den Spiegelsbergen liegt die „Klus", eine höchst interessante Felsenstadt. Von dem Kamme des Bergrückens aus sieht man den ganzen Abhang mit Felsenwohnungen bedeckt, in denen man ohne Grund die Spuren von Labyrinthen und heidnischen Tempeln hatte finden wollen. Nordwärts liegt in einer Entfernung von $1^1/_2$ Stunden der mit herrlichem Buchenwalde bedeckte Huywald, an welchem das ehemalige Kloster Huysburg liegt, das man durch die Eisenbahn erreichen kann. Von der Eisenbahnstation Langenstein aus erreicht man bequem den südwestlich von Halberstadt gelegenen Hoppelnberg (292 m), mit bezaubernder Aussicht auf den Harz und die demselben vorgelagerte Ebene.

Das Mansfelder Bergland. Wie anfangs bemerkt, haben wir in der Nähe von Eisleben den südöstlichen Endpunkt des Harzgebirges zu suchen (genauer bei dem unweit Eisleben liegenden Dorfe Hornburg). Allmählich senkt sich in dieser Gegend das Gebirge und verliert mehr und mehr den Charakter eines solchen. Ostwärts nun von einer zwischen Sangerhausen in der „Goldenen Aue“ und Mansfeld an der Harz-Wipper gezogenen Linie finden sich zwei kleine Hochebenen, welche die Einsenkung von Eisleben (das „Eisleber Becken“) einschließen; die nördliche derselben, welche „Mansfelder Grenzhöhe“ genannt worden ist, erreicht die Saale bei Wettin, die südliche, als „Thüringische Grenzplatte“ bezeichnet, berührt zwischen Naumburg und Weißenfels die Saale und dehnt sich südwärts bis zum Unstrutthale aus. Die erwähnte Einsenkung von Eisleben hat ihre tiefsten Stellen bei den beiden Mansfelder Seen, dem „süßen“ und dem „salzigen“ See, und wird besonders gegen Süden hin (durch die „Thüringische Grenzplatte“) steil berändert. Die beschriebenen Hochebenen und die Einsenkung bei Eisleben bezeichnen das Gebiet, in welchem einst die Grafen von Mansfeld herrschten, und das deshalb auch als „Mansfelder Bergland“ bezeichnet werden kann, wenngleich der Bergcharakter hauptsächlich nur an den Thalrändern bemerkbar wird. Dieses Gebiet, der nördliche Teil des alten Hessengaues, wurde bereits am Ende des 10. Jahrhunderts von selbständigen Grafen, Ahnen des Wettiner Hauses, regiert; als „Graf von Mansfeld“ erscheint aber erst der berühmte Hoyer I. zu Anfang des 12. Jahrhunderts. Er war der tapfere Feldherr und Parteigänger Heinrichs V., welcher dessen Gegner, den Pfalzgrafen Siegfried, den Grafen Wieprecht von Groitzsch sowie Hermann und Ludwig, die Söhne des Grafen von Thüringen, gefangen nahm. Leider verlor er in der Schlacht am Welfsholz am 11. Februar 1115 Sieg und Leben, und damit erlag auch die Sache des letzten fränkischen Kaisers in Norddeutschland. Über das Entstehen der Grafschaft Mansfeld gibt die Sage folgenden bekannten Bericht: Einst hielt Kaiser Heinrich Hof zu Wallhausen. Da trat einer seiner Mannen ihn mit der Bitte um ein Stück Feld an, so groß, daß er es mit einem Scheffel Gerste umsäen könne. Heinrich willfahrte seiner Bitte, denn er war ihm wegen seiner Tapferkeit gewogen. Der Ritter aber umsäete mit einem Scheffel Gerste die nachmalige Grafschaft Mansfeld. Da sprachen andre neidisch zum Kaiser: Jener hat deine Gnade gemißbraucht durch trügerische Deutung. Aber der Kaiser erwiderte lächelnd: „Gesagt ist gesagt; es ist des Mannes Feld!“ Daher nun der Name Mansfeld, daher auch die Gerstenkörner im Wappen des Grafen.*)

Als 1229 dieser Grafenstamm in männlicher Linie ausstarb, ging das Gebiet an die weibliche über, welche durch die zweite Tochter des letzten Mansfelders und den Burggrafen Burchard von Querfurt begründet wurde. Mehrere Grafen dieser Mansfeld-Querfurter Linie nehmen an den Fehden und Streitigkeiten der Zeit höchst regen Anteil; besonders sehen wir Burchard VII. (1330 bis 1354) im Bunde mit den Grafen Albrecht und Bernhard von Reinstein gegen den Bischof von Halberstadt und die Bürger von Quedlinburg zu einem Kampfe, der, wie früher erzählt, dem Grafen Albrecht die schmachvolle Gefangenschaft im Käfige zu Quedlinburg eintrug. Graf Gebhard III. wurde von

*) Die Wappenkunde nennt sie Wecken.

Kaiser Karl IV. 1364 mit dem Blutbann und namentlich auch mit dem „Kupferwerk und Berggericht“ innerhalb der erweiterten Grenzen seiner Grafschaft belehnt. Nachdem schon früher Erbteilungen vorgekommen waren, entstanden 1511 die drei Grafenlinien Vorder-, Mittel- und Hinterort, von denen die erstere Linie durch drei Brüder repräsentiert wurde und deren jede ein Schloß in Mansfeld innehatte.



Das Rathaus zu Halberstadt.

Bergwerk, Jagd und Fischerei sowie die Städte Eisleben und Hettstedt blieben ungeteilt. Die vorderorter Linie blieb anfangs katholisch, die Grafen des Mittel- und Hinterortes dagegen befanden sich unter den ersten deutschen Fürsten, welche die Reformation annahmen. Auch der Vorderort führte später (1540) die Reformation ein. Schon in dieser Zeit sehen wir die Mansfelder Grafen wegen Unwirtschaftlichkeit und fortgesetzter Zerstückelung ihres Gebietes in großer Verschuldung. Daher kam es, daß auf Drängen der Gläubiger hin der Kurfürst von Sachsen, welcher bereits früher sich die Rechte eines Lehnsherrn der Grafen anzumaßen gesucht hatte, gemeinsam mit dem

Erzbischof von Magdeburg und Bischof von Halberstadt im Jahre 1570 das Gebiet des Vorderortes ($^3/_5$ des Ganzen) sequestrieren ließ. Seitdem hörten die Grafen auch auf, Landesherren zu sein. Später wurden dann die Besitzungen des Mittel- und Hinterortes mit unter die Sequestration gezogen und diese nach dem Zurücktreten Halberstadts über $^3/_5$ von Kursachsen, über den Rest von Magdeburg geführt; der aus der Sequestration entstandene Prozeß aber, bei welchem es sich ursprünglich um eine Schuldsumme von 2721916 Gulden handelte, währte bis zum Jahre 1869 und nahm derartige Dimensionen an, daß ein Berichterstatter ihn als das „achte Weltwunder“ bezeichnet hat. Peter Ernst II., welcher in der ersten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges eine Hauptrolle spielte (gewöhnlich Ernst von Mansfeld genannt), erscheint als ein außerehelicher Sohn Peter Ernsts I. aus der vorderorter Linie, der zwar ein Schwager des bekannten niederländischen Grafen Hoorn war, sich aber an dem Aufstande der Niederlande nicht beteiligte und wegen seiner Anhänglichkeit an das Habsburger Haus und seiner treuen Dienste in einflußreichen Stellungen vom Kaiser in den deutschen Reichsfürstenstand erhoben wurde. Die letzten Mansfelder starben 1780 aus, worauf ihr Land (etwa 20 □Meilen) zu $^3/_5$ an Kursachsen und zu $^2/_5$ an das preußische Herzogtum Magdeburg fiel. Einige Familiengüter (Allode) gingen mit der Hand der Tochter des letzten Fürsten von Mansfeld an den Fürsten Colloredo über, der seinem Titel das Wort „Mansfeld“ hinzufügte. Die letzten Sprößlinge dieses Dynastengeschlechtes waren katholisch.

Wie früher erwähnt, hatten die Grafen von Mansfeld von Kaiser Karl IV. „Kupferwerk und Bergrecht“ innerhalb ihres (erweiterten) Gebietes (der sogenannten Berggrenze) verliehen erhalten; es steht indes fest, daß sie schon lange vor dieser Zeit auf Grund gewisser Berechtigungen in ihrem Herrschergebiete Bergbau betrieben haben.*) Derselbe fand auf eigne Rechnung statt und nahm infolge der günstigen Verhältnisse bald einen solchen Aufschwung, daß die jährliche Produktion auf 20000 Zentner Kupfer stieg (im 15. Jahrhundert). Trotzdem begann schon früh der Verfall. Da die Grafen als tapfere Kriegsherren sich an den Kämpfen der Zeit energisch beteiligten und hierdurch wie durch ihren Aufenthalt am Hofe und im Dienste des Kaisers zu großen Ausgaben veranlaßt wurden, auch unverhältnismäßig große Summen zur Vergrößerung ihrer Besitzungen verwendeten, namentlich aber seit der Mitte des 15. Jahrhunderts zu den oben erwähnten wiederholten Erbteilungen und Zersplitterungen ihres Gebietes schritten, so kamen ihre Finanzen in bedeutende Unordnung. Dies wiederum zwang sie, große Vorschüsse von den Kupferhändlern zu nehmen, einzelne Gruben und Hütten zu verpfänden und andre zum Nachteile des Bergbaues gegen gewisse Vergütungen und gegen Entrichtung des Zehnten an Privatpersonen zu vergeben. Zu diesen Übelständen traten als weitere die maßlose Anlage von Hütten — deren Zahl 1536 auf 95 gestiegen war — und die hieraus

*) Verfasser benutzt bei diesen Ausführungen die von der Oberberg- und Hüttendirektion in Eisleben aus Anlaß der Gewerbe- und Industrieausstellung in Halle a. S 1881 herausgegebene eingehende und mit lithographischen Tafeln versehene Schrift: „Der Kupferschieferbergbau und der Hüttenbetrieb zur Verarbeitung der gewonnenen Minern in den beiden Mansfelder Kreisen und im Sangerhausener Kreise der preußischen Provinz Sachsen“.

folgenden Verlegenheiten wegen des Kohlenbezuges. Durch die oben erwähnte Sequestration des vorderorter Anteils der Grafschaft (1570) erhielt Kursachsen einen überwiegenden Einfluß auf den Bergwerksbetrieb, dem ausdrücklich auch die ausschließliche Oberlehnsherrlichkeit über denselben von den übrigen Lehnsherren zugestanden wurde. War das früher so einträgliche Unternehmen bis zu diesem Zeitpunkte bereits stark gesunken, so kam es unter den Wirren des Dreißigjährigen Krieges völlig in Verfall; es stand so gut wie ganz still. Um es wieder flott zu machen, wurde durch Patent des Kurfürsten von Sachsen vom Jahre 1671 der ganze Bergbau freigegeben, und es bildeten sich nunmehr nach und nach sieben Gewerkschaften. Dieselben vereinigten sich 1852 zu einer einzigen „Mansfeldschen Kupferschiefer bauenden Gewerkschaft“; die Direktion des Berg- und Hüttenbetriebes durch die fiskalische Bergbehörde blieb vorläufig noch bestehen; erst seit dem Jahre 1862 ist dieselbe von der Gewerkschaft selbständig übernommen worden.

Was nun den Bergbau selbst anlangt, so ist derselbe auf Kupferschiefer gerichtet, dessen Flöz in einer etwa 500 qkm großen Mulde abgelagert ist. Auf die Schichten von Rot- und Weißliegendem folgt Zechsteinformation, in welcher wiederum unter einer obern Schicht von Rauhwacke, Rauhstein, Stinkstein, Asche, Gips und Lette das erzhaltige Flöz liegt; die Formation des bunten Sandsteins überdeckt mit bedeutender Mächtigkeit den Zechstein. An den Rändern der erwähnten Mulde tritt das Kupferschieferflöz fast überall zu Tage. Der Bau auf Kupferschiefer hat sich von jeher auf den West- und Nordrand der Mulde beschränkt, weil die südlicheren Teile derselben einen ausreichenden Kupfergehalt nicht mehr besitzen. Anfangs waren erhebliche Wasserableitungen nicht notwendig; später mußten dieselben aber eintreten, und es wurde daher der Froschmühlenstollen mit 13600 m, später der Zabenstedter mit 16872 m und endlich der 1809 begonnene und am 29. Mai 1879 vollendete Schlüsselstollen mit 31060 m Länge hergestellt.*) Zu diesen Stollen sind nun die Schächte („Lichtlöcher“) abgeteuft worden, welche zur Herausschaffung der beim Stollenbetrieb gewonnenen Gesteinmassen, zur Zuführung frischer Luft und meistens zugleich auch zur Förderung der abgebauten Kupferschiefer verwendet werden. Früher wurde die Förderung durch Menschenkraft oder Pferdegöpel bewirkt; seit 1845 aber traten an deren Stelle allmählich überall Dampfmaschinen. Die Gesamtlänge des jetzigen Abbaufeldes beträgt 23000 m; dasselbe zerfällt in das Eislebener und das Heltstedter Revier. Seitdem das unterhalb des Schlüsselstollens liegende Feld (nach dem Jahre 1862) in Angriff genommen ist, also Tiefbaue angelegt wurden, haben mehrfach mit Wasser gefüllte „Schlotten“, auf welche man stieß und deren Verzweigungen sehr weit gingen, das Abteufen neuer Schächte und dadurch das Fortschreiten des Bergbaues sehr gehemmt, z. B. bei den Niewandt- und den Segen-Gottes-Schächten. Man war nun, um den Abbau beginnen zu können, gezwungen, ganz neue Schächte an Stellen abzuteufen, wo solche Schwierigkeiten nicht zu erwarten waren. Trotz der erwähnten Störungen hat sich in neuester Zeit der Abbau unter der außerordentlich umsichtigen Direktion auf das Siebenfache der Förderung des Jahres 1862,

*) Derselbe ist länger als der Ernst-August-Stollen und als längster Tunnel des Harzer Bergbaues zu betrachten.

nämlich auf rund 38000 Tonnen „Minern“ monatlich, oder 456000 Tonnen jährlich gesteigert. Bei den Tiefbaufeldern treibt man gegenwärtig zwei parallel laufende Strecken, von denen die obere zur Förderung, die untere zur Entwässerung dient; beide werden möglichst stark mit „Gesteinhäuern“ belegt. Die Leistung derselben hat sich im Laufe der Jahre sehr gesteigert; jeder der „Ortshäuer“ bohrt pro achtstündige Schicht zwei Bohrlöcher von je 1—1 $^1/_3$ m Tiefe, welche mit Dynamitpatronen gefüllt und zum Lossprengen benutzt werden. Bei Anwendung von sogenannter „Sprenggelatine“ würde das Unternehmen gewinnen, doch ist dieselbe wegen ihrer leichten Entzündbarkeit vorläufig verboten. — Der Abbau des nutzbaren Minerals, dessen Mächtigkeit 7—13 cm beträgt, ist möglich, ohne daß das Flöz vorher mit Abbaustrecken durchfahren werden muß. Es kann nämlich bei der Festigkeit des Gesteins der „Strebbau“ angewendet werden, bei dem nach Entblößung des Flözes sofort dessen Wegnahme beginnt und die erforderlichen Abbau- oder Förderstrecken nachgeschossen werden. Nachdem die Tiefbausohlenstrecke und die flache Durchschnittsstrecke vom Schachte aus nach der obern Sohle getrieben worden sind, beginnt sofort nach rechts und links durch „Strebhäuer“ der Abbau. Bei seiner Arbeit liegt der Strebhäuer auf der linken Seite. Um nicht auf dem kalten und zum Teil nassen Gestein des Weißliegenden liegen zu müssen und sich ohne sonderliche Anstrengung bewegen zu können, hat er eine Unterlage nötig, deren er sich in Gestalt eines Beinbrettes und eines Achselbrettes bedient. Das Beinbrett wird an das linke Bein angeschnallt, das Achselbrett lose gehandhabt. Für seine verschiedenartigen Arbeiten (das „Schrämen“, das „Zuschlagen der Schiefer“, das „Hereinschießen der Berge“ und das „Versetzen der Berge“) ist der Strebhäuer auch mit verschiedenartigem Arbeitszeuge („Gezähe“) versehen; dasselbe besteht aus der „Keilhaue“, dem „Schlägel“ und „Keil“, dem „Fäustel“ und „Bohr“ sowie aus einer Brechstange.

Die Leistung des Strebhäuers ist natürlich nach den Verhältnissen, unter denen er arbeitet, sehr verschieden; sie beträgt bei achtstündiger Schicht bisweilen nur 1 $^1/_2$—2 Zentner, steigt dagegen bei günstigen Verhältnissen bis zu 12 Zentner; der Durchschnitt beträgt 5 Zentner. Alle Strebhäuer arbeiten im „Gedinge“. Aus dem Gedinge oder Haugeld haben sie die Kosten für Anschaffung des Gezähes, der Dynamitpatronen, des Öls sowie den Lohn des „Treckers“ (Bergjungen, Schleppers) mit zu bestreiten. Die Haugelder stehen auf 7—40 Mark pro Tonne Schiefer à 20 Zentner; der Verdienst des Strebhäuers beträgt pro achtstündige Schicht zur Zeit durchschnittlich $2_{,50}$—$3_{,50}$ Mark.

Die erforderlichen „Förderstrecken“ zu den von den Strebhäuern beim Abbau hergestellten „Strebräumen“ werden in 40—60 m rechtwinkeligem Abstande voneinander angelegt; sie sind durch „Fahrten“, d. h. Räume von 1 m Breite, $^1/_2$ m Höhe und 50—60 m Länge, mit den Strebräumen verbunden. Die abgebauten Schiefer und sonstigen Gesteine werden durch die schon erwähnten „Trecker“ in kleinen vierräderigen Wagen („Hunden“) vom Arbeitsraume fort durch die Fahrten nach der Förderstrecke und in dieser bis zu einem „Sturzort“ gezogen, wo die Ladung zur weitern Wagenbeförderung ausgekippt wird. Der „Trecker“ oder „Bergjunge“ (im Alter von 14—19 $^1/_2$ Jahren) bewegt seinen Hund auf folgende Weise: Er schnallt sich ein mit 8 m hohen Stollen oder Langeisen versehenes Beinbrett vorn auf den linken Oberschenkel, so daß

die Stollen nach außen stehen, nimmt das Achselbrett zur Hand und legt sich vor den Hund auf das Liegende nieder. Den Oberkörper nach dem Hund zudrehend, nimmt er den etwa 5 cm breiten Hundriemen, zieht denselben durch das Hundöhr und knebelt das Knöchelgelenk des rechten Beines mittels des Riemens an den Hund. Dann sich wieder nach vorn drehend, legt er sich mit dem Oberarme auf das Achselbrett, stützt sich mit der rechten Hand auf das Liegende und hakt mit den Stollen des Beinbretts auf das Liegende auf. In dieser Lage beginnt er die Bewegung dadurch, daß er das linke Bein an sich zieht, dasselbe wieder auf die Stollen stützt, den linken im Knie gekrümmten Fuß, resp. die Fußsohle fest gegen das Dach der Fahrt setzt und so, einen festen Halt gewinnend, nunmehr den Oberkörper ausstreckt. Indem er gleichzeitig das Achselbrett mit der linken Hand fortschiebt und das rechte Bein nachzieht, wird auch der Hund auf dem blanken Liegenden mit fortgezogen. Der amtliche Bericht, welchem wir diese ausführliche Beschreibung der Fördermethode entlehnt haben, bezeichnet dieselbe als eine für den Jungen anstrengende, bemerkt indes, daß dieselbe „eine sehr gute, nicht ersetzbare Vorbereitung für den Beruf eines Strebhäuers“, und daß es bisher nicht möglich gewesen sei, diese uralte Hundbeförderung durch eine bessere zu ersetzen. Erleichterung der anstrengenden Thätigkeit wird dadurch geboten, daß die jüngeren Knaben auf den kurzen, die älteren auf den längeren Fahrten Verwendung finden. Der Lohn für diese Schleppthätigkeit beträgt für eine achtstündige Schicht bei Jungen bis zu $15\frac{1}{2}$ Jahren 1 Mark, bis zu $17\frac{1}{2}$ Jahren $1_{,40}$ Mark und bis zu $19\frac{1}{2}$ Jahren $1_{,60}$ Mark. — Der weitere Transport der Fördermassen von den „Sturzörtern“ aus bis zum Schachte hin erfolgt auf Schienenbahnen in eisernen Förderwagen von 10 Zentner Inhalt, unter Leitung von Förderaufsehern, durch „Förderleute“ im Alter von 20—30 Jahren, deren Verdienst bei achtstündiger Schicht $2—2_{,50}$ Mark beträgt. Auf vereinzelten Schächten findet in den Grundstrecken Pferdeförderung statt. Neuerdings sind bei der Grubenförderung und namentlich auch bei der dieser folgenden Schachtförderung der Förderwagen Dampfmaschinen, dort mit 18—20, hier mit 80—100 Pferdekräften in ausgedehnter Weise zur Anwendung gekommen. Die so endlich zu Tage kommenden Förderwagen werden überall mittels „Wipper“ ausgestürzt, und zwar die mit „Bergen“ (nutzlosem Gestein) beladenen auf die Berghalde, die mit Kupferschiefern beladenen dagegen in die „Schieferställe“. Die letzteren, von denen jede Strebhäuerkameradschaft einen besitzt, bestehen je aus einem 2 m breiten obern Sturzorte, in welchen die unreinen Schiefern gestürzt werden, aus einer „Kläuberbank“ und aus einem darunter befindlichen eigentlichen Stall, in den die gereinigten Schiefern fallen. Durch besondere Arbeiter, „Kläuber“ genannt, müssen nämlich die Schiefern mit der Hand und dem Kläuberhammer von dem noch reichlich untermischten wertlosen Gestein geschieden werden. — Die geklaubten Schiefern sind nun zu den Hütten zu schaffen. Es geschah dies bisher durch gewöhnliches Fuhrwerk; da dasselbe aber bei der außerordentlichen Betriebssteigerung nicht in ausreichender Weise vorhanden war, so hat man mit dem Bau von schmalspurigen Sekundäreisenbahnen begonnen und bereits im Jahre 1880 zwei derselben dem Betriebe übergeben. Die eine von 1 km Länge führt vom „Ernst-Schacht“ nach „Koch-Hütte“, die andre von $5_{,3}$ km Länge vom „Glückhilf-Schacht“ nach „Kupferkammer-Hütte“. Auf der erstern Bahn werden 18 je 20 Zentner haltende

Wagen auf eingeleisiger Schienenbahn durch kleine zehnpferdekräftige Maschinen befördert, auf der letztern dagegen Lowries von je 120 Zentnern durch fünfzigpferdekräftige Maschinen. Da sich diese Transportmethode bewährt und wesentlich billiger als der bisherige Fuhrwerkstransport ist, so beabsichtigt man, mit einem Kapital von 2 Mill. Mark eine große schmalspurige Sekundäreisenbahn zu bauen, welche von der Krughütte nach dem Ernst-Schachte, dann über die Orte Helbra, Bahnhof Mansfeld, Leimbach und im Wipperthale entlang bis zum Bahnhof Hettstedt führen und die bedeutenderen Schächte mit den Hütten verbinden soll. — Außerdem ist eine Drahtseilbahn nach dem Hodgsonschen System zwischen der „Krug-Hütte“ und dem „Martins-Schacht“ gebaut, welche pro Stunde 240 Zentner zu transportieren vermag. — Zur Bewältigung der Gewässer mußten natürlich bei den neueren Tiefbauanlagen umfangreichere Pumpeinrichtungen getroffen werden, für welche die gewaltigsten Maschinen neuesten Systems aus Seraing (Société Cockerill) sowie aus Düsseldorf (Haniel & Lueg) zur Anwendung gekommen sind. Im ganzen werden bei dem Mansfelder Kupferschiefer-Bergbau zur Schachtförderung 29 Dampfmaschinen mit 820 Pferdekräften, zur Streckenförderung 6 mit 165 Pferdekräften, zur Wasserbewältigung 18 mit 1200 Pferdekräften, zu anderen Zwecken (Wasser- und Wetterversorgung) 24 mit 275 Pferdekräften, alles in allem 77 Dampfmaschinen mit 2460 Pferdekräften verwendet.

Nachdem der Metallgehalt der geförderten „Minern“ an Kupfer und Silber festgestellt worden ist — derselbe beträgt durchschnittlich $2_{,5}$ — 3 % Kupfer und $0_{,015}$ % Silber — beginnt die hüttenmännische Operation, welche sich zunächst auf das Brennen und Rohschmelzen derselben erstreckt, um das „Bitumen“ zu entfernen. Jenes geschieht auf freien gepflasterten Plätzen, indem lange, schmale Haufen von 3—5 m Höhe an ihrem Rande durch eine Lage Reisholz oder durch glühende Schlacken angezündet werden. Nun brennen die Haufen ohne weiteres Zuthun 4—6 Wochen lang, bis das Bitumen verzehrt ist, wodurch 8—20 % des Gewichtes verloren geht. Das Schmelzen der gebrannten Schiefern geschieht dann in Schachtöfen mit Koks, unter Zuführung von Gebläsewind durch Cylindergebläse, welche mit Dampfkraft betrieben werden. Die Produkte des Rohschmelzens sind Schlacke und Kupferstein; der letztere enthält 30—50 % Kupfer und $0_{,1}$—$0_{,3}$ % Silber, an Schwefel gebunden im Gemenge mit Schwefeleisen, Schwefelzink, Schwefelblei, Schwefelnickel und Schwefelkobalt. Der Schwefelgehalt beträgt 23—27 %. Die Rohschlacke, welche bei schneller Abkühlung glasig und von dunkelschwarzer Farbe ist, wird zum größten Teil als unbrauchbar über die Halden gefördert, welche in kurzer Zeit gewaltig anwachsen. Früher formte man aus ihnen nur Bauschlacken; neuerdings werden sie vielfach „getempert“, d. h. langsam abgekühlt, wodurch ein hellgrauer, außerordentlich harter Stein zu Wegebaumaterial und, in Formen gegossen, zu Pflastersteinen und Trottoirplatten gewonnen wird. — Der Kupferrohstein wird nun zuerst einer Röstung unterworfen, um einen Teil des Schwefels zu verflüchtigen und das vorhandene Eisenerz zur Verschlackung vorzubereiten. Dieser Prozeß wird auf der Kupferkammer- und Eckardt-Hütte in „Kilns“, d. h. kleinen geschlossenen Schachtöfen, vorgenommen; 10—20 Kilns bilden eine Ofengruppe, an die sich ein Bleikammersystem anschließt; jeder einzelne faßt 10 Tonnen, aus denen sich nach 12 Stunden $0_{,615}$ bis $0_{,750}$ Tonne „spurreifer Rost“ ergibt. Die Röstgase, welche aus den Kilns entweichen, werden in Bleikammern nach

dem allgemein üblichen Verfahren in Kammersäure verwandelt. Dieselbe fließt über eine Reihe von Quarzfiltern hell und klar in die Bassins der Eindampfapparate über. Als solche dienen Bleipfannen und flache Platinschalen. Die Versendung der Säure geschieht in Glasballons und Bleicylindern.

Der bei dem letzterwähnten Hüttenprozesse gewonnene „Rost“ wird nunmehr der Spur- oder Konzentrationsarbeit unterworfen, um die unreinen Bestandteile durch Verschlackung oder auch durch Verflüchtigung zu beseitigen, dagegen das Kupfer und Silber in einem reichen Steine von 74—75 % Kupfer anzusammeln. Es geschieht dies in Flammenöfen unter Zusatz von Quarzsand zur Verschlackung auf Kupferkammer- und Eckardt-Hütte. Sämtliche mit der Flamme in Berührung kommende Ofenteile werden aus Quarzsteinen hergestellt.



Die Krughütte bei Eisleben (ein Haupthüttenwerk der Mansfeldschen Gewerkschaft).

Die Spurarbeit erfordert 6—9 Stunden, wobei ein dreimaliges Durchrühren eintreten muß. Die „Spursteine“ werden nun entsilbert. Zu diesem Zwecke werden sie mit Handhämmern zerschlagen und dann auf Kugelmühlen zu feinem Mehle zerrieben. Die vorhandenen fünf Kugelmühlen können täglich je bis zu 20 Tonnen à 20 Zentner und jährlich (wie 1880) 12920 Tonnen feines Spursteinmehl liefern. Die Entsilberung erfolgt nach der sogenannten Ziervogelschen Methode in dreiherdigen Röstöfen, indem zuerst Eisen- und Kupfervitriol, sodann Silbervitriol gebildet wird, nachdem sich die beiden ersteren unter Zurücklassung von Oxyden wieder zersetzt haben. Die vorhandenen dreizehn Röstöfen können jährlich 15000 Tonnen Spursteinmehl verarbeiten. Der Silbervitriol wird

mit Wasser ausgelaugt, sodann läßt man diese Lauge über metallisches Kupfer laufen, wobei das Kupfer an die Stelle des Silbers tritt und dieses sich als Zementsilber niederschlägt, welches wiederum in Graphittiegeln zu Brandsilber als Barren für den Handel eingeschmolzen wird; der Feingehalt dieser Barren beträgt 999—999,$_4$ Tausendteile. Nachdem mit den entsilberten Rückständen der besprochene Prozeß unter Umständen erneuert worden ist, gelangen dieselben an die Kupferhütte zur „Raffinaddarstellung“. Dieselben enthalten bei 74 bis 75 % Kupfergehalt im wesentlichen Kupferoxyd und geringe Prozentsätze Eisen- und Zinkoxyd. In den Raffinieröfen, deren 4—5 nebeneinander in Betrieb sind, wird jener Rückstand mit 10 % Steinkohlenkläre versetzt und 24 Stunden lang verarbeitet. Hierbei erfolgt zugleich die Reduktion des Kupfers aus den oxydischen Rückständen und die Verschlackung der in denselben noch vorhandenen unedlen Metalloxyde, so daß diese Schlacke als erste Krätze entfernt werden kann. Schon jetzt erscheint die untere Hälfte bei der „Löffelprobe“ im Bruche kupferrot. Nun wird das Metall „verblasen“. Bei dem Bestreichen des Metalles durch die atmosphärische Luft entweicht schweflige Säure und es oxydieren nacheinander das vorhandene Eisen, Zink, Blei und Nickel, wobei das Zink größtenteils verflüchtigt wird, das spezifisch schwerere Kupfer zu Boden sinkt. Nachdem fortgesetzt ein „Krätzen“ stattgefunden hat, folgt das „Braten“ des Metalls, wobei durch stetes Wallen und Kochen desselben die immer noch vorhandenen Schwefelteile größtenteils zum Entweichen gezwungen werden. Durch etwa zweistündiges Oxydieren und Dichtmachen der Masse wird jener Schwefelrest weiter beseitigt und durch „Zähemachen“ endlich das gute Kupferraffinad fertig hergestellt, welches nun ausgeschöpft werden kann. Im Jahre 1880 wurden 8934 Tonnen oder 178680 Zentner Raffinad A dargestellt, welches in gekerbten Blöckchen oder Barren in den Handel kommt, für die Messingproduktion verwendet wird und zu den besten Marken gehört. Zu dieser bessern kommt eine geringere Sorte, das Raffinad B, welches auf den eignen Walzwerken und Hämmern der Gewerkschaft zu Rothenburg a./S. und Eberswalde in der Mark für Stangen-, Blech- und Schalenfabrikation verarbeitet wird; von ihm wurden 1880 785 Tonnen oder 15700 Zentner gewonnen.

Der Kupferschieferbergbau beschäftigte 1880 10509 Mann, wozu von dem Hüttenbetriebe, der Maschinenwerkstatt, den Hammerwerken, dem Braunkohlenbergbau, den Forsten, den westfälischen Steinkohlen- und Kokswerken weitere 3353 Mann kamen, so daß die Gesamtzahl 13862 Mann exkl. Beamte betrug, wozu 23745 Angehörige kamen. Dieselben bilden mit Ausnahme der Mannschaften der westfälischen Werke einen „Mansfelder Knappschaftsverein“, der seinen Sitz in Eisleben hat und unter der Aufsicht des königlichen Oberbergamtes zu Halle a./S. steht. Der Verein besitzt 20 eigne Ärzte, zwei Krankenhäuser von 44, resp. 42 Betten und eine römisch-irische Badeanstalt; er hatte 1880 eine Einnahme von 517314,$_{57}$ Mark, welche zur Hälfte von der Gewerkschaft, zur Hälfte aus den Beiträgen der Mitglieder stammte. Laufende Unterstützungen wurden 1880 an 2314 Personen gewährt, und zwar (einschließlich der außerordentlichen Unterstützungen) in der Höhe von 199868,$_{84}$ Mark; die gesamten Kosten für Krankenzwecke betrugen außerdem 212811,$_{44}$ Mark; das Vereinsvermögen bezifferte sich auf 751593,$_{13}$ Mark.

Seit dem Jahre 1863 wurden allmählich 7 Schlafhäuser für 100—400

Einlieger und 204 Familienwohnungen hergestellt. In den ersteren hat der Einlieger für täglich 5 Pf. im Sommer und 8 Pf. im Winter Wohnung, Licht und Feuerung, für 50 Pf. täglich halbe und für 90 Pf. ganze Kost, die als eine gute und zweckentsprechende bezeichnet werden muß. Gewerkschaftliche Beamte kontrollieren diese Beköstigung; sogar für bildende Unterhaltung der Einlieger ist durch eine gute Volksbibliothek gesorgt. — Für eine Familienwohnung (Stube, Kammer, Küche, Keller, Boden und zwei Ställe für Kleinvieh) werden 36—72 Mark jährlich berechnet. An jeden soliden Knappschaftsgenossen werden, soweit die Mittel reichen, Darlehen zum Häuserbau im Betrage von 1200—1800 Mark ausgegeben, welche mit $4^1/_6$ % verzinst und mit 6 Mark monatlich zurückerstattet werden müssen. Auf diese Weise wurden bereits 568 Häuser mit 720 Familienwohnungen erbaut. Für alle diese Kolonisationszwecke sind von 1863—1880 $1348325_{,06}$ Mark verwendet worden.



Bergleute im Harz.

Ferner sind allmählich 1368 Morgen Ackerland angekauft worden, um in kleinen Parzellen gegen mäßigen Zins zum Anbau von Kartoffeln an die gewerkschaftlichen Arbeiter verpachtet zu werden; neuerdings hat man auch begonnen, die Baulust dadurch zu fördern, daß man Prämien in Aussicht stellt. — Bisher hat jeder verheiratete Arbeiter an Roggen oder Mehl gegen einen mäßigen Durchschnittssatz monatlich $56^1/_2$ kg erhalten, desgl. ein unverheirateter $42^1/_2$ und ein Junge $28^1/_2$ kg. Auf diese Weise wurden 1880 $4476_{,5}$ Wispel Roggen ausgegeben, wozu die Gewerkschaft einen Zuschuß von $169972_{,75}$ Mark leistete. Augenblicklich ist man damit beschäftigt, im Interesse der Arbeiter eine große Brotbäckerei einzurichten, um alsdann die Roggenbonifikation in Gestalt schmackhaften Brotes zu gewähren. Außerdem kommen gewerkschaftlichen Arbeitern bei außerordentlicher Hilfsbedürftigkeit laut Gewerkenbeschluß vom Jahre 1871 jährlich 30000 Mark zu gute; auch besteht eine gewerkschaftliche Darlehns- und Sparkasse mit bedeutendem Umsatz. Für die geistigen Interessen der Arbeiter, insbesondere für Kirchen- und Schulbauten, sind in den letzten zehn Jahren 75115 Mark geschenkt worden, und an eine Reihe von Wohlthätigkeitsanstalten gehen regelmäßig jährliche Unterstützungen.

So hat die Gewerkschaft sich zu einem ebenso großartigen wie gemeinnützigen Institute gestaltet, welches gleichmäßig die Interessen der „Kuxbesitzer" und der Arbeiter im Auge hat. Trotz der vielfach ungünstigen Konjunkturen ist das Unternehmen namentlich in den letzten Jahren unausgesetzt bedeutend gewachsen, hat den auf einer Lutherschen Stiftung beruhenden „geistlichen Fünfzigsten"*) durch ein großes Anleihekapital abgelöst und ist durch die bewundernswürdige Umsicht, Energie und Arbeiterfreundlichkeit seines Direktors, des Geheimen Bergrats Leuschner, inmitten der sozialen Wirren frei von der Gefahr der Sozialdemokratie geblieben! Die Bergleute zeigen aber auch in ihrem ganzen Wesen, daß sie sich wohl fühlen und mit ihrem Lose zufrieden sind. Bis auf diejenigen, welche durch allzu lange Thätigkeit im Schachte oder besonders auf der Hütte ihre ursprüngliche Kraft erschöpft haben, erscheinen die gewerkschaftlichen Arbeiter als ein gesunder, kerniger Menschenschlag, tragen, nachdem sie nach der schmutzigen Arbeit sich gereinigt und umgekleidet haben, ein sauberes und anständiges Äußere zur Schau, und lassen, wenn sie sich an Sonn- und Festtagen vergnügen wollen, auch „etwas draufgehen". Wer irgend sparsam ist — und dies kann man glücklicherweise von einem großen Teile sagen — der kommt unter der trefflichen Fürsorge der Direktion, die wir soeben geschildert haben, unbedingt vorwärts und gelangt dazu, sich „Notpfennige" zu sammeln oder Haus-, vielleicht auch Ackerbesitzer zu werden. Der Kern der Berg- und Hüttenleute gehört wohl der Grafschaft Mansfeld an; allein der gute Verdienst, welchen hier die Arbeiter auch in den schlimmsten Zeiten unsrer industriellen Verhältnisse stets gefunden haben, sowie die stete Erweiterung und Ausdehnung des Unternehmens mußten auch aus anderen Gegenden unausgesetzt Scharen von Arbeitern herbeilocken. So ist es gekommen, daß die Mansfelder Kreise, besonders die Berg- und Hüttenorte derselben, unausgesetzt bedeutend an Einwohnern wachsen. Beispielsweise hat die Stadt Eisleben in den letzten Jahren um etwa 1000 Einwohner jährlich zugenommen, und es gibt jetzt Dörfer, welche, wie Helbra, mehrere Tausend Einwohner zählen. Unter den Einwanderern machen sich jetzt durch den eigentümlichen Schnitt ihrer Kleidung zahlreiche „Italiener" bemerkbar, größtenteils Welschtiroler, die durch tüchtige Arbeit, namentlich durch ihre Brauchbarkeit als Bohrer und Schießer, geschätzt sind. Sie akklimatisieren sich leicht und erwählen sich häufig Mansfelder Mädchen zu Frauen. Überhaupt nehmen die Einwanderer schnell die Gewohnheiten der einheimischen Bevölkerung an und teilen deren Unterhaltungen und Freuden bald ganz. Natürlich bildet den „glücklichsten" Tag des Monats der „Lohntag", an dem jeder Berg- und Hüttenmann den vierwöchentlichen Verdienst ausgehändigt erhält. Namentlich wenn der letztere reichlich ausgefallen ist, so läßt sich der Empfänger etwas gehen und bringt dem „Gambrinus" einen entsprechenden Tribut dar. Wie die Wirte, sehen aber auch die Kauf- und Geschäftsleute den Lohntag recht gern, denn alsdann pflegt der Berg- und Hüttenmann seine Schulden ganz oder teilweise zu begleichen und auch seine Bedürfnisse für die neue Arbeitszeit möglichst vollständig zu beschaffen. — Das bergmännische Hauptfest ist gegenwärtig das jährliche „Freibierfest", welches im Herbste gefeiert wird. Zu demselben erhält jeder unverheiratete Arbeiter 1 Mark, jeder

*) Abgabe des fünfzigsten Zentners Rohkupfer an eine Anzahl geistlicher Stellen.

verheiratete 1½ Mark, jeder Unterbeamte 2 Mark. Bei einer solchen Feier, wie bei anderen festlichen Gelegenheiten spielen, abgesehen von Bier, unter den Genüssen des Bergmanns frische Wurst, saure Gurken und „Zweierbrötchen" eine Hauptrolle, daher denn auch zu den Vorbereitungen jener Feste in erster Linie die Abschlachtung einer größern Anzahl von Borstentieren behufs Herstellung von Wurst gehört. — Daß an Sonn- und Festtagen die „Fiedel" munter gestrichen und das „Tanzbein" geschwungen wird, läßt sich denken, besonders gehören im Winter Maskenbälle zu den gesuchten Vergnügungen, und aus alter Zeit haben sich auch die „Pfingsttänze" in voller Frische und Heiterkeit erhalten. In Zelten auf einem freien Platze wird am zweiten und dritten Pfingsttage sowie zu „Kleinpfingsten" bis tief in die Nacht hinein getanzt, mag auch oft genug die Luft noch wenig sommerlich-mild sein. Das Hauptfest der Grafschaft Mansfeld ist aber der Eisleber „Wiesenmarkt", der in derselben eine so wichtige Stellung einnimmt, daß man ihn ziemlich allgemein zu Zeitbestimmungen im Laufe des Jahres benutzt. Auf mehreren großen Wiesen Eislebens, welche sich im Osten der Stadt ausbreiten, werden schon acht Tage vor diesem Markte, der in die zweite Hälfte des Monats September fällt, gewaltige Reihen von Buden und Zelten errichtet. Unter denselben treten mehr und mehr die Stände von Kaufleuten zurück, während diejenigen von Wirten, Zuckerbäckern und Wursthändlern, Schaubuden, Karussells, Schieß- und Glücksbuden ꝛc. zunehmen. Diese Buden erreichen bereits die Zahl von 800, und um dieselben drängt sich an den beiden Haupttagen, dem sogenannten „Wiesenmarkts-Sonntag und Montag", eine solche ungeheure Menschenmenge, daß schwachnervige Menschen den dadurch verursachten Lärm nicht lange aushalten können. Wird der Markt von gutem Wetter begünstigt, so kann die Menge, die sich gleichzeitig auf der „Wiese" tummelt, wohl auf 40000 Menschen veranschlagt werden. Hunderte von Schweinen verschwinden alsdann in der Gestalt von Wurst in wenigen Stunden, und selbst die schlechtesten Biersorten finden „reißenden Absatz".

In allen Bierzelten ertönt Musik, sei es auch nur die eines Leierkastens; und da die Besitzer der Schaubuden sich in Anpreisung ihrer Sehenswürdigkeiten die Kehlen heiser schreien, so finden dieselben, mögen sie auch noch so zweifelhafter Art sein, zahlreiche Besucher. — Mehr in gewöhnlichem Gleise bewegt sich das sonstige Vergnügen. Unter demselben nimmt die „Platzkegelbahn" eine hervorragende Stelle ein. Nicht auf der gewöhnlichen Rollbahn werden hier die Kegel genommen, sondern es finden sich auf einem freien Platze dieselben in größerem Zwischenraume von einander aufgestellt, und es gilt nun, mit großen Kugeln dieselben nach bestimmter Vorschrift zu „schießen". Es ist ein derbes, aber gesundes Spiel, das in der ganzen Grafschaft während des Sommers alle übrigen Spiele in den Hintergrund drängt. Als Preise werden alle möglichen Gegenstände, wie Pfeifen, Hühner, Gänse, Böcke, Würste, ausgesetzt. Wie bei diesem Spiele, offenbart der echte Mansfelder Bergmann auch sonst in seinem Thun und Treiben eine große Derbheit, die natürlich auch in Roheit übergehen kann. Die Mansfelder Mundart, in welcher der biedere Arzt Dr. Giebelhausen mehrere Bände geschrieben hat, ist dementsprechend; sie wendet unter anderm Zärtlichkeitsausdrücke an, welche anderwärts als Schimpfworte gelten. Als Beispiel für diese Mundart wollen wir aus der

„Türkeischenke“ des erwähnten Dialektdichters die wesentlichsten Stücke anführen.*) In Wolferode, einem Bergmannsdorfe nahe bei Eisleben, befindet sich ein ziemlich elendes Wirtshaus, welches den erwähnten auffälligen Namen führt. Giebelhausen erzählt nun in unsrer Mundart, woher derselbe gekommen ist. In alter Zeit nämlich, so erzählt der Dichter, als der Bergbau im Mansfeldischen nicht recht ging, erschien dort ein „Balsammann“ (Arzneihändler), welcher unter den Bergleuten das Gerücht verbreitete, der türkische Sultan suche unter äußerst günstigen Bedingungen für seinen Bergbau Mannschaften:

„Se selltens alle Mann farr Mann
Bei ehn wie hie de Färrschten[1]) hann;
Ehren Wein zworzch[2]) un er Aessen
Kriechten se sält[3]) zugemässen;
Dach litte bei ehn keiner Dorscht
Un viermohl geb's de Woche Worscht;
Was Schichtluhn jeder kreien selle,
Wer', was hie in unsen Gälle[4])
Tahk farr Tahk zwei Tahler weer,
Domett der Beitel keimohl leer;
Ae jeder kriecht' ä Trampelthier,
Dermett ze reiten uff's Revier;
Weit weer'sch gar nich bis henn varr'n Uhrt.
Ze trecken[5]) brauchte keiner durt.
Karren selle keiner niche,
D'n Haspel hüb' he uff farr siche,
Un hetten se ehre Schicht gemacht,
Wärrense in Kutschen heime gebracht;
Pumpen geeb's durt au gar keine,
Sält machte keiner Kollensteine[6]),
Schwiere[7]) Arbeit geeb's gar niche,
Naß machte durt kei einzger siche;
Bei ehn do geeb's au keine Heier[8]),
Alles weer' durt Obersteier[9])!
Luhntahk[10]) weer sält alle Woche;
Domett odder[11]), daß denn doche
Zu kurz dobei au keiner keemb,
Un zu wennek nich innehmb[12]),
Wärre Luhntahk far änne Schicht gesatzt
Un's Obbens[13]) nach ä Schpeel[14]) geplatzt!“

Als solche verlockende Aussicht unter die Leute kommt, schütteln zwar die Alten den Kopf und warnen vor den „Menschenschindern“; aber „die knapp hinger'n Uhren trucken, die hutten eich de meisten Mucken“; und so kam es, daß aus allen Bergwerksorten eine sehr große Zahl sich reisebereit machte und am längsten Tage früh um 4 Uhr auf dem bestimmten Sammelpunkte einstellte. Als solcher war die Schenke von Wolferode festgesetzt worden; dort wollte man zum Abschiede vor der Thür „nach änne Tunne Krappel (Eisleber Schwarzbier) saufen“. Wie nun die Menge der Auswanderer versammelt ist, mit ihnen natürlich die vielen jammernden Mütter und Liebsten, welche einen letzten vergeblichen Versuch machen, die Unzufriedenen zurückzuhalten, die ihrerseits aus dem „Krappelkruge“ Mut zu schöpfen suchen, da klettert ein kleiner, dicker Bergmann auf einen Weidenstumpf und hält, nachdem er sich durch kräftigen Ruf Ruhe verschafft hat, eine Ansprache:

„Saht mich mant[15]), funk[16]) he denn ahn,
Eich schteiet[17]) wuhl's Blut in'n Koppe nahn!
's kribbelt eich wuhl unger'n[18]) Zoppe?
Hie schtieht[19]) je alles uffen Koppe,
Daß einer bohle[20]) d'n andern zerrdrickt!
Sitter änn[21]) alle in'n Nischel[22]) varrickt?
Mich hann eire Narrenspossen,
Schtrohf mich[23]), lange schun vardrossen;
Dumm sitt' err, daß derr einen dauert,
D'r Schäddel muß eich sin varmauert:
Daß derr, wie de blingen Brämen[24]),
Su ä Wähk wullt uff eich nähmen;

*) Vergl. „Mansfeldsche Sagen und Erzählungen. In Mansfeldscher Mundart erzählt von C. F. A. Giebelhausen.“ 4. Aufl. Eisleben 1875.

1) Fürsten. 2) zwar. 3) dort. 4) Gelde. 5) Ziehen der Hunde im Schacht. 6) Kohlensteine, aus loser Kohle naß gepreßt; gewöhnliches Brennmaterial der Gegend. 7) Schwere. 8) Häuer. 9) Obersteiger. 10) Lohntag. 11) aber. 12) einnähme. 13) abends. 14) Spiel. 15) nur. 16) er fing an. 17) steigt. 18) unter dem. 19) steht. 20) bald. 21) Seid ihr denn. 22) Kopf. 23) Straf mich (Gott); Fluch. 24) wie die blinden Bremsen.

Denn saht ämohl, ab ihr'sch wuhl wißt,
Wie lange daß derr giehen mißt?
Jä! wenn de Tärkeie bei Sieborf[1]) lehk,
Do fenget 'rr wuhl[2]) varleicht d'n Wähk!
Un kummet 'err denn nu bei die Rasse
Un die frahn eich nach 'en Passe;
Geschtieht's ämohl, hatt ihr änn[3]) einen?
Ich weiß 's schun, ihr hatt je keinen!
Ihr hatt j'eich närgend vorgesähn,
Hatt 'rr än Gäld eich lohßt druffgähn[4])?
Sätt, merr kann's eich in'n Auen[5]) läsen,
Ihr sitt nach dimmer wie dumm gewäsen;
Do schtieht 'err driening[6]), wie in'n Schloose,
Un henget de Labbe[7]) wie de Schoose!
Dummührig klotzt[8]) 'err mich gruhß an!
Was währen[9]) sall, das sall ich sahn?
Wer ehrlich sich in'n Lanne[10]) nehrt,
Dän iss'es beste Theil baschcert!
Das sahten schune unse Ohlen[11]),
Un das mißt err feste holen!
Gieht heime, fahrt hebsch wedder an
Un varr'n Geschwuren[12]) mißt'rr sahn,
He selle eich d'n Täxt rächt läsen,
Ihr weer't stächraben dumm gewäsen.
Ihr währt mich nu wuhl hann varschtan'n!
Das sahte nach, un — gunk vun dann'n."

Diese Ansprache, welche in höchst getreuer Weise die Mansfelder Mundart, wie sie von den Bergleuten gesprochen wird, wiedergibt, verfehlte nicht ihre Wirkung. Der ganze Haufen „kuckt sich gruhß an" und spricht:

„Ja, ja! d'rr Zwark[13]), där hat ganz Rächt,
In'n Grunne[14]) is 's nich su schlächt!"

Man entschließt sich also, dem Rate zu folgen und in der mansfeldschen Heimat zu bleiben; damit aber noch die Nachwelt erkennen soll, daß sie rechtzeitig ihre Dummheit eingesehen haben, beschließen sie,

„Daß hie die Schenke Knall un Fall
Zorr Tärkeie heißen sall."

Aus den urwüchsigen Worten jenes „Zwarks" tönt uns übrigens eine Sprache entgegen, die vielen von uns von Kindheit her bekannt ist, die Sprache Luthers. Nicht mit Unrecht ist gesagt worden, daß man die Derbheit des Reformators erst verstehen lerne, nachdem man mit den mansfeldschen Bergleuten, d. h. dem alten Schlage derselben, in Berührung gekommen sei. Wenden wir uns diesem mansfeldschen Bergmannssohne von echtem Schrot und Korn nunmehr zu.

Hans Luther, der Vater des Reformators, war der Sohn eines Bauern, welcher in Möra, einem Dorfe zwischen Salzungen und Eisenach, ein kleines Ackergut bewirtschaftete. Hans, der sich anfangs bei dem in der Nähe seiner Heimat betriebenen Bergbau beschäftigt hatte, wanderte des reichlicheren Verdienstes wegen mit seiner Frau, Margareta geb. Lindemann, nach Eisleben aus, wo am 10. November 1483, nachts zwischen 11 und 12 Uhr, sein ältester Sohn Martin in einem Hause der jetzigen Doktor-Lutherstraße geboren und Tags darauf (Martini) in der St. Petrikirche zu Eisleben getauft wurde.*). Von dem Taufstein, in dem dies geschehen, findet sich noch ein Bruchstück in Benutzung. Um Johanni 1484 siedelte die Familie nach Mansfeld über und nahm hier

---

1) Seeburg, Dorf und Schloß am kleineren der beiden Mansfeldschen Seen. 2) Da fändet ihr wohl. 3) denn. 4) euch lassen draufgeben (als Draufgeld). 5) Augen. 6) drehköpfig. 7) Lippe, Mund. 8) dummöhrig (dämlich) glotzt ihr — an. 9) werden. 10) Lande. 11) Alten. 12) Vor dem Berggeschwornen, einem höheren Bergbeamten. 13) Zwerg. 14) Im Grunde, eigentlich.

*) Die frühere Sage, daß die Geburt bei einem vorübergehenden Aufenthalte der Eltern zum Eisleber Markte erfolgt sei, ist widerlegt worden. Vergl. Krumhaar, „Versuch einer Geschichte von Schloß und Stadt Mansfeld"; und von demselben, „Die Grafschaft Mansfeld im Reformationszeitalter."

dauernd ihre Wohnung. Nach der eignen Äußerung des Reformators ging es der Familie hier sehr knapp. Der Vater arbeitete als Häuer und die Mutter trug sich das Holz auf dem Rücken vom Walde herbei. Doch Hans Luther erwarb sich bald durch seine Tüchtigkeit das Vertrauen des Grafen Günther von Mansfeld, der sich seines Rates häufig bediente und ihm später zwei Schmelzöfen in Zeitpacht gab; seine Mitbürger aber wählten ihn 1492 zu ihrem Vertreter dem Magistrate gegenüber. Durch wachsenden Wohlstand kam also der strebsame Mann in die Lage, an die Erziehung seiner Kinder, besonders seines Erstgebornen, etwas wenden zu können. In der Hauptstraße von Mansfeld finden wir noch heute ein Gebäude, dessen Pforte ein Rundbogen von rotem Sandstein war; über dem letztern finden sich kaum leserlich die Buchstaben J. L. (Jakob Luther) 1530; dazu das altlutherische Wappen (Rosen und Armbrustflügel). Dieses früher zweistöckige und recht stattliche, jetzt aber durch einen Umbau unansehnlich gewordene Gebäude hat Hans Luther einst bewohnt; nach seinem Tode (1530) ist es an den jüngeren Bruder des Reformators, Jakob Luther, übergegangen, und dessen Nachkommen haben es bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts besessen.*) In diesem Hause nun erwuchs unter einem Familienkreise von vier Knaben und vier Mädchen Martin Luther als ältester der ersteren auf. Vater und Mutter glänzten ebenso durch Frömmigkeit wie durch Arbeitsamkeit. Oft sah man den trefflichen Hans an der Wiege seines Martin beten, und Melanchthon, der ihn persönlich genau kannte, wie sein Beichtvater, der Pfarrer Coelius in Mansfeld, können nicht genug seine Gottesfurcht und Sittenreinheit rühmen. Von der Mutter des Reformators zeugt Melanchthon: „Sie hatte viele Tugenden, die einer ehrbaren Hausfrau wohl anstehen; vor allen zeichnete sie sich aus durch Keuschheit, Gottesfurcht und fleißiges Beten, so daß sie andern ehrsamen Frauen als ein Vorbild der Sittsamkeit galt.“ Unter solchen Umständen ist es selbstverständlich, daß der älteste Sohn Martin schon früh mit seinen Eltern im Gotteshause weilte und überhaupt zu allen christlichen Tugenden eifrig angeleitet wurde. Die Kirche, die er als Knabe oftmals besucht hat, steht fast in der Mitte der Stadt Mansfeld, ist 1397 erbaut und dem heiligen Georg geweiht. Der rege kirchliche Sinn, welcher in der Gemeinde herrschte, und namentlich auch die treue Pflege des Chorgesangs in der Kirche, für welche sogar besondere Stiftungen sorgten, sind von nachhaltigem Einflusse auf Luther gewesen. Derselbe hatte, wie bekannt, eine gute musikalische Beanlagung und besonders eine gute Stimme, welche in der Mansfelder Schule durch einen tüchtigen Lehrer ausgebildet wurde. Das Haus dieser Schule steht noch jetzt gegenüber der Kirche und ist nicht nur durch eine königliche Kabinetsordre (1839) mit dem Ehrennamen „Lutherschule“ belegt worden, sondern auch äußerlich entsprechend gekennzeichnet. Über dem altertümlichen Eingange des Hauses sehen wir das Bild des Ritters Georg mit der Inschrift:

„Ceu trojanus equus pugnaces ventre cohortes
Edidit, edoctos sic schola docta viros.
Tu plures nobis, Mannorum eques, ede Lutheros
Et surgent Christo plura trophaea duci.“

*) Neuerdings soll es dem Privatgebrauch durch eine Stiftung entzogen werden.

Von einem ehemaligen Schüler der Anstalt übersetzt:

„Wie das trojanische Pferd aus dem Bauche die tapfere Schar gab,
So die gelehrte Schul' Männer durch Lehre berühmt.
Du gib uns der Luther noch mehr, o Ritter von Mansfeld,*)
So wird Christus, der Held, sehen der Siege noch mehr."

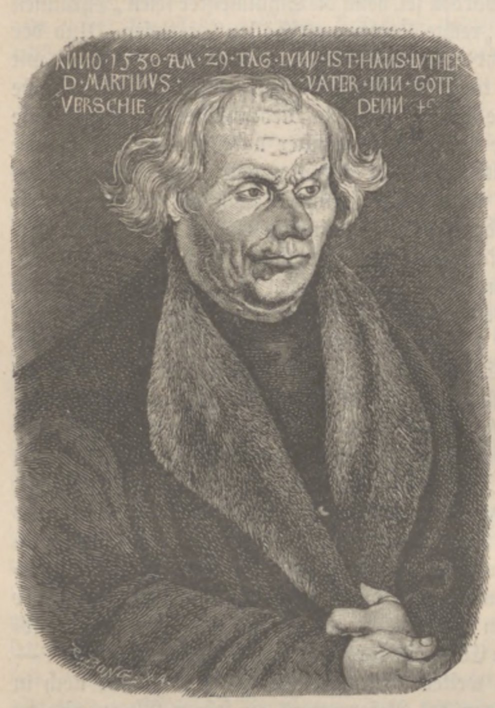
Hier also war es, wo der Knabe „den Kinderglauben, die zehn Gebote und die Anfangsgründe des Lateinischen erlernte**), wo er, wie erwähnt, auch den Gesang fleißig übte. Der Unterricht war damals auch hier ein recht strenger. Erzählt doch Luther selbst, daß er einst an einem einzigen Vormittage fünfzehnmal nach einander „wacker gestrichen" worden sei, denn die Schulmeister seien „Tyrannen und Stockmeister", die Schulen „rechte Kerker und Höllen" gewesen. Und der Unterricht war auch sonst schlecht bestellt; der größte Teil der Zeit ging mit geistlosen Andachtsübungen, mit toter Werkheiligkeit verloren. Es waren keine angenehmen Zeiten, die der Knabe bis zu seinem 14. Lebensjahre in dieser Schule zubrachte, aber auch daheim war der Ton ein ernster und strenger. Nicht nur ging es in seiner frühen Kindheit den Eltern so knapp, daß er an Entbehrungen gewöhnt wurde, sondern Vater und Mutter führten auch die Erziehung mit eherner Strenge. Einst wurde der Knabe um einer geringen Nuß willen, wie er später erzählt, von seiner Mutter so hart geschlagen, daß das Blut floß. Mit Musizieren vor den Thüren, mit Neujahrssingen auf den Dörfern mußte er seinen Unterhalt verdienen helfen; oft hat er gehungert, oft mit Thränen sein Brot gegessen. Trotz dieser harten Zucht konnte nicht die Liebe und Ehrfurcht des Sohnes gegen seine Eltern erstickt werden; wohl aber hatte dieselbe auf die Charakterentwickelung Luthers einen bedeutenden Einfluß; „manche Herbheit seines Wesens und Thuns, die Anfälle von Trübsinn, Schwermut und Verzweiflung, die ihn später öfter überkamen, waren zum wesentlichen Teile Wirkung seiner freudlosen Kindheit und Jugend, in deren Nacht allein die Kirche mit ihren hellen Sternen hineinglänzte, ihn tröstete, erquickte und selbst ängstigend fesselte." Von der Mansfelder Schule kam der Knabe erst auf kurze Zeit in die Stiftsschule der Franziskaner zu Magdeburg und von hier auf die Lateinschule der Georgenkirche zu Eisenach, wo ihm infolge der Unterstützung seiner mütterlichen Verwandten, die dem Gelehrtenstande angehörten, und der freundlichen Fürsorge einer Frau Ursula Cotta ein sorgenfreieres Dasein zuteil ward. — Wir verlassen Luther auf seinem weitern Entwickelungsgange, um nur noch in der Kürze die späteren Beziehungen des Reformators zu seinen Eltern und zu seiner Mansfeldschen Heimat zu betrachten. Es ist bekannt, daß Hans Luther nicht nur seinen Sohn ausdrücklich zum Juristen bestimmt hatte, sondern auch in den größten Zorn geriet, als er erfuhr, daß derselbe, nachdem er vorher bereits Magister der Rechtswissenschaft geworden, getrieben von der Sorge um sein Seelenheil, in das Augustinerkloster zu Erfurt eingetreten sei. Lange bemühten sich Freunde des Lutherhauses vergeblich, den Vater zu beruhigen. Es schien dies gelungen zu sein, als Hans Luther, nachdem ihm die Pest zwei seiner Söhne geraubt hatte, sich in milderer Stimmung befand und sich entschloß, der Einladung Martins zu folgen und der Weihe desselben zum Geistlichen

---

*) Der Schutzheilige St. Georg.

**) So drückt es Mathesius aus. Übrigens ist die Schule jetzt nur Volksschule.

beizuwohnen. Als man nach der ersten Messe desselben bei Tische saß, wagte es der Sohn zu dem Vater schüchtern zu sprechen: „Lieber Vater, warum habt Ihr Euch so hart dawider gesetzt und waret so zornig, daß ihr mich nicht gern wolltet Mönch werden lassen, und sehet es vielleicht auch jetzt nicht allzu gern? Ist's doch ein so fein geruhsam göttlich Wesen!“ Mochte nun zwar auch der günstige Eindruck, den der alte Mansfelder an jenem Tage von dem Mönchswesen empfangen, das er wegen der Versunkenheit der meisten damaligen Mönche haßte, auf ihn gewirkt haben: die anwesenden Ordensobersten, Doktoren und Magister der Theologie konnten doch durch alle die vielen Worte, die sie zur Unterstützung Martins über die Vorzüge des Klosterlebens sagten, den zürnenden Vater nicht völlig besänftigen, denn dieser rief unerschrocken über die Tafel hinweg: „Ihr Herren Gelehrten, habt ihr nicht gelesen in der Schrift, daß man Vater und Mutter ehren soll?“ Und als man im weitern Gespräche auf den göttlichen Ruf kam, welchem der junge Priester gefolgt sei, gab Hans Luther ernst zur Antwort: „Gebe Gott, daß es kein Betrug und teuflisches Gespenst gewesen ist!“ — Später gestaltete sich das Verhältnis zwischen Sohn und Eltern immer freundlicher. Es steht fest, daß die letzteren die reformatorischen Schritte ihres Sohnes voll und ganz billigten, und daß dieser auch in der schwersten Arbeit und im heftigsten Kampfe seinen Eltern in dankbarer Liebe zugethan blieb. Namentlich finden wir Hans Luther und seine Margareta mehrfach zum Besuche ihres im Laufe der Zeit so berühmt gewordenen Sohnes in Wittenberg, z. B. im November 1520 auf besondere Einladung zur Hochzeit Philipp Melanchthons. Als der Reformator bei seiner Rückkehr aus Worms auf die Wartburg entführt wurde, war sein Bruder Jakob bei ihm im Wagen; bald nach seiner Rückkehr von der Wartburg besuchen die Eltern ihren Sohn in Wittenberg, bei welcher Gelegenheit der Rat jener Stadt laut noch vorhandener Rechnungen reichlich für Wein und Bier Sorge trug. Eine der größten Freuden widerfuhr dem alten Hans, als sein Martin das Mönchskleid ablegte und sich mit Katharina von Bora verheiratete (1525). Zu dieser festlichen Gelegenheit waren außer mehreren Mansfelder Freunden Luthers auch dessen Eltern eingeladen. Noch im Jahre 1528



Hans Luther.

sah der Reformator seine hochbetagten Eltern zum Besuche bei sich; der Wittenberger Magistrat verehrte ihnen damals ein Stübchen roten, ein Stübchen Rhein- und ein desgl. Landwein, im Gesamtpreise von „12 Silbergroschen“. Zwei Jahre später starb der brave Hans Luther; seine treue Gattin überlebte ihn um ein Jahr. Der berühmte Wittenberger Sohn nahm herzlichen Anteil an der letzten Krankheit der Eltern, indem er sie nicht nur trefflich tröstete, sondern auch ihre Überführung nach Wittenberg in Aussicht nahm. Dieselben blieben aber bei ihren Kindern in Mansfeld, und von dort erreichte den Sohn die Nachricht von des Vaters Tode durch einen Brief seiner Käthe, als er sich während des Reichstages zu Augsburg auf der Koburg befand. Zartsinnig hatte die treue Käthe ihm das Bildnis seiner jüngsten Tochter Magdalena in den Trauerbrief gelegt. — Auch nach der Eltern Tode blieb Luther in engen Beziehungen zu seinen Verwandten in Mansfeld, wie sich dies aus vielen Thatsachen deutlich ergibt. — Das **Ende** Luthers führt uns nach **Eisleben**, wo auch seine Wiege stand. Das Haus, in dem er geboren wurde, ist noch jetzt in seinem Erdgeschosse erhalten, und man zeigt in demselben links von der Straßenthür, über der ein rohes Reliefbild Luthers prangt, das Geburtszimmer des großen Mannes. In dem zweiten Stocke, das nach einem großen Brande im Jahre 1689 neu aufgesetzt worden ist, finden sich zwei Räume, welche außer meist rohen Bildern aus dem 16.



Margareta Luther.

und 17. Jahrhundert, die teilweise aus der „Kronenkirche“ des alten Gottesackers stammen, einige Andenken an Luther enthalten. Hier sind unter anderm Luthers Lesepult (der „Schwan“), eine Kopie seines Verlobungsringes, Originalbriefe von ihm und Melanchthon, Originalablaßbriefe aus der Zeit von 1497—1516, die älteste Ausgabe der Lutherschen Übersetzung des Neuen Testaments, Spottmünzen auf Luther und den Papst ꝛc. vorhanden. Hinter dem Geburtshause befindet sich eine vom König Friedrich Wilhelm III. gestiftete „Lutherschule“ für arme Kinder, die in Verbindung mit dem Seminar steht.

Es ist eigentümlich genug, daß der Reformator sich in seiner Geburtsstadt verhältnismäßig wenig aufgehalten hat und zuletzt namentlich nur in dieselbe zurückgekehrt ist, um seine Augen zu schließen. Seine Familie zog ihn mehr

nach dem kleinern Mansfeld; aber trotzdem ist der Reformator auch mit Eislebens Einwohnern oft genug in Verkehr getreten, und es gibt in diesem außer dem Geburts- und Sterbehause noch mehrere Stätten, welche an ihn erinnern. Zu seinen Freunden gehörten namentlich Kaspar Hüttel, ein ehemaliger Augustinermönch und späterer Pfarrer an der St. Andreaskirche, Friedrich Reuber, langjähriger Pfarrer an der St. Petrikirche, zeitweise auch Johann Agrikola, ein geborner Eisleber, der zeitweise als Rektor einer Schule und Prediger an der St. Nikolaikirche in Eisleben wirkte, später aber durch seine „Hoffart" die nahen Beziehungen zu Luther trübte. — An Luthers letzten Besuch in Eisleben (vom 28. Januar bis 17. Februar 1546) werden wir besonders durch drei Stätten der Stadt erinnert, durch die St. Andreaskirche, das Gymnasium und das Sterbehaus. Es handelte sich um die Beilegung des langwierigen Streites der Grafenlinien über ihre Einkünfte und Rechte, und dieselben hatten zu Schiedsrichtern, außer dem Fürsten Wolfgang von Anhalt und dem Grafen Hans Heinrich dem ältern von Schwarzburg, Luther nebst seinem Freunde Justus Jonas bestimmt. Die letzteren wurden von den Grafen an deren Grenze mit großem Gefolge ehrenvoll empfangen und in die Stadt geleitet. Luther stieg bei seinem Freunde, dem Stadtschreiber Johann Albrecht, ab, und trotzdem er bei seiner Ankunft bereits an Brustkrämpfen erkrankt war, trat er doch sofort in die Vergleichsverhandlungen ein, welche bis zu seinem Todestage währten. Die beiden Theologen ordneten namentlich die streitigen Patronatsverhältnisse und das Einkommen der Prediger und Lehrer. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die bisherigen zwei Schulen an der St. Andreaskirche zu einer „fürnehmen lateinischen Schule" mit einem Rektor und sieben Lehrern vereinigt; es entstand also das Gymnasium, das noch jetzt blüht und sich infolge der Fürsorge des Reformators einer so glänzenden Dotation erfreut, daß seine Übersiedelung aus dem dumpfigen alten Gebäude nach einem glänzenden Neubau leicht ermöglicht werden könnte. Neben den anstrengenden Verhandlungen, über die er namentlich an seine Gattin berichtet hat, war der leidende Reformator auch sonst unausgesetzt thätig. Er verkehrte mit vielen Personen, schrieb viele Briefe, sah die neu entworfene Mansfeldsche Kirchenagenda durch, ordinierte zwei Geistliche und predigte viermal in der St. Andreaskirche. Dieses Gotteshaus, das stattlichste Eislebens, welches in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in gotischem Stile erbaut, neuerdings von allem unwürdigen Einbau befreit und glänzend restauriert worden ist, kann sich rühmen, daß der Reformator in ihm seine letzten gewaltigen, Herz und Mark erschütternden Predigten gehalten hat. Die Kanzel, die er zum letztenmal am 14. Februar bestiegen hatte, wurde seitdem nur noch am Reformationstage benutzt, sonst diente eine zweite Kanzel in der Nähe den späteren Seelsorgern für ihre Predigten — eine Pietät gegen den Reformator, die wir ehren müssen. Nach der kürzlichen Restaurierung des Gotteshauses hat man die zweite Kanzel zu beseitigen und die „Lutherkanzel" in fortgesetzten Gebrauch zu nehmen für gut befunden. — Doch kehren wir zu Luthers letzten Augenblicken zurück. Die äußerst anstrengende Thätigkeit hatte die sinkenden Kräfte des großen Mannes aufs ärgste erschüttert, daher kehrten am 16. Februar die Brustkrämpfe zurück und zwangen ihn am nächsten Tage, das Zimmer zu hüten. Auf einem ledernen Bette ruhte er bis Mittag, stand dann auf, setzte sich mit zu Tische und ging

dann mehrfach im Zimmer auf und nieder. Es schien ihm gut zu gehen, doch bewegten Todesahnungen vielfach seine Seele. Auch am Abende saß er wieder beim Mahle und sprach viel vom Tode und vom ewigen Leben; später trat er an das Fenster und rief unter Dank für den ihm bei seinem reformatorischen Werke gewährten göttlichen Beistand den himmlischen Vater an, daß er „die Kirche seines lieben Vaterlandes“ im rechten Bekenntnisse bewahren möge. — Als gegen 8 Uhr seine Schmerzen zunahmen, rief man mehrere Freunde, unter anderen auch den Grafen Albrecht. Gegen 10 Uhr schlief er sanft ein und erwachte erst um 1 Uhr wieder, und zwar mit der wehmütigen Klage: „Ach, Herr Gott, wie ist mir so weh! ach, lieber Dr. Jonas, ich achte, ich werde hier zu Eisleben, da ich geboren und getauft bin, bleiben!“ Die nun gerufenen beiden Ärzte der Stadt wendeten ihre Mittel an, konnten aber nicht mehr helfen. Jonas und Coelius, seine beiden treuen Freunde, erquickten ihn mit Bibelstellen, und er selbst betete dreimal laut: „Vater, in deine Hände befehl' ich meinen Geist!“ Als er still geworden war, fragten ihn Jonas und Coelius: „Ehrwürdiger Vater, wollt Ihr auf Christum und die Lehre, wie Ihr beständig gepredigt, sterben?“ Er antwortete deutlich: „Ja“; dann wandte er sich auf die rechte Seite und entschlief bald darauf mit einem sanften, aber tiefen Aufatmen am Donnerstag, den 18. Februar, zwischen 2 und 3 Uhr nachts. Sein Ende war leicht, sein Todeskampf kurz gewesen, wie er es oftmals gewünscht hatte.



Luthers Totenmaske, angeblich ein Kranachsches Bild.

An seinem Sterbebette standen seine jüngeren Söhne Martin und Paul, seine Freunde Jonas und Coelius, die Grafen Albrecht von Mansfeld und Heinrich von Schwarzburg mit ihren Gemahlinnen, sein Wirt Johann Albrecht; sein Schüler Johann Aurifaber, damals Erzieher der Söhne des Grafen Albrecht, drückte ihm die Augen zu. — Ganz außerordentlich war die Trauer in der ganzen Stadt, und schon von 4 Uhr morgens eilte die Menge in das Sterbehaus, um an dem Totenbette Luthers zu weinen. Auf den wehmütigen Bericht, den der Graf Albrecht unmittelbar nach dem Tode Luthers an den Kurfürsten von Sachsen erstattet hatte, befahl dieser umgehend die Überführung der Leiche nach Wittenberg und meldete durch eigne Briefe den schweren Verlust allen evangelischen Fürsten. Am 19. Februar ward die Leiche unter dem Geläute aller Glocken und unter Sterbegesängen von 24 Geistlichen der Grafschaft in die St. Andreaskirche getragen und dort vor dem Altare niedergesetzt; Dr. Jonas hielt die Leichenpredigt; während der folgenden Nacht wachten zehn Bürger der

Stadt am Sarge. Am 20. Februar hielt Coelius eine zweite Leichenpredigt, worauf zwischen 12 und 1 Uhr der Leichenzug von den Grafen mit einem Gefolge von 50 Edelleuten zur Stadt hinaus gen Wittenberg geleitet wurde, wo er am 22. Februar anlangte. — Das Gotteshaus, welches an Erinnerungen an des Reformators Ende so reich ist, enthält jetzt Bronzebüsten von Luther und Melanchthon; ein einfaches Brustbild erinnert außerdem an Johann Arnd, welcher als Seelsorger dieser Kirche 1609—1611 sein „Wahres Christentum" schrieb. Der Altar ist mit kunstvollen Holzschnitzereien aus dem Jahre 1483 (also dem Geburtsjahre Luthers) geschmückt, welche die „Präsentation Mariä" darstellen; hinter der berühmten „Lutherkanzel" liegt eine Grabkapelle der Mansfeldschen Grafen mit sehr sehenswerten Denkmälern. — Luthers Sterbehaus ist gegenwärtig, wie auch sein Geburtshaus, Eigentum der Regierung und wird zur dauernden Erinnerung an den Reformator erhalten.

Zum Schlusse fügen wir noch über sonstige Merkwürdigkeiten Eislebens einige Notizen hinzu. Von dem alten Schlosse, das wahrscheinlich bereits zu Anfang des 11. Jahrhunderts erbaut wurde, steht nur noch ein isolierter runder Turm. In demselben residierte Hermann von Luxemburg, den die Feinde Heinrichs IV. nach dem Tode Rudolfs von Schwaben zum Gegenkönige erwählt hatten, im Jahre 1082; und weil damals um Eisleben viel Knoblauch gebaut wurde, nannten ihn die Anhänger Heinrichs den „Knoblauchskönig". Noch jetzt befindet sich an der östlichen Seite der Andreaskirche und an der Rathaustreppe als Wahrzeichen der Stadt ein gekrönter Kopf, der diesen „Knoblauchskönig" vorstellt. Im Jahre 1601 brannte das später von den Grafen bewohnte Schloß ab und blieb seitdem Ruine. In der Neustadt fällt neben einem Brunnen die knieende Figur eines Bergmanns auf, welche unter dem Namen „Martin" bekannt ist und wahrscheinlich das Wahrzeichen der „neuen Bergstadt" bildet. Von der Höhe der Annenkirche, bei welcher eine kurze Zeit Augustinermönche hausten, hat man einen schönen Blick über die Stadt und den Eisleber Grund bis zum „süßen See", an dessen Ende sich Schloß Seeburg erhebt.

Sänger des Harzes. Aus der Geschichte der sächsischen und fränkischen Kaiserzeit. Wie wir schon erwähnten, ist das Harzgebirge, namentlich an den tief eingeschnittenen Thalrändern, aber auch auf den ausgedehnten Plateaus, sehr waldreich. Kein Wunder also, daß sich hier, wie gleichfalls früher bemerkt, das Wild in großer Menge heimisch fühlt.

Zwar fehlt es nicht an großen Treibjagden im Herbste, nicht an Wildschützen, die zu jeder Zeit den Waldtieren nachstellen, aber die Natur erzeugt doch immer wieder in ausreichender Weise jungen Nachwuchs als Ersatz für die der Kugel verfallenen Opfer. Auf den Zweigen der stattlichen Bäume des Gebirgswaldes aber schaukeln sich die gefiederten Sänger: Finken, Meisen, Dompfaffen, Kreuzschnäbel, Girlitze, Rotkehlchen, um den ewig gleichen und fröhlichen Frühlingsreigen anzustimmen, sobald der Winter die Berge wieder auf kurze Zeit verläßt. Dann bauen sie sich ihr Nest in den grünen Zweigen und genießen bald des stillen Familienglückes einmal, auch mehrfach. Oft freilich wird dasselbe von grimmen Feinden bedroht, vor denen die Eltern weder sich noch die Ihrigen zu schützen vermögen. Erfreulicherweise hat zwar das Gesetz den Vogelsang, der früher in den Harzwäldern von zahlreichen Vogelfängern aus Braunlage, Harzburg,

Klausthal u. s. w. professionsmäßig betrieben wurde, die dann ringsum in den größeren Städten öffentlich auf den Märkten ihre Ware feilzuhalten pflegten, mit Strafen bedroht; aber dennoch wird vielfach noch heimlich die Leimrute gelegt und mancher der genannten Waldsänger seinem freien, fröhlichen Berufe entzogen, um im engen Bauer und in der dumpfigen Stube sein Leben zu vertrauern. Wenn nun auch dieser Unfug nicht mehr die frühere Ausdehnung hat, da der Absatz beschränkt sein muß, so gibt es doch noch andre Feinde genug, die die Obrigkeit nicht so leicht abstrafen kann. Über den Wipfeln der Bäume schweben Falke und Habicht, bereit, die harmlosen Sänger im raschen Niederschießen zu ergreifen und abzuwürgen, welche aus dem schützenden Verstecke der Zweige sich etwas weiter hervorgewagt haben.



Marktplatz zu Eisleben.

Auf die Jungen im Neste geht raubgierig der Häher aus, welcher sich obendrein noch vielfach eines obrigkeitlichen Schutzes erfreut; und, nicht zufrieden mit der vegetabilischen Nahrung, die der Wald ihm an Nüssen, Buchecken u. dergl. gewährt, durchwandert auch das Eichhörnchen die schwanken Zweige, um an Eiern und hilflosen Jungen der Singvögel sich Leckerbissen zu erjagen. Kommt dann der Herbst, wo in dichten Scharen Amseln und Drosseln durch die Wälder des Harzes dahinziehen, so lauert der Jäger ihnen mit seinen „Dohnen“ auf, in denen sie zu vielen Hunderten einem kargen Genusse von Ebereschenbeeren zum Opfer fallen; denn leider hat der „Vogelschutz“ noch immer nicht diese verwerfliche Jagd abzustellen vermocht, die übrigens durch die begehrende Kehle der städtischen Feinschmecker nur zu sehr unterstützt wird.

Während der Handel mit den Waldsängern neuerdings mehr und mehr aufhören mußte, hat doch der Vogelhandel vom Harz her immerfort zugenommen;

es sind aber im Zimmer gezüchtete Sänger und Schmuckvögel, um die es sich hier handelt, namentlich Kanarienvögel. Die „Harzer Vögel“ sind weit und breit berühmt, namentlich stehen aber die St. Andreasberger hoch in Ansehen. Man schätzt die Zahl der Familien, welche sich in St. Andreasberg gegenwärtig mit Kanarienvogelzucht beschäftigen, auf 300, den aus derselben erwachsenden Gewinn auf 300000 Mark, wovon freilich etwa die Hälfte auf Futterkosten abzurechnen ist. Die Vögel gehen nicht nur durch ganz Deutschland, sondern auch nach Rußland, Amerika und Australien. Die jährlich zum Transport angefertigten kleinen Holzbauer repräsentieren allein einen Wert von 20000 Mark. Wenn die Zucht gerät, was freilich nicht immer der Fall ist, so werden die kleinen Bergmannswohnungen von Hunderten kleiner Vögel erfüllt, welche sich mannigfach in der Zeichnung voneinander unterscheiden. Sind die Hähne von den Weibchen geschieden worden, was dem geübten Züchter schon bald und ziemlich leicht gelingt, so werden die ersteren einzeln nach und nach älteren geübten Sängern in die Lehre gegeben, d. h. man hängt sie in eigentümlich konstruierten Bauern in der Nähe derselben auf. Die erwähnten Bauer sind an den Seitenwänden geschlossen und empfangen nur von oben Licht. In diesem „Gefängnis“, das eigentlich nicht für die Dauer angewendet werden sollte, sind die Tierchen von der Außenwelt fast vollständig abgeschlossen, lauschen ungestört dem zarten, glockenhellen Gesange ihres Lehrmeisters und nehmen denselben allmählich an. Nach der verschiedenen Art des Schlages unterscheidet man Glucker, Roller, Hohlschläger u. dergl., und der Preis dieser Vögel schwankt zwischen 6 und 75 Mark pro Stück.

Von den gefiederten Sängern wollen wir auf einen Augenblick zu denjenigen Dichtern übergehen, welche durch ihre Muse das Gebirge verherrlicht haben. Schon im Jahre 1781 besang der Dichter Danneberg in sieben Gesängen unser Gebirge; seine Dichtung ist jetzt nur noch wenig gekannt. Graf Friedrich Leopold von Stolberg, der jüngere der als Dichter bekannten Brüder, die in so engem Verkehre mit dem Göttinger Hainbunde und mit den bedeutendsten Meistern, wie Goethe, gestanden haben, wurde wohl durch die Beziehungen seiner Familie zum Harze angeregt, das Lob desselben zu singen. In farbenprächtiger Ode grüßt er ihn, das „werte Cheruskerland, dem Mutter Natur aus der vergeudenden Urne männlichen Schmuck verlieh.“ Noch weit berühmter sind die Werke unsres Dichterfürsten Goethe geworden, welche an unser Gebirge sich knüpfen oder dasselbe berühren.

Es war im Dezember 1779, als Goethe seine „Harzreise im Winter“ unternahm, am 10. Dezember jenes Jahres, als er den Brocken bestieg. Die Eindrücke, welche er bei dieser Gelegenheit von dem Gebirge gewann, finden wir in seiner lebendigen Erzählung niedergelegt; diejenigen Stimmungen aber welche gleichzeitig seine Seele durchwogten, hat er durch seine gleichnamige Dichtung ausgesprochen.

Wiewohl ein schwerer, schneedrohender Himmel sich ihm entgegenwälzt, reitet er doch mutig nordwärts bergauf; im Rückblicke auf seinen bisherigen Lebensgang erhofft er auch ferner für sich guten Erfolg:

„Denn ein Gott hat
Jedem seine Bahn
Vorgezeichnet,
Die der Glückliche
Rasch zum freudigen
Ziele rennt.“

Aber plötzlich gedenkt er eines Unglücklichen, Mißmutigen, um dessenwillen er eigentlich die Fahrt unternommen hat. Hatte der Dichter des Werther sich durch diese Dichtung von der damals herrschenden Empfindsamkeitskrankheit gründlich geheilt, so mußte es ihn unangenehm berühren, daß man ihn dieser Empfindsamkeit zieh und mit zahlreichen Briefen in diesem Sinne verfolgte.

Vogelhändler aus dem Harze.

Namentlich war ihm ein junger Mann aufgefallen, der sich in seinen wiederholten Äußerungen von Mißbehagen und selbstischer Qual so ernstlich durchdrungen zeigte, daß es unmöglich war, nur irgend eine Persönlichkeit zu denken, zu der diese Seelenenthüllungen passen mochten. Der Dichter hatte beschlossen, den Jüngling unerkannt zu sehen. So ist er denn auf diesem winterlichen Wege, der immer einsamer wird. Er muß des Unterschiedes gedenken, der zwischen seinem günstigen Geschicke und dem des einsamen Jünglings besteht:

„Leicht ist's folgen dem Wagen,
Den Fortuna führt ...
Aber abseits wer ist's?
Ins Gebüsch verliert sich sein Pfad,
Hinter ihm schlagen
Die Sträuche zusammen. ...“

Nach mitleidsvoller Klage über den Unglücklichen ergießt er seine herzliche Teilnahme im Gebet:

„Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Öffne den umwölkten Blick
Über die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste.“

Und dann wendet sich sein Geist den engverbundenen Freunden zu, welche zu gleicher Zeit „mit jugendlichem Übermut“ sich „auf der Fährte des Wildes“ befanden, ihnen gute Jagdbeute wünschend, und auch für sich selbst fleht er:

„Aber den Einsamen hüll'
In deine Goldwolken!
Umgib mit Wintergrün,
Bis die Rose wieder heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, deines Dichters!“

Zwar machen die Beschwerden der Reise sich geltend, und fast möchte er sie zu hart finden, aber die Gedanken an die entfernten Geliebten geben ihm Mut, sie zu überstehen:

„Mit der dämmernden Fackel
Leuchtest du ihm
Durch die Furten bei Nacht,
Über grundlose Wege
Auf öden Gefilden;
Mit dem tausendfarbigen Morgen
Lachst du ins Herz ihm;
Mit dem beizenden Sturm
Trägst du ihn hoch empor;
Winterströme stürzen vom Felsen
In seine Psalmen.
Und Altar des lieblichsten Danks
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehangner Scheitel,
Den mit Geisterreihen
Kränzten ahnende Völker.“

Am 10. Dezember in der Mittagsstunde stand der Dichter, wie er selbst berichtet, grenzenlosen Schnee überschauend, auf dem Gipfel des Brockens, zwischen jenen ahnungsvollen Granitklippen, über sich den vollkommen klaren Himmel, von welchem herab die Sonne gewaltsam brannte, so daß in der Wolle des Überrocks ein brenzlicher Geruch erregt ward. Unter sich sah er ein unbewegliches Wolkenmeer nach allen Seiten die Gegend überdecken und nur durch höhere und tiefere Lage der Wolkenschichten die darunter befindlichen Berge und Thäler andeuten.

Prachtvoll aber hat er zum Schlusse seines Gedichtes, das er selbst in seiner Bescheidenheit als „kaum geregelte rhythmische Zeilen“ bezeichnet, den Brockengipfel geschildert und zugleich auf den lohnenden Bergbau hingedeutet, der an den benachbarten Berggipfeln blüht:

„Du stehst mit unerforschtem Busen
Geheimnisvoll offenbar
Über der erstaunten Welt,
Und schaust aus Wolken
Auf ihre Reiche und Herrlichkeit,
Die du aus den Adern deiner Brüder
Neben dir wässerst.“ —

Wir können nicht umhin, an dieser Stelle auf die lebensvolle Schilderung hinzuweisen, welche Goethe in seiner „Walpurgisnacht“ der Faustdichtung von der Brockenszenerie, namentlich von den Felsblöcken und Waldbäumen des Gipfels, gegeben hat. Wir hören Faust sagen:

„Seht die Bäume hinter Bäumen,
Wie sie schnell vorüberrücken.
Und die Klippen, die sich bücken,
Und die langen Felsennasen,
Wie sie schnarchen, wie sie blasen! —
Und die Wurzeln, wie die Schlangen,
Winden sich aus Fels und Sande,
Strecken wunderliche Bande,
Uns zu schrecken, uns zu fangen;
Aus belebten, derben Masern
Strecken sie Polypenfasern
Nach dem Wanderer.“

Sicherlich hat der Dichter von keiner seiner drei Brockenreisen eine stärkere Anregung zu seiner „Walpurgisnacht“ und speziell zu dieser lebensvollen Schilderung gewonnen, als von der wundersamen Dezemberfahrt zum Blocksberg hinauf!

Auch Heinrich Heine gehört zu den Dichtern, welche dem Harzgebirge ihre liebevolle Teilnahme zugewendet haben; freilich wird von diesem kein Leser so weihevolle Klänge erwarten, wie sie der Dichter des Faust in seiner winterlichen Harztour angeschlagen hat. Einer der neuesten Lobredner des Harzes aber ist Helm, welcher von Schloß Herzberg am Südwestrande des Gebirges seine Weisen in die Welt hinausgesandt hat.

Weiter könnten wir noch die vielen Poeten vorüberziehen lassen, die entweder dieses Gebirge als ihre Heimat lieben oder doch in ihm zeitweise gelebt und gewirkt haben. Von Klopstock, dessen Wiege zu Quedlinburg stand und der auf dem Falkenstein an den Gesängen seines Messias webte, wie von Bürger, der zu Molmerswende das Licht der Welt erblickte und in dortiger Gegend Anregung zu mehreren Dichtungen fand, haben wir bereits gelegentlich gesprochen, auch von den beiden dichterischen Grafen von Stolberg, von Vater Gleim und Lichtwer, die in dem hochgetürmten Halberstadt hausten; aber so mancher Ort des Gebirges könnte uns noch von Dichtergestalten unsres Vaterlandes erzählen. Erinnert uns doch beispielsweise das Jagdschloß des Grafen von Stolberg-Wernigerode, die „Plessenburg“, an Ernst Schulze, den Dichter der „Bezauberten Rose“, welcher daselbst in den Jahren 1809—1815 mehrfach geweilt und der schönen Pflegetochter des dortigen Försters seine leidenschaftlichen Elegien gesungen hat.

Ein bedeutsamer Abschnitt unsrer vaterländischen Geschichte hat sich, wie wir bereits mehrfach angedeutet, rings um unser Gebirge abgespielt, die Zeit der sächsischen und fränkischen Kaiser; wir wollen derselben nachstehend noch einige Bemerkungen widmen.

Als König Konrad I. aus fränkischem Stamme sein Ende herannahen fühlte, ließ er seinen Bruder Eberhard zu sich kommen und ermahnte ihn, daß er zu dem bisherigen Hauptgegner des Königs, dem streitbaren Herzog Heinrich von Sachsen, gehen und diesem die Insignien der königlichen Würde überbringen solle, denn bei diesem stehe das Heil des Reiches; ihnen selbst aber mangele Glück und Fähigkeit. Und die Sage erzählt, daß Heinrich von Sachsen am Vogelherde gestanden habe, als ihm Eberhard die Nachricht von seiner Erhebung zum Throne überbrachte. Zwar berichtet die Geschichte nur, daß Eberhard in der Versammlung der fränkischen und sächsischen Großen bei Fritzlar in edler Selbstverleugnung den Herzog Heinrich zum König ausgerufen hat; doch die Sage bezeichnet sogar die Stelle, wo der besagte Finkenherd zu suchen sei, nämlich zu Quedlinburg, nach anderm Berichte etwas südlich von Herzberg, bei dem ehemaligen Kloster Pöhlde. — Wir wissen, wie passend die Wahl Heinrichs zum Könige war, da es sich darum handelte, das arg zerrissene und darum in Ohnmacht versunkene Reich neu zu vereinigen und dadurch zu kräftigen. So sehr er geneigt war, den großen Häuptern der Stämme in ihren Gebieten freien Spielraum zu lassen, so kräftig nahm er doch die Interessen des Reiches den auswärtigen Feinden gegenüber wahr. Zwar mußte er, als die Ungarn im Jahre 924 einen furchtbaren Einfall nach Sachsen und Thüringen machten, weil er völlig unvorbereitet wär, vorläufig auf einen neunjährigen Waffenstillstand

unter Zusicherung von Tributzahlungen eingehen; aber diese willkommene Frist benutzte er, um solche Vorkehrungen und Veranstaltungen zu treffen, wie sie zur wirksamen Gegenwehr gegen diese Feinde, überhaupt zum Schutze des Landes und zur Herstellung des früheren Übergewichts deutscher Waffen gegen die Nachbarvölker, notwendig erschienen. Zu diesen Veranstaltungen gehörte vor allem die Anlage oder Erweiterung und Verstärkung fester Burgen. Noch immer wohnte damals das sächsische Volk nach uralter Sitte auf einzeln stehenden Höfen inmitten seiner Fluren und Äcker, oder in offenen Dörfern; nur die Königspfalzen und festen Adelsschlösser und die umfriedigten Sitze der Bischöfe und Mönche bildeten Sammelplätze eines regeren Verkehrslebens.

Heinrichs Bestreben war nun darauf gerichtet, die bestehenden Burgen zu erweitern und stärker zu befestigen, die Pfalzen, Bischofssitze und Klosterstifte mit Graben und Mauer zu umgeben und dann an der offenen Grenze neue Festen anzulegen. So entstand auf schützender Anhöhe um einen Königshof die Stadt Quedlinburg; so aus einem ärmlichen Jagdhause Goslar, in dessen Nähe bald darauf im Rammelsberg die reichen Erzadern entdeckt wurden; um die neu befestigte Merseburg ward ein kühnes Volk zum Kampfe mit den slavischen Nachbarn angesiedelt; und während im Nordwesten des Harzes das alte Stift Gandersheim neu ummauert wurde, legte man im Süden und Südwesten desselben den Grund zu den festen Städten Nordhausen und Duderstadt; ferner wuchs Magdeburg zu neuer Bedeutung empor, seitdem es Heinrich seiner angelsächsischen Schwiegertochter zur Morgengabe bestimmt hatte. Wir übergehen die Anordnungen, die der große König zur Hebung der festen Plätze traf; wohl aber müssen seine Bestrebungen hervorgehoben werden, die Sachsen an den Reiterdienst zu gewöhnen und sich aus berittenen Dienstleuten und Knechten ein Reiterheer heranzubilden, welchem freie Vasallen zu Führern dienten. Nur so wurde er in den Stand gesetzt, die Ungarn mit ihrer eignen Kriegsweise zu bekämpfen und denselben mit nachhaltigem Erfolge zu begegnen, was ihm bei dem bisherigen Kriegsdienste zu Fuß schlechterdings unmöglich gewesen wäre. Die Probe der neuen Kriegsordnung machte er in den nun folgenden Kriegszügen gegen die benachbarten slavischen Völker, von denen er die Heveller, Daleminzier, Wilzen, Obodriten und Redarier niederwarf. Dann berief er alles Volk zu einer großen Reichsversammlung und sprach folgendermaßen: „Das früher durch innern Zwist und äußere Feinde bedrängte und verwirrte Reich ist mit Gottes Hilfe durch meine und eure Anstrengungen von schweren Gefahren befreit, beruhigt und geeinigt worden; die feindlichen Slaven sind besiegt und unterworfen. Aber eins bleibt uns noch übrig: wir müssen den Ungarn mit vereinten Kräften entgegentreten. Bisher habe ich euch, eure Söhne und Töchter beraubt, um ihre Schatzkammer zu füllen, alles haben wir dargebracht bis auf das nackte Leben. Nur die Güter der Kirche sind noch unberührt. Erwäget und entscheidet nun, was zu thun sei. Soll ich den heiligen Schatz wegnehmen und als Lösegeld den Feinden überreichen, oder soll ich nicht lieber dem Dienste Gottes seine Ehre lassen, auf daß wir durch den befreit werden, der unser aller Schöpfer und Erlöser ist?" — Da erhob das Volk seine Stimme zum Himmel und rief: „Der lebendige und wahre Gott, der treu und gerecht ist in allen seinen Wegen und heilig in allen seinen Werken, mache uns frei von unsern Banden!" Darauf that die ganze Versammlung

das feierliche Gelübde, dem Könige gegen den schlimmen Feind beizustehen. Der weitere Tribut wurde nun verweigert, und die Ungarn kehrten alsbald racheschnaubend zurück. Sie verwüsteten Thüringen mit Feuer und Schwert, töteten die männliche Bevölkerung, welche das zehnte Jahr überschritten hatte, und schleppten Weiber und Mädchen in langem Zuge mit sich fort. Aber das verödete Land konnte bald ihre Scharen nicht mehr ernähren; deshalb teilten sich dieselben in zwei Haufen, von welchen der eine westwärts nach Sachsen vorbrach, während der andre in den östlichen Gegenden blieb. Der erstere erlitt bald darauf durch ein thüringisch-sächsisches Heer, wahrscheinlich in der Abwesenheit des Königs, eine große Niederlage, in welcher die Führer und die Mehrzahl der Kriegsleute fielen, der Rest entweder gefangen genommen wurde oder durch Hunger und Kälte umkam. Der östliche Haufe versuchte die von einer Schwester des Königs, die mit dem Thüringer Wido verheiratet war, bewohnte Burg*) im raschen Anlaufe zu erstürmen, wurde jedoch hieran durch das Einbrechen der Nacht gehindert. Während der Nacht erhielten sie Kunde von der Niederlage ihrer Genossen und dem Anrücken des Königs mit einem großen Heere. Sogleich zündeten sie große Feuer an, um ihre zerstreuten Genossen herbeizurufen, und brachen am frühen Morgen auf. Der König hatte über Nacht bei Riade gelagert, und dort trafen die Ungarn mit ihm zusammen (am 15. März 933). Den Ort haben wir wahrscheinlich nicht in dem Dorfe Keuschberg bei Merseburg, sondern in dem Dorfe Ritteburg im fruchtbaren Unstrut-Riete zu suchen. Über die Schlacht aber gibt der Sachse Widukind folgenden Bericht: „Der König führte sein Heer vorwärts und ermahnte die Krieger, ihre Hoffnung auf Gott zu setzen und, eingedenk des Vaterlandes und der Eltern, standhaft in den Kampf zu gehen wider den gemeinsamen Feind aller Völker; wenn sie mutig vorangingen und mannhaft kämpften, würden die Ungarn bald den Rücken wenden. Diese Worte des Königs flößten den Kriegern Mut und Zuversicht ein, und mit Lust gewahrten sie, wie ihr König bald unter den Ersten, bald in der Mitte, bald hinten sich thätig zeigte und das Feldzeichen mit dem Bilde des Erzengels Michael stets vor ihm sichtbar wurde. Heinrich besorgte aber, wenn die Feinde der schwer gerüsteten Reiterscharen ansichtig würden, möchten sie sogleich auseinander sprengen; er sandte daher ein Fähnlein thüringer Fußvolk mit nur wenigen schwerbewaffneten Rittern voraus, in der richtigen Ansicht, die Ungarn würden diese sogleich angreifen und, sie verfolgend, an die Hauptmacht herangezogen werden. Und so geschah es auch; aber sobald sie das Heer in voller Rüstung erblickten, ergriffen sie gleichwohl die Flucht, und mit solcher Eile jagten sie davon, daß, obwohl man sie acht Meilen weit verfolgte, nur wenige überholt oder getötet werden konnten. Das Lager aber wurde genommen und alle Gefangenen befreit.“ Groß war der Ruhm, welchen Heinrich durch diesen Sieg bei seinem Volke wie bei andern Völkern und Königen davontrug. „Er aber gab Gott die Ehre, und zum Dank, daß er ihm den Sieg verliehen, bestimmte er den Tribut, den er bisher den Feinden bezahlt, für kirchliche Zwecke und Almosen an die Armen.“ — Nachdem der König nur noch wenige Jahre ruhmreich gewaltet hatte, sollte sein Ende verhältnismäßig schnell eintreten. Schon ist früher erwähnt worden,

*) Vielleicht Jechaburg bei Sondershausen.

daß er zu Bodfeld im Harze, wo er sich mit der Jagd vergnügte, plötzlich erkrankte — er wurde vom Schlage gerührt. Zwar erholte er sich wieder etwas, erkannte aber doch, daß die Zeit gekommen sei, sein Haus zu bestellen. Daher überwies er seiner treuen Gattin Mathilde die rings um den Harz gelegenen Güter zu Quedlinburg, Pöhlde, Nordhausen, Grona und Duderstadt als Wittum, gründete über seiner Pfalz Quedlinburg ein Nonnenkloster und verteilte den Schatz und das sonstige Erbgut unter seine Kinder. Sodann empfahl er auf einer Versammlung seiner Großen zu Erfurt Otto, seinen erstgebornen Sohn von Mathilde, zu seinem Nachfolger, um sich hierauf mit wenigen Getreuen nach seiner Pfalz Memleben an der Unstrut zu begeben. Dort wiederholte sich der Schlaganfall und seine Kräfte gingen rasch zu Ende. Als er sein Ende nahe fühlte, ließ er die Königin zu sich rufen und dankte ihr in herzlichen Worten für ihre Treue und Hingebung. Tiefgerührt sprach Mathilde gleichen Dank aus und ging dann in die Kirche, um zu beten. Als sie noch im Gebet auf den Knieen lag, mußte sie aus dem lauten Wehklagen des Volkes, daß sich vor der Kirche hören ließ, erkennen, daß ihr geliebter Gatte verschieden sei (am 2. Juni 936). Sein Körper fand, wie wir wissen, in Quedlinburg seine Ruhestätte.

Heinrichs Sohn, der große Otto I., gibt durch sein königliches Wirken uns weniger Veranlassung, bei der Betrachtung unsres Gebirges auf dasselbe hinzuweisen; doch regt er uns an, bei der zuletzt erwähnten denkwürdigen Stätte noch auf einige Augenblicke zu verweilen. Nach kampfesreichen, sorgen- und mühevollen Regierungsjahren war dieser auch auf den „römischen Kaiserthron“ erhobene Herrscher im Sommer des Jahres 972 aus Italien nach Deutschland zurückgekehrt. Von seinen Söhnen waren Liudolf und Wilhelm, von seinen Töchtern Liutgard dahingestorben; doch von seiner zweiten Gemahlin, der burgundischen Adelheid, war ihm ein Erbe erblüht, welcher bereits die Kaiserkrone trug und in Italien mit der griechischen Kaisertochter Theophano vermählt war. Aus Welschland aber zog es sein Herz nach dem teuern Sachsenlande, und in der Lieblingsstadt seines Vaters, in Quedlinburg, sollte er noch einmal Mittelpunkt des größten irdischen Glanzes sein und thatsächlich als der „Gebieter der christlichen Welt“ verehrt werden. Es war im März 973, als dorthin von nah und fern die Fürsten gepilgert kamen, um das alte und das junge Kaiserpaar mit Geschenken zu begrüßen. Hier erschienen unter andern auch Miecziślav von Polen, Boleslav II. von Böhmen, Gesandte des Dänenkönigs Harald, Botschafter Roms, Benevents, Konstantinopels, der Russen, Bulgaren und Ungarn, um die Herrscher des Abendlandes, die Häupter der Christenheit zu verehren, aber des gealterten Kaisers Gemüt ward bei all der Herrlichkeit tief betrübt durch die Trauerkunde von dem Tode des Herzogs Hermann von Sachsen, des treuen Waffengefährten aus den frühesten Tagen seiner Regierung; er ahnte, daß auch sein eignes Ende nahe bevorstehe. Von Quedlinburg zog er über Merseburg, wo er auf feierliche Weise die Gesandtschaft eines arabischen Fürsten empfing, nach der Pfalz Memleben, dem Todesorte seines Vaters, und schon am Tage nach seiner Ankunft daselbst schloß er die Augen (am 7. Mai 973). Von Memleben wurden seine irdischen Überreste nach Magdeburg gebracht und dort zuerst in der Moritzkirche, später in dem hohen Chor des neu erbauten Domes in einem marmornen Sarge beigesetzt; derselbe trägt eine lateinische Inschrift, welche verdeutscht lautet:

„König und Christ war er und der Heimat herrlichste Zierde,
Den hier der Marmor bedeckt; dreifach beklagt ihn die Welt.“*)

Memleben liegt in der Mitte zwischen Wiehe und Nebra, am rechten Ufer der Unstrut in außerordentlich fruchtbarer Gegend; es ist ein großes Dorf, an dessen östlichem Ausgange wir die Domäne Memleben finden, ein Besitztum der Klosterschule „Schulpforta“.



Kloster Memleben.

Hier fällt uns sofort die herrliche Ruine des ehemaligen Benediktinerklosters in die Augen, welches zu den ausgezeichnetsten Bauwerken des 10. Jahrhunderts gehörte. An den wohlerhaltenen Pfeilern finden sich, wenn auch schwer erkennbar, merkwürdige Bilder, und zwar drei männliche und vier weibliche, die als Darstellungen des Königs Heinrich I., der Kaiser Otto I. und Otto II. und der Gemahlinnen derselben angesehen werden können. Das Gebäude hatte die Gestalt eines Kreuzes und drei Türme, von denen zwei im Westen, der dritte im Osten erbaut war; die Länge beträgt über 67 m, die Breite etwa halb soviel. In einer Mauernische befindet sich ein sehr altes Marienbild in Nonnentracht,

*) Tres luctus causae sunt hoc sub marmore clausae:
Rex, decus ecclesiae, summus honor patriae.

das Christuskind auf dem Arm. Deutlich ist noch das sehr hohe Chor erkennbar. An der Nordseite treten wir aus der Kirche hinaus und erkennen hier noch die Spuren des Kreuzganges; die Hofgebäude aber sind erst neueren Datums. Rechts werden wir einige Stufen hinab in die Krypta geführt, die wahrscheinlich früher von dem Kreuzgange aus ihren Zugang hatte. Sie erhält ihr Licht durch sieben zum Teil farbige Fenster und macht, nachdem sie durch König Friedrich Wilhelm IV. restauriert worden ist, durch ihren edlen byzantinischen Stil, durch ihre auf vier runden zierlichen Säulen und ebensovielen viereckigen Pfeilern ruhenden Wölbungen einen erhabenen Eindruck. An dem östlichen Eingange wurden Herz und Eingeweide Kaiser Ottos beigesetzt.

Was nun die nähere Geschichte dieser in Ruinen liegenden heiligen Stätte anlangt, so wissen wir, daß schon die sächsischen Herzöge hier ihren Hof hielten, welcher im Besitz der Könige des sächsischen Hauses blieb und unter den beiden ersten und bedeutendsten derselben seine Glanzperiode hatte. Kaiser Otto II. erwarb sich auf Betrieb seiner Mutter Adelheid von der Abtei Hersfeld die Rechte über die Kirche in Memleben, erbaute um 975 das Gotteshaus in byzantinischem Stile und siedelte Benediktiner an, die er mit reichen Einkünften ausstattete. Unter dem folgenden Kaiser erlangte diese freie Abtei sogar Markt-, Münz- und Zollgerechtigkeit; aber die Mönche wirtschafteten so schlecht, daß Kaiser Heinrich II. sich veranlaßt sah, sie wegen ihrer dürftigen Lage wieder dem Kloster Hersfeld unterzuordnen. In diesem Verhältnis blieb das Kloster bis zu seiner Auflösung durch die Reformation. Kurfürst Moritz von Sachsen gab dasselbe mit seinen Einkünften 1551 an die Fürstenschule Schulpforta. Im Jahre 1729 war die Kirche noch unter Dach und bis auf ihre zwei westlichen Türme wohl erhalten; erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurde das schöne Gotteshaus seines dritten und letzten Turmes sowie seines Daches beraubt und bald darauf auch das hohe Chor eingerissen, denn der kursächsischen Regierung erschienen die Erhaltungskosten zu hoch. Die schönsten Steine wurden zum Bau von Scheunen und Ställen benutzt, in der Kirche ellenhoher Schutt gehäuft, die Mauern der Kaiserpfalz eingerissen und die denkwürdige Krypta als Kartoffelkeller benutzt; glücklicherweise ist es zu preußischen Zeiten auch hier besser geworden!

Wollen wir nun noch einen Blick in die Zeit der fränkischen Kaiser thun, so wenden wir uns vor allem der Stadt Goslar zu, die wir bereits als Gründung König Heinrichs I. kennen gelernt haben. Unter Otto I. soll dann 968 das Pferd eines Jägers, Namens Ramm, aus dem Erdreiche eine Silberstufe gescharrt haben, worauf sofort auch der Bergbau durch angesiedelte Franken am „Rammelsberge" begonnen worden sein soll. Schon 984 trat in Goslar eine höchst wichtige Reichsversammlung zusammen, es war diejenige, durch welche Otto III. zum Könige gewählt wurde. Auch Heinrich II. besuchte die Stadt öfter und hielt daselbst mehrere Reichstage ab. Die eigentliche Glanzzeit Goslars folgt aber erst unter den fränkischen Kaisern, unter denen die Stadt recht eigentlich als erste Residenz der Herrscher unsres Vaterlandes betrachtet werden kann. Schon Konrad II., der erste König dieses Hauses, wohnte vielfach in den Mauern dieser Stadt; vor allem aber wendete Heinrich III. derselben seine Gunst zu. Er, von dessen Regierung seine Völker mit Recht Großes erwarteten, Jahre des Ruhmes und der Herrlichkeit, und der in der That auch die Zügel der Herrschaft

in festerer Hand führte, als alle Könige seit Otto I., hat in Gemeinschaft mit seiner zweiten Gemahlin Agnes sein Andenken in Goslar durch mannigfache Stiftungen und Regierungsmaßregeln dauernd befestigt. Er war es, der hier im Jahre 1039 den Dom gründete und mit reichen Gütern, Reliquien und Kostbarkeiten ausrüstete; seine Gemahlin aber rief das Stift St. Peter ins Leben. Einst, so erzählt die Sage, war der Kaiserin ein kostbares Geschmeide abhanden gekommen und ihr Verdacht wendete sich auf ihren Haushofmeister; derselbe wurde, da er seine Unschuld nicht nachzuweisen vermochte, hingerichtet.



Die Kaiserpfalz in Goslar.

Später aber entdeckte man, daß ein Rabe das Kleinod in sein Nest getragen hatte, und die Kaiserin, schmerzlich bewegt durch das entsetzliche Ende ihres unschuldigen Dieners, suchte Sühne durch die erwähnte fromme Stiftung. In dem Kaiserpalaste, welcher um die Mitte des 11. Jahrhunderts von dem jungen Kleriker Benno, dem spätern Erbauer des Hildesheimer Domes und Bischof von Osnabrück, im Auftrage Kaiser Heinrichs III. erbaut worden ist, genas die Kaiserin Agnes ihres Sohnes Heinrich, der nachmals nicht nur selbst die größten Wechselfälle des Lebens erleiden, sondern auch über das Reich die unheilvollsten Bürgerkriege heraufführen sollte. Es ist bekannt, wie dieser trefflich beanlagte Fürst infolge der Mängel und Unregelmäßigkeiten seiner Erziehung nach dem allzu frühen Tode seines Vaters zu allerhand unüberlegten Handlungen verleitet und dadurch in die schwersten Kämpfe mit den Sachsen, dem Papste und den Großen seines Reiches verwickelt wurde. Uns interessieren hier namentlich die Kämpfe

mit den Sachsen. Noch in früherer Zeit war es, als in dem Dome zu Goslar in Gegenwart des jungen Königs die Kriegsleute des Bischofs Hezilo von Hildesheim und des Abtes Widerad von Fulda miteinander blutig kämpften, um für ihre Gebieter den Ehrensitz neben dem Erzbischof von Mainz zu erringen. Der Bischof von Hildesheim feuerte die Seinigen von der Kanzel aus an und erreichte wirklich durch den wilden Markgrafen Eckbert von Meißen den Sieg. Drei Jahre lang blieb infolge dieser gräßlichen Entweihung der Dom zu Goslar geschlossen. Aber die Leidenschaften steigerten sich noch weiter in der Folgezeit und die Goslarer litten gewaltig unter den Kämpfen der Sachsen gegen Heinrich IV. Wir haben schon früher bei Betrachtung der benachbarten Harzburg erwähnt, daß die wilde Wut des Volkes nicht bloß die Burg auf jenem ragenden Berge, sondern auch Dom und Stift zerstörte. Als der König sich aufmachte, diesen Kirchenfrevel zu rächen, fand er allseitige Unterstützung. Aber auch die Sachsen erhoben sich mannhaft, um der furchtbaren Gefahr, welche ihnen drohte, begegnen zu können. Die Entscheidung fiel an den Ufern der Unstrut, bei Hohenburg (Homburg), in der Nähe von Langensalza (den 9. Juni 1075).

Die sächsischen Bauern hatten ihre ländlichen Werkzeuge zu Waffen umgeschmiedet und sich emsig in der Handhabung der letzteren geübt, aber sie bildeten doch einen sonderbaren Kriegshaufen. Einige führten Schilde, einige Sturmhauben gleich den Reitern, andre Hüte von dreifachen Filzlagen; viele trugen nur Keulen von Eichenholz mit Blei oder Eisen beschwert. An ihrer Spitze aber stand Otto von Northeim, der grimme Feind des Königs, der erfahrenste Feldherr seiner Zeit. Heinrich IV. hatte sein Heer in fünf Züge geordnet. Er selbst stand mit den Rheinfranken in der Mitte, umgeben von einer auserwählten Reiterschar, hoch zu Roß. Das Vordertreffen bildeten die Schwaben unter ihrem Herzog Rudolf, dann kamen die Bayern unter Herzog Welf. Dem Könige folgten die Lothringer unter ihrem Herzoge Gottfried, und den Schluß bildeten die böhmischen Reiterscharen unter Wratislavs Führung. Die Sachsen, die noch keinen Angriff erwarteten, rückten rasch und nicht in der besten Ordnung vorwärts. Sobald sie indes ins Handgemenge kamen, bewährten sie die Kraft und Tapferkeit ihres Stammes. Mancher erprobte Held des königlichen Heeres tränkte mit seinem Blute den Boden, so Markgraf Ernst von Österreich, der tapfere Bekämpfer der Ungarn. Aber auch unter den Sachsen ward manche unersetzliche Lücke gerissen; namentlich fiel Graf Gebhard von Querfurt, der Vater des spätern Kaisers Lothar. Von einer auserlesenen Schar junger, kampfesmutiger Ritter umgeben, bewegte sich Otto von Northeim allenthalben, wo es Gefahr gab; er ermunterte die Kämpfenden, sammelte und ordnete die Zerstreuten. So kam es, daß die Schlacht lange unentschieden blieb; erst als der König selbst in dieselbe eingriff und die bambergische Ritterschaft den Feinden in die Flanken fiel, neigte sich der Sieg auf Heinrichs Seite. Als, von drei Seiten bedrängt, die Sachsen sich zur Flucht wandten, wütete furchtbar in ihren Reihen das Schwert der Franken. Die Ritter und Herren zwar retteten sich leicht auf ihren schnellen Rossen, um so größer aber wurde die Niederlage der Bauern; sie wurden teils in ihrem Lager zusammengedrängt und dort fast ohne Gegenwehr erschlagen, teils in den Fluß gesprengt, um in den Wellen unterzugehen. Über 8000 Sachsen fanden ihren Tod; das königliche Heer bezifferte seinen Verlust auf 1500. Aber nun erst wurde an den Feinden des Königs die eigentliche Rache

genommen. Die Dörfer und Gehöfte wurden ausgeplündert und niedergebrannt, Herden und Vorräte fortgeführt; Mord, Raub und selbst Kirchenschändung erfüllte das ganze Land. Nach der Schlacht konnte der König wieder seine Geburtsstadt Goslar besuchen, aus deren Nähe der wütende Aufstand der Sachsen ihn im Vorjahre ruhmlos verdrängt hatte. — Zu den furchtbarsten Gegnern Heinrichs IV. gehörte Bischof Burchard von Halberstadt, gewöhnlich „Buko von Halberstadt“ genannt, und in die späteren Kämpfe des Königs fällt der gewaltsame Tod dieses Klerikers während seines Aufenthalts in Goslar (April 1088). Wir nehmen daraus Veranlassung, dieser interessanten Persönlichkeit hier auf einige Augenblicke unsre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Burchard, Graf von Woldenberg, vorher Domherr zu Goslar, hatte im Jahre 1060 von König Heinrich IV. den Halberstädter Bischofsstuhl erhalten und war anfangs von demselben nicht nur vielfach begünstigt, sondern auch mehrfach in seiner Bischofsstadt besucht worden, zuletzt zu Pfingsten 1071 zur Teilnahme an der Einweihung des nach seinem Niederbrennen wiedererrichteten Domes. Bald darauf aber begann die Untreue Bukos; er trat dem Bunde der sächsischen Großen gegen Heinrich, der zu Haldensleben im Jahre 1073 unter dem Schutze von 60000 Bewaffneten tagte, bei, weil, wie er klagte, der König seinem Stifte einige Güter entzogen hatte. An der Belagerung und Zerstörung der Harzburg wie an der Schlacht bei Hohenburg nahm er hervorragenden Anteil. Nach der erwähnten Schlacht begehrte er mit den übrigen sächsischen Fürsten des Königs Gnade, wurde aber seines Bistums entsetzt und in harter Gefangenschaft gehalten. Als der Streit des Königs mit dem Papste Gregor VII. hinzutrat und die Gährung in Sachsen sich erneuerte, trug Heinrich dafür Sorge, daß Buko im Gefolge seiner Schwester, der Gemahlin König Salomos von Ungarn, aus Deutschland dauernd entfernt wurde. Aber unter der Hilfe des Ritters Udalrich entkam Buko auf der Fahrt nach Ungarn und gelangte in Verkleidung glücklich wieder nach Sachsen. Dort wurde er mit Jubel empfangen, und zu seinem Ärger erkannte der König aus dem wild emporlodernden Aufstande der Sachsen, daß der Hauptunruhestifter bei denselben wieder angekommen sei. Buko war ganz besonders für die Erwählung Rudolfs von Schwaben zum Gegenkönige thätig, gehörte zu den eifrigsten Parteigängern desselben und stand unausgesetzt in Verkehr mit Gregor VII. Auch in der Schlacht an der Elster, in welcher Rudolf zwar siegte, aber die Todeswunde empfing, war Buko zugegen und veranlaßte schließlich auch im Verein mit mehreren andern Bischöfen die Wahl Hermanns von Luxemburg zum Gegenkönige sowie dessen Krönung in Goslar. Von einem Abgesandten Gregors eifrig gestachelt, tagten Ostern 1085 zu Quedlinburg die bischöflichen Parteigänger Hermanns, bannten alle Bischöfe auf Heinrichs Seite und erklärten alle Lehren und Ansprüche Gregors für verbindlich. Als trotzdem Heinrich siegreich vorrückte und Hermann von Luxemburg vor ihm zurücktrat, sann Buko darauf, einen andern Gegenkönig aufzustellen; da ward Heinrich von ihm erlöst. Es kam dies so: Buko hatte sich noch enger als früher mit dem Erzbischofe Hartwig von Magdeburg verbunden und den Markgrafen Ekbert von Meißen dadurch von Heinrich abzuziehen gesucht, daß er ihm Hoffnung auf die Königswürde machte. Ekbert unterwarf sich aber bald dem Könige und fiel sogar in Bukos Bistum ein, um denselben gleichfalls zur Unterwerfung zu zwingen. Als nun Buko infolge dessen zu einer Unterredung

mit Ekbert nach Goslar kam, entstand, vielleicht auf Anstiften Ekberts, unter den Bürgern ein Aufstand. Erbittert über die Schmähreden, welche der Halberstädter Ritter Wolfherr gegen Kaiser Heinrich ausgestoßen hatte, stürmten Bürger dessen Herberge und erschlugen ihn. Buko, der bereits seit acht Jahren an derartiger Körperschwäche gelitten hatte, daß er getragen werden mußte, öffnete das Fenster seines Zimmers und ermahnte das Volk unter Androhung des Bannes zur Ruhe. Doch dadurch reizte er das Volk nur noch mehr; von einem Pfeile aus der Menge getroffen, sank er am Fenster zu Boden, und nun stürmte das Volk in das Haus, um den Feind des Kaisers völlig zu töten. Die Anhänger des Bischofs aber warfen, um diesen zu retten, Feuer in die Häuser, und bald stand ein großer Teil der Stadt in Flammen. Während nun die Bürger mit Löschen beschäftigt waren, schaffte die sächsische Partei den schwer verwundeten Bischof aus der Stadt. Unter Trauergesängen ward er durch die Nacht zum Kloster Ilsenburg geleitet, wo er am 11. April 1088 starb und im Chore der Klosterkirche begraben wurde. „Buko war ein Mann voll Mut, Thatkraft und Charakterfestigkeit, ein ebenso beredter und einflußreicher Wortführer wie gefürchteter Vorkämpfer im Streite. Schade, daß er nicht einen edlern Wirkungskreis gesucht hat, als den, Aufruhr zu erregen, Schlachten zu schlagen und sein Vaterland und sein Stift mit der Flamme des Bürgerkrieges zu erfüllen.“ Fast 29 Jahre lang hatte er den Krummstab geführt, aber nur wenige Monate seiner Regierungszeit verflossen in Frieden. Überall folgten die Kriegsfurien seinen Schritten, und das unglückliche Land wurde ein Opfer seines unversöhnlichen Herzens. Nur den Kindern hat er, wunderbar genug, auf seiner blutigen Bahn sich stets liebreich erwiesen. Wenn er die Kirche verließ, pflegten ihn diese freudig zu umringen und unter dem Jubelgeschrei: „Bischof Buko kommt!“ seinen Schritten zu folgen. War er dann in den bischöflichen Hof gelangt, so teilte er mit freigebiger Hand Geld und Obst unter sie, und schenkte ihnen, war er von Goslar zurückgekehrt, beringte Schuhe. Deshalb singen noch jetzt die Mütter und Ammen:

„Buko von Halberstadt,
Bringe dem Kinde was!
Was soll ich ihm denn bringen?
Rote Schuh mit Ringen,
Rote Schuh mit Gold besetzt,
Sollst du dem Kinde bringen!“

Auch in fernere deutsche Gaue ist dieses Liedchen übergegangen, hat dort aber mannigfache Veränderungen erfahren. In Westfalen singt man z. B.:

„Buko von Halverstadt,
Brenk doch usem Kinde wat.
Wat soll ik ehm denn brengen?
En Hottepiätken un raude Schoh,
Un en holtenen Wagen dato.
Heida, Holla futt!
Wagen un Schoh sin futt,
Piatken is versoppen,
Kindken is int Water fallen,
Klabushe! Klabushe!“

In manchen Gegenden wird statt „Buko von Halberstadt“ „Mukuh von Halberstadt“ gesungen.

Wenn wir uns zum Schlusse nochmals der alten Kaiserstadt Goslar zuwenden, so geschieht es besonders, um noch einige Bemerkungen über das Kaiserhaus hinzuzufügen. In ihm wurde Heinrich V. von einem Blitzstrahle, der dicht neben seinem Lager einschlug, betäubt, das Reichsschwert aber geschmolzen Später haben in ihm noch die Kaiser Lothar, Konrad III., Friedrich I., Philipp von Schwaben und Friedrich II. zeitweise residiert; dann ist es durch Brände

mehrfach beschädigt, durch Anbauten verunziert und für mannigfache Zwecke benutzt worden, bis es 1866 von der hannöverschen Regierung behufs Wiederherstellung von der Stadt für 3000 Mark gekauft wurde. Kaiser Wilhelm hat es 1875 besucht, nachdem schon seit 1867 die Erneuerung begonnen worden war. Es zerfällt in den imposanten „Saalbau“ in der Mitte, die nördliche Verlängerung desselben aus späterer Zeit und die südlich gelegene kaiserliche Hauskapelle. Die letztere war eine zweigeschossige Doppelkapelle in romanischem Stile.



Rathaus und Marktplatz in Goslar

Dem ersten Geschosse liegt die Form eines griechischen Kreuzes zu Grunde; durch Einspannung von äußeren Gewölben zwischen die Kreuzesarme entstand als Grundfläche des zweiten Stockes ein Achteck; hier nahm der Kaiser an dem unten gehaltenen Gottesdienste vermittelst einer viereckigen Öffnung teil. Zwischen der Kapelle und dem Saalbau hat man den Grund zu den Wohnräumen des Kaisers blosgelegt. Das untere Geschoß des Saalbaues enthält sieben Spitzbogengewölbe, das obere den herrlichen Reichssaal. Zu demselben führen auf einem Eingangsvorbau zwei Freitreppen empor; durch eine Vorhalle tritt man dann in den 47 m langen, 15 m breiten und 7 m hohen Saal ein, welcher in der Mitte unter einem Tonnengewölbe den erhöhten Platz für den Kaiserstuhl enthält. Seit 1879 ist nun Professor Wislicenus aus Düsseldorf damit beschäftigt,

diesen herrlichen Saal mit historischen Wandgemälden zu schmücken, welche voraussichtlich nach zehn Jahren ihre Vollendung erhalten werden. In einem großen Mittelbilde in der Gegend des Kaiserstuhls wird das neue Reich und sein Kaiser dargestellt; zu beiden Seiten dagegen wird in sechs Gemälden das erste Kaisertum in seinem Glanze unter Heinrich III. und Friedrich Barbarossa, aber auch in seiner Bedrängnis durch Hierarchie, Vasallentum und Entfremdung vom Vaterlande durch die Herrschaft über Italien veranschaulicht. Zur Seite der Hauptbilder werden acht Nebenbilder die Geschichte des Kaiserhauses in ihren Hauptmomenten darstellen. Eine Anzahl kleinerer Gemälde ist hervorragenden Momenten aus der Zeit Heinrichs II. bis zu der Hinrichtung Konradins gewidmet. An der Südwand soll in drei Haupt- und drei Nebenbildern die Geschichte Karls des Großen, an der Nordwand das Reformationszeitalter dargestellt werden; die kleinen Flächen der Ostwand sind vollendet; sie suchen in lieblichen Allegorien durch die Sagen von Dornröschen und Barbarossa die Entwickelung des Deutschen Reichs zu versinnbildlichen. — Der nördliche Verlängerungsbau dient jetzt unten zur Wohnung des Kastellans, oben zur Beherbergung hoher Besucher.

Das deutsche Volk aber hat alle Ursache, sich darüber zu freuen, daß das neue Deutsche Reich es als eine seiner ersten Ehrenpflichten angesehen hat, dieses herrliche Denkmal aus dem ersten Kaiserreiche würdig zu erneuern. — Von dem Dome Kaiser Heinrichs III. steht nur noch die Vorhalle, jetzt „Domkapelle" genannt; denn im Jahre 1820 ist der eigentliche Dom an einige Maurermeister für 4500 Mark auf Abbruch verkauft worden, um die Reparaturkosten zu sparen! In diesem Überreste des Domes finden sich mehrere Altertümer verwahrt, z. B. der „Krodoaltar", angeblich ein ehemaliger heidnischer Opferaltar. — Außerdem ist das Rathaus zu erwähnen, welches aus der Zeit Lothars (1136) stammt. In ihm ist das Huldigungs- oder Kaiserzimmer hervorzuheben, welches nicht nur reich mit Deckengemälden und Holzschnitzereien geschmückt ist, sondern auch wertvolle und interessante Altertümer enthält. — Die Kaiserworth, einst Zunfthaus der Gewandschneider, jetzt Hotel, hat in acht Nischen zwischen den Fenstern des zweiten Stockwerkes lebensgroße hölzerne Figuren, welche gewöhnlich für die Kaiser der ersten Zeit seit Heinrich I. angesehen werden. — Ganz besonders interessant ist auch das „Brusttuch", jetzt ein Wirtshaus, welches außerhalb prächtige satirische Holzschnitzbilder an Balken und Friesen, einen Hexenzug nach dem Blocksberg u. dgl., trägt, während die inneren Gesellschaftsräume durch ein Bild des alten Goslar aus neuerer Zeit sowie allerhand treffliche Trinksprüche und Sentenzen geschmückt werden, darunter ein Spruch der Harzer Bergleute:

„Es grünen die Tannen,
Es wachse das Erz;
Gott schicke uns allen
Ein fröhliches Herz!"

Unter den Kirchen der Stadt ragen noch hervor: die des Klosters Neuwerk am Rosenthor, ein ehrwürdiges Denkmal romanischer Baukunst aus dem Ende des 12. Jahrhunderts; und die Frankenberger Kirche, eine im Jahre 1108 vollendete Pfeilerbasilika, die 1880 in romanischem Stile restauriert worden ist. — Unter den deutschen Städten verdient Goslar jedenfalls mehr denn die meisten andern besucht zu werden, da in ihm allenthalben die großartigsten Erinnerungen zu uns sprechen. Seine bedeutende Geschichte, die allein schon aus den 23 Reichsversammlungen, welche hier tagten, sich ergibt, wird durch zahlreiche altertümliche und kunstvolle Gebäude gewissermaßen illustriert.

Vierzehnte Abteilung.



Die Wartburg.

Der Thüringer Wald und die Thüringische Hochebene.



Der Fürstenbau in der Feste Koburg.

Einleitendes. — Von Rudolstadt nach Schwarzburg.

Einleitendes. Vergleich der verschiedenen Gebirgsformationen in Mitteldeutschland: Porphyr und Granit im Thüringer Walde, Grauwacke im Harz, Schiefer am Niederrhein u. s. w. — Der Zug des Thüringer Waldes. — Der Rennsteig. — Die alte Grenzscheide zwischen Thüringen und Franken. — Von Rudolstadt nach Schwarzburg. Rudolstadt und die Heidecksburg. — „Fürstenblut für Ochsenblut!“ (Gräfin Katharina und Herzog Alba). — Schiller in der Glockengießerei zu Volkstedt. — Das Schwarzathal. — Schloß Schwarzburg. — Das Borkenhäuschen auf dem Trippstein.

Wie seiner Zeit in Deutschland der Streit über Goethe und Schiller und über den Vorzug des einen oder des andern nicht bloß zum guten Ton, sondern geradezu zur Schätzung der Bildungsstufe gehörte: so oder doch in ähnlicher Weise pflegt heutzutage namentlich die anwohnende Jugend über „Thüringer Wald oder Harz“ zu streiten. Goethe meinte, die Deutschen sollten nicht streiten, ob Schiller, ob Goethe größer sei, sondern sie sollten sich freuen, daß sie zwei Männer hätten, über die es sich verlohnte zu streiten. Nun wohl, so sollen auch die Norddeutschen sich freuen, daß sie zwei Gebirge haben, um die sich's verlohnt zu streiten, und sollen nicht — denn das ist der Sinn des Goetheschen Wortes —

das eine herabsetzen, um das andre zu heben. Sich an beiden zu freuen, ist die Forderung, jedes in seiner Art gelten zu lassen und in seinen Vorzügen anzuerkennen; und so soll man sich hüten, zu denken, der Thüringer Wald könne nicht schön sein, weil er nicht ist wie der Harz, oder der Harz könne es nicht sein, weil er anders ist als der Thüringer Wald.

Daß eine solche Verschiedenheit da ist, kann denen am wenigsten entgehen, die einer wirklichen Freude am Gebirge fähig sind. Die eigentümlichen Linien, überhaupt die Eigenart landschaftlicher Gestaltung kommt zwar nicht allen zum Bewußtsein, aber sie dringt doch ins Gefühl ein und bildet da die Grundlage der Freude. Der Eingeweihte schaut tiefer hinein; wie der Weintrinker in dem Rebensaft, den man ihm vorsetzt, den Boden durchschmeckt, so erkennt der Bergkenner in der Formation des Gebirges die Bausteine der Schöpfung, aus welchen es zusammengesetzt ist; diese Bausteine, welche nach der Zeit, in der sie entstanden, und nach den Kräften, die sie ans Licht gefördert, verschieden, die erfreuende Mannigfaltigkeit der Gebirgslinien bewirken. Und so liegt unsrer Freude am Gebirge eine große und gewaltige Geschichte zum Grunde, die Geschichte des Weltbaues, durch welche die Erdoberfläche ihre heutige Gestalt erhalten hat. Ein Vergleich mag das anschaulich machen. Rom ist ein genußreicher Aufenthalt durch seine ruhm- und glanzreiche Geschichte; wer sie nicht kennt, ahnt sie doch in den Trümmern, die ihn umgeben, und in den Trümmerschichten, auf denen er dahinwandelt; so ahnen wir in unsrer Freude am Gebirge zugleich seine Geschichte, und die Männer der Wissenschaft suchen auf den Grund dieser lebhaften Freude durchzudringen.

Sie lehren uns, der Thüringer Wald sei aus einer Borste der Erdrinde entstanden, aus welcher die glühende Masse des Erdinnern hervordrang und, an der Oberfläche erhärtend, den Hauptkamm bildete, während die Ränder der Borste, gleichfalls sich hebend, zu Nebenkämmen wurden. Größere Eisflächen zeigen uns allwinterlich etwa denselben Vorgang. Die Eiskruste birst, und durch die Borste dringt das Wasser, um, sich auflagernd, zu gefrieren; die scharfen Ränder aber schieben sich ebenfalls empor.

Die so entstandene plutonische Erhebung der Bodenfläche gab nun eine günstige Gelegenheit für Niederschläge des Meeres, und Neptun beeilte sich, diese Gelegenheit zu benutzen, um auch seine Schuldigkeit an dem Aufbau des Gebirges zu thun. Er wirkte diese Anlagerung von Grauwacke, die hauptsächlich den südöstlichen Teil des Gebirges bildet, und die auch ihrerseits erst durch das innerirdische Feuer zu dieser Gebirgsmajestät erhoben ist, die wir an der Umgegend von Schwarzburg zu bewundern pflegen.

Sein eigenstes Gepräge aber erhielt der Thüringer Wald erst durch spätere plutonische Bildungen, welche den Granitstock des Gebirges durchbrechen und so sich dem Ganzen als Krone aufsetzten. Porphyr heißt dieses krönende, das Gebirge auf seiner Höhe vollendende Gestein. Dasselbe trägt mehr als der Granit Spuren einer gewaltsamen Eruption und bildet so nicht bloß die höchsten Berge, sondern auch die schroffsten Felsen und die spaltenähnlichsten Thäler des Thüringer Waldes. „Wer aus dem Felsenthale bei Tabarz“, sagt Cotta, „den Inselsberg überschreitend, in das Drusenthal bei Herges wandert, wird sicher den Unterschied der schroffen, zackigen, vielklüftigen Porphyrfelsen gegen die weitgerundeten Berg- und Felsformen des Granites nicht übersehen, die hier wie

Edelsteine aus grüner Fassung hervortreten, während dort ihre (der Porphyrfelsen) dämonischen Formen den dunklen Nadelwald als schroffe Zacken durchbrechen.“ In solchem Unterschiede, ich wiederhole es, kündigt sich unserm Gefühle die Geschichte des Gebirges an; und wir genießen im Anschauen nicht mehr bloß das gegenwärtige Bild, sondern auch die Wandelungen und Kämpfe, durch die es im Laufe der Jahrhunderte oder Jahrtausende geworden ist.



Der Thorstein.

Als Porphyrgebirge steht der Thüringer Wald einzig da unter den Gebirgsformationen Mittel- und Norddeutschlands. Der Harz, der sich ja von selbst zum Vergleich darbietet, besteht aus Grauwacke, aus welcher sich die beiden Granitinseln, die des Brockens und die des Rammberges (Viktorshöhe), erst später hervorgehoben haben.

Den Charakter gibt die Grauwacke, den Charakter des Massengebirges, das, wenn auch durch tiefe Flußthäler einigermaßen gegliedert, doch seine Plateauart nirgends ganz verliert. Daher ist eine Harzreise vorherrschend ein stetiges Wandern auf der Höhe, deren man sich oft, weil der Gegensatz fehlt, nur durch

die kräftige Bergluft bewußt wird. Eine thüringer Waldreise ist ewiges Auf- und Absteigen, es sei denn, daß man dem schmalen Gebirgsrücken nachginge, einen Weg, auf den ich demnächst kommen werde.

Kehren wir zurück zu der Gebirgsreihe, welche Mitteldeutschland von Osten nach Westen durchzieht, so scheint der Porphyr des Thüringer Waldes den Übergang zu einer vulkanischen Zone zu bilden. Während in den Sudeten Granit, hier und da mit Sandstein verbrämt, im Erzgebirge Schiefergestein, im Fichtelgebirge wieder der Granit herrscht, verrät die Rhön, die westliche Nachbargruppe des Thüringer Waldes, durch ihre Basaltmassen entschieden vulkanischen Ursprung. Noch deutlicher tritt dieser im Vogelsberge hervor. Auch das rheinische Schieferplateau, das, wie die Geologen sagen, die erste Stätte Deutschlands war, welche aus dem Meer hervorragte, ist nicht ohne vulkanische Beihilfe von dem südlichen Wasser durchsägt worden. Dafür bürgen das vulkanische Gestein, das hier und da den Schiefer durchbricht (Trachyt), und andre Merkmale, wie heiße oder mineralische Quellen. Am deutlichsten aber ist hier die vulkanische Zone im Siebengebirge und in der Eifel (Laacher See) zu erkennen.

Der Zug des Thüringer Waldes. Der Thüringer Wald erstreckt sich in südöstlicher Richtung von dem Dorfe Hörschel, das am Einfluß der Hörsel in die Werra liegt, bis zum Einfluß der Selbitz in die Saale, d. h. bis zu dem reußischen Dorfe Blankenstein. Das ergibt eine Länge von etwa 150 km. Allein die Geographen und mehr noch die Geologen unterscheiden die südöstliche Hälfte und wollen für sie, die lediglich aus Grauwacke besteht und nur Plateauform bietet, den Namen des Thüringer Waldes nicht gelten lassen. Für den größern Teil dieser südöstlichen Hälfte ist denn auch der Name Frankenwald ziemlich allgemein angenommen. Übrigens nennt das anwohnende Volk das Gebirge hier wie dort den Wald; erst im Interesse eines weiteren Gesichtskreises wurde er spezialisiert als Thüringer Wald, und als sich die Verschiedenheit des südöstlichen Teiles unabweislich fühlbar machte, bildete man nach der Analogie von Thüringer Wald den zweiten genaueren Namen Frankenwald.

Der eigentliche Thüringer Wald ist ein echtes Kammgebirge und nirgends über 15 km breit, während die Plateaus der Grauwackenregion naturgemäß eine größere Breite einnehmen. Doch ist auch das Kammgebirge nicht eine starre, gerade Linie, sondern, wie die Natur zu bilden pflegt, mehrfach geschweift und gewunden, ohne doch die Richtung zu verlieren. Ludwig Storch, ein geborner Ruhlaer, sagt, die Gestalt des Thüringer Waldes gleiche einem großen grünen Blatt; mitten hindurch ziehe sich der Hauptgebirgsrücken als Hauptrippe; von ihm aus laufen rechts und links die Nebengebirgsrücken mit ihren Verzweigungen als Nebenrippen, und die grünen saftigen Thäler seien das grüne weiche Fleisch des Blattes. „Ja", fährt er fort, „der Thüringer Wald ist ein schönes grünes Blatt, das sich Deutschland zu Schmuck und Zierde an seine Brust gesteckt hat."

Der Vergleich ist schön, und man fühlt in ihm den warmen Pulsschlag poesievoller Heimatsliebe; aber er könnte zu dem Glauben verleiten, daß es im Thüringer Walde auch Längenthäler gebe zwischen Haupt- und Nebenrücken. Das ist aber nicht der Fall: es gibt nur Querthäler und darum keinen bedeutenden Fluß im ganzen Gebirge. Besonders kurz sind diese Querthäler am nordöstlichen

Abhange; denn hier fällt das Gebirge rasch und jäh zur Ebene hinab. Durch diese Thäler brausen die Waldbäche, die der Wanderer oft mehr hört als sieht, weil sie mehr Gefälle als Wasser haben. Die südwestliche Seite des Gebirges dacht sich allmählich ab; darum gibt es dort auch längere, behaglich ausgedehnte Querthäler, aber auch sie bringen ihre Wasserrinnen nicht über die Bedeutung eines Mühlbachs hinaus.

Der Anblick des nordöstlichen Abhanges, wie man ihn von der thüringischen Hochebene, z. B. von der Eisenbahn aus, hat, ist überaus schön. Namentlich wo am nordwestlichen Ende des Gebirgszuges die Eisenbahn nahe an den Bergen vorüberstreift, und diese meist, im eignen Schatten ruhend, groß und dunkel vor uns stehen, finden wir uns unter dem Eindrucke einer ernsten und doch freundlichen Erhabenheit. Besonders tritt der Inselsberg hervor, der zwar nicht der höchste, wohl aber der schönste von den Gipfeln des Thüringer Waldes ist. Anders ist das an der Südwestseite; da sieht man meist das Gebirge nicht vor den Bergen und Hügeln, die sich davor lagern. Wo man aber die Kammhöhe und ihre Gipfel sieht, steigt der Blick doch an den Linien der Vorberge wie auf einer Leiter von Stufe zu Stufe zu ihnen auf und geht so des mächtigen Eindruckes verlustig.

Der Kamm des Gebirges hat eine mittlere Höhe von 796 m. Darüber erheben sich als die hauptsächlichsten Gipfel, die im Kamme selbst stehen, von Nordwesten angefangen: der Inselsberg 926 m, der Beerberg 984 m, der Schneekopf 970 m und der Finsterberg 946 m hoch. Die drei letzteren Berge liegen in einer Gruppe zusammen und bilden den Knotenpunkt des Gebirges. Aus dem Kamm nach Norden ausspringend liegen in einer dem Kamm parallelen Linie der Kienberg, der Arlesberg, der Kickelhahn (862 m) und der Lange-Burzelberg, die von manchen als Überbleibsel eines früheren Parallelkammes betrachtet werden. Weiter nach Südosten hört die Gipfelbildung auf, es folgen die Plateaus der Grauwacke.

Der Rennsteig. Eine Auszeichnung hat unser Gebirgszug, die er mit keinem andern teilt: das ist der Rennsteig (Rennweg), ein Weg, der, wie die Milchstraße über den ganzen Himmel, so der Länge nach über das ganze Gebirge hinzieht, von Hörschel bis Blankenstein. Er hält sich stets auf der Höhe des Kammes, dessen Windungen er folgt. Von Hörschel steigt er über die Hohe Sonne zum Inselsberg auf, vom Inselsberg führt er zum Großen Beerberg, während er Schneekopf und Finsterberg etwas links liegen läßt. Aber auch wo das Kammgebirge aufhört und der Zug eine mehr westliche Richtung annimmt, weiß er genau die Grenze zwischen nördlicher und südlicher Abdachung zu finden und bezeichnet die Wasserscheide zwischen Saale und Main. Wesen und ursprünglicher Zweck dieses Weges sind viel gesucht und besprochen, aber noch nicht ergründet. Fahrbar ist er überall, nur an dem schroffen Südabhange des Inselsberges nicht. Schon deshalb kann er keine Heer- und Handelsstraße gewesen sein, die man ja ohnehin nicht die Gebirgskämme entlang zu führen pflegt. Man hat sich daher bei der Erklärung zu beruhigen gesucht, daß der Rennsteig ein Grenzweg sei, ein Grenzweg nicht bloß zwischen nordöstlichem und südwestlichem Abhange, sondern auch zwischen den Stämmen hier und dort, den Thüringern und den Franken, und hat diese Erklärung durch die Etymologie

Rainweg für Rennweg zu stützen gesucht. In dieser Auffassung mag denn die heutige Bedeutung des Rennsteigs liegen: aber seinen ursprünglichen Zweck hat man damit wohl weder sachlich, noch sprachlich getroffen. Noch heute stehen Grenzsteine in Menge auf dem Rennsteig, um Gebiets- oder forstliche Grenzen zu bezeichnen; aber Wege werden ja doch nicht zur Scheidung, sondern zur Verbindung angelegt. Die Scheide ist das Gebirge selbst, und das Dasein eines solchen Weges beweist nur, wie ununterbrochen diese Scheidungslinie ist. Wenn es Geschichte wäre, was uns als thüringische Sage berichtet wird, daß jeder Landgraf bei Antritt der Herrschaft mit seinen Vasallen den Rennsteig abreiten mußte, so würde das ein Akt der Besitzergreifung sein, verbunden mit einer Prüfung der Grenze. Wanderungen werden den Rennsteig entlang heutzutage selten unternommen, weil sie im einzelnen nicht lohnend genug sind, namentlich der Abwechselung zu wenig bieten. Der Gedanke der Grenze gibt dem Wege seine Bedeutung; und die Möglichkeit, die sich wiederholt bietet, gleichzeitig rechts nach Franken, links nach Thüringen hineinzuschauen, gibt ihm seinen Reiz. Doch um dieses Reizes willen braucht man ihn nicht abzuwandern; man braucht ihn nur an gewissen Stellen zu überschreiten oder ihm eine Strecke lang zu folgen, etwa von der hohen Sonne bis zur Schmücke, auf welcher Strecke anfangs noch die Berge der Rhön groß und bedeutend in das Auge fallen. An dieser Stelle mag sich Novalis seinen Heinrich von Ofterdingen am ersten Tage seiner Weltfahrt auf dem Rennsteig gedacht haben. Nirgends ist es schöner geschildert, wie dieser Blick in das fremde Süddeutschland neben dem Bewußtsein des nachschauenden Thüringerlandes eine heimattreue thüringische Seele berührt. „Er sah sich an der Schwelle der Ferne, in die er oft vergebens von den nahen Bergen geschaut und die er sich mit sonderbaren Farben ausgemalt hatte. Er war im Begriff, sich in ihre blaue Flut zu tauchen. Die Wunderblume stand vor ihm; und er sah nach Thüringen, welches er jetzt hinter sich ließ, mit der seltsamen Ahnung hinüber, als werde er nach langen Wanderungen von der Weltgegend her, nach welcher sie jetzt reisten, in sein Vaterland zurückkommen, und als reise er daher diesem eigentlich zu.“ Die blaue Ferne winkt ihm verheißungsvoll, aber die nachschauende Heimat hält ihn fest; er wendet seinen Blick ihr wieder zu und erfährt es in diesem Augenblick, daß das Endziel jeder Wanderung doch die Heimat ist.

Die alte Grenzscheide zwischen Thüringen und Franken. So scharf und bestimmt der Rücken des Thüringer Waldes namentlich in seiner nordwestlichen Hälfte gezogen ist, so ist doch das ganze Gebirge zu schmal, um nicht leicht überschreitbar zu sein und für sich selbst eine Völkerscheide zu bilden. Es gehört heutzutage zu den wegsamsten Gebirgen Deutschlands. Aber auch in altgermanischer Zeit hatte es nicht hindern können, daß das Thüringische Reich sich nach Norden bis über den Harz, nach Süden bis nahe an die Donau erstreckte. Selbst als es im Anfange des 6. Jahrhunderts den nördlichsten Teil an die Sachsen, den südlichen an die Franken verlor, behielt es am Südabhange des Thüringer Waldes noch Besitzungen, die erst 785 oder 786 infolge einer Verschwörung, die thüringische Grafen gegen Karl den Großen angestiftet hatten, verloren gegangen sind. Freilich scheint damals schon die Südseite als die fränkische Seite betrachtet worden zu sein; denn Einhard

spricht in seinen Annalen von einer Verschwörung der Ostfranken, zu denen er offenbar den Grafen Hardrat, den Anstifter der Empörung, rechnet. Da aber die ganze Auflehnung gegen die fränkische Oberherrschaft gerichtet war, und Hardrat insbesondere sich nicht zwingen lassen wollte, seine Tochter einem fränkischen Grafen zum Weibe zu geben, so ist es fast unzweifelhaft, daß die Empörer Thüringer waren. Hardrat und seine hauptsächlichen Mitschuldigen wurden bestraft und ihre Güter eingezogen. So erst scheint durch eine politische Maßregel der Kamm des Thüringer Waldes zu der Grenzscheide zwischen Thüringen und Franken geworden zu sein. Vielleicht erklärt sich hieraus, daß noch jetzt das Volk auf der Nordseite des Gebirges sagt: „draußen in Franken"; das Volk am Südfuß: „drinnen in Thüringen". Die Franken waren das herangedrungene fremde Element draußen, Thüringen blieb auch denen am Südfuß noch die Heimat, gleichsam das Vaterhaus drinnen.

Als dann unter Ludwig dem Deutschen Thüringen sich in die Frankenherrschaft gefunden hatte, wurde es eben darum ein selbständiges Glied des Reiches, indem es einen Markgrafen erhielt, der die Kraft des Landes zusammenfassen und richten sollte gegen die benachbarten Slaven. Dadurch wurde die Scheidung von den Bewohnern der fränkischen Seite vollendet, und die beiderseitigen Bevölkerungen entfernten sich durch ihre Entwickelung allmählich voneinander, da auf der südlichen Seite natürlich das thüringische Element vom fränkischen aufgesogen oder überwachsen wurde. Auf dieses machten sich später bayrische oder schwäbische Einflüsse geltend, während Thüringen von Sachsen angezogen wurde; so bildete sich der Gegensatz von Nord- und Süddeutschland, und seine scharfgezogene Grenze war der Kamm des Thüringer Waldes. Endlich, als, begünstigt durch die im Westfälischen Frieden ausgesprochene Selbstständigkeit der Reichsglieder, Brandenburg-Preußen aufhörte, ein gehorsamer Reichsstand zu sein; als es durch Befolgung einer eignen Politik sich neben Österreich stellte, da mußten die norddeutschen Gebiete allmählich seiner Führung anheimfallen, während Süddeutschland unter österreichischem Einfluß blieb. Dieses Süddeutschland, welches, ohne selbst Österreich zu sein, nach alter Gewohnheit der Reichsglieder mit Österreich ging, also Südwestdeutschland, erhielt seitdem den Namen „das Reich". Mit der Reichspolitik war es ja zu Ende, Österreich hatte sich längst auf seine eignen Ziele gerichtet, und so blieb Südwestdeutschland dem Namen nach der letzte Rest einer ehrwürdigen Vergangenheit. Der Thüringer Wald war also auch die Grenze zwischen dem preußischen Machtgebiet und dem „Reich".

Trotz alledem hat diese Scheidelinie keine völlige, keine dauernde Trennung zu bewirken vermocht. Das beweist die neueste Geschichte. Preußen reichte zuerst die Hand hinüber und lud ein zum Zollverein im Jahre 1834, und das Reich wies die Hand nicht zurück. Dann, als im Jahre 1870 der böse Nachbar im Westen dem Könige von Preußen den Handschuh hingeworfen hatte, nahm ihn Alldeutschland auf, und nach einer glänzenden Reihe gemeinsam erfochtener Siege bot das „Reich" die Hand zur Wiederherstellung des Kaisertums, und Preußen hielt die Bruderhand fest.

Und so mag denn als Volksscheide der Thüringer Wald nie wieder etwas andres sein, als die schönste Narbe von dem voreinst notwendigen Bruch zwischen Preußen und Österreich, zwischen Preußen und dem Reich!

Rudolstadt und die Heidecksburg. Rudolstadt ist, wenn man dem Chronisten Spangenberg glauben darf, von Herzog Rudolf gegründet worden, welchem König Dagobert den südlichen Teil des alten Thüringens verliehen hatte. Eine Burg und ein Bollwerk gegen die Sorben sollte es sein, die Herzog Rudolf aus der Landschaft zwischen dem Thüringer Walde und der Saale zurückgedrängt hatte; und so war Rudolstadt ein Glied in der Kette von Burgen, welche sich die Saale entlang zog und den räuberischen Sorben die Überschreitung des Flusses wehren sollte. Kamburg, Dornburg, Orlamünde, Rudolstadt, Saalfeld — von allen diesen Orten läßt es sich mehr oder minder erweislich behaupten, daß sie ihre Entstehung der Sorge vor der sorbischen Nachbarschaft verdanken. So mag denn, wie für Saalfeld die Sorbenburg, so für Rudolstadt die Heidecksburg, die über der Stadt an der Waldecke liegt, der ursprüngliche Kern gewesen sein, an den sich die Stadt in allmählicher Gestaltung angesetzt hat.

Ist es Zufall oder geschichtliche Konsequenz, daß die Wohnstätten, welche einst in alter kriegerischer Zeit aus dem Bedürfnis des Schutzes und der Abwehr heraus gewählt und gegründet sind, unser Auge besonders anmuten? Die Burgen auf den Höhen, Venedig in seinen Lagunen — sie sind uns zur Augenweide geworden; zur Augenweide selbst für diejenigen, denen der Durchblick auf den geschichtlichen Hintergrund völlig abgeht. Freilich, der wunderbare Widerspruch, daß Menschenwohnungen den Elementen preisgegeben sind, fällt jedem in die Augen; aber erst wer darüber nachdenkt und nachforscht, gelangt dahin, daß sich ihm das äußere landschaftliche Bild geschichtlich verklärt.

Die geschichtlichen Erinnerungen, die an einem Orte haften, bilden überhaupt, sozusagen, sein Inneres, seine Seele, und der Wanderer wird gut thun, die Begrüßung dieses genius loci nicht zu versäumen; nur so erschließt sich ihm der ganze Inhalt solcher begnadeten Stätten zu erhebendem Genuß.

Die Heidecksburg liegt schön und stattlich 62 m hoch über der Stadt. Aber man sollte sie nie ansehen, ohne der Gräfin Katharina zu gedenken und ihrer landesmütterlichen Energie. Schiller erzählt: „Als Kaiser Karl V. im Jahre 1547 nach der Schlacht bei Mühlberg auf seinem Zuge nach Franken und Schwaben auch durch Thüringen kam, wirkte die verwitwete Gräfin Katharina von Schwarzburg, eine geborne Fürstin von Henneberg, einen Sauvegarde-Brief bei ihm aus, daß ihre Unterthanen von der durchziehenden spanischen Armee nichts zu leiden haben sollten. Dagegen verband sie sich, Brot, Bier und andre Lebensmittel gegen billige Bezahlung aus Rudolstadt an die Saale schaffen zu lassen, um die spanischen Truppen, die dort übersetzen würden, zu versorgen. Doch gebrauchte sie dabei die Vorsicht, die Brücke, welche dicht bei der Stadt war, in der Geschwindigkeit abbrechen und in einer größern Entfernung über das Wasser schlagen zu lassen, damit die allzu große Nähe der Stadt ihre raublustigen Gäste nicht in Versuchung führte. Zugleich wurde den Einwohnern aller Ortschaften, durch welche der Zug ging, vergönnt, mit ihren besten Habseligkeiten auf das Rudolstädter Schloß zu flüchten.

Mittlerweile näherte sich der spanische General (Herzog Alba), von Herzog Heinrich von Braunschweig und dessen Söhnen begleitet, der Stadt und bat sich durch einen Boten, den er voranschickte, bei der Gräfin von Schwarzburg auf ein Morgenbrot zu Gaste. Eine so bescheidene Bitte, an der Spitze eines Kriegsheeres gethan, konnte nicht wohl abgeschlagen werden. Man würde

geben, was das Haus vermöchte, war die Antwort; seine Excellenz möchten kommen und vorlieb nehmen. Zugleich unterließ man nicht, der Sauvegarde noch einmal zu gedenken und dem spanischen General die gewissenhafte Beobachtung derselben ans Herz zu legen.

Ein freundlicher Empfang und eine gut besetzte Tafel erwarten den Herzog auf dem Schlosse. Er muß gestehen, daß die thüringischen Damen eine sehr gute Küche führen und auf die Ehre des Gastrechts halten. Noch hat man sich kaum niedergesetzt, als ein Eilbote die Gräfin aus dem Saal ruft. Es wird ihr gemeldet, daß in einigen Dörfern unterwegs die Spanier Gewalt gebraucht und den Bauern das Vieh weggetrieben hätten. Katharina war eine Mutter ihres Volkes; was dem Ärmsten ihrer Unterthanen widerfuhr, war ihr selbst zugestoßen.



Schloß zu Rudolstadt.

Aufs äußerste über diese Wortbrüchigkeit entrüstet, doch von ihrer Geistesgegenwart nicht verlassen, befiehlt sie ihrer ganzen Dienerschaft, sich in aller Geschwindigkeit und Stille zu bewaffnen und die Schloßpforten wohl zu verriegeln; sie selbst begibt sich wieder nach dem Saale, wo die Fürsten noch bei Tische sitzen. Hier klagt sie ihnen in den beweglichsten Ausdrücken, was ihr eben hinterbracht worden und wie schlecht man das gegebene Kaiserwort gehalten. Man erwiderte ihr mit Lachen, daß dies nun einmal Kriegsgebrauch sei, und daß bei einem Durchmarsche von Soldaten dergleichen kleine Unfälle nicht zu verhüten wären. „Das wollen wir doch sehen“, antwortete sie aufgebracht. „Meinen Unterthanen muß das Ihrige wieder werden, oder bei Gott — indem sie drohend ihre Stimme anstrengte — Fürstenblut für Ochsenblut!“ Mit dieser bündigen Erklärung verließ sie das Zimmer, das in wenigen Augenblicken von Bewaffneten erfüllt war, die sich, das Schwert in der Hand, doch mit vieler Ehrerbietigkeit, hinter die Stühle der Fürsten pflanzten und das Frühstück bedienten.

Beim Eintritt dieser kampflustigen Schar veränderte Herzog Alba die Farbe; stumm und betreten sah man einander an. Abgeschnitten von der Armee, von einer überlegenen handfesten Menge umgeben: was blieb ihm übrig, als sich in Geduld zu fassen und, auf welche Bedingung es auch sei, die beleidigte Dame zu versöhnen? Heinrich von Braunschweig faßte sich zuerst und brach in ein lautes Gelächter aus. Er ergriff den vernünftigen Ausweg, den ganzen Vorgang ins Lustige zu kehren, und hielt der Gräfin eine große Lobrede über ihre landesmütterliche Sorgfalt und den entschlossenen Mut, den sie bewiesen. Er bat sie, sich ruhig zu verhalten, und nahm es auf sich, den Herzog von Alba zu allem, was billig sei, zu vermögen. Auch brachte er es bei letzterem wirklich dahin, daß er auf der Stelle einen Befehl an die Armee ausfertigte, das geraubte Vieh den Eigentümern ohne Verzug wieder auszuliefern. Sobald die Gräfin von Schwarzburg der Zurückgabe gewiß war, bedankte sie sich aufs schönste bei ihren Gästen, die sehr höflich von ihr Abschied nahmen."

So weit Schiller, der sehr recht thut, wenn er die Gräfin Katharina eine Mutter ihres Landes nennt. Denn das war sie; und sie hat es nicht bloß durch Fürsorge für Hab und Gut ihrer Unterthanen, sondern auch für deren Seelenheil bewiesen. Das Werk der Reformation, das ihr verewigter Gemahl begonnen, hat sie fort- und durchgeführt und manchem, der um des Glaubens willen verfolgt wurde, Schutz gewährt oder fortgeholfen. Den Pfarrer Aquila aus Saalfeld, der des Kaisers Interim von der Kanzel herab verworfen hatte, und auf dessen Kopf deshalb ein Preis von 5000 Gulden gesetzt war, hat sie so lange in der Heidecksburg verborgen gehalten, bis die Gefahr vorüber war. Vielleicht mag man sagen, eine Frau erkenne und ermesse die Gefahr weniger, der man sich durch Zuwiderhandeln gegen die weltbeherrschenden Mächte aussetzt; immerhin aber macht gerade dies gefühlssichere und dabei siegreiche Auftreten Katharinas den erfreulichsten Eindruck. Nicht bloß ihr Ländchen, nein, das protestantische Deutschland ist ihr ein dankbares Angedenken schuldig.

Schiller in der Glockengießerei zu Volkstedt. Neben das vorstehende Bild thatkräftigen Handelns stellen wir ein Dichterbild, das, sinnender Betrachtung hingegeben, Rudolstadt und das naheliegende Dorf Volkstedt in einem glücklichen Abschnitt seines Lebens bewohnt hat, das Bild Friedrich Schillers. Es war eine Art von Schiffbruch, aus dem sich Schiller nach Weimar und demnächst nach Rudolstadt rettete. Hier ward ihm Frieden für sein Herz; denn in dem Hause der Frau von Lengefeld fand er, zumal in den beiden Töchtern, ein echt weibliches Verständnis für sein Wesen und Streben, ein Verständnis, das ihn tief beglückte, ohne ihn zu beunruhigen. Hier fand er daher auch Ruhe für seine Arbeiten, durch welche er der Welt seine Fähigkeit und seinen Beruf darthun sollte. Hier endlich fand er die gedankenreiche Muße, die „geistreiche Einsamkeit der Natur", die ihm an Leib und Seele wohl- und auch so notthaten. In solchen Zeiten bewegter Ruhe sind die Sinne der Wahrnehmung offen, ist die Seele reich an glücklichen Gedanken. So ist hier manches in Schillers Geiste gekeimt, was erst später bedeutend ans Licht getreten ist. Besonders tritt das Lied von der Glocke hervor, zu dem Schiller der Gedanke in Volkstedt oder in der Rudolstädter Glockengießerei kam. Also im Jahre 1788 schon regte sich der Keim in seiner Seele, der erst 1799 zur Ausgestaltung und zur

Blüte kam. Wiederholte Betrachtung der Glockengießerarbeit hatte Schiller den sinnbildlichen Gehalt erschlossen, der in dem Werden der Glocke, wie in der Glocke selbst liegt; er betrachtete unter diesem Bilde das menschliche Leben von der Wiege bis zum Grabe und krönte die Reihe seiner kulturhistorisch didaktischen Gedichte mit diesem einzig dastehenden Meisterwerke.



Katharina von Schwarzburg bedroht den Herzog Alba.

Das Schwarzathal. Wenn man das freundliche Rudolstadt verläßt, um ins Schwarzathal zu wandern, muß man sich auf einen Gegensatz gefaßt machen. Franz Kugler singt von der Saale hellem Strande, und so ist denn auch bei Rudolstadt das Saalthal hell und freundlich; Wiesen und Felder haben Raum zwischen Berg und Fluß, und zahlreiche Dörfer mit hellen Wänden und roten Dächern machen lebensvollen und reichen Eindruck. Wer jemals auf der Justinushöhe bei Rudolstadt oder gar auf dem Zeigerheimer Berge oder auf dem Greifenstein bei Blankenburg gestanden hat, wird mir recht geben.

Beim Schwarzathal ist das alles anders. Fassen wir es zuerst aus der Ferne ins Auge, etwa vom Greifenstein aus, so bieten uns seine Waldhänge

allerdings einen stattlichen Anblick. Die Thalränder heben sich unmittelbar aus der Ebene gleich zu bedeutender Höhe und verlieren sich dann nach geringer Gipfelung in das Plateau. Dadurch entsteht der Eindruck des Massigen, der gewissermaßen veredelt wird durch eine eigne samtartige Schwärze, mit welcher der Nadelwald Hang und Gipfel überzieht. Das erinnert an den Schwarzwald, an den Harz; drunten sieht man den Weg ins Thal sich hineinziehen, und rasch ist man bereit, auch hineinzutauchen in diese Gebirgsmajestät.

Am Eingange in das Thal liegt das Gasthaus „Der Chrysopras", zehn Minuten weiter ein zweites „Weidmannsheil", jetzt der „Norddeutsche Hof" genannt; und endlich in der Mitte des Thales die Oppelei, ein Wildwärterhaus im Schweizerstil, das auch Erfrischungen zu reichen befugt ist. Übrigens ist zwischen Berg und Fluß nur Raum für eine Chaussee, die auch stellenweise noch erst dem Felsen hat abgewonnen werden müssen. Denn anfangs treten auf der rechten Seite — wir gehen flußaufwärts — noch einige Felsen bedeutend hervor und bilden eine erwünschte Abwechselung an den übrigens recht gleichmäßigen und waldüberfluteten Abhängen. Weiterhin hört alle Einzelgestaltung auf; nur die Windungen des Thales und die Luftperspektive, die schon von fern den Fortgang des Thales verrät, bringen Abwechselung. Da war es denn ein glücklicher Gedanke, als der Fürst von Rudolstadt in seinem Saugarten oben am Bergrande ein Jagdhaus in Gestalt eines zinnengekrönten Turmes erbauen ließ. Dieser Turm erfreut den Thalwanderer außerordentlich; man ahnt gar nicht, wie unbedeutend der Turm erscheint, wenn man an seinem Fuße steht; vom Walde umgeben und halb verdeckt, scheint er ein Schloß, wohl gar eine alte Schloßruine zu verraten.

Schloß Schwarzburg. Wer gebirgshungrig aus der Ebene kommt, wird vom Schwarzathal im höchsten Grade befriedigt, ja überwältigt werden. Wenn er dann aber seine 2—3 Wegstunden thalaufwärts gewandert ist und sich das Thal vor seinen Blicken zu einem Kessel, zu einer wohlumrahmten Bildfläche erweitert, dann erkennt er, daß das Schwarzathal doch nur der Weg zum schönen Ziele gewesen ist. Denn vor ihm liegt Schloß Schwarzburg auf einem Hügel, der sich mitten aus dem Thalkessel erhebt, auf drei Seiten von der Schwarza umflossen, von den Flußwiesen umschlungen und im Hintergrunde von dunkeln Waldbergen überragt.

Die Schwarzburg ist sehr alt, denn sie ist ohne Zweifel auch zur Abwehr der Sorben erbaut, und es entspricht durchaus der Wahrscheinlichkeit, wenn wir mit den Lokalgeschichtschreibern annehmen, daß sie zu einer Zeit angelegt wurde, als die Sorben noch eine große, oft nicht abzuweisende Gefahr für diese Gegenden waren. Das führt uns in die Zeit vor Karl dem Großen; jede genauere Bestimmung dürfte gewagt sein. Ein Graf von Schwarzburg wird zuerst im Jahre 1123 in einer Urkunde des Erzbischofs Adalbert von Mainz genannt. Derselbe Graf nannte sich aber auch noch von Kevernburg und von Thüringen. Es ist Sizzo III., der auch der Gründer des benachbarten Sitzendorf gewesen sein soll. Durch Teilung des Erbes entstand dann eine besondere schwarzburgische Linie. Als diese sich teilte, ist Schwarzburg lange Zeit im gemeinsamen Besitze zweier Linien gewesen, doch so, daß neben gewissen gemeinsamen Räumen das Haupt jeder Linie seinen bestimmten Bereich hatte.

Deutsches Land und Volk. VI.

20

Schwarzburg, vom Trippstein aus gesehen.

Noch kurz vor dem Erlöschen dieser besonderen Schwarzburger Linie veranlaßte die Aussicht auf die Erbschaft eine gar grimmige Fehde zwischen den Schwarzburger Vettern, eine Fehde, die um so blutiger wurde, als sie zusammenfiel, man könnte sagen zusammenfloß mit dem sächsischen Bruderkrieg zwischen Friedrich dem Sanftmütigen und seinem Bruder Wilhelm. Als im Jahre 1451 zu Naumburg die Aussöhnung stattfand, war der letzte Schwarzburger, Günther XXXII., bereits das Jahr zuvor gestorben, und im Jahre 1453 traten seine rechtmäßigen Erben, die Grafen zu Arnstadt und Lautenberg, in den Besitz von Schwarzburg. Auch sie teilten es wieder oder besaßen es gemeinschaftlich; und erst als endlich mit Philipp II. die Schwarzburg-Lautenbergische Linie im Jahre 1564 ausgestorben war, fiel Schwarzburg ungeteilt an die Blankenburg-Arnstädter Grafen, die Ahnen des jetzigen Rudolstädter Fürstenhauses.

Wie das Schloß jetzt vor dem Auge des Beschauers steht, verrät keine Spur mehr seine althistorische Bedeutung. Der Kaisersaal mag das älteste Stück des Baues sein, denn er ist von dem Schloßbrande 1726 verschont worden. Aber dieser Kaisersaal ist ja doch wohl erst zu Ehren Kaiser Günthers gebaut worden.

Wer die anderweitigen Sehenswürdigkeiten des Schlosses kennen lernen will, etwa die Rüstkammer, der gehe selbst hinein; meine Feder sehnt sich ins Freie, nach dem schönsten Blick auf Schwarzburg, und den hat man vom Trippstein.

Der Trippstein ist ein Felsen, der über der Schwarza auf der Höhe des Thalrandes aus dem Tannenwalde, dem „Tännig“, wie er hier heißt, hervorragt. Da er den schönsten Blick auf Schwarzburg gewährt, hat man ihn mit einem Borkenhäuschen gekrönt, das dem Betrachter eine Ruhestätte bietet und, da es den freien Raum zwischen dem Gewälde ziemlich ausfüllt, dem Bilde noch den Vorschub leistet, daß es nicht erst stück- und stufenweise, sondern nach der Öffnung der Thür sogleich ganz und überraschend ins Auge tritt. Es ist das klarste, abgerundetste Landschaftsbild des Thüringer Waldes, welchem wir hier gegenüberstehen. Im Vordergrunde die Schwarza, Wiesen und Dorf; in der Mitte das Schloß auf seiner schöngeformten Hügelwelle; im Hintergrund der hohe, dunkle Bergabhang, der fast im Halbkreise den Thalkessel schließt. Das Bild hat zwar keine Ferne, es bietet nichts, als was sein Rahmen umschließt; aber es vermag eben dadurch zu befriedigen, zu entzücken, und das ist seine Vollkommenheit.

Wie gern möchte ich für alle, die es nicht gesehen haben, die Schönheit dieses Bildes mit Worten malen. Aber das geht ja nicht an; wer es Lessing nicht glauben will, der thue einen Blick in die Reisebücher, und er wird glauben. Aber Lessing sagt: man stelle die Wirkung dar, welche die Schönheit ausübt, und man wird die Schönheit selbst dargestellt haben. Nun, das kann ich in diesem Falle aus eigenster Erfahrung. Ich saß im Borkenhäuschen allein und in Betrachtung versunken; da hörte ich durch den „Tännig“ daher eine laute lustige Gesellschaft kommen. Die Gesellschaft hatte keinen Glauben an den Schönheitsgenuß, der ihr verheißen war; die lauteste Stimme spottete schon vorher über das elende Bild, das man haben werde. Da ging die Thür auf, und mit einem „Donner—“ stand der laute Mann an der Schwelle. Gewohnheitsmäßig kam ihm das häßliche Wort auf die Lippe; aber er brachte es nicht zu Ende, und die mit ihm waren, standen gleich ihm stumm; und als die Zungen sich wieder lösten, da war es nicht zum Fluchen, nein, ich kann sagen, unser Gespräch, das sich erst schüchtern knüpfte, gedieh unter dem Eindruck dieses Bildes in Segen.



Grenzhammer bei Ilmenau.

Von Blankenburg nach Ilmenau.

Ilmenau und Elgersburg. — Goethe auf dem Kickelhahn. — Die Klosterruine Paulinzelle.

Wo die Schwarza aus der Thalenge heraustritt, nimmt sie von Westen her die Rinne auf und bildet eine Aue, die sich östlich bis zu den Uferbergen der Saale erstreckt. Dort, am Einflusse der Rinne in die Schwarza, liegt am Fuß der Ruine Greifenstein das thüringische Blankenburg wie ein Schloß vor den Geheimnissen des Gebirges. Das Städtchen an und für sich ist unbedeutend und klein. Obstgärten und Ackerbau haben mit den Schwierigkeiten des Gebirges zu kämpfen, und von den Gewerben bilden Gerberei, Papiermühle und Farbenfabrik die Lebensadern. Dazu kommt noch der Zuzug von den sogenannten Sommerfremden, welcher in den Gründerzeiten einen bedeutenden Aufschwung nahm und zwei Reihen von Villen entstehen ließ, die sich, die eine am Bergabhange, die andre am Fußweg zum Chrysopras, zum Eingang ins Schwarzathal hinziehen. Die wichtigste von diesen Anlagen ist die Heilanstalt des Dr. Schwabe, welche die Villenreihe am Eingange des Schwarzathales abschließt.

Gehen wir das Rinnethal aufwärts, also in westlicher Richtung in das Gebirge hinein, so kommen wir nach Königssee, einem schwarzburg-rudolstädtischen Städtchen, in welchem es den Einheimischen wohler ist als den Fremden. Denn da ist nichts von den Reizen des Gebirges zu finden; aber die Stadt selbst verrät durch Bauart der Häuser und Sauberkeit der Straßen Wohlstand und Behaglichkeit. Bei Königssee verlassen wir die Rinne, übersteigen die Wasserscheide

und kommen bei Amt Gehren in das Gebiet der Ilm. Von Amt Gehren steigen wir nieder in ein langes und recht freundliches Wiesenthal, das dem Städtchen Langewiesen den Namen gegeben hat, aus welchem der Dichter Wilhelm Heinse stammt. Langewiesen liegt bereits an der Ilm; wir gehen den Fluß aufwärts und gelangen nach Ilmenau. Wir sind den Fahrweg, die Straße gegangen; der Fußgänger kann Amt Gehren links liegen lassen und schon bei Jesuborn in das Thal von Langewiesen hinübergehen. Manche Ferienwanderer meinen wohl, Ilmenau laufe ihnen nicht fort, und gehen von Amt Gehren durch den Schöbser Grund auf einem bedeutenden Umweg zum Rennsteig und von dort am großen und kleinen Dreiherrnstein vorbei entweder durchs Schorbathal oder gar über den Kickelhahn nach Ilmenau. In dem ersteren Punkte wenigstens haben sie recht: Ilmenau läuft nicht fort; es macht zwischen Berg, Wiese und Feld einen so behaglichen Eindruck, daß schon der nahende Wanderer ahnt, wie wohl die Ilmenauer sich dort fühlen müssen. Manchen mag die Lage, die landschaftliche Umgebung der Stadt bekannt anmuten: das ist dann ein Mann, der mit Aufmerksamkeit Goethe gelesen hat; denn das Landschaftliche in Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahren beruht vorzugsweise auf Ilmenauer Anschauungen. In Goethes Lehrjahren gehörte Ilmenau zu den Lieblingsorten der Weimarischen Hofgesellschaft, soweit sie sich von dem kraftgenialen Treiben Goethes und seines fürstlichen Freundes angezogen fühlte. Die kleine Bergstadt gestattete freiere Bewegung als die Residenz; Berg- und Jagdabenteuer füllten die Zeit und befriedigten die Phantasie; man lebte im poetischen Elemente, wie der Fisch im Wasser, wie der Vogel im Walde. Goethe hat einige Jahre später, als er selbst sich längst aus dieser poetischen Lebensflut aufs Feste gerettet, diesem Ilmenauer Treiben ein ernstes Denkmal gesetzt in dem Gedichte „Ilmenau“, das er seinem Herzog im Jahre 1783 zum Geburtstage widmete. Die Erinnerungen der wilden Ilmenauer Tage stehen fest und klar vor Goethes Seele; die Bilder Knebels, Seckendorffs und auch des Herzogs selbst zeichnet er mit so sicherer Hand, daß er noch im späteren Alter in seinen Gesprächen mit Eckermann seine Freude darüber ausdrückt. Es ist eine Nachtszene im Walde am Felsenhang. Hütten waren aufgebaut, Feuer brannten und die Jagdbeute brätelte darauf. Der Herzog schläft in seiner Hütte, vor derselben sitzt Goethe bei glimmenden Kohlen, „in allerlei schweren Gedanken, auch in Anwandlungen von Bedauern über mancherlei Unheil, das seine Schriften angerichtet.“ Man sieht: schon in den wildesten Zeiten seines Sturmes und Dranges war Goethe sich seiner Fehler und auch des rechten Weges bewußt. Und diesen rechten Weg, das ist der Schluß des Gedichtes, zeigt er dem Herzog, seinem Freunde und Herrn, welcher sich allerdings auch bereits „zu wohlthätiger Klarheit durchgearbeitet“ hatte, doch aber nach Goethes Ansicht wohl ab und zu eine Warnung vor dem früheren Ungestüm noch nötig haben mochte.

„So mög', o Fürst, der Winkel deines Landes
Ein Vorbild deiner Tage sein!
Du kennest lang die Pflichten deines Standes
Und schränkest nach und nach die freie Seele ein.
Der kann sich manchen Wunsch gewähren,
Der kalt sich selbst und seinem Willen lebt:
Allein, wer andre wohl zu leiten strebt,
Muß fähig sein, viel zu entbehren.“

Für Goethe war dieser „Winkel“ des herzoglichen Landes von Anfang an mehr gewesen als eine Gelegenheit zu Jagd und Abenteuer. Schon im ersten Jahre seines Aufenthaltes am Weimarischen Hofe, also in einer Zeit, da er wie berauscht von Ruhm, Glück und Liebe dahin zu leben schien, keimte in seiner Seele ein sehr ernster Gedanke, der nicht sowohl seinen Lebensgenuß, als das Gedeihen der Stadt Ilmenau zum Gegenstande hatte. Das war ja das Eigentümliche in Goethes Wesen, daß er im Vollgenusse seines eignen Glückes Glück um sich verbreiten mußte. Ohne bedächtige Erwägung, ohne Erregung des Pflichtgefühls drang ein Strom lebendiger Güte aus der Fülle seines Herzens hervor.



Blankenburg mit dem Greifenstein.

So auch in Ilmenau. Goethe sah die Halden an der Sturmheide, welche von einem einst großartigen Bergbau zeugten. Die Wasser waren durchgebrochen, hatten das Bergwerk zerstört und der Stadt ihre Blüte genommen. Da — es war im Hochsommer des Jahres 1776 — faßte Goethe den Plan, das Bergwerk wieder in Gang und die Stadt wieder in Flor zu bringen. Und das geschah zu derselben Zeit, als ihm die erste Idee zu seiner Iphigenie kam: ein Beweis, wie auch die ideale Griechenwelt ihn der Wirklichkeit nicht zu entrücken vermochte, die er mit ebensoviel Klarheit als Liebe zu schauen geschaffen war.

Das vorerwähnte Gedicht „Ilmenau“ kündigt die Wiedereröffnung des Bergwerkes an. Nach sieben Jahren ist der Gedanke heilsamen Wirkens durchgedrungen durch die Wallungen jugendlichen Übermutes; und am 24. Februar 1784 geschieht die Wiedereröffnung, eingeleitet durch eine Rede Goethes, die uns in seinen Werken aufbewahrt ist.

Die Hoffnungen, welche Goethe in dieser Rede wie in jenem Gedichte ausspricht, sind unerfüllt geblieben. Die Wasser ließen sich nicht bannen, das Ilmenauer Silberbergwerk schlief wieder ein und hat sich auch durch einen in unsrer Zeit unternommenen Versuch nicht wieder erwecken lassen. Die Bergwerke, die gegenwärtig noch bestehen, bauen auf Braunstein und Steinkohle und erleichtern durch ihren reichlichen Ertrag den Verzicht auf die Gewinnung des Silbers. Ebenso die Porzellanfabriken, die in den Gebäuden des eingegangenen Bergwerkes eingerichtet sind und beträchtliche Erträge bringen. Überhaupt herrscht ein reges industrielles Leben in dem Städtchen: Hohlglas, Spielwaren, Öldruckfarben, Glaceehandschuhe werden fabriziert und in weite Fernen ausgeführt; und auch dem Wanderer, den seine Stiefel im Stiche lassen, wird es hier an einem angemessenen Ersatz nicht fehlen. Solche Zweige der industriellen Thätigkeit werden besonders genährt und gehoben durch den Zufluß von Fremden, die den Sommer zu ihrer Erholung oder Erfrischung in Ilmenau zubringen. Durch sie ist Ilmenau, ohne eine Heilquelle zu besitzen, zu einem belebten Badeorte geworden. Wald und Bergluft und das vielgerühmte reine Quellwasser mußten anfänglich genügen, bis denn in neuerer Zeit eine große Badeanstalt den Kurort sozusagen vollendete.

Das ist nun der Punkt, in welchem Elgersburg die Rivalin von Ilmenau ist; und es ist zu solcher Rivalität um so mehr berechtigt, als es als Heilanstalt wenigstens älter ist als Ilmenau. Die Kaltwasserheilanstalt in Elgersburg gilt für die älteste in Thüringen, die Gründung fällt in das Jahr 1837. Für den Gast ist diese Rivalität gegenstandslos; denn sagt man, Ilmenau vereinige die Vorzüge der Stadt mit denen des Landlebens, so kann man von Elgersburg etwa umgekehrt sagen: es vereinigt die Vorzüge des Landlebens mit denen der Stadt; und preist man die Umgebung von Elgersburg, so hat man die von Ilmenau zum großen Teil mit gepriesen. Ist doch Elgersburg von Ilmenau nur 5 km entfernt, und auch diese Entfernung durch die Eisenbahn, welche von Neudietendorf über Arnstadt und Elgersburg nach Ilmenau führt, sehr vermindert.

Elgersburg ist ein stattliches Dorf, das sich um die Burg, den ursprünglichen Kern des Ortes, herumgesiedelt hat. Die Straßen sind sauber, die Häuser blank, wie es einem Badeorte zukommt. Der Stolz der Elgersburger aber ist das malerisch gelegene Schloß (die Burg), das, hoch auf einem Porphyrfelsen sich erhebend, den Ort überragt, und dadurch, daß es jetzt zum Teil für Badegäste eingerichtet ist, den Reiz des Alters und der Altertümlichkeit nicht verloren hat. In bezug auf sein mutmaßliches Alter wird ein Stein gezeigt, der die Jahreszahl 1088 trägt. Man vermutet, daß das Schloß im 11. oder 12. Jahrhundert errichtet ist, und weiß, daß es ursprünglich dem Herrengeschlecht derer von Grumbach gehört hat. Von diesen ist es an die Kevernburger, von diesen an die Henneberger Grafen gekommen. Diese haben es späterhin an die Herren von Witzleben verpfändet, und zwar so, daß aus der Pfandschaft im Jahre 1437 voller Besitz wurde, der sie berechtigte, es im Jahre 1837 an den Herzog von Gotha zu verkaufen. Die herzogliche Regierung hat das Gut vom Schlosse getrennt und dieses an Herrn v. Karlowitz verkauft.

Mit seinem Südende berührt das Dorf den Wald, der sich hier mit dem Steigerthal öffnet und zum Eintritt einladet. Man folge dieser Einladung und man wird befriedigt werden, mag man geradeaus bis zum schönen Manebacher

Grunde fortgehen, oder mag man sich rechts wenden in den gerühmten Körnbachsgrund mit dem Goethe- und dem Dröſestein. Denn natürlich ist auch Elgersburg nicht ohne Goethe-Erinnerungen; hat er sich ja noch an seinem letzten Geburtstag, als er noch einmal nach Ilmenau gekommen war, in das Fremdenbuch der Massenmühle geschrieben, die zwischen jenen beiden Felsen liegt. Dröse, nach welchem der Dröſestein benannt wurde, gehört zu den verdienstvollen Förderern der Porzellanfabrikation, insbesondere der Elgersburger Fabrik.

Westlich fließt unweit Elgersburg die Gera vorüber und bietet durch den Geragrund den bequemsten und erfreulichsten Weg über Gehlberg zur Schmücke.



Elgersburg.

Goethe auf dem Kickelhahn. Ehe wir die Umgebungen von Ilmenau und Elgersburg verlassen, besteigen wir noch zu einer wehmütigen Erinnerungsfeier den Kickelhahn. Mit uns geht das schöne Goethesche Wort:

„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder."

Von Goethes That für Ilmenau haben wir oben gesprochen; jetzt gilt es einem Worte, einem Liede, das aus innigster Empfindung ihm ungerufen ins Bewußtsein trat, und das daher als ein unmittelbarer Ausdruck seiner Gemütsstimmung betrachtet werden muß.

Es ist jetzt nahezu hundert Jahre her, daß Goethe, welcher, wie alle Menschen von tieferem Gefühlsleben und großem Gedankenreichtum, oft der

Einsamkeit bedurfte, von Ilmenau aus den Kickelhahn bestieg, um dort in voller Berg- und Waldeinsamkeit zu übernachten.

Es war am 7. September 1783, also wenige Tage nach Abfassung des Gedichtes Ilmenau. Fritz von Stein war mit ihm, übrigens war er allein und schaute sinnend von dem Pürschhause, das ihn aufgenommen hatte und damals noch das niedrige Gewälde des Kickelhahns überragte, hinab und hinüber auf die unzähligen Berggipfel und Waldwipfel, die den Reichtum des Kickelhahn-Panoramas bilden. Der Abend sank tiefer und tiefer auf Wald und Gebirge, die Herbstluft lag still, und Abendruhe, Herbststille und Bergeinsamkeit ergriffen seine Seele, die, diesen Naturmächten sich öffnend, das wunderbare Lied empfing, mit dem der Dichter jenes Pürschhaus bis auf unsre Tage zu einem Wallfahrtsort für Litteraturfreunde gemacht hat. Goethe schrieb an die Bretterwand des Hauses:

„Über allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vöglein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.“

Wir teilen das Lied hier gleich in der Form mit, in der es Goethe der Öffentlichkeit übergeben hat. Der Genauigkeit wegen aber stehe auch der ursprüngliche Text hier, der noch einfacher, noch unmittelbarer ist, den man ein laut werdendes Sinnen nennen möchte:

„Über allen Gipfeln ist Ruh;
In allen Wäldern hörest du
Keinen Laut!
Die Vögelein schlafen im Walde;
Warte nur, balde, balde
Schläfst auch du!“

Im August des Jahres 1831 hatte Goethe den zweiten Teil des Faust vollendet und damit das größte Werk seines Lebens abgeschlossen.

In dem Glücksgefühle, das solche Vollendung eines durch viele Lebensjahre geförderten Werkes zu begleiten pflegt, sagte er zu Eckermann: „Mein ferneres Leben kann ich nunmehr als reines Geschenk ansehen, und es ist jetzt im Grunde ganz einerlei, ob und was ich noch etwa thue.“ In dieser frohen Stimmung, des Lebens Werk gethan zu haben, begab er sich, als sein Geburtstag nahte, nach Ilmenau, um den Tag der Rückschau und Rechenschaft in der Stille zu verleben. Am 26. August fuhr er mit dem Bergrat Mahr auf den Kickelhahn; und als er dort an dem Fenster des altbekannten Häuschens stand und der Blick in die Berg- und Waldesweite in seiner Seele die fernen Jugendtage heraufführte, sprach er leise vor sich hin: „Warte nur, balde ruhest du auch“, und dabei rollten ihm die Thränen über die Wangen.

Die Bleistiftschrift vom Jahre 1783 war bereits fast ganzlich verblaßt; Goethe erneuerte sie jetzt und setzte darunter nur die wenigen Worte: „Renov. 26. August 1831.“ Er wollte dieses Denkmal seines Lebens erhalten für die Zeit, da er nicht mehr sein würde.

Je höher nun die Verehrung Goethes stieg, desto größer wurde die Gefahr, daß dies Gedichtchen entwendet werden möchte. In der That wurden Versuche gemacht, es aus der Bretterwand auszuschneiden. Deshalb und um die eigenhändigen Schriftzüge Goethes besser zu erhalten, wurde die geweihte Stelle der Bretterwand unter Glas und Rahmen geborgen. Vor der nichts achtenden Zerstörung des Elementes aber konnte sie nicht gesichert werden.

Im August 1870 brannte das ganze Haus nieder; aber 1874 wurde es genau in der ersten Gestalt wieder aufgebaut und die Inschrift durch eine Photographie in den Goetheschen Schriftzügen ersetzt.

Überhaupt hält man in Ilmenau auf die Erinnerungen aus jener klassischen Zeit unsrer Dichtung. Im Gasthof zum Löwen heißt das Zimmer Nr. 1 das Goethezimmer, weil Goethe bisweilen darin gewohnt, namentlich aber seinen letzten Geburtstag, von dem wir oben gesprochen, darin gefeiert hat. Auch eine Mühle in der Lindenstraße, die damals das Endleich hieß, wird als Goethes Ilmenauer Wohnort gezeigt.



Das Goethehäuschen auf dem Kickelhahn.

Vor der Stadt liegt eine „Schillershöhe", unfern des „Grenzhammers", dem Schiller, was schwer zu beweisen sein möchte, die Anschauungen seines „Ganges nach dem Eisenhammer" verdanken soll. Große Zeiten und große Männer erwecken eben überall die Sagenbildung.

Die Klosterruine Paulinzelle. Etwa auf halbem Wege zwischen Ilmenau und Blankenburg, von wo wir ausgegangen sind, liegt die Klosterruine Paulinzelle in einem engen, wasserreichen Waldgrund, und neben ihm ein kleines schwarzburg-rudolstädtisches Dorf, welches den Namen vom Kloster geerbt hat. Der Ort wird viel besucht wegen der Kirchenruine, die zu den schönsten Deutschlands gehört. Einsamkeit und Stille, vor allem aber der grüne Waldwuchs,

welcher den stolzen Bau zu umschlingen und zu überwuchern trachtet, welcher sich in den Mauerbrüchen und Ritzen einnistet und dort sein unmerkliches Zerstörungswerk treibt — alles das trägt dazu bei, den Eindruck dieser Ruine unvergeßlich zu machen. Sie war einst, wie man noch gar wohl erkennen kann, eine Kreuzkirche in romanischem Stile und in großen Verhältnissen gebaut. Sie war genau orientiert, das Portal dem Hochaltar gegenüber, und so treten wir von Westen her ein. Zwei Türme standen einst zu den beiden Seiten des Einganges; der eine ist bereits völlig zerfallen. Im Innern der Ruine empfängt uns eine Vorhalle; ein großes aus Stein gehauenes Becken, welches darin vor einer Säule liegt, hält man für einen Weihkessel. Wir gehen weiter auf dem rasenbegrünten Boden und treten durch einen hochgeschwungenen Rundbogen in das Hauptschiff, das gegenüber vom hohen Chor wiederum durch einen Rundbogen geschieden ist. Hier zwischen den hohen Mauern, welche unten an hübsche Säulen gelehnt, oben aber von jenem triumphierenden Waldwuchs überragt sind — hier befinden wir uns unter dem vollen Eindruck dieses wundersamen Bildes, einem Eindruck, dessen Mystik noch vermehrt wird, wenn wir ihn uns in einer schönen Mondnacht gönnen.

So war aber der Eindruck nur noch bis zum Jahre 1877; denn in diesem Jahre ist das Bild dadurch etwas verändert, daß der Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt die südliche Mauer des Hauptschiffs, welche einzustürzen drohte, hat ausbessern und befestigen lassen. Es ist das auf Kosten des vorhin erwähnten Waldwuchses, aber mit malerischem Verständnis und geschickter Hand ausgeführt und darum in alle Wege dankeswert. Denn in dieser Ruine ist mehr zu erhalten und zu bewahren als das Bild für den Maler und Touristen; sie ist ein historisches Denkmal von keineswegs geringer Bedeutung.

Ihre Entstehung verdanken Kloster und Kirche jener unglückseligen Zeit, als in Deutschland der Gedanke um sich griff, daß man seinem Gotte nicht treu sein könne, ohne seinem Kaiser untreu zu werden, d. h. jener Zeit, als Gregor VII. mit kluger Benutzung der Selbstsucht der Herzöge auch die Entscheidung über die Angelegenheiten des Reiches Heinrich IV. entrungen und seinem Rom angemaßt hatte, und als vor der Trübung des äußeren wie des inneren Lebens Unzählige in Klöstern ihre Zuflucht suchten.

Gräfin Paulina, die Stifterin des Klosters, welche unter dem Namen Paulina reclusa in die Zahl der Heiligen aufgenommen ist, gehörte einer Familie an, deren Mitglieder fast ausnahmslos diese Richtung haben. Nur ein Sohn von ihren fünf Kindern mag anders geartet gewesen sein; daher denn von ihm ausdrücklich berichtet wird: laicus obiit, er sei als Laie gestorben.

Also vor Ablauf des 11. Jahrhunderts zog sich Paulina in diesen stillen Waldgrund zurück, vielleicht zunächst nur, um in eigner Zelle die rechte Gottesnähe zu finden. Aus der Zelle wurde dann wohl ein Nonnenkloster, welchem Paulina im Jahre 1106 mit Genehmigung des Papstes Paschalis II. das weit bedeutendere Mönchskloster hinzufügte. Für dieses wurde die große und schöne Kirche gebaut. — Wie die Gründung, so ist auch der Untergang von Paulinas Stiftung ein Zeichen seiner Zeit. Der Grund zur Aufhebung der Klöster in Sachsen und Thüringen war durch Luther und die Reformation gegeben. Nun verbanden sich aber die Gedanken der Glaubensreinigung und Gewissensbefreiung mit den Tendenzen des sozialen Neides; und so brach der Bauernkrieg aus, den

in Thüringen Thomas Münzer von Mühlhausen aus zur verheerenden Flamme schürte. Naturgemäß richtet der soziale Neid sich zunächst gegen diejenigen Klassen, welche, ohne an der Arbeit des Lebens teilzunehmen, nur zu genießen scheinen. Dazu rechnete der Bauer vor allem die Mönche; und nach dem, was man von den Mönchen von Paulinzelle erfährt, irrte der Bauer darin nicht.



Klosterruine Paulinzelle.

Also rückten die Scharen der beutegierigen Bauern aus Franken und Thüringen heran und zogen vor das Kloster; die Mönche flüchteten, aber die bewegliche Habe, die sie hinter sich ließen, raubten die Bauern.

Durch diese Plünderung vom Jahre 1525 ist Paulinzelle in den Ruf gekommen, eine „Klosterruine aus dem Bauernkriege“ zu sein. Das ist ungenau; die Bauern hatten geplündert, aber nicht gebrannt, und ihre Plünderung

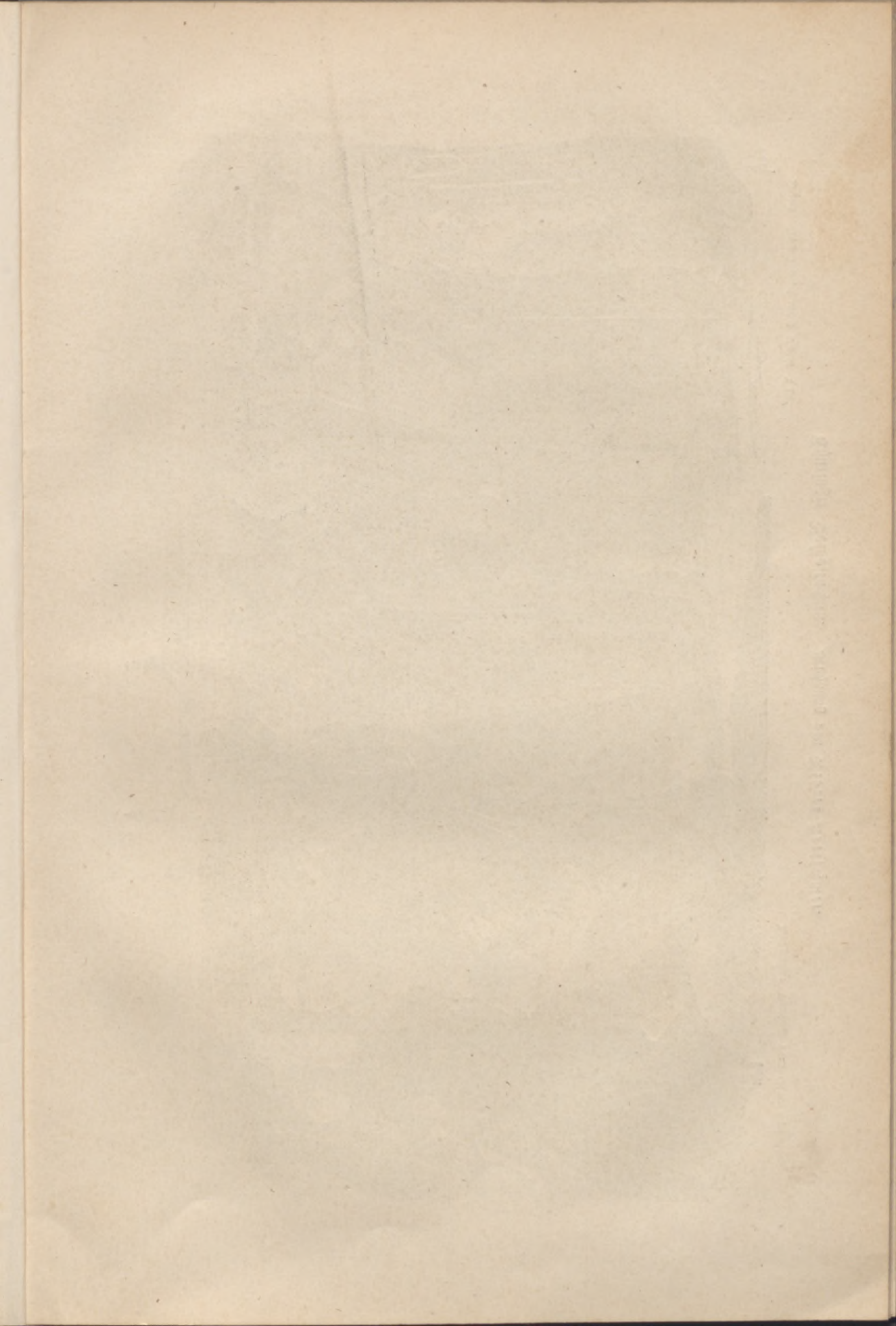
beweist nur, daß das Klosterleben den Schein der Verdienstlichkeit und Heiligkeit beim Volke längst völlig verloren hatte. Damit mochte dem Kloster das Recht der Existenz entzogen sein, nicht aber die Existenz selbst. Vielmehr kehrte der Abt, nachdem der Bauernkrieg durch grausame Gewalt der Fürsten und Vasallen beendet worden war, wieder in sein Kloster zurück, wobei es dahingestellt bleiben mag, ob sich alle seine Mönche wieder zu ihm fanden.

Nun erst wurden dem Kloster die realen Existenzbedingungen entzogen. Graf Heinrich von Schwarzburg, welcher Schirmvogt des Klosters war, aber seinerseits längst die lutherische Lehre angenommen hatte, nahm dem Kloster seine Güter und erklärte es endlich (1534) für aufgehoben. Der Abt, dem für die Dauer seines Lebens seine Wohnung in den Klosterräumen verbleiben sollte, rief Karls V. Hilfe an; aber selbst der mächtige Kaiser konnte den Gang der Dinge nicht wesentlich aufhalten: das Kloster blieb aufgehoben und seine Güter blieben weltlicher Besitz. Von den Gebäuden scheint sich das eigentliche Kloster in dem jetzigen Amtshause erhalten zu haben, während die übrigen Baulichkeiten wie alles, was seinen Zweck verloren hat, verfielen.

Die Kirche scheint durch einen zündenden Blitz ihres Daches beraubt zu sein; dann aber mögen des Baumaterials wegen auch viele Menschenhände an ihr gerupft und gezupft haben, wie denn andre Gebäude, die nicht wieder in Gebrauch gestellt waren, ohne Zweifel auf diese Weise verschwunden sind.



Goethes Handschrift im Kickelhahnhäuschen.





Deutsches Land und Volk VI. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Thüringer Volkstrachten. Zeichnung von Albert Kretschmer.



Die Schmücke.

Von der Schmücke nach dem Inselsberge. — Eisenach und die Wartburg.

Von der Schmücke nach dem Inselsberge. Die Schmücke (der Finsterberg und der blaue Stein). — Dorf Oberhof. — Auf der Thüringer Bleiche (Friedrichroda). — Panorama vom Inselsberge. — Liebenstein und Altenstein. — Die Glücksbrunner Höhle. — Reinhardsbrunn und die Marienglashöhle. — Eisenach und die Wartburg. Die Landgrafen von Thüringen. — Landgraf Hermann und der Sängerkrieg auf der Wartburg. — Die heilige Elisabeth. — Junker Jürg auf der Wartburg (die Lutherbuche bei Altenstein). — Ein Oktoberfest auf der Wartburg. — Die Hohe Sonne und Wilhelmsthal. — Blick in das Marien= und Annathal.

Die Schmücke (der Finsterberg und der blaue Stein). Dorf Oberhof. Der höchste Punkt des Thüringer Waldes, der auch im Winter bewohnt wird, ist die Schmücke. Die Schmücke ist eine Bestätigung der Darwinschen Entwickelungstheorie, denn sie ist vom Viehhaus zum Menschenhaus geworden. Der Gang ist ungefähr folgender. Als man sich entschloß, auf den schönen Bergwiesen eine Art von Sennwirtschaft anzulegen, erhielt der Aufseher derselben von der gothaischen Regierung zugleich die Erlaubnis zu gelegentlicher Aufnahme und Bewirtung der Bergwanderer. Noch heute hat man den Eindruck, daß der Gasthof ursprünglich nicht aus einer Spekulation auf Wanderlust und Bergvergnügen entstanden ist, denn er liegt keineswegs an einem besonders

gesuchten Aussichtspunkte; das möchte vielmehr für diese Gegend des Thüringer Waldes der Schneekopf sein, der mit seinem Aussichtsturme selbst seinen Nachbar, den Beerberg, den höchsten Gipfel des Gebirges, überragt; und der Schneekopf ist von der Schmücke immerhin noch eine halbe Stunde entfernt. Aber je besser man in Norddeutschland das Bergwandern lernte, je deutlicher man empfand, daß es dabei nicht bloß auf eine Reihe schöner Gebirgsbilder ankommt, sondern auch auf die Gebirgsstimmung, wie sie sich aus dem freien Atem auf der Höhe und aus der Urgesundheit der gesamten Umgebung herausbildet: desto größer wurde der Andrang der Fremden, desto mehr trat die Viehwirtschaft hinter der Gastwirtschaft zurück. Jetzt steht ein stattlicher Gasthof, wo früher die Wohnung des Aufsehers stand; und das wohlige Gefühl, auf der Bergeshöhe gut aufgehoben zu sein, läßt den Fremden dort gern verweilen.

Übrigens mag auch der frühere Wirt, der alte Joël, die Fremden angezogen und dadurch zur Hebung der Gastwirtschaft beigetragen haben. Eine Kraftnatur voll derben Witzes, burschikos und zugleich bieder, aber mit echt thüringischer Schlauheit ausgerüstet, war er wie geschaffen für diese gelegentliche Bewirtung, die seiner Zeit dort geübt wurde. Als dann gemäß den geänderten Verhältnissen von ihm verlangt wurde, er solle sich verbindlich machen, hinfort höheren Pachtzins zu zahlen, erklärte er sich nach langen Verhandlungen bereit, das Doppelte zu geben. Er hatte aber vorher gar nichts gezahlt, sondern sogar Gehalt bezogen. So wird erzählt; und wenn die Anekdote nicht ganz so wahr sein sollte, so illustriert sie wenigstens das, was wir von der Umwandlung des Viehhauses in ein Menschenhaus und von der Persönlichkeit des alten Joël gesagt haben.

Zu den Punkten, die von der Schmücke aus vorzugsweise besucht werden, gehört der Finsterberg, der, im Kamme des Gebirges liegend, durch seine regelmäßige Kegelform angenehm auffällt, übrigens durch den dichten Nadelwald, der ihn bedeckt, seinem Namen Ehre macht. Auf der nordöstlichen Seite brechen Felsen durch den Wald; auf ihnen liegt das Pürschhaus, das der Aussicht wegen oft aufgesucht wird. Man sieht von dort über das Gebirge hinweg nordwärts bis zum Kyffhäuser und nach Westen bis zu den blauen Bergen der Rhön; und so weiß man, daß man auf einem Gipfel steht. Vom Finsterberg führt der Rennsteig zum blauen Stein, diesem Porphyrfelsen, welcher sowohl durch seine Größe, als auch durch die scharfe Kante, in die er ausläuft, eigentümlich ins Auge fällt. Die Schmücke liegt an der vornehmsten Stelle des Gebirges. Der Finsterberg, der Schneekopf und der große Beerberg umstehen sie, und nach Osten hin schließt der Kickelhahn die Aussicht. Nur nach Süden in das Thal von Goldlauter mag man weiter hinunter- und hinausschauen bis zu dem schön gelegenen, gewerbthätigen Suhl.

Außerhalb dieses fast geschlossenen Bergkranzes liegt in nordwestlicher Richtung auf freiem Gebirgsrücken das Dorf Oberhof. Es liegt weniger hoch als die Schmücke, aber es ist eben ein Dorf. Auf saftig grüner Bergwiese stehen die schindelbedachten Häuschen in Gruppen verstreut, Fichtenwald ringsum als Wetterschutz und als Wahrer der Bergeinsamkeit. Der Wald ist nicht eben schön zu nennen; denn er trägt all die Spuren, die das Leben auf der Höhe auch für Bäume mit sich bringt. Bruch und Beugung unter Sturm und Schneelast zeigen sich überall, und was stehen bleibt, ergraut von schmarotzenden Flechten, die in krausen Büscheln oder schlichten Bärten an den Zweigen hängen.

Mitten durch dies stille Fleckchen Erde zieht die länderverknüpfende Straße. Es ist die Straße von Gotha nach Suhl, die beste, welche das Gebirge überschreitet. Zu ihr gehört das Gast- und Posthaus, das schon einigermaßen städtischen Charakter trägt und so die Mitte hält zwischen den Bauernhäusern und dem herzoglich gothaischen Jagdschloß. Die kleine hölzerne Kirche dagegen gehört auch dem Stile nach ganz zu dem ursprünglichen Dorfe.

Kein Wunder, wenn, wie die Schmücke, so auch Oberhof von den Bergwanderern und von den Liebhabern ländlicher Sommerfrische mehr und mehr aufgesucht wird. Ist es doch hier im Sommer, als ob der Winter seinen nachwirkenden Segen auf dem Fleckchen Erde gelassen hätte. Die Wiesen halten sich frisch infolge der nächtlichen Niederschläge und schmücken sich gegen den Herbst hin mit zahllosen Herbstzeitlosen. Das ist ein freundlicher Anblick, wenn auch der Landmann keine Freude daran hat. Dabei ist man nicht ganz abgeschlossen von der verkehrsreichen Welt: die Straße zieht vorüber und kreuzt sich hier und dort mit andern, und es waltet die Poesie des Posthorns, Erinnerung und Sehnsucht weckend.

Im Winter freilich ist es anders da droben. Da wird die Einsamkeit unerfreulich und selbst der Postverkehr oft mühselig. Aber wer fragt im Winter noch nach Schmücke und Oberhof? Schon der Gedanke daran geht schauernd durch die Seele, und man rückt näher an den Kamin.

Auf der Thüringer Bleiche (Friedrichroda). In einem freundlichen Wiesenthal liegt das Städtchen Friedrichroda. Nach Süden und Westen bilden den Thalrand hohe Berge, welche unmittelbar mit dem Rückgrat des Gebirges zusammenhangen, während nach Norden und nach Osten hin die einschließenden milderen Höhen das dahinter liegende freundliche Hügelland ahnen lassen. Daher hat auf dieser Seite das Bergstädtchen leicht durch eine Eisenbahn mit der Thüringer Bahn verbunden werden können, um so leichter, als es nur darauf ankam, die seit 1848 bestehende Pferdebahn von Fröttstedt nach Waltershausen zu verlängern und demnächst den Dampfbetrieb einzuführen. Das Bedürfnis einer solchen Verkehrserleichterung ist besonders durch den Andrang der sogenannten Sommerfremden fühlbar geworden. Die Städter, und zwar vorzugsweise Berliner, scheinen Friedrichroda besonders zu lieben und haben es zu einer eleganten Stadt gemacht. Die Friedrichrodaer wissen, wem sie diese Hebung ihres kleinen Gemeinwesens vor allen zu danken haben; denn sie haben dem Manne, der zuerst (1840) die Sommerfrische von Friedrichroda aufsuchte, sodann alljährlich wiederkehrte und allmählich andre nach sich zog, dort einen Denkstein gesetzt, wo er am liebsten spazieren ging. Das Denkmal ist dem bekannten Friedrich Perthes, dem Buchhändler aus Gotha, gewidmet.

Die Vorgeschichte der Stadt geht zurück bis auf den halb mythischen Grafen Ludwig mit dem Barte, der seinen Dienstmann Friedrich an dieser Stelle roden und ein Dorf anlegen ließ. Die Söhne Ludwigs des Springers verkauften das Dorf an das nahegelegene Kloster Reinhardsbrunn, als sie zum Loskauf ihres eingekerkerten Vaters Geld brauchten. Unter klösterlicher Oberhoheit wurde das Dorf zu einem Marktflecken; dieser kam nach der Zerstörung des Klosters (1525) an das herzogliche Sachsen und wurde 1597 zur Stadt erhoben.

Die Industrie der Stadt bestand ursprünglich in Weberei, die auch mit Garnhandel verbunden war; aber unter dem Einfluß des Sommerfremdenverkehrs ist daraus die durch ganz Norddeutschland bekannte Lohnwäscherei und Bleiche geworden. So wirken die Bedürfnisse der städtischen Kultur und des Luxus bestimmend auf den Gewerbfleiß bis in die abgelegenen Gebirgsthäler hinein. Die Forellen der Waldbäche werden von den Städtern gegessen, und die Wäsche der Städter wird auf den Waldwiesen gebleicht.

Zu den Vorzügen von Friedrichroda gehört die Nähe des Inselsberges. Man zählt zwölf Berge des Thüringer Waldes, die höher sind als der Inselsberg; aber einen schöneren weiß man nicht zu nennen. Wie auch der Name ursprünglich gelautet haben mag, jedenfalls hat das Volk es empfunden, daß der Berg wie eine Insel hervorragt aus seiner Umgebung, und hat den Namen danach umgebildet. Besonders nach Norden und Nordosten schaut der Inselsberg groß und bedeutend in die Thüringer Ebene hinein; wer dort auf der Bahn vorüberfährt, erfreut, ich möchte sagen erhebt sich an dem majestätischen Aufbau dieses Gipfels.

Dennoch paßt es auf den Inselsberg nicht ganz, was Goethe sagt: den Gipfel im Auge, wandeln wir gern auf der Ebene. Denn man ersteigt den Inselsberg auch gern und von Friedrichroda aus um so lieber, als die beiden hauptsächlichen Wege, die hinauf führen, auch ihrerseits schön und erfreulich sind. Von besonders malerischem Reiz ist der Weg durch den Lauchagrund, den wir oben mit Cottas Worten schon einigermaßen charakterisiert haben. Droben wird man für die Mühe des Steigens reich belohnt, und zwar nicht bloß durch diese Bergfreude, mit freiem Blick und freier Brust hinauszuschauen; nicht bloß durch Sonnenauf- und Untergänge mit ihrem Licht und Farbenspiel: sondern auch durch die Möglichkeit, sich von dem Turme aus, der die Höhe des Berges krönt, mittelst eines Fernrohres in weitem Umkreise zu orientieren, entlegene Landschaften an charakteristischen Punkten zu erkennen und sie gewissermaßen um den königlichen Berg und um des Beschauers Erinnerung zu versammeln.

Panorama vom Inselsberge. Man erreicht die Plattform des Turmes auf der Nordseite, und so ist es nur natürlich, wenn der Blick zuerst nach Norden vordringt, und zwar, wie das ja Menschenart ist, gleich so weit er kann. Das Auge ist der Tastsinn für die Ferne; in die Ferne dringt es daher, um am Horizonte selbst noch Gegenstände zu suchen, die es in das Gemälde hinneinnehmen kann. Es findet den Harz als die nördliche Grenze des Gesichtskreises und in ihm den Brocken, der bei klarer Luft noch bedeutend genug hervortritt. Da erwachen dann wohl Erinnerungen an die Stunden, die man auf dem Brocken zugebracht; aber es erwacht auch die allgemeine Erinnerung, die Geschichte, und man sagt sich: das ist die alte Grenze zwischen den Thüringern und den Sachsen; vom Harz aus fingen die Sachsen an gegen die Thüringer vorzudringen.

Vor dem Harze gewahrt man den Höhenzug, der vom Eichsfelde ausgehend in seiner Wurzel den Namen Dün hat und sich sodann als Hainleite nach Osten hin fortsetzt bis zur Sachsenburg an der Unstrut. Die Hainleite wird etwa in ihrer Mitte vom Auersberg bei Stollberg, an ihrem östlichen Ende vom Kyffhäuser überragt. Nachdem sie bei Sachsenburg von der Unstrut durchbrochen ist, nimmt sie den Namen Schmücke an und zieht sich weiter nach

Südosten, wird aber bald von einer Parallelkette, der Finne, sozusagen, verschlungen. Vor der Schmücke sieht man Schloß Tenneberg bei Walthershausen, das an der Schwelle des Thüringer Waldes liegt, vor der Finne Gotha mit seinem hohen Schloß und weiter östlich den Seeberg mit der Sternwarte.

Nach dem Aufhören der Finne sieht man in östlicher Richtung tiefer in die Thüringer Ebene hinein, woran der Steiger bei Erfurt und der Ettersberg bei Weimar kaum hindern. Am äußersten Horizont erkennt man die Saalberge mit dem Fuchsturm bei Jena, im Vordergrunde der Ebene aber die drei Gleichen (Gleichen, Mühlberg, Wachsenburg). Wendet man sich nach Südosten, so verliert man die Ebene aus dem Gesicht: der Thüringer Wald füllt unsern Gesichtskreis.



Friedrichroda.

Anfangs finden wir hinter dem Gebirgsgewoge des Vordergrundes am Horizonte die blaue Linie eines fernen Hochplateaus; es sind die Berge an der Schwarza, die selbst in dieser Entfernung ihre besondere Formation so deutlich erkennen lassen, daß sie uns vorkommen wie ein andres, fremdes Gebirge. Dann zieht der Kern des Gebirges an unsrem Blick vorüber, und es grüßen uns nach der Reihe die alten Bekannten, der Kickelhahn, der Schneekopf, der Beerberg. Fast nach Süden muß man sich wenden, um wieder Berge zu finden, die außerhalb der Sphäre des Thüringer Waldes liegen. Da ragen die Gleichen oder Gleichberge bei Römhild hervor, die von Süden ins Werrathal, die südwestliche Grenze des Thüringer Waldes, hinabschauen. Sie gehören dem Henneberger Berglande an und hängen mit der Rhön zusammen. An den

Gleichbergen vorüber streift der Blick schon ins Frankenland, wo er gerade im Süden die Haßberge, etwas weiter westlich den Steigerwald findet, die ersteren diesseit, den andern jenseit des Main. Aus der Ferne erscheinen sie trotzdem wie ein Zug, den zu verfolgen das Auge nur durch den Großen Dolmar verhindert wird, der, zu den südwestlichen Vorbergen des Thüringer Waldes gehörig, sich breit vor die Haßberge stellt. Weiter nach Südwesten hin schweift unser Blick über den alten Gau Grabfeld in die fränkische Ebene hinein, bis er von den Bergen der Rhön angezogen wird. Der Kreuzberg, die Große Wasserkuppe und die Milseburg treten hervor, überhaupt aber macht die Nacktheit der Gipfel und Rücken den Eindruck des Hochgebirges. Auch die sogenannte Vorderrhön, die uns schon fast westlich liegt, und mehr organisches Leben birgt, wird trotz geringerer Höhe interessant durch ihre scharfen Kuppen, eine Folge ihres vulkanischen Ursprungs. Westlich und nordwestlich öffnet sich das hessische Hügelland, aus dem das Knüllköpfchen vom Knüllgebirge und ganz nordwestlich der Meißner herübergrüßt. Freilich, viele beachten den Gruß nicht, sondern lassen ihren Blick von der Wartburg fesseln, die im Vordergrunde frei vor dem Meißner liegt. Weiter nach Norden folgt das Eichsfeld, von dem uns der südwestliche Bergzug des Hainich zurückführt zu dem Hörselberge, und so etwa zu dem Punkte, von dem unser Blick seine Wanderung begann.

Liebenstein und Altenstein. In südwestlicher Richtung liegt am Fuße des Inselsberges das Dorf Liebenstein. Man steigt dahin entweder durch das anmutige Thüringer Thal oder an der Lutherbuche vorbei durch den Luthergrund hinab. Der Wanderer freilich, oder wie das herkömmliche Wort lautet, der Tourist, wird seine Rechnung in Liebenstein kaum finden. Ist es doch ein Bad, und zwar das gesuchteste und vornehmste Bad in Thüringen. Da hat man für den Wandersmann mit den bestäubten Füßen wenig Zeit und wenig Raum. Auf den wohlgepflegten Landstraßen herrscht die glänzende Karosse, auf den Promenaden die modernste Toilette; es ist, als ob von den fürstlichen Herrschaften von Koburg und Meiningen, welche zuerst, wenn auch vor langer Zeit, das Bad in Flor gebracht, ein hofmäßiger Ton zurückgeblieben wäre. Trotzdem verschmähe auch der Wanderer nicht die schönen Bade-Einrichtungen und Anlagen in Augenschein zu nehmen, das Kurhaus, die Trinkhalle, die Esplanade und vor allem die dem Herzog von Meiningen gehörige Villa Feodora mit ihren vortrefflichen Gartenanlagen.

Oberhalb des Wäldchens, an welches sich das Kurhaushotel lehnt, steht oder vielmehr liegt in Trümmern der alte Liebenstein, d. h. die Burg, von welcher das Dorf seinen Namen ableitet und deren einstige Besitzer es wohl auch gründeten. Diese Trümmer enthalten ein Stück deutscher Reichsgeschichte; denn sie erzählen von der Strenge, mit welcher Kaiser Maximilian II. und in seinem Auftrage Kurfürst August von Sachsen den Bruch des Landfriedens gerächt haben. Asmus von Stein nämlich, welcher zur Zeit der Grumbachischen Händel die Burg Liebenstein besaß, verließ seinen Lehnsherrn, Johann Friedrich den Mittleren, auch dann nicht, als dieser den geächteten Grumbach in seinen Schutz nahm und in rührender Verblendung den Zorn des Kaisers und die überlegene Kriegsmacht Augusts von Sachsen auf sich zog. Infolge dessen wurde die Burg Liebenstein

im Jahre 1567 gebrochen; ebenso wie der Trotz Johann Friedrichs gebrochen wurde, welcher 28 Jahre lang in kaiserlicher Gefangenschaft schmachten mußte.

Allerdings ist die Burg Liebenstein bereits von Asmus' Sohne, Hermann von Stein, wieder aufgebaut und erst nach dem Aussterben dieses Geschlechtes für immer zur Ruine geworden; aber wer genauer untersucht, findet auch in den Trümmern noch die Spuren der ersten gewaltsamen Zerstörung, oder wenigstens solche Reste, welche die erste Zerstörung überdauert haben und nachher in den Neubau hineingezogen worden sind.



Blick auf den Inselsberg.

Auch das unfern gelegene Altenstein hat seine Schloßtrümmer. Die populärste Erinnerung aus der Geschichte dieses Schlosses ist, daß es zur Reformationszeit im Besitze des Ritters Hunt von Wenkheim war, der als treuer Lehnsmann des Kurfürsten Friedrichs des Weisen einer von den vermummten Rittern war, die mit Hans von Berlepsch, dem Schloßvogt von der Wartburg, Martin Luther im Jahre 1521 im Thüringer Walde aufhoben und auf die Wartburg in Sicherheit brachten. Der Ort dieses Überfalls, die Lutherbuche, liegt eben, wie schon vorher angedeutet, ganz in der Nähe. Zweihundert Jahre später fiel die Burg an das Herzogshaus Sachsen-Meiningen, wurde aber bald ein Raub der Flammen. Man hat sie nicht wieder aufgebaut, sondern ein schlichtes Sommerhaus davorgestellt, das nur durch den Felsen, auf welchem es steht, eine gewisse Höhe hat und mit seiner ganzen Umgebung eine so lichte Freundlichkeit ausstrahlt, daß man die finsteren Schloßtrümmer völlig übersieht.

Überhaupt ist lichte Freundlichkeit der Charakter Altensteins. Wohl ist es die Sommerresidenz eines Herzogs; aber der Wanderer fühlt sich durchaus nicht durch hofmäßige Einrichtungen abgestoßen oder ausgeschlossen. Wie das freundliche Sommerschloß sich dort gleichsam traulich an Fels und Ruine lehnt, wie der Gasthof und die Dienstwohnungen, welche dem Schloß im Halbkreis gegenüberliegen, sich gleichsam dem Walde in den Arm geben, so bestreichen hier die Gräser und Blumen des Gartens den staubigen Fuß des eintretenden Wanderers. Diese Farbenpracht der Blumen in schön gezeichneten, wohl gepflegten Beeten erquickt den Wanderer, der aus dem Walde, etwa vom Inselsberge herunterkommt, am meisten. Das ist wie eine Oase in der Wildnis.

An den Blumengarten schließt sich der Park, der sich bis zu den Felsstufen hinzieht, mit denen die Altensteiner Höhe nach Schweina und dem Werrathale abfällt. Er ist mit viel landschaftlichem Verständnis angelegt, dieser Park, ich möchte besonders auf das sogenannte Morgenthor hinweisen; aber auch die Sage ist benutzt und zu einer Art von geistigem Hintergrund, ich möchte sagen zur Resonanz dieser landschaftlichen Harmonie gemacht. Da ist der Bonifaciusfelsen, von dem herab der Apostel Thüringens gepredigt haben soll; da ist der Hohlenstein, in dessen Höhlung eine Äolsharfe singt und saust, eine schöne Verklärung des wundersamen Grauens, das uns vor Höhlen ergreift, und das die Volkssage vermochte, einen schrecklichen Drachen in dem Hohlensteine hausen zu lassen.

Freilich die große Glücksbrunner Höhle, welche von Altenstein 1 km entfernt ist, wäre solchen Sagenausschmucks würdiger gewesen. Allein sie wurde erst im Jahre 1799 entdeckt, und das war keine Zeit für die Mystik der Sage. Man hat die naturwissenschaftlichen Schätze, die sie barg — Knochen vorweltlicher Tiere — gehoben und in Meiningen aufbewahrt, die Höhle selbst aber dem Publikum geöffnet, das besonders an Sonntagen zuströmt, weil dann die ganze unterirdische Halle oder Hallenreihe erleuchtet wird. Einen besondern Eindruck macht das Wasser, das die Höhle durchfließt und auf dem man sogar eine Kahnfahrt machen kann, wenn man dergleichen im unterirdischen Dunkel liebt und das Trinkgeld nicht scheut.

Wenn man aus der Höhle wieder hervor an das Tageslicht tritt, ist fast jeder nur halb befriedigt, daß er eben der Wißbegier oder auch der Neugier das Opfer gebracht hat, und freut sich, daß es vorüber ist. Draußen lacht uns ein schönes Bild entgegen, denn wir schwingen uns auf Flügeln der Phantasie über den Inselsberg sofort nach Reinhardsbrunn, diesem Seitenstück von Altenstein. In der Mitte die Riesenbüste des Inselsberges, rechts und links die beiden Gemälde Altenstein und Reinhardsbrunn als Pendants — es ist eine schöne Dekoration.

Auf Reinhardsbrunn liegt, im Gegensatz zur reizenden Freundlichkeit Altensteins, eine stille Erhabenheit. Dunkler Wald dringt von allen Seiten heran; stille Wasser, die als Seen oder Schwanenteiche den Thalgrund durchziehen, machen den Eindruck der Tiefe, und die wunderschönen alten Linden, die teils in Gruppen, teils einzeln auf dem Rasengrunde des Schloßparkes stehen, mahnen an die Vergangenheit. Überhaupt blickt uns aus dem Bilde „Reinhardsbrunn“ auch die Geschichte mit ernstem Auge an; und das erkannte Herzog Ernst I. von Koburg-Gotha sehr wohl, als er im Jahre 1835 sein Schloß in altdeutschem Stile und großenteils auf den Fundamenten der untergegangenen Abtei errichten ließ. Das Kloster Reinhardsbrunn ist, wie bereits oben erwähnt, von Ludwig

dem Springer gestiftet worden zur Buße für seine Vermählung mit der Pfalzgräfin Adelheid, deren Gemahl Friedrich er auf der Jagd erschlagen haben soll. Diese Buße aber genügte nicht, sein Gewissen zu befreien; sondern als in seinem Alter ihm die Thatkraft erlosch, meldete sich die alte Schuld wieder und forderte der Buße mehr. Da ließ er Adelheid in das Kloster Zscheiplitz gehen, er selbst aber trat in die Benediktinerabtei Reinhardsbrunn. Dort hat er seine Ruhe wiedergefunden, wenn auch vielleicht erst im Grabe. Er starb im Jahre 1123.



Liebenstein.

So ist Reinhardsbrunn zur Totengruft der thüringischen Landgrafen geworden und ist es auch ferner geblieben bis zum Jahre 1440. Mit dem Erlöschen der geraden landgräflichen Linie in diesem Jahre begann die Bedeutung des Klosters beträchtlich abzunehmen, seine Blüte hinzuwelken, bis im Jahre 1525 der Bauernkrieg ihm den Garaus machte.

Als nun später, nachdem die Bauernflut sich verlaufen hatte, die Mönche ihr geplündertes und zerstörtes Kloster wieder aufsuchten, wies sie Johann der Beständige fort und zog das Klostergut ein. Was von den Grabdenkmälern der thüringischen Landgrafen aus dem Bauernsturm gerettet ist, hat in der Schloßkirche Aufnahme gefunden, die der jetztregierende Herzog von Gotha erbaut und durch die „Kirchgalerie“ mit dem Schlosse verbunden hat.

Auch eine Höhle hat Reinhardsbrunn in seiner Nähe; wie wäre es auch sonst das vollständige Gegenstück zu Altenstein! Es ist die Marienglashöhle, ein Gipssteinbruch, der, mit einer weiten Halle beginnend, tief in die Erde

hineingearbeitet ist und besonders durch seine scharfgezackten, glitzernden und spiegelnden Kristalle das Publikum anzieht. Diese Kristalle sind eben das, was man Marien- oder Frauenglas nennt und was der Höhle den Namen gegeben hat. Wer das Glück gehabt hat, die Höhle an einem derjenigen Sonntage zu sehen, an denen sie ganz erleuchtet und diese unterirdische Lichtwirkung noch durch Musik verstärkt wird, pflegt des Lobes voll zu sein; mir ist es nicht so wohl geworden.

Wenn man, wie wir es gethan, bei Rudolstadt in den Thüringer Wald hineingeht, um seinem Höhenzuge zu folgen und die Wanderung auf der Wartburg zu beendigen, so hat man, sei es das Glück, sei es die Weisheit gehabt, sich das Beste bis zuletzt aufzubehalten. Pflegt man Schwarzburg die Perle unsres Gebirges zu nennen, so ist die Wartburg die Krone. Wie zu seiner Krone schaut Eisenach zu ihr auf und findet es natürlich, daß die zuströmenden Fremden nicht der Stadt, sondern der Burg wegen kommen; dieser Burg, die durch Schönheit der Ansicht wie der Aussicht, namentlich aber durch den wunderbaren Reichtum ihrer Erinnerungen die Seele des Besuchers mit so großen Vorstellungen und mit so wohlthuenden Empfindungen erfüllt, wie kaum eine andre in deutschen Landen. Der Berg, auf welchem die Wartburg liegt, gehört zu diesem Trümmergestein, welches die gesamte Umgegend von Eisenach bildet, und dessen Hauptmasse, das Rotliegende, von mannigfachen Gesteinsarten durchsetzt und auch wohl überdeckt ist. Daß er zum Platz für die Burg erwählt ist, verdankt er dem freien Blick, welchen er, als das Ende des Gebirgszuges, besonders in die nördlich gelegene Ebene gewährt. Das liegt wohl auch in der übrigens ziemlich platten Sage von der Gründung dieser Burg: Ludwig der Springer war auf der Jagd zufällig auf den Berg geraten, erfreute sich an der schönen Aussicht und rief: „Wart, Berg, du sollst mir eine Burg werden“, und ließ dann unter mannigfachen Schwierigkeiten dem Worte die That folgen.

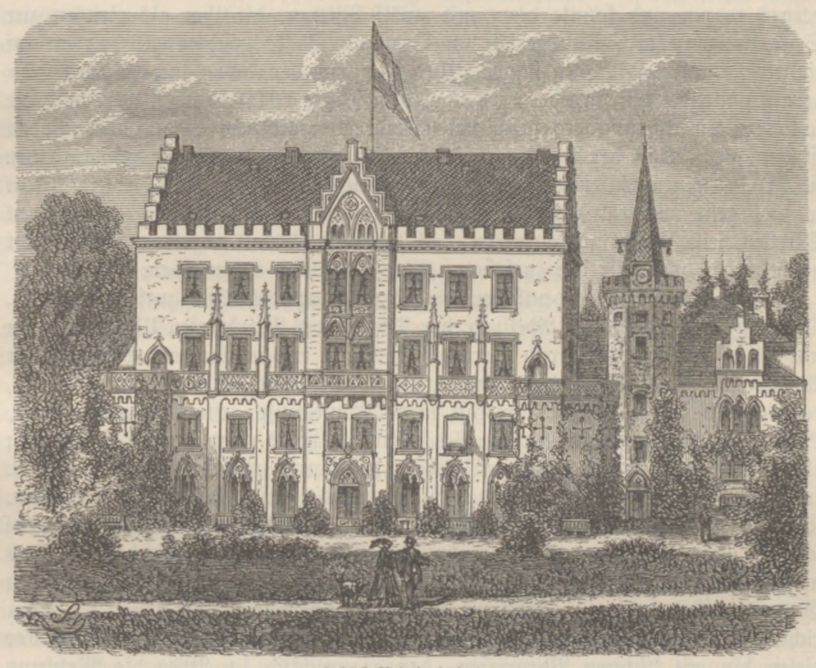
Als Schöpfung und als jahrhundertelange Residenz der Landgrafen ist die Wartburg in der geschichtlichen Betrachtung nicht von dem landgräflichen Hause zu trennen. Wir beginnen daher mit dem Stammvater dieses Fürstengeschlechtes, und bei jedem seiner Nachfolger verweilend, fügen wir je an seinem Ort und zu seiner Zeit alles das ein, was die alte Burg im Wandel der Zeiten geschaut und erfahren hat.

Graf Ludwig der Bärtige erhielt von Kaiser Konrad II. im Jahre 1039, also kurz vor dem Tode des Kaisers, die Bestätigung des Besitzes von Altenberga, einem Dorfe bei Georgenthal, das er nebst der Umgegend käuflich erworben hatte. Dazu schenkte ihm der Kaiser die Loibe, einen Strich des noch unangebauten nordwestlichen Thüringer Waldes, der von dem Inselsberge und Übelberge nach Norden sich bis Tabarz und Rödichen, nach Süden aber über den Spießberg und Broterode erstreckte. Wenn die Schenkungsurkunde, welche aus dem Kloster Reinhardsbrunn nach Gotha gekommen ist, unecht ist, wie die historische Kritik behauptet, so bleibt doch die Thatsache unangefochten, daß Graf Ludwig um die genannte Zeit in den Besitz dieser Ländereien kam, und das ist uns für unsern Zweck genügend.

Die Herkunft Ludwigs mit dem Barte ist durch mancherlei Sagen verdunkelt. Ein Franke soll er sein, und zwar, wie einige ältere Genealogen sagen, einer

von den in der Gefangenschaft gezeugten Söhnen Karls von Lothringen, der im Kampfe um das karolingische Erbreich in Hugo Capets Hände gefallen war. Eine Vermutung, für die nichts weiter spricht, als die Nachricht französischer Chronisten, die Söhne jenes Karl von Lothringen seien aus Frankreich verwiesen und vom (deutschen) Kaiser an seinem Hofe aufgenommen worden.

Der Wahrheit, oder soll ich sagen: der Wahrscheinlichkeit näher kommt die Angabe älterer Quellen, daß Ludwig ein deutscher Franke gewesen sei und als Verwandter Konrads II. oder der Kaiserin Gisela jene Schenkung erhalten habe.



Schloß Reinhardsbrunn.

Freilich die Geringfügigkeit der Schenkung, die Ludwig zwang, selbst an der Urbarmachung des Landes eifrigen Anteil zu nehmen, spricht wenigstens gegen eine nahe Verwandtschaft. Und da sich für den fränkischen Ursprung Ludwigs überhaupt nichts Durchschlagendes beibringen läßt, so ist es wohl nicht bloß dem thüringischen Selbstgefühl, sondern auch der Wahrheit gemäß, wenn wir Ludwig als einen Thüringer hinstellen, der durch eigne Tüchtigkeit sich und seine Nachkommen zum Mittelpunkt des thüringischen Lebens gemacht hat.

Ludwig wohnte die letzten zehn Jahre seines Lebens auf der Schauenburg, die er sich inmitten seiner Besitzungen erbaut hatte und von der jetzt wenigstens noch der Name an dem Felsen haftet, der ihr zum Fundamente diente. Die Besucher von Friedrichroda kennen die Schauenburg als einen gern besuchten Aussichtspunkt. Gestorben ist Ludwig in Mainz, als er im Jahre 1056 von der Bestattung Heinrichs III. zu Speier nach seiner Schauenburg zurückreisen wollte.

Ludwig der Springer muß, wenn die überlieferten Jahreszahlen richtig sind, beim Tode seines Vaters noch ein Kind gewesen sein; dann aber hat er seine Regierungszeit mit so mancher guten und so mancher bösen Mannesthat ausgefüllt, daß er ein Lieblingsheld der thüringischen Sage geworden ist, die im Einklange mit dem Erfolge seiner Thaten das Böse zum Guten gewendet hat.

Als er in noch jugendlichem Alter, im Jahre 1067, die Wartburg zu erbauen anfing, thaten die Herren von Frankenstein, welche auf dem Metilstein wohnten, Einspruch und riefen das Urteil des Kaisers an. Da ließ Ludwig bei Nacht und Nebel aus seinem Gebiete viel Erdreich auf den Gipfel des Wartberges tragen und konnte dann mit zwölf Rittern, die ihm als Zeugen zur Seite standen, im Schiedsgericht an Ort und Stelle beschwören, daß er auf eignem Grund und Boden stände. Und so durfte der Bau ohne weiteres Hindernis vollendet und in oder bald nach dem Jahre 1070 bezogen werden. Die schlaue Verwechselung des geschütteten Erdreichs mit dem Grund und Boden ist ein Zug, der in der Volkssage bis auf Eulenspiegel häufig vorkommt. Aber sie ist eben einem Eulenspiegel eher zuzutrauen, als dem Grafen Ludwig. Allein so viel geht immerhin aus der Erzählung hervor, daß Ludwig im eifrigen Streben, seine Macht zu erweitern, auch List und Gewalt anzuwenden sich nicht gescheut hat, wenn sie ihn zu seinem Ziele zu führen versprachen.

Das beweist noch deutlicher die Ermordung des Pfalzgrafen Friedrich. Dieser war vermählt mit Adelheid, der Tochter des Markgrafen Udo von Stade und Alsleben. Graf Friedrich war noch sehr jung und mochte darum der schönen Adelheid nicht genügen. Wenigstens warf sie ihr Auge auf den Grafen Ludwig, der damals in voller Manneskraft und Mannesreife gestanden haben muß. Ludwig mochte seinerseits für die Schönheit Adelheids nicht unempfindlich sein; aber mehr noch zog ihn wohl die Aussicht, daß durch eine Verbindung mit dieser erlauchten Frau die Macht und der Glanz seines Hauses werde erhöht werden. Kurz, er verstand sich dazu, den Pfalzgrafen Friedrich zu erschlagen oder erschlagen zu lassen, wenn Adelheid ihm eine Gelegenheit dazu verschaffte. Das war bald gethan. Auf eine mit Ludwig verabredete Stunde läßt Adelheid ihrem Gatten ein Bad besorgen. Während der nun in der Wanne sitzt, kommt die Nachricht, Graf Ludwig jage in dem Revier des Pfalzgrafen, und Adelheid tritt vor diesen hin mit bitteren Vorwürfen, daß er weichlich im Bade die Wahrung seiner Rechte und seines Eigentums versäume. Da springt Friedrich auf, unbewaffnet, nur leicht gekleidet eilt er zur Stelle und wird ohne Kampf von Ludwig niedergestoßen. Das geschah im Jahre 1085 bei Zscheiplitz an der unteren Unstrut, wo auch Ludwig von seiner Mutter her nicht unbedeutende Besitzungen hatte. Nach einigen Monaten gebar Adelheid einen Sohn, der nach seinem Vater Friedrich genannt wurde; und als die Trauerzeit abgelaufen war, reichte sie Ludwig ihre Hand und brachte den kleinen Friedrich dem Manne als Stiefsohn mit, der ihm den Vater erschlagen hatte. Ja, der Vater des Erschlagenen gestattete, daß Ludwig die Vormundschaft für seinen Enkel übernahm.

Das etwa ist das Thatsächliche, an dessen wesentlichem Gehalt es nichts ändert, wenn manche Berichte die Mordthat unmittelbar von andrer Hand vollziehen lassen. Denn mindestens für den Urheber des Mordes haben sämtliche Zeitgenossen Ludwig gehalten. Und darin liegt gerade das größte Rätsel dieser Geschichte. Denn wie war es möglich, daß eine so landkundige Unthat

weder vom alten Pfalzgrafen Friedrich gerächt, noch vom Kaiser gerichtet wurde? Hat Pfalzgraf Friedrich um des nachgebornen Enkels willen verziehen? Hat der Kaiser dem getreuen Ludwig, der während aller jener Sachsenkriege Heinrichs IV. zum Kaiser hielt, nicht wehe thun wollen? Es ist nicht zu entscheiden; fest steht nur, daß Ludwig ohne jede äußere Schwierigkeit die Frucht seiner That geerntet hat.

Wie unglaublich dies ist, beweist die Volkssage, welche Ludwig vom Kaiser gefangen führen läßt auf den Giebichenstein bei Halle. Aber so sehr die Sage Gerechtigkeit verlangt, sie hat doch auch Freude an der Heldenkraft, und so hilft sie dem Gefangenen, sich selbst wieder zu befreien, indem sie ihn jenen fabelhaften Sprung vom Giebichenstein in die Saale wagen und vom andern Ufer aus auf bereit gehaltenen Pferden das Weite, die Freiheit gewinnen läßt.

Diese Sage von Ludwigs Gefangenschaft mag daraus entstanden sein, daß das Volk eine spätere, fast dreijährige Gefangenschaft, in die Ludwig durch den Kaiser geführt wurde, mit jener Schuld in Beziehung setzte. Diese Gefangennehmung Ludwigs fand aber erst im Jahre 1114 und zwar in Mainz statt bei Gelegenheit der Vermählungsfeier Heinrichs V. mit Mathilde von England. Den Zorn des Kaisers hatte Ludwig wenigstens ursprünglich sich dadurch zugezogen, daß er mit andern thüringischen und sächsischen Großen sich gegen die Einziehung der orlamündischen Erbschaft durch Heinrich aufgelehnt hatte.

In welchem Zusammenhange die Gründung des Klosters Reinhardsbrunn mit Ludwigs Mordthat und Verheiratung stehen soll, ist oben bei Reinhardsbrunn erzählt worden.

Ludwig der Springer starb 1123. Er hinterließ seinen Landbesitz seinen beiden ältesten Söhnen, Ludwig I. und Heinrich. Der Letztere wurde 1130 ermordet und Ludwig sein Erbe. Da dieser durch seine Vermählung mit der Erbtochter des Grafen Giso von Gudensberg reiche Güter in Hessen zu erwarten hatte, erhob ihn Kaiser Lothar 1130 zum Reichsfürsten, also hat mit ihm die Reihe der thüringischen Landgrafen begonnen. Seitdem steht ganz Thüringen als selbständige Provinz des Reiches unter der einheitlichen Verwaltung eines heimischen Fürsten, der im Kriege die gesamte Heereskraft Thüringens unter eignem Banner führt. Und dadurch erst wird die Wartburg, die landgräfliche Residenz, für die Folgezeit der wahrhafte Mittelpunkt des Landes.

Landgraf Ludwig II., der Eiserne, folgte im Jahre 1140 seinem Vater in noch jugendlichem Alter. Er war ein treuer Anhänger der Hohenstaufen, die zu seiner Zeit die Kaiserkrone trugen. Im Jahre 1148 vermählte er sich mit Jutta, einer Schwester des nachherigen Kaisers Friedrich Barbarossa, und lieferte dadurch den Beweis, daß das landgräfliche Haus bereits den ersten Fürstenhäusern gleich geachtet wurde. Daß auch er, wie seine Vorfahren, mit Ernst bemüht gewesen ist, die Macht seines Hauses zu befestigen, beweist die anmutige Sage von dem Schmied in Ruhla und dem Edelacker bei Freiburg. Der Landadel Thüringens, erzählt die Sage, benutzte Ludwigs Jugend, um dem Thüringer Volk durch unerträgliche Auflagen, ja durch Wegelagerung und Räuberei den Beutel leicht, das Leben schwer zu machen. Ludwig aber, der seinen Adel immer froh und guter Dinge um sich sah, ahnte davon nichts, weil er noch nichts davon verstand. Einst aber hatte er sich auf der Jagd, die er sehr liebte, verirrt; der Abend brach herein, und er konnte den Weg zur Wartburg nicht wieder finden. Da hörte er Hammerschläge durch die Nacht klingen,

und ein Schmiedefeuer blitzte durch das Walddunkel. Ludwig eilt hinzu, tritt in die Schmiede und bittet um ein Nachtlager. Der Schmied hält ihn für einen Junker vom Wartburger Hofe und weist ihm verdrießlich einen Stall oder Schuppen zur Nachtherberge an. Ludwig ist es zufrieden; aber Schlaf findet er nicht, denn die wuchtigen Hammerschläge des Meisters tönen zu ihm herüber, und zu jedem Schlage spricht der Mann: „Landgraf, werde hart!“ Morgens fragt Ludwig dem Sinn dieser Worte nach und erfährt nun, was er bisher nicht geahnt und nicht verstanden, daß der Übermut seines Adels zugleich das Leid seines Volkes ist. Das trifft ihn tief, und er gelobt sich, das zu ändern. Nun aber zeigte der Adel auch ihm seinen Trotz, und Ludwig erkannte, daß er diesen brechen müsse. Aus Bürgern und Bauern sammelt er ein Heer, überzieht die Burgen der Herren und nimmt sie selbst gefangen. Dann führt er sie nach Freiburg (damals noch Neuenburg geheißen), läßt sie je vier vor einen Pflug spannen und so nach der Reihe das ganze Feld umackern. Wer sich sträubte oder lässig war, fühlte seine Schläge; denn er selbst führte den Pflugsterz und die Geißel. So lehrte Ludwig seine Edeln die Qualen kennen, mit denen ihr Übermut das arme Volk heimgesucht hatte. Er selbst aber trug seitdem, um vor den Nachstellungen des Adels gesichert zu sein, einen eisernen Panzer und wurde daher der Eiserne genannt. Bürger und Bauern aber segneten ihn, denn er hatte ihnen geholfen.

Daß Ludwig eine entschiedene Fürstenmacht ausübte, beweist auch die Sage von der lebendigen Mauer, übrigens eine Sage, die auch anderswo vorkommt. Friedrich Barbarossa besucht seinen Schwager auf der Neuenburg. Er findet dieselbe stattlich genug, vermißt aber die Mauer. Da macht sich Ludwig anheischig, eine solche in einer Nacht zu bauen. Friedrich schüttelt den Kopf; aber am andern Morgen sieht er in festem Ringe die Burg von Gewappneten umgeben, Rittern und Knechten, denn keiner hatte sich dem schleunigen Aufgebot zu entziehen gewagt. Der Kaiser aber staunte über die Menge der Ministerialen, Ritter und Edlen, die der Herrschaft seines Schwagers unterthänig waren. Und auch der tote Ludwig erfreute sich noch des bangen Gehorsams seiner Mannen. Denn als er von einem Feldzuge gegen Polen, den er mit Kaiser Friedrich unternommen, zurückkehrend im Jahre 1172 auf der Neuenburg gestorben war, weigerten jene sich nicht, seiner Bestimmung gemäß seine Leiche von Neuenburg nach Reinhardsbrunn zu tragen. Sie fürchteten, fügt die Sage hinzu, er sei wohl gar nicht tot, sondern wolle nur den Gehorsam seines Adels auf die Probe stellen.

Sein Sohn und Nachfolger Ludwig der Fromme behielt die politische Richtung seines Vaters bei. Er unterstützte seinen kaiserlichen Oheim mit einer Treue, die selbst sein freundliches Verhältnis zum Papste und zu Heinrich dem Löwen nur leicht und vorübergehend zu trüben vermochte. Ein Lohn für diese Treue war es, daß Friedrich nach dem Tode des Pfalzgrafen von Sachsen, Albrecht von Sommersenburg, unsrem Ludwig diese pfalzgräfliche Würde verlieh.

Auch auf dem berühmten Kreuzzuge vom Jahre 1189 war Ludwig bereit, seinen Oheim zu begleiten. Nur über den Weg zum heiligen Lande konnte er sich mit demselben nicht einigen; er zog die Fahrt zur See vor und landete bei Tyrus, wo er von Konrad von Montferrat ehrenvoll aufgenommen wurde. Auf dringende Mahnrufe, die von dem Belagerungsheere vor Ptolemais an ihn

ergingen, zog er dorthin und bestimmte auch Konrad von Montferrat ihm zu folgen, der sich bisher wegen seiner Feindschaft mit König Veit fern gehalten hatte. Er hat dort glänzende Waffenthaten gethan und auch als Anführer, zeitweise sogar des ganzen Heeres, sich hohes Ansehen erworben. Die Nachricht von dem Tode des Kaisers im Kalykadnus lähmte die ganze Unternehmung und schwächte namentlich die Stellung der Deutschen im Kreuzheer. Die Heerestrümmer, welche Friedrichs gleichnamiger Sohn herzuführte, vermochten das nicht abzuwenden. Ist nun Ludwig im Verdruß darüber erkrankt, oder war er, wie auch berichtet wird, ernstlich verwundet, kurz, er sehnte sich, wie kranke Menschen thun, nach der Heimat, und sollte sie doch nicht wiedersehen. Er starb noch im Jahre 1190 auf der See, und nur seine Gebeine wurden heimgebracht in die Gruft der Väter zu Reinhardsbrunn.

Da Ludwig keinen Sohn hinterließ, beanspruchte sein Bruder Hermann, welchem Ludwig schon bei seinen Lebzeiten die Pfalzgrafschaft in Sachsen überlassen hatte, die Nachfolge in Thüringen. Kaiser Heinrich VI. aber dachte die thüringischen Lehen zum Reiche einzuziehen und würde von diesem Plane schwerlich abgestanden sein, wenn er nicht gefürchtet hätte, dadurch Hermanns ganzen Anhang in das Lager Heinrichs des Löwen zu treiben, der mit Krieg drohte, während der Kaiser selbst ja in Italien dringend nötig war, um das Erbe seiner Gemahlin Konstanze, Neapel und Sizilien, in Besitz zu nehmen. Übrigens ist Hermann durch dieses Zugeständnis des Kaisers keineswegs zu einem treuen Anhänger der hohenstaufischen Sache gemacht worden. Er stand in der Folgezeit, besonders als nach Heinrichs VI. Tode Philipp von Schwaben und der Welfe Otto um die Krone rangen, bald auf der einen, bald auf der andern Seite und setzte dadurch sein Land, das zwischen den streitenden Machtgebieten in der Mitte lag, bald der welfischen, bald der hohenstaufischen Rache aus. Leidenschaftlicher Ehrgeiz, der nicht mit Heldengröße verbunden ist, macht blind für sachliche Gesichtspunkte und führt jederzeit zu einem unruhigen Egoismus. Das war Landgraf Hermanns Fall; nur auf Förderung seiner eignen Macht und Ehre bedacht, stellte er sich stets auf die Seite, von der ihm ein augenblicklicher Gewinn winkte; daß er dabei sich mit der Hoffnung schmeichelte, wenn beide Gegenkönige sich aufrieben, könne er wohl selbst zur Krone gelangen, ist wenigstens sehr wahrscheinlich. Aber soweit war die Zersetzung des Reiches damals doch noch nicht gediehen, daß ihm dieser Wunsch hätte erfüllt werden können. Nur in einer Hinsicht hat er eine königliche Stellung eingenommen, nämlich in der Pflege der damals blühenden Dichtkunst, deren Vertreter er um seinen Hof sammelte, nährte, ehrte und anregte.

Es ist dem menschlichen, zumal dem deutschen Gemüte eigen, wenn die Gegenwart, die Wirklichkeit freudlos wird, sich in die ideale Welt zu flüchten. Es bedarf des Schönen, des Erfreulichen, wenn es nicht hinsiechen und verkümmern soll. Das deutsche Leben war damals im Rückgange. Die Kraft des Reichs, diese Grundlage des deutschen Hochgefühls, hatte selbst ein Friedrich I. nicht wieder herzustellen vermocht. Die Schlacht bei Legnano 1176 hatte den Niedergang des Reiches besiegelt. Dann starb der Kaiser im fernen Cilicien, und Deutschland trat in den Schatten; Heinrichs VI. Energie richtete sich auf fremde Ziele. Endlich starb auch Heinrich VI. (1197) und Deutschland wurde der trostlose Schauplatz des Kampfes zweier Gegenkönige, zweier erbitterter Parteien.

Da wendete sich das deutsche Gemüt von der trüben Gegenwart zur Vergangenheit, um sich an den Thaten eines Dietrich, eines Siegfried, und wie die Helden alle heißen mögen, aufzuerbauen. Was die Sage bereits verklärt hatte, wurde poetisch wiedergeboren, so entstand das Epos. Aber auch der Gegenwart gewann man eine ideale Seite ab, man wendete sich in das Reich der Liebe und übte das Rittertum, das man der Frau schuldig war, in Minneliedern; oder man stellte der unerfreulichen wirklichen Welt in Klage oder Zorn das Ideal entgegen, davon sich jene so weit entfernt hatte. Das ist die Lyrik dieser Zeit, die man mißbräuchlich insgesamt mit dem Namen der Minnedichtung bezeichnet. Der Gedanke der Minne überwiegt und hat daher der Zeit ihr Gepräge und der Poesie den Namen gegeben.

Das Beispiel war ja in Frankreich durch die Troubadours gegeben; aber daß das deutsche Rittertum so rückhaltlos dem Frauendienste verfiel, daß die ritterliche Phantasie von dem Minnewerben sich so gänzlich beherrschen ließ und daß sie die Symbolik und den Schmuck ihrer Minne fast ausschließlich in den anmutigen Reizen sommerlicher Natur fand, läßt sich nur aus dem Niedergange des nationalen Hochgefühls erklären. Die Sterne sind untergegangen, der Anger mit seinen Blumen tritt an ihre Stelle.

„Du bist kurzer, ich bin langer:
Alsô stritent ûf dem anger
bluomen unde klê.“

Selbst in die gewaltigsten Momente der Heldensage drängt sich dieser Blumenflor ein. Als es zum Mordbrunnen geht im Nibelungenliede, springen Gunther und Hagen wie zwei wilde Panther durch den Klee; als Hagen die grause That gethan, fällt der gewaltige Siegfried in die Blumen, die um den Brunnen stehen, und „die Blumen allenthalben vom Blute waren naß“. Das Gewaltige, das Erhabene fehlt in der Minnedichtung; selbst die elementaren Mächte der Natur, die Nacht mit ihrem Dunkel, der Wald mit seiner Wilde wurden gemieden; der Baumgarten an der Burg, der Anger vor dem Walde, die grüne Heide, die Linde am Brunnen: das sind die Stätten, wo die Phantasie sich heimisch fühlt. Licht und freundlich muß die Umgebung sein, denn der Mensch dieser ritterlichen Gesellschaft will sich hochgemut und heiter fühlen; ist es doch höfische Pflicht „bei den Leuten“, d. h. in der Gesellschaft, hochgemut und heiter zu sein.

Nur ein großes, erhabenes Trachten geht auch durch diese Welt, es ist die Tendenz der Kreuzzüge. Aber auch dies Trachten ist für die deutsche Ritterschaft ohne greifbare Frucht gewesen. Während die französischen Ritter im ersten und im vierten Kreuzzuge sich Ruhm und Landbesitz, ja Kronen erkämpft haben, sind die Züge Konrads III. und Friedrichs I. traurig gescheitert, und die Ritterschaft des heiligen Landes sieht auf die Deutschen herab.

Wie die deutsche Ritterschaft im allgemeinen, mochte auch Landgraf Hermann in der großen politischen Welt nicht seine Rechnung finden. Sein Ehrgeiz blieb unbefriedigt, und er hatte die Weisheit, sich an dem Erreichbaren schadlos zu halten. Er sammelte die Dichter und Sänger um sich und machte dadurch die Wartburg zum Mittelpunkte des damals herrschenden deutschen Geisteslebens. Seine Motive dürften wohl selbstsüchtiger Art gewesen sein; aber gerade die Geschichte unsrer Landgrafen gibt uns ja wiederholt Beweise

dafür, daß der Mensch oft böse denkt, Gott aber zum Guten lenkt. So ist auch Landgraf Hermanns Streben auf diesem Punkte ein Segen für die mittelhochdeutsche Dichtung gewesen und in alle Wege dankeswert. Der kaiserliche Stuhl stand seit 1197 leer; Hermann konnte sich nicht darauf setzen, aber für die Dichter konnte er die leere Stelle ausfüllen. Die im Reich der Träume weilend das Irdische verloren hatten, wie Schiller sagt, waren an seinem Hofe, an seinem Tische willkommen, so oft sie und so viel ihrer kamen.

Und sie kamen in Scharen. Die Dichter jener Zeit, ob sie gleich meist ritterlichen Standes waren, lebten als Fahrende; sie zogen von Hof zu Hof, von Fest zu Fest, sie waren, wie Walter von der Vogelweide klagt, ewig Gäste und bedurften des Wirtes, der sie mild und ehrenvoll aufnahm. Auf der Wartburg war das Ein- und Ausfahren der Sänger so groß, daß Walter, wie er sagt, sich nicht mit eindrängen mochte oder konnte. Auch Wolfram von Eschenbach klagt über den allzugroßen Andrang nach diesem Hofe, dessen übermäßige Gastlichkeit auch den „Falschen“, d. h. den Unwürdigen, Herberge gewähre.

Unter solchem Zudrange galt es sich zu behaupten. Dazu gehörten außer der höfischen Sitte dichterische Leistungen, die um so mehr ansprachen, je mehr sie den gastlichen Fürsten verherrlichten. Heinrich von Veldeke, der Vater der Minnedichtung, wurde durch Landgraf Hermann in den Stand gesetzt, seine Äneide zu vollenden; Wolfram wurde angeregt zu seinem Wilhelm von Oranse, und Walter, der später auf der Wartburg Aufnahme gefunden hat, preist den gastlichen Landgrafen als „der Thüringer Blume“.

In dieser Zeit also würden wir uns auch den Sängerkrieg auf der Wartburg, in dem Walter eine Rolle spielt, zu denken haben. In der That pflegt man ihn in das Jahr 1206 oder 7 zu setzen; denn hat man auch das Gedicht, das davon handelt, als ein späteres Erzeugnis erkannt, den Glauben an die Thatsache selbst hat man sich trotz der schroffen Romantik, mit der sie berichtet wird, noch immer nicht entschließen können völlig aufzugeben.

Sechs Meister des Gesanges, so ungefähr lautet die Überlieferung, befanden sich an dem Hofe des Landgrafen. Der eine war Heinrich von Risbach, der Kanzler des Landgrafen und von seinem Amte stets der tugendhafte Schreiber genannt. Dann Heinrich von Osterdingen, den die einen aus Schwaben, die andern aus Eisenach stammen lassen, Wolfram von Eschenbach, ein Schwabe, Reinmar der Alte, im Liede aber mit Reinmar von Zweter verwechselt. Walter von der Vogelweide, der von dem Hofe der Babenberger in Wien ausgegangen war und nach neuern Forschungen in Tirol geboren ist. Endlich Bieterolf, ein Bürger Eisenachs und wie Risbach in Diensten des Landgrafen. Diese sechs Meister also wetteiferten am Hofe in ihrer Kunst, und aus dem Wetteifer wurde ein Wettstreit, ja ein Wettstreit, den der Unterliegende mit dem Tode durch Henkershand büßen sollte. Welch eine Mischung von Idealität und Roheit! Während die Sänger sich aufstellen, um vor Landgraf und Landgräfin den Flug zur Sonne zu versuchen, steht Scharfrichter „Stempfel“ — das Lied nennt ihn ja so oft — vor dem Thore, um den zu holen, der etwa zurückbleiben wird. Heinrich von Osterdingen hebt den Gesang an; er singt nach Minnesängerart das Lob eines Fürsten, von dem er Milde erfahren hat, Leopolds von Österreich. Gegen ihn tritt der tugendhafte Schreiber auf und preist seinen Herrn mit so gewaltigen Worten, daß auch Walter, der zuerst den König von Frankreich zu

preisen Miene macht, auf seine Seite gezogen wird. Ofterdingen steigert sich und sein Lob Leopolds: „er ist ein Adler, während andre Fürsten Falken sind“, singt er und ruft dadurch auch Bieterolf in die Schranken, „sein Zorn will länger schweigen nicht“. Ofterdingen hält ihnen wacker stand; mit dem Mute der Überzeugung und dem Übermute des Talents trotzt er dem Hofe, vor dem er singt, den Meistern, die ihm gegenüber stehen, und auch der wiederholten Drohung, daß Stempfel seiner warte. Das ruft denn auch Reinmar und Wolfram auf den Plan, die sich bisher als unparteiische Richter vom Kampfe fern gehalten haben. Da wird Heinrich von Ofterdingen überwunden; aber als man ihn ergreifen will, flüchtet er zur Landgräfin Sophie, die ihren Mantel um ihn schlägt und die erzürnten Gegner zu bewegen weiß, daß sie ihm die Berufung des Meisters Klingsohr aus Ungarland gestatten. Heinrich zieht darauf nach Österreich und weiter nach Ungarland. Klingsohr verheißt ihm Hilfe und Rettung; aber er säumt und säumt, und Heinrich bangt, die Frist zu verfehlen und selbst den Rächern zu verfallen. Aber Klingsohr hat Macht über die Geister; mit ihrer Hilfe führt er Heinrich in einer Nacht bis Eisenach. Andern Tags erscheinen sie am Hofe, und Klingsohr führt sich beim Landgrafen und der Landgräfin durch die Verkündigung ein, daß in letzter Nacht dem Könige von Ungarn eine Tochter geboren sei, die sich dem künftigen Landgrafen Ludwig vermählen und mit großer heiliger Frömmigkeit im Thüringerlande walten werde. Sodann wird der Sängerkrieg gleichsam in zweiter Instanz wieder aufgenommen. Wolfram und Klingsohr, die Meister unter den Meistern, ringen miteinander in dunklen Weisheitssprüchen; und weil keiner den andern überwindet, gerade deshalb endet der Krieg mit einem Frieden, der alle befriedigt. Alle Teilnehmer trugen Lob und Ehre davon.

Die heilige Elisabeth. Klingsohrs Prophezeiung erfüllte sich. Die in jener Nacht geborne Tochter des Königs Andreas von Ungarn, Elisabeth, wurde schon als vierjähriges Kind die Braut des Landgrafensohnes Ludwig. Es war eine glänzende Gesandtschaft, welche im Namen Landgraf Hermanns um das Königstöchterlein warb; und der König Andreas schätzte diese Werbung hoch genug, um Elisabeth gleich mit den Gesandten nach der Wartburg zu entsenden. Da also hat die kleine Braut die bedeutungsvollen Jahre ihrer Kindheit zugebracht. Mit ihrem sieben Jahre älteren Bräutigam scheint sie geschwisterlich aufgewachsen zu sein, wenigstens liebte sie es noch als Frau ihn Bruder zu nennen und von ihm Schwester genannt zu werden. Freilich mag darin auch das Streben erkannt werden, der Ehe das Gewand christlicher Bruderliebe umzuthun. Eine nahe Beziehung zu Gott trat in dem Kinde früh hervor, ihr Gemüt war durchtränkt mit dem Gottesgedanken, der schon ihr Kinderspiel wie später das Trachten ihrer Seele und die Werke ihrer Hand regierte. So stand sie von Hause aus in einem gewissen Gegensatze zu dem minniglichen Wartburger Hofe, der, wie wir gesehen haben, auch auf dem geistigen Gebiete weltliche Herrlichkeit anstrebte. Von den maßgebenden Personen scheint nur ihr künftiger Gatte ihre Stütze gewesen zu sein, der seinerseits wieder von dem himmlischen Sinne des Kindes folgenreiche Anregungen empfing. Als nun im Jahre 1216 Landgraf Hermann starb, fürchtete man am Hofe den Untergang dieser freudigen Weltlichkeit, in welcher man sich so wohl gefühlt hatte.



Der Sängerkrieg auf der Wartburg. Nach Moritz von Schwind.

Durch Blicke und heimliche Worte fand man sich in dem Wunsche zusammen, Elisabeth entfernt und den jungen Landgrafen mit einer reicheren Frau aus der Nähe vermählt zu sehen. Aber der wackere Walter von Vargula, der einst mit den andern Gesandten Elisabeth nach Thüringen geleitet hatte, durchbrach die Heimlichkeit. Offen trat er vor seinen Fürsten hin mit der Frage, ob er sich mit Elisabeth vermählen oder sie ihrem Vater zurückschicken wolle. Da antwortete Ludwig: „Und wenn der Inselsberg da vom Fuß bis zum Scheitel lauteres Gold wäre, so wollte ich doch um ihn nicht von meiner Elisabeth lassen."

Und so vermählte er sich mit ihr, als sie das fünfzehnte Jahr erreicht hatte. Ludwig IV. war nach aller Überlieferung, die wir haben, eins der erfreulichsten Menschenbilder, von denen die Geschichte berichtet. Er war schön von Antlitz und Gestalt, mannhaft in Kampf und Gefahr und von einer Einfachheit der Seele, einer Reinheit des Herzens, daß alles Falsche und Unreine sich vor ihm versteckte. So war er würdig, die Liebe einer Elisabeth zu empfangen, und fähig, sie zu erwidern. Es waren schöne Jahre, als diese beiden herrlichen Menschen einander hatten. Freilich anders war es geworden auf der Wartburg; Frau Minne mit ihren koketten Beziehungen war einer echten deutschen Liebe gewichen, einer Liebe, die, indem sie Freude und Segen um sich verbreitete, sich zugleich als eine christliche Liebe erwies. Wenn Ludwig nicht daheim war, trug Elisabeth das Witwenkleid; für ihn nur schmückte sie sich, ihm allein wollte sie gefallen, wie sie an ihm nur Gefallen fand. Aber als sie einst in der Messe über dem wonnevollen Anblick ihres Gatten selbst Christus meinte vergessen zu haben, versank sie in einen peinigenden Schmerz, welcher der Anfang schwerer Buße war. Hier schon sehen wir sie an der Grenze christverklärter Menschlichkeit stehen und hinüberverlangen in eine Heiligkeit, in die sie sich nachher unter dem Drucke eines harten Geschicks und eines noch härteren Priesters verloren hat.

Landgraf Ludwig war ein treuer Anhänger der hohenstaufischen Sache; und da Kaiser Friedrich II. in jener Zeit noch mit dem Papste Frieden hatte, so konnte er es, ohne mit der Kirche und seiner eignen Kirchlichkeit in Konflikt zu kommen. Das Unheil, welches den Frieden zwischen Kaiser und Papst zerstörte, wurde zugleich die Ursache von Ludwigs Tode; jene Seuche nämlich, welche im Jahre 1227 den so oft verheißenen und ebenso oft verschobenen Kreuzzug Friedrichs verhinderte. Treu seiner Stellung zum Kaiser wie zur Kirche, hatte Ludwig das Kreuz genommen; aber wie er selbst den Schmerz der Trennung von Elisabeth vorausempfand, konnte er sich nicht entschließen, ihr glückliches Herz zu betrüben. Er trug das Kreuz in der Tasche; da fand es Elisabeth, als sie einst scherzend hineingriff. Sie wußte, was es bedeutete, und sank ohnmächtig zu Boden. Das Menschenkind brach zusammen, aber die Christin erhob sich wieder und trug den Schmerz um der Kirche willen.

In den Häfen Apuliens sammelten sich die Pilgerheere. Dort fand auch Ludwig den nahverwandten Kaiser und begleitete denselben, obwohl bereits fieberkrank, nach Otranto, um die Kaiserin Jolanthe zu begrüßen. Das Fieber nahm überhand; Ludwig starb in Otranto, und seine Ritter schickten eine Gesandtschaft nach der Wartburg, welche die schwere Pflicht hatte, Elisabeth von dem unersetzlichen Verluste zu verständigen. Aber sie wagte es nicht; mit liebevollem Verständnis für Elisabeth wendete sie sich an die Landgräfin Mutter. So brachte die Mutter der Gattin die Todesbotschaft, welche für diese das Ende

aller Lebensfreude war. „Nun ist mir die Welt und all ihre Freude tot", sagte sie und schritt wie traumwandelnd unter der Last des Schmerzes durch die Gemächer der Wartburg hin. Und wie eine Traumwandlerin hatte sie ihr ferneres Schicksal vorausgesehen; die Freude war für sie tot, aber dem Leid, das sich über sie häufte, wußte sie wenigstens die Süßigkeit heiligender Buße abzugewinnen.

Elisabeths Sohn, Hermann II., wurde von seinen Oheimen, Heinrich Raspe und Konrad, verdrängt; sie wollten nicht des Knaben Vormünder, sondern selbst Landgrafen sein. Alsbald trat am Hofe die seit Hermanns I. Tode still gewordene weltliche Richtung wieder hervor, und Heinrich Raspe konnte es wagen, Elisabeth, die solcher Richtung im Wege war, von der Wartburg zu verweisen. Elisabeth nahm still ihr Kreuz auf sich und stieg — es war in kalter Winterszeit — nach Eisenach hinab, wo sie in den Tagen des Glückes der Wohlthaten so viele ausgesäet hatte. Aber hilfreiche Liebe war aus dieser Saat nicht aufgegangen. Niemand wollte sie aufnehmen, denn man fürchtete den Zorn des Herrn auf der Wartburg. In elender, stallähnlicher Behausung wartete sie den Frühling heran; nicht einmal ihre Kinder konnte sie bei sich haben. Mit dem Anbruch des Frühlings 1228 ging sie nach Kitzingen, wo eine Verwandte von ihr Äbtissin war. Durch deren Vermittelung kam sie nach Bamberg zu ihrem Oheim, dem Bischof Ekbert. Dort empfing sie die thüringischen Lehnsleute, welche die Gebeine ihres Gemahls in die Heimat zurückgeleiteten. In der Domkirche von Bamberg hat sie wieder gesehen, was von dem herrlichen Gatten übrig geblieben war, und hat Gott für diese Gnade gedankt. Aber der Zug ging weiter, und Elisabeth ging mit. Gern vertraute sie sich den Rittern an, welche die Gebeine ihres Gatten so treu zum Grabe geleiteten. Zu Reinhardsbrunn stand Elisabeth mit Heinrich Raspe an der Gruft, in die man den Sarg ihres Gemahls versenkte. Rudolf von Vargula aber, einer von den heimkehrenden Kreuzrittern, nahm die weihevolle Stimmung wahr, welche infolge der Totenfeier auch Heinrich Raspe beherrschte, und redete ihm ernst ins Gewissen. Da brach dieser in einen Strom reuevoller Thränen aus und bot Elisabeth die Hand zur Versöhnung.

Elisabeth kehrte auf die Wartburg zurück, aber ihre Heimat fand sie dort nicht wieder. Zwischen ihr und ihrem Schwager war eine Kluft befestigt, die jedes gegenseitige Verständnis unmöglich machte. Und doch wollte sie nicht wieder nach Ungarland zurück. Ihr Vater schickte, sie heimzuholen, eine Gesandtschaft; aber sie blieb, und Heinrich Raspe nannte sie den Gesandten eine Verrückte, die nur mit Bettelvolk verkehre. So erschien dem jetzigen Wartburger Hofe die Wohlthätigkeit einer Elisabeth. Den Witwensitz in Marburg, den ihr Heinrich Raspe danach anwies, nahm sie dagegen gern an, um ihrem Beichtvater, Konrad von Marburg, näher zu sein. Es geschah im Sommer des Jahres 1229. Auf Konrads Geheiß mußte Elisabeth der Welt entsagen, ohne doch in ein Kloster eintreten zu dürfen. Sie kleidete sich als Franziskanerin und übte die Wohlthätigkeit, die ihr Natur und Gewohnheit war. Bald vermißte selbst der Priester Konrad Maß und Plan in diesem hingebenden Thun; er dämmte es ein durch sehr bestimmte Gebote, gab ihr an, was und wieviel sie verschenken dürfe, und verbot ihr Besuch und Pflege bei ansteckenden Krankheiten. Elisabeth mag es schwer geworden sein, dieser Lust der ungehemmten Liebesthätigkeit zu

entsagen; aber ihre Seele war weiches Wachs in Konrads Hand, und so gewöhnte sie sich, den Weg zur Seligkeit lediglich in der Befolgung seiner Gebote und in der Duldung seiner oft harten Strafen zu suchen. Einst war sie auf Konrads Geheiß zu einem nahen Kloster gegangen, um, wie berichtet wird, ihre Tochter zu sehen, die in demselben erzogen wurde. Die Oberinnen baten, Elisabeth möge in das Kloster selbst eintreten, und diese meinte dazu die Erlaubnis Konrads zu haben; sie trat ein, während ihre Begleiterin Irmengard ihr nur die Thür öffnete, ohne selbst einzutreten. Aber Elisabeth hatte Konrad falsch verstanden; er hatte gesagt: „Mag sie eintreten, wenn sie will“, hatte aber gemeint, sie würde es nicht wollen, weil sie wissen müßte, daß er dagegen sei, kurz, weil sie keinen andern Willen haben dürfte als den seinigen. Wegen dieses unbewußten Ungehorsams mußte Elisabeth büßen. Bruder Gerhard, ein Helfershelfer Konrads, wurde gerufen und schlug Landgräfin und Dienerin unbarmherzig mit einem Stocke; Konrad aber sang das Miserere dazu.

Es ist wahr, Konrad war kein Heuchler; aber man stelle sich nur dieses Bild vor und man wird zornig werden, daß man über einen solchen Kontrast zwischen der ehrlichen Meinung und der Wahrheit nicht lachen kann. Konrad hat Elisabeth ihrem menschlichen Berufe, wie er sich einerseits in der eignen Natur ankündigt, anderseits durch den äußeren Lebenskreis gegeben wird, entzogen; aber zur Heiligen hat er sie erzogen. Elisabeth starb 1231 im Alter von 24 Jahren. Konrad von Marburg und mit ihm der Erzbischof von Mainz beantragten ihre Heiligsprechung. Aber Konrad sollte dieses Ziel seiner martervollen Erziehung nicht mehr erreicht sehen. Er wurde 1233 ermordet; und erst zu Pfingsten des Jahres 1235 sprach Gregor IX. auf den Antrag ihres Schwagers Konrad Elisabeth heilig. Kaiser Friedrich II. besuchte gleich im folgenden Jahre unter ungeheurem Zufluß von Geistlichen und Laien das Grab der Heiligen. Der Erzbischof von Mainz hielt das Hochamt, und der Kaiser setzte der aus der Gruft gehobenen Heiligen eine goldene Krone aufs Haupt. Aber am schönsten haben die Deutschherren, denen Elisabeth das von ihr in Marburg gestiftete Hospital hinterlassen hatte, ihr Andenken geehrt. Auf Antrieb ihres Schwagers Konrad, der in den Deutschen Ritterorden getreten war und später Hochmeister desselben wurde, ist das Grab der Heiligen mit der schönen Elisabethkirche überbaut worden.

Mit der heiligen Elisabeth schien der Segen von der Wartburg entwichen zu sein. Ihr Sohn Hermann II. starb wenige Jahre, nachdem er die Mündigkeit erlangt hatte, zu Kreuzburg a. d. Werra an Gift. Die Residenz auf der Wartburg und die Regierung über den größten Teil Thüringens hatte Heinrich Raspe behalten, der nach Hermanns Tode (1242) wieder den ganzen thüringisch-hessischen Landbesitz unter seiner Herrschaft vereinigte. Er war der letzte Sproß aus dem Stamme Ludwigs des Bärtigen, denn seine drei Ehen blieben kinderlos. Trotzdem ließ er sich im Jahre 1246 durch seinen Ehrgeiz verleiten, von der bisher bewahrten Treue gegen den Kaiser abzufallen und die von der lockenden Geistlichkeit angebotene deutsche Königskrone anzunehmen. So ward er der Gegenkönig Friedrichs II., der „Pfaffenkönig“, wie ihn das Volk nannte, und geriet mit Konrad (IV.), der als römischer König die Sache seines Vaters in Deutschland vertrat, in einen Krieg, aus dem er nach einem wenig bedeutenden Erfolge im Jahre 1247 sieglos und sterbend heimkam.

In dem Kriege, der um das landgräfliche Erbe entbrannte, behauptete Heinrich der Erlauchte von Meißen, der Sohn einer Tochter Hermanns I., Thüringen — Sophie von Brabant, eine Tochter der heiligen Elisabeth, die für ihren unmündigen Sohn Heinrich von Brabant („das Kind") den Krieg mit großer Energie führte, Hessen. Heinrich der Erlauchte gab Thüringen seinem ältesten Sohne Albrecht, der seine Residenz auf der Wartburg nahm. Er hat sie zum Schauplatz eines tief schmerzlichen Vorganges und zum Ausgangspunkte endlosen Unfriedens gemacht. Es ist halb Geschichte, halb Sage, was ich erzählen will, aber es ist sicherlich das, was das Volk bei dem Vorgange gedacht und empfunden hat.

Albrecht war in frühem Jünglingsalter vermählt worden mit Margaretha, einer Tochter Kaiser Friedrichs II. Nachdem sie ihm drei Söhne geboren hatte, ward er ihrer überdrüssig, denn eine Hofdame, Kunigunde von Eisenberg, hatte ihn an sich zu ziehen gewußt. Aber Kunigunde wollte, wie jene Fredegunde in der Geschichte der Merowinger, die Gemahlin ihres fürstlichen Liebhabers werden und drang in ihn, sich der edlen Margaretha zu entledigen. Albrecht dang zu ihrer Ermordung einen Mann, der mittels eines Esels den Küchenbedarf von Eisenach auf die Wartburg zu bringen pflegte. Aber dem Manne schlug das Gewissen; und als Albrecht ihn mit dem Tode bedrohte, wenn er nicht in kurzer Frist die That gethan haben würde, offenbarte er Margarethen den Anschlag und drängte sie zur Flucht. Es war eine starke Zumutung, daß die Kaisertochter an der Burgmauer über die Felsen an Tauen sich hinablassen sollte, aber schwerer war doch der Abschied von ihren Söhnen. Als sie an ihre Betten trat und sich zum Kusse über sie neigte, da flutete beim Anblick ihres Lieblings Friedrich der Mutterschmerz so gewaltig auf, daß sie ihn küssend in die rote Wange biß. Dann ließ sie sich hinab, und jener Eseltreiber führte sie im Dunkel der Nacht durch Wald und Gebirge, bis sie auf der Kraynburg das erste Obdach und demnächst den Schutz des Abtes von Hersfeld fand. Von dort ging sie nach Frankfurt, wo sie ehrenvoll aufgenommen wurde, aber nach etwa anderthalb Jahren dem Schmerze um ihre Kinder und um den Niedergang des hohenstaufischen Hauses erlag.

Albrecht — der Unartige, wie er hinfort heißt — vermählte sich mit Kunigunde, die ihren im Ehebruch erzeugten Sohn Apitz im Mantel mit zur Trauung brachte, um ihn durch den priesterlichen Segen legitimieren zu lassen. Diesem „Mantelkinde" suchte Albrecht später seine Besitzungen zuzuwenden und geriet dadurch in jenen widerwärtigen Krieg mit seinen Söhnen erster Ehe, der Thüringen verwirrte und verwüstete und am Ende sogar zwei länderbegierige Kaiser gegen das arme Land herbeizog. Friedrich der Gebissene rettete durch eigne Tapferkeit und durch die Treue der Mannen wie des Volkes damals noch die thüringische Selbständigkeit. Aber der Glanz der thüringischen Geschichte war dahin. Deutschland überhaupt hatte ja seine große politische Stellung eingebüßt. Der Reichsgedanke hatte seit dem Untergange der Hohenstaufen seine Macht verloren, und so fehlte dem deutschen Volke der höhere Zweck, mit dem es einst gewachsen und groß gewesen war. Die Privatinteressen der Fürsten walten vor und das Reich ist gleichsam eine tote Masse, eine Erbschaftsmasse, an der sich jeder zu bereichern denkt. Zu den unzähligen Fehden, die solches Streben auch in Thüringen hervorrief, kamen in der Mitte des 14. Jahrhunderts

ein furchtbares Erdbeben und der noch furchtbarere schwarze Tod, der Thüringen in grausiger Weise heimsuchte und den Unfug der Flagellantenzüge und der Judenmorde im Gefolge hatte. Im folgenden Jahrhundert vollendeten die Hussitenzüge, denen man in Thüringen unter Friedrich dem Einfältigen wehrlos preisgestellt war, und demnächst der „Bruderkrieg" zwischen Friedrich dem Sanftmütigen von Meißen und Wilhelm dem Tapfern von Weimar die Ertötung des Gefühls der Zusammengehörigkeit im thüringischen Volke. Ernst und Albert, die Söhne Friedrichs des Sanftmütigen, konnten im Jahre 1485 das Land lediglich nach ihrem Gutdünken teilen und damit der thüringischen Geschichte ein Ende machen, ohne daß das so zerrissene Volk auch nur gezuckt hätte. Fortan war Thüringen ein Anhängsel Sachsens, und die Wartburg, die schon Friedrich der Einfältige verlassen hatte, stand öde wie in träumender Erinnerung an ihre ehemalige Größe.

Und doch hat gerade in dieser Verlassenheit die Wartburg ihren erlauchtesten Gast beherbergt, Dr. Martin Luther, den Helden von Worms, oder den Junker Jürg, wie man ihn in seiner ritterlichen Verkleidung zu nennen angewiesen war. Wer kennt nicht die Geschichte, und doch wer kann sichs versagen, sie zu erzählen!

Luther hatte in Worms vor Kaiser und Reich gestanden und hatte nicht gezagt. Er hatte sich frei und offen bekannt zu der Lehre, um derentwillen der Papst ihn gebannt, der Kaiser ihn zur Rechenschaft gezogen hatte. Mit den Worten: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!" hatte er sich in Gottes Schutz gestellt, und man hatte ihn nicht anzutasten gewagt. Kaiser Karl wollte nicht erröten, wie Kaiser Siegmund errötet war, als man Huß das freie Geleit brach. Aber gerade dieser siegreiche Glaube, mit dem sich Luther auf die heilige Schrift gestellt hatte, und der den Forderungen der weltlichen Macht und der weltlichen Kirche nicht gewichen war, ließ feindliche Maßregeln gegen ihn mit Sicherheit voraussehen. Kirche wie Kaiser verlangten Gehorsam, und dieser Augustinermönch, der seinen eignen Willen in den Glauben an das Wort Gottes dahingegeben hatte, erschien ihnen wie ein Ungehorsamer. Hatte man ihn weder mit den Worten der Schrift, noch mit Gründen der Vernunft widerlegen können, warum sollte man sich davor scheuen, ihn mit weltlichen Mitteln wenigstens zum Schweigen zu bringen?

Friedrich der Weise, Luthers Landesherr, erkannte die Lage der Dinge; er sah das Wormser Edikt voraus, trieb Luther zur Abreise von Worms und erklärte ihm, es sei notwendig, ihn unter den obwaltenden Umständen den Augen der Welt zu entziehen. Soviel hat Luther gewußt, das geht aus seinen Briefen unwiderleglich hervor. Ob auch der Ort des Überfalls und die Art der Entführung verabredet war, mag dahingestellt bleiben.

Um einen Besuch bei seinen Verwandten zu machen, trennte sich Luther in Eisenach von dem größten Teile seiner Gefährten. Nur seinen Bruder Jakob und seinen Kollegen an der Wittenberger Universität, Nikolaus von Amsdorf, nahm er mit nach Möhra, dem Stammort seiner Familie. Nach dreitägigem Aufenthalt fuhr er in den Thüringer Wald hinein, um über Walthershausen die Straße nach Wittenberg zu gewinnen. Aber als er nicht lange an Schloß Altenstein vorübergekommen war, ward er plötzlich in einem Hohlweg von vermummten Reitern überfallen und mit scheinbarer Gewaltthat von dem Wagen

herabgezogen. Bruder Jakob entsprang hurtig in den Wald, und der Kutscher erhielt den Befehl, mit Amsdorf getrost weiter zu fahren. Luther wurde auf ein Pferd gesetzt, bis abends um 11 Uhr im Walde umhergeführt und dann endlich in die Wartburg eingebracht. Dort wurde er Junker Jürg (Georg) genannt, und, um diese Maske aufrecht zu erhalten, angewiesen, Haar und Bart wachsen zu lassen und sich nach Ritterart zu kleiden. Wir wissen bereits, daß Hans von Berlepsch, der Schloßhauptmann von der Wartburg, und Hunt von Wenkheim vom Altenstein die Entführer waren, und daß sie im Auftrage ihres Kurfürsten die Wegelagerer gespielt hatten.

Es war eine große Mummerei, aber Luther wurde die Hauptrolle, die er darin zu spielen hatte, anfangs recht schwer. Um das Geheimnis zu bewahren, hielt man ihn eingeschlossen, bis Haar und Bart den Mönch unkenntlich gemacht hätten; und das war für eine Thatkraft und Wirkensfreudigkeit, wie sie Luther eigen war, für die Heldennatur des großen Reformators eine schier unerträgliche Lage. Aus der zerstörenden Selbstbetrachtung im Erfurter Kloster hatte ihn Staupitz gerettet, als er ihn nach Wittenberg an die Universität und demnächst zu seelsorgerischer Wirksamkeit berief. Und nun, da er seine ganze Kraft entfaltet hatte, seiner Heldennatur sich bewußt geworden war, nun sollte er sich wieder auf sich zurückgewiesen sehen! Doch nein, er war seines Berufes bereits zu gewiß. In der Stille griff er eine Arbeit an, die mehr als irgend eine seiner Schriften das Werk fördern sollte, dem er sich geweiht. War er zum Schweigen verurteilt, das Wort Gottes sollte für ihn zu seinem Volke reden, d. h. er übersetzte das Neue Testament. Wohl regten Denkarbeit und Eingeschlossenheit ihn auf, dunkle Stunden zogen wieder an seiner Seele vorüber, der Teufel war wieder los und trat zu ihm ein. Aber Luther war nicht mehr der bange Mönch von Erfurt, auch mit dem Teufel zu streiten war er Manns genug; er griff nach dem Tintenfaß, schleuderte es nach dem Bösen, und siehe — er hatte sich von dannen gehoben, nur der Tintenfleck an der Wand verriet die Stelle, von der er sich genaht.

Als die strenge Haft nicht mehr nötig und seiner Gesundheit wegen nicht mehr rätlich erschien, durfte Luther die Burg verlassen und in Wald und Feld an der Jagd teilnehmen, wie es sich für einen Junker geziemte. Aber auch das Jagdvergnügen vermochte seine berufsmäßigen Gedanken nicht zu bannen; auch auf der Jagd theologisierte er, wie er sich ausdrückt; Jagdnetz und Hunde erschienen ihm wie die Werkzeuge des Teufels, mit denen er unschuldigen Seelen nachstellt. Der Teufel aber war ihm der Gehilfe des Papstes, und so blieb seine Seele von dem Kampfe beherrscht, den er in Wittenberg auf sich genommen und in dem er zu Worms so sieghaft gestanden hatte.

Dennoch ist es nicht ein Moment dieses Kampfes gewesen, was ihn veranlaßte, im Frühling des Jahres 1522 gegen das Gebot seines Kurfürsten die Wartburg zu verlassen. Daheim in Wittenberg war ihm der Wolf in seine Herde eingebrochen. Sein Kollege Karlstadt hatte im Bunde mit den sogenannten Zwickauer Propheten die Wittenberger zu einer Schwärmerei fortgerissen, die, ohne ihr eignes Thun zu fühlen und ohne die Folgen zu ermessen, ihre phantastischen Anwandlungen zu verwirklichen strebte. Die Bilder waren aus den Kirchen gerissen, der Gottesdienst war ohne Bedacht geändert, und kurz, man war auf dem Wege, das Kind mit dem Bade, d. h. die kirchliche Ordnung

mit dem römischen Formenwesen auszuschütten. Das durfte nicht sein. Wie seiner Zeit durch Tetzels Ablaßhandel, fühlte sich Luther jetzt wieder in seinem eigensten Wirkungskreise bedroht, und das war ihm wie ein Ruf von oben, dem er folgen mußte, selbst auf die Gefahr hin, die Ungnade seines Landesherrn auf sich zu laden.

Friedrich der Weise zürnte allerdings, als er Luthers Rückkehr nach Wittenberg vernahm, aber er ließ sich wieder versöhnen. Der Erfolg gab Luthern recht. Die Schwärmer und die Schwärmerei zogen vor der Klarheit seines Wortes und Wesens wie Nebelwolken von dannen, und er selbst trat, ohne sich und seinen Kurfürsten zu gefährden, in die altgeliebte Wirksamkeit wieder ein. Das Werk aber der Wartburgmuße, die Übersetzung des Neuen Testamentes, erschien noch in demselben Jahre im Druck und wurde nicht bloß durch den erschlossenen Inhalt eine Stütze der Reformation, sondern auch durch seine sprachliche Form der Anfang jener Sprachniedersetzung, auf welcher unsre neuhochdeutsche Schriftsprache beruht. Es ist merkwürdig genug, daß zwei Epochen des deutschen Geisteslebens und der deutschen Litteratur durch die grundlegenden Werke von der Wartburg ausgegangen sind. Heinrich von Veldeks Aeneïde führte ein reines Mittelhochdeutsch und zugleich das Minnelied herauf — Luthers Übersetzung, die noch in demselben Dezennium zu einer vollständigen Bibelübersetzung wurde, erfüllte das deutsche Gemüt mit einer Innigkeit der Überzeugung und mit einer Kraft des Glaubens, die nur in der Anlehnung an Luthers Sprache den geeigneten Ausdruck finden konnte.

Trotzdem vergaßen die Deutschen ihrer Wartburg. Schwere Jahrhunderte zogen über Land und Volk dahin. Bei innerer Zerrissenheit und französischer Übermacht verkümmerte das nationale Gefühl und mit ihm die dankbare Erinnerung an die altehrwürdige Burg, wo der deutscheste Mann das deutscheste Werk in Angriff genommen hatte. Es bedurfte erst der Erneuerung des nationalen Geisteslebens durch die Freiheitskriege, um die Deutschen wieder zu erinnern, daß sie eine Wartburg hatten.

Als Napoleons Joch abgeworfen und sein Stern fern im Atlantischen Ozean untergegangen war, fand die österreichische Politik ihre Aufgabe darin, die erregte deutsche Volkskraft wieder zu dämpfen. Da wurden berechtigte Hoffnungen geknickt. Das deutsche Volk hatte gegebenen Verheißungen gemäß nicht bloß die Freiheit von der Fremdherrschaft, sondern auch von der absoluten Macht der eignen Fürsten und zugleich ein neugeeintes mächtiges Deutschland sich zu erkämpfen gemeint. Das zu vergessen fiel schwer, am schwersten der Jugend, die, in Burschenschaften und Turngemeinden vereinigt, die nationale Hoffnung mit schwärmender Begeisterung ergriffen hatte. Die Burschen und die Turner waren es vorzugsweise, welche die Oktoberfeuer umstanden und an ihnen den Freiheitsgedanken zu schüren suchten.

Die Burschenschaft der Universität Jena hatte auf den 18. Oktober des Jahres 1817 ein *Burschenfest auf der Wartburg* angesetzt und Abgeordnete sämtlicher deutschen Universitäten dazu eingeladen. Die Behörden legten dem Unternehmen keine Schwierigkeiten in den Weg, man freute sich, den Patriotismus hell und, wie man meinte, unschädlich auflodern zu sehen. Man kannte solche öffentliche Versammlungen mit politischer Tendenz noch nicht, und so wußte man oder bedachte wenigstens nicht, wie sich da zumal jugendliche Seelen

eine an der andern entzünden, bis die allgemeine Glut gefährlich auflodern kann. Und so geschah es auf der Wartburg. Der erregte Patriotismus wendete sich gegen die Maßregeln der herrschenden Politik; Bücher und Gesetze, die ihr entsprachen, wurden ins Feuer geworfen; und die Reden, die gehalten wurden, ließen keinen Zweifel übrig, daß man sich ein Urteil über das Thun und Lassen der Regierungen anmaße und es gründlich mißbillige. So ist dieses Wartburgfest einerseits ein erfreulicher Nachhall der Freiheitskriege und ihrer patriotischen Bewegung, anderseits aber die Ankündigung jenes demagogischen Treibens, das vereinzelt zu Verbrechen geführt, aber im großen und ganzen von den Regierungen mit unberechtigter Grausamkeit geahndet worden ist.



Das Landgrafenzimmer auf der Wartburg. (Nach der Restauration.)

Nachdem wir so lange bei der Vergangenheit der Burg verweilt haben, wenden wir den Blick auf ihre gegenwärtige Gestalt. Sie überrascht uns durch eine Unversehrtheit, die nichts von der jahrhundertelangen Vernachlässigung verrät, ja durch unverkennbare Spuren einer großartigen und umfassenden Erneuerung. Diese Erneuerung hat sie sich durch ihre reiche und bedeutsame Geschichte verdient. Als ein glänzendes und zugleich lehrreiches Denkmal derselben hat sie ihr Landesherr, der Großherzog Karl Alexander, im Stil und möglichst in den Verhältnissen ihrer glänzendsten Zeit wiederherstellen lassen. Das Landgrafenhaus versetzt uns durch seinen Glanz sowie durch seine Wandgemälde in die Zeit Hermanns I. und des Wartburgkrieges. Im Ritterhaus aber ist das Lutherzimmer unberührt geblieben; man hat sich gescheut, die Spuren des Gottesmannes zu verwischen, selbst die Stelle der Wand ist unübertüncht geblieben, wo reliquiensüchtige Hände den klassischen Tintenfleck abgebröckelt haben.

So steht die Wartburg ehrwürdig auch im Glanze der Neuheit auf der Nordwestecke des Thüringer Waldrückens. Eisenach liegt ihr zu Füßen, um den Berg und in die Thäler geschmiegt. Das schönste dieser Thäler ist das Marienthal, das, am Ostfuße des Wartberges vorüberziehend, zu einer Villenvorstadt von Eisenach werden zu wollen scheint. Das Marienthal führt bis zum Eingange in die Landgrafenschlucht und rechter Hand in das Annathal. Der Wanderer, der den Weg in dieses einschlägt, kann wirklich nicht irren, wie die Leute dort gern versichern; denn die einschließenden Berge lassen keine Abweichung zu, ja sie treten als steile Wände so nahe zusammen, daß man froh ist, wenn kein andrer entgegenkommt. Doch macht auch in dieser Enge das Thal nicht den öden Eindruck, den man zwischen den kahlen Sandsteinfelsen bei Adersbach und Weckelsdorf erhält. Grünes Leben dringt überall hervor, und so kommt man wohlunterhalten durch das ziemlich lange Thal bis zur Hohen Sonne, die der Zielpunkt dieser Wanderung zu sein pflegt.

Man denke sich nicht zu viel unter diesem Namen; er kommt von einem Jagdschlößchen, das früher hier stand, und dessen Turm mit einer strahlenden Sonne geschmückt war. Früher hieß der Ort das Hohe Kreuz, man sagt von einem Kreuze, das vor der Reformation dort aufgerichtet war. Vielleicht aber kam dieser Name von der Kreuzung der beiden wichtigen Straßen, die dort stattfindet, des Rennsteigs und der Weinstraße. An Stelle des früheren Jagdschlosses steht jetzt nur noch ein Jagdhaus, dessen Inhaber zugleich eine schwunghafte Gastwirtschaft betreibt. Badegäste und Sommerfremde aus Ruhla, Liebenstein, Eisenach treffen sich hier oder rollen in ihren Landauern vorüber; der Wanderer aber, der von Eisenach ins Gebirge hineingehen will, schaut hier aus der Ecklaube im Garten noch einmal auf die Wartburg zurück. Dann taucht er nieder zur Hochwaldgrotte; schlanke und doch mächtige Buchenstämme streben aus der Tiefe des Thales zum Lichte, und ihr Blätterdach breitet einen geheimnisvollen Schatten über den stillen Weg.

Endlich dringt wieder volles Tageslicht herein, frische Rasenflächen winken: das sind die Wiesen von Wilhelmsthal, die den Wanderer frei und freundlich empfangen.

Auch Fürsten haben das Bedürfnis, bisweilen hinter zusammenschlagendem Waldgebüsch der großen Welt und ihren Anforderungen zu verschwinden, um im näheren Umgange mit der Natur einen Frieden zu finden, den die große Welt nicht bietet. Die Herzöge und Großherzöge von Sachsen-Weimar-Eisenach haben ihren Platz trefflich zu finden gewußt. Mitten in das waldumkränzte Wiesenthal haben sie ihr Lustschloß gestellt, haben es mit schönen Gartenanlagen umgeben und, damit der Wasserspiegel nicht fehle, sogar einen See künstlich geschaffen, den man hier nicht erwartet und der daher doppelt erfreut. Herzog Johann Wilhelm von Sachsen-Eisenach ist der Begründer der freundlichen Schöpfung, der Großherzog Karl August der Vollender. Johann Wilhelm huldigte natürlich noch dem französischen Geschmacke (1711), Karl August aber, der ja wie kein andrer Fürst mitten in der Umwälzung des deutschen Geisteslebens gestanden hat, die sich am Ende des vorigen Jahrhunderts vollzog, folgte dem Zuge der Zeit, der Rückkehr zur Natur bedeutete, und schuf den Garten in einen englischen Park um.



Thomas Münzer vor der Schlacht bei Frankenhausen. Nach Trenkwald.

Das Thüringer Land in der Reformationszeit.

Thomas Münzer und die Schlacht bei Frankenhausen. — Der Bund zu Schmalkalden. — Kurfürst Moritz.

Daß Thüringen von dem Wellenschlage der reformatorischen Bewegung Luthers ganz zunächst getroffen wurde, versteht sich von selbst, auch wenn wir davon absehen, daß Thüringen an Luthers persönlicher Entwickelung seinen wohlgewogenen Anteil hatte. Eisenach wußte von dem Chorschüler, Erfurt von dem Studiosen und Augustinermönch, die Wartburg von dem Reformator Luther zu erzählen, der zwar sich selbst verborgen halten mußte, das Wort der Wahrheit aber weder auf seiner Reise durch Thüringen, noch auf dem Wormser Reichstage selbst zurückgehalten hatte. Auch seine Abstammung von einem thüringischen Bauerngeschlecht aus Möhra mag erwähnt werden; aber folgenreicher als all diese persönlichen Beziehungen ist es doch gewesen, daß der Landesherr und Beschützer Luthers zugleich Thüringens Landesherr war. Das Band zwischen Fürst und Volk war noch nicht gelockert, wohl aber war die Autorität der Kirche und ihrer Organe bereits verdächtig und auch lästig geworden. Wie hätte man sich gegen eine Bewegung abschließen sollen, die eine

Läuterung der Kirche und ihrer Lehre verhieß und von dem Landesherrn zwar vorsichtig, doch wohlwollend gehegt wurde. Daß diese Bewegung sich auch gegen die weltliche Autorität, gegen die Fürsten und Herren richtete, sah Friedrich der Weise noch gleichsam mit brechendem Auge. In den Wittenberger Unruhen im Jahre 1522 hatte man diese Tendenz noch nicht erkannt; nur Luther war seitdem jeder Zusammenhang mit den revolutionären Bestrebungen, die im Reiche herrschten, verleidet. Er ahnte die Gefahr, die nicht bloß für die Kirche, sondern auch für die weltliche Ordnung in dem Versuche lag, die Glaubensneuerung zur Umgestaltung der historisch gewordenen sozialen Zustände zu benutzen. In der That war das der Kern schon der Wittenberger Bewegung; und der Mann, welcher wenige Jahre später die Reformation der Kirche in das Bett der sozialen Revolution hinüberleitete, war, wenn auch nicht persönlich, so doch durch seine Anregungen damals in Wittenberg höchst wirksam gewesen. Thomas Münzers Anschauungen waren es, welche Klaus Storch, das Haupt jener Zwickauer Heiligen, nach Wittenberg brachte, und welche Luthers Kollegen Karlstadt zu Kopfe stiegen, wie das bereits oben berührt ist.

Thomas Münzer war ein hochbegabter Mensch, aber ein viel zu unruhiger Geist, als daß er in stetiger Verwertung seiner Gaben etwas Dauerndes hätte schaffen können. Er regte an, regte auf, entfesselte die Leidenschaften. Damit war sein Werk gethan. Der erregten Wildheit den Zügel anzulegen, die Bewegung zu beherrschen, vermochte er nicht; er war ein Schwärmer, und seine maß- und grenzenlosen Anschauungen rissen seine Anhänger zu maß- und grenzenlosem Thun fort. Die Folge davon war, daß er nirgends lange aushielt, sondern überall, wo er seine Wirksamkeit entfaltete, durch diese selbst seine Stellung verdarb. Wie ein Irrlicht tauchte er auf und verschwand, um an einem andern Orte wieder aufzutauchen und überall Aufregung, Verwirrung hinter sich zu lassen. Ehe er nach Zwickau kam, hatte er sich schon in verschiedenen Stellungen versucht. Er war Präpositus des Nonnenklosters in Aschersleben gewesen, dann Lehrer am Martinsgymnasium in Braunschweig, Prediger in seiner Vaterstadt Stolberg am Harz. Als Luther in Leipzig disputierte (1519), scheint er amtlos in Leipzig gewesen zu sein; aber noch in demselben Jahre wurde er Kaplan am Bernhardinerinnenkloster Beutitz bei Weißenfels. Von dort kam er nach Zwickau als Diakonus an der Marienkirche. Schon 1521 mußte er wieder weichen, ging nach Böhmen, wo die hussitischen Erinnerungen ihm eine erwünschte Wirksamkeit versprachen. Enttäuscht verließ er es bald wieder, schlug sein ärmliches Wanderzelt in Nordhausen auf, von wo er im Jahre 1523 als Pfarrer nach Allstädt berufen wurde.

So trat er wieder mehr in Luthers Gesichtskreis, aber ohne sich in der Richtung seiner Wirksamkeit an ihn anzuschließen. Vielmehr blieb er in Zusammenhang mit Karlstadt und den andern revolutionären Schwarmgeistern, die im Begriffe waren, die Unzufriedenheit des Bauernstandes, die sich schon seit dem Anfang des Jahrhunderts fühlbar gemacht hatte, zu einer großen Aktion gegen die bestehenden Autoritäten zu benutzen. Die Welt wollten sie nach den Worten der Schrift, wie sie dieselben verstanden, umgestalten, das weltliche Regiment unmittelbar in Gottes Hand legen, und trieben so einer unmöglichen Theokratie, ja einer Hierarchie zu, deren bisherigen Bestand sie leidenschaftlich bekämpften. Luther vertrieb durch sein bereits überwiegendes

Ansehen Karlstadt aus seiner Pfarrei Orlamünde, und Münzer, den Luther der unverkennbaren Begabung wegen bis dahin geschont hatte, verfiel bald demselben Schicksal. In und um Forchheim in Franken war unter Leitung eines Prädikanten Kreutzer ein Aufstand der Bürger und Bauern ausgebrochen. Der Kirchenzehnt sollte verringert und an Wald, Wild, Wasser und Vögeln, wie an einer Herrgottsdomäne, allen ein gleicher Anteil gewährt werden. Das waren die Forderungen, welche die ganze Bewegung schon als eine wesentlich soziale bezeichnen. So weit war Münzer noch nicht gekommen. Wohl erregte auch er einen Bauernaufruhr; aber er richtete denselben lediglich auf eine Wallfahrtskapelle in seiner Nachbarschaft, die er zerstören ließ, ohne den weiteren Schritt in den herandrohenden sozialen Kampf zu wagen. Münzer wurde aus den herzoglich sächsischen Landen verwiesen und ging nach Mühlhausen in Thüringen, wo er sich an den Cisterciensermönch Pfeifer anschloß, der dort bereits angefangen hatte, das niedere Volk gegen die Obrigkeit und gegen die begüterten Bürger aufzuregen. Aber damals, es war im Jahre 1524, wurde die Stadtobrigkeit der Aufregung noch Herr; sie verwies die beiden Unruhestifter und trieb Münzer dadurch hin an den Herd und Quellpunkt der sozialen Bewegung.

Münzer ging nach Nürnberg, von Nürnberg nach Basel, wo er sich mit dem vertriebenen Herzog Ulrich von Württemberg und mit den landflüchtigen Rittern berührte, die aus der Sickingenschen Fehde entkommen waren und mit dem Herzog auf einen Umschwung der Dinge warteten, wohl auch für einen solchen wirkten. Auch Karlstadt kam dahin und Hubmeier, ein Professor, der aus Ingolstadt aus denselben Gründen hatte weichen müssen, wie Karlstadt aus Wittenberg.

In Basel wurde der Plan zum Bauernkriege entworfen, und von Basel aus empfingen die Prädikanten, welche den Aufruhr predigten, ihre Weisungen. Der religiöse Gesichtspunkt wurde geflissentlich im Vordergrunde gehalten, er erschien als das beste Mittel der Agitation, aber auch der Rechtfertigung vor der öffentlichen Meinung. Münzer war auch als Agitator umhergereist; als aber der Aufstand mit überraschendem Erfolge begonnen war und die gesamte Partei des Aufruhrs sich als „christliche Einung“ zusammengeschlossen hatte, ging Thomas Münzer nach Mühlhausen zurück, um im Auftrage der „Einung“ auch im Norden des Thüringer Waldes den Aufstand in großem Stile ins Leben zu rufen. Pfeifer war schon früher nach Mühlhausen zurückgekehrt und hatte sich gegen den Willen des Rates mit Hilfe der benachbarten Bauernschaften in der Vorstadt wieder eingenistet und auch der dortigen Kirche sich für seine Predigten bemächtigt. Münzers Erscheinen kräftigte die Partei des Aufstandes, es währte nicht lange, so war die ganze Stadt mit allen Kirchen in ihren Händen; ein neuer Rat wurde eingesetzt, die Kirchen wurden der Bilder beraubt, die Klöster aufgehoben und Münzer machte sich zum Pfarrer an der Marienkirche. An dem religiösen Grunde, aus dem sich seine Richtung und seine gegenwärtige Stellung ergeben hatte, hielt er durchaus fest. Als ein von Gott berufener Richter Gideon wollte er das Volk aus seiner Knechtschaft befreien; aber die Schuld an dieser Verknechtung des Volkes trugen ihm in erster Linie die Geistlichen, die falschen Propheten und Ausleger des göttlichen Wortes, die, von der Kirche mit weltlichem Gute ausgestattet, gegen ihre Leibeigenen nicht menschlicher verfuhren als die weltlichen Herren. Ähnlich wie früher in

Allstädt führte oder lenkte er die Bauernscharen, die ihm anhingen, zu den Klöstern und Pfarreien. Diese Brutstätten der kirchlichen Gegnerschaft sollten verschwinden, die Klöster aufgehoben werden. Aber Pfeifer riß die Bauern fort, über die Grenze hinaus, an der Münzer zu stocken schien; er entfesselte den sozialen Neid und wollte Klöster und Edelhöfe gleichmäßig vom Erdboden vertilgt wissen. So sollte der Bauer sein Eigentum und sich selbst befreien; der Ausblick in solche Freiheit machte die Leibeigenschaft dem Volke schmerzlich fühlbar und richtete seinen Zorn auf die geistlichen und weltlichen Herren, die vor Gott doch auch nur Menschen waren und in den irdischen Verhältnissen als die Unterdrücker erschienen, welche die allgemeine Freiheit hinderten. Als im 13. Jahrhundert das ritterliche und höfische Leben seinen Gipfel erstiegen hatte und demnächst sich zu versteigen anfing, hatte sich der Gegensatz des „Dörperlichen" herausgebildet. Das war ein Gegensatz des Geschmackes, des im Denken und Dichten und in der Gesellschaft herrschenden Tones. Als solcher war er unschuldig, aber er beweist doch, daß das Landvolk sich in seiner Art, in seiner „Dörperheit" dem künstlichen und verstiegenen Ritterwesen gegenüber berechtigt fühlte. Dies Gefühl wurde jetzt zur That gerufen und verlor im Übermaß des Thuns, was es je von Berechtigung gehabt hatte. Es kämpfte also nicht bloß der neue Glaube, der sich auf ein unmittelbares Schriftverständnis zu stützen meinte, gegen den alten Glauben, nicht bloß Armut gegen Reichtum: sondern auch bäurischer Grobianismus gegen das höfische Wesen und die Pike des Fußvolks gegen das Ritterschwert. Die Siege der schweizer Bauern über habsburgische und burgundische Ritterheere waren unvergessen: der deutsche Bauer wollte sich jetzt an seinen Bedrängern dieselbe Genugthuung erkämpfen.

Pfeifer bot sich von selbst als Führer dar. Münzer hätte den Ausbruch des Krieges gern noch vermieden, er hoffte auf dem Wege der Unterhandlung lockend oder drohend seine Macht erweitern zu können. Pfeifer aber behauptete, durch einen gottgesandten Traum dazu berufen zu sein, Mönche und Edelleute auszurotten. Münzer, der seine Anordnungen selbst für göttliche Eingebungen auszugeben pflegte, neben Pfeifer aber nicht dahin gelangen konnte, ausschließlich als der Prophet seines neuen Reiches angesehen zu werden, konnte es nicht hindern. So machte denn Pfeifer diesen verhängnisvollen Zug ins Eichsfeld, welcher im Thüringer Lande die Furie des Bauernkrieges entfesselte. Fünfundzwanzig Klöster und Schloß Scharfenstein wurden auf diesem Zuge geplündert; und der glückliche Erfolg brachte sowohl neuen Zuzug von bäuerlichen Mannschaften als auch neue Lust, in fernere Gegenden das Unheil zu tragen, oder doch, wohin man selbst nicht kam, zu gleichem Thun anzuregen. Da fielen denn am Harz z. B. die Klöster Walkenried und Ilfeld, in der Goldenen Aue an der Helme Kelbra, an der Unstrut Donndorf, Roßleben und Memleben, im Mansfeldischen Sittichenbach und Wimmelburg und daneben viele Edelhöfe der Wut der Bauern zum Opfer. Ebenso im Thüringer Walde die Klöster Paulinzelle und Reinhardsbrunn, wie das schon oben je an seinem Orte erzählt ist.

Je weitere Wellenkreise die Bewegung schlug, desto mehr wurden auch die Fürsten von ihr betroffen oder bedroht. Philipp von Hessen, der schlagfertigste unter ihnen, trat zuerst in seinen Landen mit Waffengewalt dagegen auf. Als er dort Ruhe gestiftet, zog er nach Thüringen und vereinigte sich am Thüringer Walde mit Herzog Georg von Sachsen und mit Herzog Heinrich von Braunschweig,

die auch Truppen aufgeboten hatten und so das Fürstenheer auf 5000—6000 Mann brachten.

Thomas Münzer sah sich durch die heranrückende Gefahr in eine Lage versetzt, in der er sich selbst in seinen Träumen nie gesehen hatte, und der er deshalb durchaus nicht gewachsen war. Wohl hielt er es für geraten, die Fürsten nicht bis an den Mittelpunkt seiner Macht, an Mühlhausen, herankommen zu lassen, sondern ihnen entgegen zu ziehen, zumal die Frankenhäuser, die zunächst bedroht waren, ihn darum baten; aber seine Vorkehrungen hatten keinerlei kriegerischen Wert. Er verstand sich nicht auf Wirklichkeiten, und so meinte er auch hier der wirklichen Waffen kaum zu bedürfen; ihm, dem Propheten, müßte ja der Sieg auch ohne solche zufallen.

Auf einem Berge bei Frankenhausen, der seitdem der Schlachtenberg heißt, hatte Münzer sein Lager aufgeschlagen. Die Bauern, deren er etwa 8000 Mann um sich haben mochte, hatten ihre Wagen zu einer Wagenburg zusammengeschoben, auch ein paar Schanzen aufgeworfen. Als die Fürsten vor diesem Lager ankamen, ließen sie durch Unterhändler den Bauern Verzeihung anbieten, wenn sie Münzer und seinen unmittelbaren Anhang ausliefern wollten. Münzer ließ antworten, er und seine Bauern wollten ja keinen Krieg, sondern nichts als die göttliche Gerechtigkeit; wollten diese die Fürsten auch, so könnte man allerseits friedlich nach Hause gehen. Das war der Ton, in welchem Münzer öffentlich unterhandelte; in der Stille aber sandte er dann drei Herren vom thüringischen Adel, die in die christliche Einung zu treten gezwungen waren, zu weiterer Unterhandlung an die Fürsten. Die drei Herren wurden im Lager der Fürsten zurückgehalten und so aus ihrer unerwünschten Genossenschaft befreit. Als danach Herzog Heinrich von Braunschweig den Junker Maternus von Gehofen noch einmal unter der vorerwähnten Bedingung den Bauern Gnade anbieten ließ, wurde der Junker sofort ermordet und somit die Schlacht unvermeidlich.

Am folgenden Morgen — es war der 15. Mai — hielt Münzer in der Wagenburg eine Rede, die sich wenig von seinen sonstigen Predigten unterschied. In Gottes Namen sei er ausgezogen und in Gottes Namen stehe er hier, um die Bauern von der Abgötterei der Pfaffen und Mönche zu befreien, die von den Fürsten beschirmt würde. Die Werkzeuge dieser Fürstentyrannei brauchten sie nicht zu fürchten; denn er würde ihnen beweisen, daß er die Büchsensteine, die gegen die Bauern geworfen würden, in seinem Ärmel aufzufangen vermöchte. Als dann am Himmel ein Regenbogen hervortrat, erklärte er ihn für ein glückliches Zeichen, für ein Siegeszeichen vor der Schlacht, mit dem sich Gott allen ersichtlich für die Sache der Bauern und gegen die tyrannischen Fürsten erkläre.

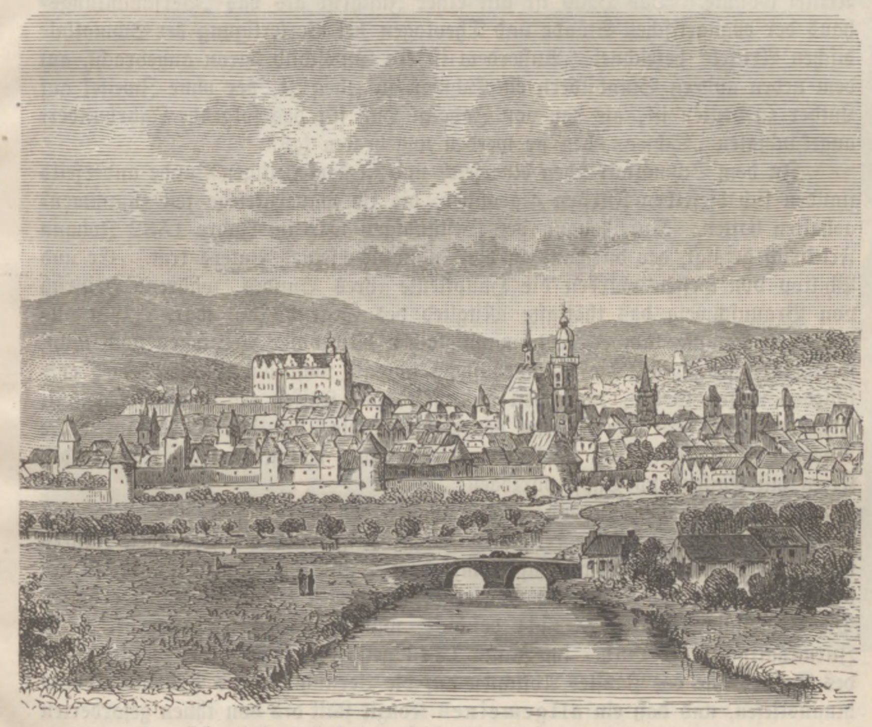
Was aus einer Schlacht werden konnte, in der solche Schwärmerei und solche Bethörung Philipps Donnerbüchsen gegenüberstand, läßt sich denken. Als die geworfenen Kugeln nicht in Münzers Ärmel verschwanden, als sie trafen und Tod brachten, da war mit dem Glauben an das verheißene Wunder die ganze Schlachtausrüstung der Bauern geschwunden; ihr Mut war gebrochen, in wilder Flucht suchten sie nach Frankenhausen oder an der Stadt vorüber ins Freie zu kommen. Münzer war selbst unter den Flüchtlingen; und wenn er, wie man sagt, einer der ersten war, so war er ja auch durch den Beweis der Kraft, wie ihn Philipps Kanonen führten, am furchtbarsten enttäuscht. Die Sieger setzten nach, schlugen die Bauern nieder, die sie einholten, drangen in

die schwach verrammelte Stadt und setzten da das Morden fort. Fünftausend Bauern sind auf diese Weise hingeschlachtet, aber Münzer war nicht unter ihnen. Erst am folgenden Tage fand ihn einer der braunschweigischen Reiter. Nahe am Nordhäuser Thore zeigen die Frankenhäuser das Haus, in welchem Thomas Münzer gefangen wurde. Er hatte sich in einer Bodenkammer in ein Bett gelegt und spielte den Kranken. Aber an seiner Brieftasche wurde er erkannt und seinen Richtern überliefert. Sofort wurde er von den Fürsten verhört, und als diese ihre Untersuchung beendigt hatten, dem Grafen Ernst von Mansfeld übergeben, der als ein streng katholischer Herr Münzers ganzen Grimm erfahren hatte. Graf Ernst ließ den Gefangenen auf seinem nahegelegenen Schloß Heldrungen aufs neue verhören und foltern. In Heldrungen brach das letzte Bollwerk von Trotz und Hoffnung, hinter dem sich Münzer noch verschanzt hatte. Er schrieb an die Mühlhäuser und empfahl ihnen Rückkehr zur alten Ordnung.

In Mühlhausen wünschte man, diese alte Ordnung wäre nie verlassen worden; aber die Rückkehr zu ihr war nicht so leicht. Pfeifer, der bei Frankenhausen nicht mitgethan hatte, war noch in der Stadt und hatte immerhin noch einen Anhang von einigen hundert Mann um sich. Das Fürstenheer war inzwischen erheblich verstärkt worden, besonders durch Johann den Beständigen, der seit dem 5. Mai als Kurfürst von Sachsen auf Friedrich den Weisen gefolgt war. Als das Heer gegen Mühlhausen heranrückte, fand es Pfeifer dort nicht mehr geheuer; er suchte mit seinen Leuten zu entkommen, ward aber bei Eisenach gefangen und an die Fürsten abgeliefert. Den Mühlhäusern blieb nichts übrig, als um Gnade zu flehen. Es geschah zunächst von den Frauen und Jungfrauen, die sich in unabsehbarem Zuge ins Fürstenlager begaben und kniefällig um Gnade flehten. Die Gnade wurde im großen und ganzen gewährt; und als das Heer einzog in die Stadt, kamen die Bürger barfuß und mit weißen Stäben in der Hand ihm entgegen. Was nun folgt, versteht sich von selbst. Münzer, der wieder nach Mühlhausen gebracht war, wurde nebst Pfeifer und den andern Hauptschuldigen hingerichtet und die alte Ordnung wiederhergestellt. Einen Versuch, die Stadt bei dieser Gelegenheit ihrer Reichsfreiheit zu berauben, ließ der Kaiser nicht zu.

Die Einigkeit, mit der wir hier die lutherischen und katholischen Fürsten dem Bauernaufruhr entgegentreten sehen, konnte nicht fortbestehen, sobald die gemeinsame Gefahr beseitigt war. Die Bauern in Süd- und Mitteldeutschland waren im Jahre 1525 ebenso gründlich überwältigt wie die Münzerischen; und der religiöse Streitpunkt trat um so mehr wieder in den Vordergrund, als der Kaiser selbst zu seiner Erledigung nach Deutschland zu kommen versprach. Endlich, im Jahre 1530, kam er wirklich zu dem, wie man meinte, entscheidenden Reichstage nach Augsburg und gestattete die Verlesung des lutherischen Glaubensbekenntnisses. Aber so gewinnend, ja hinreißend dieses Bekenntnis auf einen großen Teil der Zuhörer wirkte, der Kaiser gab schließlich doch eine Antwort darauf, die es nicht verdient hatte. Des Kaisers Antwort war ein drohender Reichstagsabschied, durch welchen das Wormser Edikt wieder in Kraft gesetzt wurde. Auch nach Anhörung der Augustana konnte er den lutherischen Glauben noch durch Furcht niederzudrücken hoffen! Die lutherischen oder, wie man sie seit 1529 auch nennen kann, die protestantischen Fürsten mußten auf Gewaltmaßregeln

von seiten des Kaisers gefaßt sein und sich deshalb nach einem Schutz umsehen, den sie nur aneinander finden konnten. Als nun der Kaiser, um seine und seines Hauses Stellung in Deutschland zu stärken, in demselben Jahre die Wahl seines Bruders Ferdinand zum römischen König betrieb, einigten sich die protestantischen Fürsten über einen Protest, den der Kurfürst Johann gegen diese Wahl erheben sollte, und demnächst über ein Bündnis zu gegenseitigem Schutze, für den Fall, daß der Kaiser dazu schritte, das Wormser Edikt zur Ausführung zu bringen. Jener Protest blieb natürlich ohne Wirkung, aber das Bündnis — das Bündnis von Schmalkalden — gab den lutherischen Ständen den Drohungen des Kaisers gegenüber ihre Sicherheit wieder.



Schmalkalden. Nach einem Kupferstiche aus dem 16. Jahrhundert.

Die Stadt Schmalkalden, so versteckt sie in den Thüringer Bergen liegt, hat dadurch eine große historische Bedeutung. Sie wird der Vereinigungspunkt der protestantischen Fürsten und Städte, und nicht bloß die politischen Maßregeln gegen den Kaiser, sondern auch das gemeinsame Auftreten auf dem in Aussicht gestellten Konzil wurden hier beraten und beschlossen. Im Jahre 1536 stellte Luther hier die Schmalkaldener Artikel auf, die auf dem Konzil zu Mantua den Unterschied der lutherischen Lehre von der katholischen klar legen und dadurch die Berechtigung der ersteren nachweisen sollten. Das Konzil kam nicht zustande, und Luther mußte seiner Arbeit durch den Druck die Öffentlichkeit geben, für die sie gemacht war. Aber in Schmalkalden selbst kam im Jahre 1537 eine

glänzende Versammlung zustande, die der Kaiser, der Papst und auch König Franz I. von Frankreich beschickten. Diese Versammlung wurde der Anlaß, daß sich gegen den Schmalkaldischen der Heilige oder Heinrichsche Bund bildete.

Schmalkalden war damals hennebergisch. Nach dem Aussterben des Grafenhauses fiel es an Hessen, 1866 aber ritten die preußischen Husaren hinein und wurden die Vorboten der preußischen Herrschaft. Aber trotz aller dieser Wandlungen, der Schmalkaldische Bund bleibt die größte Erinnerung der Stadt. Trotzdem hat sie — und das mag sich aus der Eigenart der Bevölkerung erklären — nichts gethan, die Denkmale und Merkzeichen dieser ihrer großen Zeit zu erhalten. Einen Lutherplatz gibt es, an dem Luther bei Abfassung der Schmalkaldener Artikel wohnte. Das Haus ist mit einer Inschrift als das „Versammlungshaus der evangelischen Stände und Theologen bei Verfertigung der Schmalkaldischen Artikel“ bezeichnet. Außerdem ist ein Gipsschild daran angebracht, auf dem neben andern Sinnbildern ein Schwan zu sehen ist, der ohne Zweifel auf Luther zu deuten ist, als den von Johann Huß für das folgende Jahrhundert angekündigten „Schwan, den sie werden ungebraten lan“.

In dem Schmalkaldischen einerseits und in dem Heiligen Bunde anderseits standen sich dieselben Fürsten gegenüber, die im Bauernkriege fest zusammengehalten hatten. Auf Johann den Beständigen war im Jahre 1532 Johann Friedrich gefolgt, der durchaus in die Fußstapfen seines Vaters trat. Er und Philipp von Hessen wurden die Hauptleute ihres Bundes, während Heinrich von Braunschweig das thätigste Mitglied des Gegenbundes war. Zum allgemeinen Kampfe kam es trotz mannigfacher bitterböser Reizungen noch nicht, weil einerseits Luther die Glaubenssache überall nicht durch einen Krieg entschieden wissen wollte, und weil anderseits der Kaiser erst seine Kriege mit Frankreich und mit den Türken beendigen mußte, um den Protestanten die Alternative zu stellen, ob sie Unterwerfung unter das allgemeine Konzil oder Krieg mit Kaiser und Papst vorzögen.

Der Friede von Crespy 1544 machte den Kaiser frei für eigne und energische Thätigkeit in der religiösen Frage. Am Ende des folgenden Jahres wurde nach langen Verhandlungen mit dem Papste das Konzil in Trient eröffnet, von dem der Kaiser die Wiederherstellung der Glaubenseinheit erhoffte. Die Protestanten hatten es nicht beschickt, und sie verharrten auch bei dieser Zurückhaltung, als Luther im Jahre 1546 gestorben war. Sie wußten, daß des Kaisers wie des Papstes Absichten auf die Vernichtung des Protestantismus hinausliefen, und daß ein allgemeines Konzil statt des von ihnen geforderten deutschen Nationalkonzils mit der Verfluchung des lutherischen Glaubens enden würde. Der Reichstag, den der Kaiser noch im Jahre 1546 zur Verständigung mit den Protestanten nach Regensburg berufen hatte, verlief ohne den gewünschten Erfolg. Das Mißtrauen war beiderseits schon zu groß, die Möglichkeit des Krieges nach Luthers Tode selbst von den Protestanten schon in Erwägung gezogen. In der That war es hohe Zeit, denn der Kaiser traf bereits seine Vorbereitungen und schloß sogar mit dem Papste ein Bündnis ab das auf einen gemeinsamen Angriff auf die Protestanten hinauslief. Aber wichtiger als dieses Bündnis mit Paul III., namentlich für uns hier wichtiger, ist, daß sich Herzog Moritz von Sachsen, der Vetter Johann Friedrichs und der Schwiegersohn Philipps von Hessen, trotz seines lutherischen Glaubens vom Kaiser gewinnen ließ.

Moritz war nicht ein Sohn, sondern ein Neffe Herzog Georgs, dieses bitterbösen Feindes der Reformation. Sein Vater, Herzog Heinrich, hatte die Reformation in herzoglichen Landen eingeführt, und Moritz war im lutherischen Glauben befestigt worden am Hofe Johann Friedrichs. Aber Moritz war nicht der Mann, der wie sein Vetter Johann Friedrich in der treuen Ausübung und Wahrung dieses Glaubens seine Befriedigung gefunden hätte. Er war von Ehrgeiz beherrscht und von einem Kraftgefühl, das zu einem größeren Wirkungsfelde, zu erweitertem Machtgebiete hindrängte.



Johann Friedrich gibt sich bei Mühlberg gefangen (24. April 1547).

In den Feldzügen des Kaisers hatte er gute Dienste gethan; der Kaiser wußte seine Fähigkeit zu schätzen, aber er wußte auch, wo der Hebel anzusetzen war, um Moritz aus seinen verwandtschaftlichen Verbindungen und aus dem Bannkreis seiner Glaubensgenossen herauszuheben. Er versprach ihm die kursächsischen Lande, wenn Johann Friedrich durch offene Auflehnung dieselben verwirken und Moritz des Kaisers Aktion gegen ihn erfolgreich unterstützen würde.

Noch im Jahre 1546 erhoben sich die Hauptleute des Schmalkaldischen Bundes und zogen mit Heeresmacht gegen den Kaiser. Der Feldzug in Süddeutschland kann für uns hier glücklicherweise unbeachtet bleiben. Er ist auch so unerfreulich, daß man gern von ihm schweigt. Vor Regensburg, vor Ingolstadt verloren die Protestanten durch Unentschlossenheit die kostbare Zeit, bis der Kaiser seine Rüstungen vollendet hatte und nunmehr die evangelischen Reichsstädte

Schwabens bedrohen konnte. Das große Bundesheer zog ihm nach, um die Bundesgenossen zu schützen, da kam ihnen bei Giengen die Nachricht, daß in ihrem Rücken auch die Aktion begonnen habe: Herzog Moritz hatte im Einverständnis mit König Ferdinand, der von Böhmen aus Hilfe in Aussicht stellte, die Länder Johann Friedrichs in Besitz genommen. Die Bevölkerung hatte ihm Huldigung geleistet, teils weil Moritz eine solche verlangte, teils weil sie meinte, nur so das Land dem Wettiner Hause erhalten zu können.

Da vergingen den Schmalkaldener Bundeshauptleuten die großen Kriegsgedanken; um die eignen Länder zu retten, zogen sie heim und überließen es den verbündeten Städten in Schwaben, ihren Frieden mit dem Kaiser zu machen, so gut es eben gehen wollte. Durch das energielose Beispiel der Hauptleute entmutigt, kamen die meisten Städte dem Kaiser unterwürfig entgegen, so daß dieser in dem Gefühl müheloser Siegeshoheit schwelgen konnte. Aber Karl V. war ein kühler, klarer Mann, dem nicht leicht Erfolge zu Kopfe stiegen, wenn überhaupt noch etwas zu thun übrig blieb. Er verfolgte aufmerksam die Vorgänge in Kursachsen und je deutlicher er erkannte, daß ihm im nächsten Jahre ein Feldzug gegen Johann Friedrich in Kursachsen bevorstehe, desto schneller und vollständiger vollzog sich seine Aussöhnung mit den Städten.

Johann Friedrich hatte sich leicht wieder in den Besitz seiner Länder gesetzt, deren Einwohner trotz der Huldigung an Moritz nie aufgehört hatten, ihn als ihren Landesherrn zu betrachten. Moritz und König Ferdinand hielten sich unter geeigneten Vorbereitungen still, bis der Kaiser kam, nach einem kühnen Elbübergange bei Mühlberg das kurfürstliche Heer auf der Lochauer Heide ereilte und nach kurzem Kampfe vernichtete.

Das geschah am 24. April 1547, einem Sonntage. Johann Friedrich, den Treuherzigen sollte man ihn nennen, hatte auch im Angesicht der Gefahr seinen Gottesdienst nicht aussetzen und denselben auf die Nachricht von des Feindes Flußübergang nicht unterbrechen wollen. Nach beendigtem Gottesdienst stieg er zu Pferde, es galt den Versuch, ob man das feste Wittenberg erreichen könne, ohne vom Feinde eingeholt zu werden. Bald sah man, es war unmöglich, mit dem gesamten Heere zu entkommen. Man schlug dringend dem Kurfürsten vor, sich mit der Reiterei zu retten. „Und was wird aus meinem getreuen Fußvolk?“ antwortete er vorwurfsvoll und stellte an einer Waldecke seine Scharen zum Widerstande auf. Es war ein vergebliches Bemühen, denn der Andrang der Kaiserlichen unter Moritz' und Herzog Albas Leitung war übermächtig, die Reiterei umschwärmte das Häuflein des Kurfürsten, es wurde zersprengt und der Kurfürst selbst ins Handgemenge gerissen, aus dem er als Gefangener Thilos von Trotha, eines Edelmanns aus herzoglich sächsischen Landen, hervorging.

Es war ein Moment von erdrückender Schwere, als der geächtete und nun gefangene Kurfürst vor dem Kaiser erschien, den er seit dem Kriege nicht mehr als Kaiser anerkannt hatte. Aber auch unter dem Hohn, der ihm von seiten des Kaisers und aus dessen Umgebung entgegentrat, bewahrte er die Würde des guten Gewissens. Und die hat er auch bewahrt, als der Kaiser vor Wittenberg gezogen war und, sei es, um den Widerstand der Stadt zu brechen, sei es in bitterem Ernste, ihm das Todesurteil ankündigen ließ. Er saß mit seinem Mitgefangenen, Herzog Ernst von Braunschweig, beim Schach, las das verhängnisvolle Papier, legte es dann ruhig beiseite und sagte: „Vetter, gebt acht

auf Euer Spiel, Ihr seid matt.“ Wie konnte der Tod ihn schrecken, den er als treuherziger, gewissenhafter Verfechter seines Glaubens erleiden sollte!

Aber so weit kam es doch nicht. Auch des Kaisers Absichten hätte es mehr entsprochen, wenn Johann Friedrich seinen evangelischen Glauben aufgegeben und still weiter lebend sich der Religionsordnung des Kaisers unterworfen hätte. Doch da kam er übel an. Niemals hätte Johann Friedrich sich mit einer Verleugnung seines Luthertums Leben und Freiheit erkauft. Leib und Leben wollte er geben, seinen Glauben nimmermehr. Als sodann Granvella, welcher die Unterhandlung für den Kaiser führte, die Übergabe von Wittenberg und die Abtretung des gesamten Kurlandes verlangte, fand er ihn bereit.



Schloß Fröhliche Wiederkunft.

Land und Fürstenmacht gab er hin, um nichts als den treu gewahrten Glauben mit in die Gefangenschaft zu nehmen, die der Kaiser bis auf weiteres über ihn verhängte. Das Land erhielt der Verabredung gemäß Moritz, der aber die Verpflichtung übernahm, den Söhnen Johann Friedrichs in seinem Lande einige Ämter anzuweisen, aus denen ihnen ein Jahreseinkommen von 50000 Goldgulden erwüchse. Aus diesen Ämtern sind die sächsischen Herzogtümer hervorgegangen, in deren gesegnetem Besitze die Ernestiner den Verlust der Kur und des Kurlandes allmählich verschmerzt haben.

Merkwürdigerweise ist Kurfürst Moritz, der Johann Friedrich um sein Land gebracht hatte, auch sein Befreier geworden. Als Moritz durch seinen raschen Feldzug gegen den Kaiser im Jahre 1552 den Passauer Vertrag erzwang,

konnte dem Kaiser nicht mehr daran gelegen sein, seinen Gefangenen, der sich so völlig in sein Schicksal ergeben gezeigt hatte, ferner festzuhalten. Vielleicht dachte der Kaiser dadurch dem ihm jetzt verfeindeten Moritz Schwierigkeiten zu bereiten. Aber er irrte sich. Johann Friedrich versprach dem Kaiser, nicht wieder einem Bunde gegen ihn beizutreten, aber er schickte auch in die sächsische Heimat einen Boten voraus, der verkünden solle, er komme nicht, um Krieg zu bringen, sondern um die wiedergewonnene Freiheit im Frieden zu genießen.

Bei Koburg betrat er sein Heimatland. Es gehört zu den ergreifendsten Zügen der thüringischen Geschichte, wie der besiegte, gefangene, in weltlicher Hinsicht so tief gedemütigte Fürst als triumphierender Sieger durch sein Land und durch die jubelnden Leute zieht. Alt und jung, die Ratsherren und die Geistlichen in der Amtstracht, die Bürger im Sonntagskleid, die Mädchen den sächsischen Rautenkranz im Haar, so trat ihm das treue Volk entgegen oder harrte seiner am Thor oder auf dem Markte. Es war ein Fest, wie wenn der Vater wiederkommt, stand doch in der Freude des Wiedersehens das Volk der fürstlichen Familie nicht nach. Johann Friedrichs Söhne waren inzwischen herangewachsen, die Mutter führte sie mit Glück und Stolz dem Vater zu. Dann geleiteten Mutter und Söhne, und wer sonst zur Familie gehörte, das wiedergewonnene Haupt die Straße von Jena daher in die Wälder zwischen Roda und Neustadt an der Orla zu dem Lustschloß, das seitdem „Fröhliche Wiederkunst“ heißt. Es ist ein lauschiger Waldgrund, aus dem überraschend wie ein Wunder das Schlößlein hervortaucht, und wir können es verstehen, wie nach dem festlichen Zuge durch Stadt und Land die fürstliche Familie hier im abgeschlossenen Kreise des neuen Glückes sich innig bewußt wurde.

Drei Jahrhunderte später hat Herzog Joseph von Altenburg das Schloß wieder hergestellt und es recht zu einem Denkmal des Ereignisses gemacht, dem es seinen Namen verdankt.





Die Fürstengruft in Weimar.

Thüringische Residenzstädte. — Das Werrathal.

Gotha und seine wissenschaftlichen Anstalten. — Weimar, die Dichterstadt an der Ilm. — Weimars Musenhof. — Goethes Berggarten in Weimar. — Goethe und Schiller in Weimar. — Das Schillerhaus in Weimar. — Wasungen und der Wasunger Krieg. — Schloß Landsberg. — Hildburghausen. — Schleusingen. — Suhl. — Die Feste Koburg.

Im vorigen Abschnitt haben wir erzählt, wie bei der Kapitulation von Wittenberg 1547 den depossedierten Ernestinern eine Reihe von Ämtern in Thüringen zugewiesen wurde. Aus diesen Ämtern sind die sächsischen Herzogtümer entstanden, die Thüringen zu einer Musterkarte deutscher Kleinstaaterei gemacht haben, an der man die Vorzüge wie die Schwächen dieser letzteren mit Nutzen studieren kann. Wo gibt es sonst so viele Staaten, Residenzen, Höfe auf so kleinem Raume zusammen? Ja die Ernestinischen Länder bilden heute noch immer eine wahre Musterkarte von Kleinstaaterei, obwohl schon einige, wie Hildburghausen und Eisenach, ihre Selbständigkeit verloren haben.

Die Klage über Deutschlands Zerrissenheit ist Jahrhunderte alt, aber in das volle Bewußtsein des Volkes getreten und zu einer leidenschaftlichen Sehnsucht geworden ist sie erst durch die Freiheitskriege, welche aufs beste bewiesen hatten, was deutsche Kraft durch Einigkeit vermag. Dennoch ließ man das durch die Not Geeinte nach dem Siege wieder auseinander fallen. Da wandte sich die freisinnige Jugend von den Regierungen ab, und der nationale Gedanke wurde das Kennzeichen, wurde das Evangelium des deutschen Liberalismus. Damals war es gefährlich, von Vorzügen der Kleinstaaterei zu sprechen, denn politische

Gedanken, die im ganzen Volke ihre Wurzel haben, erhalten zu viel Nahrung und dadurch die Wucht des Fanatismus. Jetzt ist das anders. Im geeinten Vaterlande will man sich kaum noch auf die frühere Sehnsucht besinnen, und da kann man denn getrost auch der Kleinstaaterei ihr Recht angedeihen lassen.

Wo ein Volk an der Lösung der großen politischen Fragen nicht einen ehrenvollen und belebenden Anteil nimmt oder nehmen kann, ist die Kleinstaaterei als ein Ausbau und eine Ausschmückung des Innern zu betrachten, die für die versagte Wirkung nach außen entschädigen soll. Die vielen Höfe und Residenzen werden ebensoviele Zentren der Bildung, des wissenschaftlichen wie des künstlerischen Lebens.



Der Marktplatz zu Gotha.

Von der politischen Wirksamkeit ausgeschlossen, werden die Fürsten meist, und mit besonderem Rechte läßt sich das von den Wettinern sagen, zu Pflegern der Künste und Wissenschaften. Und selbst wo sie das nicht wären, eine Residenz, eine Hofhaltung ist an und für sich ein Kulturherd, der Männer der Kunst und der Wissenschaft anzieht.

Gotha war ursprünglich als Hersfelder Lehen in den Besitz der thüringischen Landgrafen gekommen, wurde aber später, nach dem Tode Johann Friedrichs, des Gefangenen von Wittenberg, die Residenz seines Sohnes, Johann Friedrichs des Mittleren. Daß dieser sich in die Grumbachschen Händel einließ, ist oben bei Liebenstein erwähnt worden. Geächtet und überwältigt, geriet auch er, wie

sein Vater, in kaiserliche Gefangenschaft, der er erst durch den Tod erledigt werden sollte. Sein Schloß in Gotha, Grimmenstein hieß es, wurde geschleift und so Gotha seiner Hauptzierde beraubt (1567). Aber Ernst der Fromme erbaute an Stelle des gebrochenen Grimmenstein das jetzige Gothaer Schloß, dem er im Gegensatz zu dem Namen und zu der Geschichte des vorigen den Namen Friedenstein gab. Diesem Namen entspricht es, daß seine Nachfolger Wall und Graben in Gartenanlagen verwandelten. So ist Schloß Friedenstein bis zum Erlöschen des gothaischen Fürstenhauses die Residenz geblieben, d. h. bis zum Jahre 1826.



Gotha.

Unter den Herzögen von Koburg, denen Gotha zufiel und die sich seitdem Herzöge von Koburg=Gotha nennen, ist das glänzende Hofleben aus diesen Räumen verbannt und dafür die ernste Arbeit der Landesregierung eingezogen. Herzog Ernst, der nur einige Wintermonate in Gotha zu residieren pflegt, wohnt in seinem Palais, und in Schloß Friedenstein sind nur gewisse Räume für gelegentlichen Gebrauch des Hofes reserviert. Darum steht das Schloß, das zu den größten Fürstenschlössern Deutschlands gehört, in einem trüben, schweigsamen Ernste da; was sich in ihm regt, genügt nicht, um die ungeheuren Steinmassen zu beleben. Trotzdem bleibt es das Wahr= und Kennzeichen von Gotha, und wer von den Höhen des Thüringer Waldes in die nördlich vorliegende Ebene schaut, wird Schloß Friedenstein niemals übersehen.

Einen besonderen inneren Wert hatte Ernst der Fromme seinem Schlosse dadurch verliehen, daß er die von ihm begründeten, sehr bedeutenden Sammlungen in ihm unterbrachte, die daher den Namen der Friedensteinschen Sammlungen führen, nunmehr aber größtenteils in dem neuen Museum aufbewahrt werden. Nur die Bibliothek und das Münzkabinett sind im Schlosse geblieben. Die erstere ist reich an Inkunabeln und Handschriften, die teils die biblischen Bücher, teils die Schriftsteller des klassischen Altertums, teils die orientalische Litteratur angehen. Daneben enthält sie eine umfassende Briefsammlung aus der Reformationszeit, eine Sammlung, der Briefe Luthers, Melanchthons, Zwinglis und Calvins ihren besonderen Wert geben. Im neuen Museum findet man eine Gemäldegalerie, ein Naturalienkabinett, ferner ein Antikenkabinett, ein Kunstkabinett, das an das Grüne Gewölbe in Dresden erinnern könnte, und ein Chinesisches Kabinett. Endlich wäre es gerade hier unbillig, wenn ich nicht der Friedensteinschen Archive noch Erwähnung thun wollte, welche für die Geschichte Thüringens von größter Wichtigkeit sind und vor allem die Schenkungsurkunde enthalten, durch welche Konrad II. die Loiba an Ludwig den Bärtigen übergab.

Auch das Theater in Gotha hat seine Blüte gehabt, und hat diese Blüte seinem Hofe, seinem Herzoge verdankt, der einen Mann wie Eckhof seinem Werte nach zu schätzen wußte. Eckhof wird der Vater der deutschen Schauspielkunst genannt, weil er den Gedanken, der damals — es war am Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts — das deutsche Geistesleben beherrschte, ich meine den Rousseauschen Gedanken der Rückkehr zur Natur, auf der Bühne in überraschender Weise zu verwirklichen wußte. Die Naturwahrheit seines Spiels wurde maßgebend, wurde Vorbild auch für Iffland, der allerdings erst in Mannheim, als er nach Eckhofs Tode Gotha verlassen hatte, berühmt wurde. Nach Eckhofs Tode nämlich vernachlässigte der Herzog das Theater, und die besten Kräfte gingen zu Dalberg und trugen dazu bei, daß, als Schiller mit seinen Räubern hervortrat, das beste deutsche Theater in Mannheim zu finden war.

Ein wissenschaftliches Institut, das, ohne mit dem Hofe zusammenzuhängen, auch der größten Residenz zur Zierde gereichen würde, ist Perthes' Geographische Anstalt. Zunächst durch die Verbindung mit Adolf Stieler aus Gotha erhielt Perthes' Verlagsgeschäft die Richtung auf das geographische Gebiet. Bald gesellten sich andre geographische und kartographische Größen hinzu, wie Berghaus, von Spruner, von Sydow, Petermann und viele andre, und Perthes' geographischer Verlag wurde der erste der Welt, wurde diese großartige Anstalt, in der, wie man mit Recht gesagt hat, alle Fäden der geographischen Wissenschaft zusammenlaufen.

Daß auch der weltbekannte Gothaische Hofkalender Perthes' Eigentum und von ihm zwar nicht geschaffen, wohl aber in seine gegenwärtige zweckmäßige Gestalt umgeschaffen ist, soll, da wir von Gotha und Perthes reden, wenigstens erwähnt werden.

Auf einem andern als dem wissenschaftlichen Gebiete, auf dem Gebiete der Volkswohlfahrt, liegen die Verdienste, welche sich Ernst Wilhelm Arnoldi um die deutsche Gesellschaft und um seine Vaterstadt Gotha erworben hat. Die allbekannte Gothaische Feuerversicherungsbank hat er im Jahre 1821 und die nicht minder segensreich wirkende Lebensversicherungsbank im Jahre 1829 gegründet. Über den Segen, den diese Anstalten verbreiten, braucht man jetzt

kein Wort zu verlieren. Das Prinzip, auf dem sie beruhen, das Prinzip gegenseitiger Hilfe, ist längst allgemein anerkannt, und daß die Anstalten auf diesem Prinzipe gedeihen, sieht man den geschmackvollen palastartigen Gebäuden an, darin sie ihre Thätigkeit entfalten. Die Gothaer haben nur eine Dankesschuld abgetragen, als sie Arnoldi auf dem nach ihm benannten Platze ein Denkmal errichteten.

Daß mit dem bisher Gesagten die Vorzüge Gothas nicht erschöpft sind, versteht sich von selbst, denn eine erschöpfende Aufzählung, sei es der Sehenswürdigkeiten, sei es der denkwürdigen Männer, die Gotha hervorgebracht oder beherbergt hat, kann hier unsres Amtes nicht sein.



Das Schloß in Weimar.

Wer noch weiteres wissen will, der reise selbst nach Gotha, und dort gehe er wenigstens über den langen Marktplatz hin zum Schlosse. Damit wird er sich eine bleibende Anschauung von der Stadt Gotha erwerben: der Brunnen in der Mitte, das Rathaus mit dem eisernen Kopfe, der Wilhelm Grumbachs Porträt sein soll, und hier und da ein Fleischerladen, der an die weltberühmte Gothaer Wurstindustrie erinnert — das alles wird ihm in der Erinnerung bleiben, und wenn später einmal die Rede auf Gotha kommt, wird er mitsprechen und der Welt beweisen können, daß er auch einmal da gewesen ist.

Weimar. An keiner Stadt zeigt sich der Segen, welcher aus der Muße des Kleinstaates entsprießen kann, deutlicher, als an Weimar. Weimar, das, als Goethe dahin kam, d. h. im Jahre 1775, noch kaum 6000 Einwohner zählte, das also als Stadt lediglich ein Anhängsel des Hofes war, hat durch den Anteil, den sein erlauchtes Fürstenhaus am Ende des vorigen Jahrhunderts an dem Aufschwung des deutschen Geisteslebens nahm, namentlich durch die großen Dichter, welche Herzog Karl August an sich zu ziehen wußte, eine Bedeutung

erhalten, wie sie für die Litteraturgeschichte keine deutsche Stadt erreicht hat und wohl auch keine erreichen wird. Wir haben oben von der Wartburg gesprochen und ihrem Sängerhofe. Wir wüßten nichts, was sich in ähnlicher Weise mit Weimar und dem Weimarischen Musenhof vergleichen ließe. Aber Weimar ist mehr als die Wartburg. Auf der Wartburg hat die deutsche Poesie eine Herberge gefunden, in Weimar eine Heimat; auf der Wartburg war die Poesie ein Zierat, eine Verschönerung des Hoflebens, in Weimar war sie die Königin, der auch die Fürstlichkeiten rückhaltslos huldigten, und die deshalb das gesamte Weimarische Leben beherrschte. Darum ist Weimar — und wir rechnen auch die nächste Umgebung dazu — so ganz und gar erfüllt von den Spuren und Denkmalen, so durchdrungen von den Erinnerungen jener Zeit. Die Poesie hat das gesamte Leben ergriffen und auch den äußeren Dingen ihren Stempel aufgedrückt.

Schon anderthalb Jahrhunderte früher hatte sich in Weimar ein Akt vollzogen, der als ein Zeichen der Zeit und ihrer Tendenz für die Litteraturgeschichte nicht unwichtig ist. Im Jahre 1617 wurde auf Veranlassung Teutlebens, des Erziehers eines weimarischen Prinzen, und unter Beitritt Ernestinischer Herzöge und anhaltischer Fürsten die „Fruchtbringende Gesellschaft“ oder der Palmenorden gestiftet. Er sollte hauptsächlich dienen zur Erhaltung deutscher Redlichkeit und Treue und zur Besserung deutscher Sprache. Die deutsche Sprache war durch das Eindringen fremder Elemente verunstaltet, eine Verschlechterung deutschen Sinnes und deutscher Sitte erschien als die Folge davon. Man versuchte von der Sprache aus gegen alles fremde Unwesen zu wirken. Es war gleichsam eine ererbte Fürstenpflicht der Ernestiner, die Lutherische Sprache nicht von der Bühne drängen zu lassen; denn um die Sprache von Luthers Bibelübersetzung handelte es sich ja. So wurde die Poesie des Palmenordens ein Mittel zu außer ihr liegenden Zwecken, die, so edel sie waren, doch die Poesie zu einer arbeitenden Dienerin herabsetzten.

Anders war es mit den Dichtern des 18. Jahrhunderts. Sie wollten die innere Kraft und Fülle herausgestalten, und wem es mit dem Gestalten nicht glückte, der schwirrte doch mit in dem allgemeinen Sturme und Drange. Die großen Dichter aber, Dichter, wie wir sie in Weimar finden, denen die Gestaltung ihrer Ideale gelang, wirkten, ohne es gewollt zu haben, auf das deutsche Volk und Volksgemüt: das Schöne weckte das Gute; es war wie ein Segen, den Gott auf ihre Schöpfungen legte.

Während im Nachbarreiche im Westen der Staat unter furchtbaren Zuckungen umgestürzt und umgestaltet wurde, erneuerte sich in Deutschland in aller Stille das geistige Leben, indem es sich an der Hand des Schönen zum Guten führen ließ, das ja nichts andres ist, als das Schöne auf sittlichem Gebiete. Dieses schöne Gute oder gute Schöne ist übrigens nicht die griechische Kalokagathie, sondern es ist die Humanität, als deren Apostel Herder zu betrachten ist. Aber Herder ist mehr der Theoretiker der Humanität, ihm ist sie eine große weltumfassende Anschauung, während die gleichzeitigen Dichter, wie Lessing, Goethe, Schiller sie konkret darstellten und ihren Landsleuten wirklich nahe brachten. Gestalten wie Nathan, Egmont, Posa und Karlos sind solche Humanitätscharaktere, aber die ganze Poesie dieser Zeit ist von dem Humanitätsgedanken durchdrungen und beherrscht, bis im folgenden Jahrhundert der Patriotismus und als Revers selbst der Volkshaß zu ihrer Geltung kommen. In Goethe

besonders tritt diese Humanität als Herzensfülle hervor, wie man sie ja empfinden muß, wenn man sich in eine Welt von lauter Brüdern gestellt sieht. Es ist Nächstenliebe, Bruderliebe, was ihn beherrscht, ohne alles kirchliche oder konfessionelle Gepräge, aber mit dem Drange zu geben, zu helfen, zu beglücken, und mit dem Bewußtsein, daß er es vermag. So bildete sich um Goethe ein Sphäre liebevollen Empfindens und Thuns, eine Sphäre, in der auch seine Phantasie zur Geltung kam, ebenso wie umgekehrt in dem Reiche der Phantasie, in seiner Dichtung, sein Leben sich zur Darstellung brachte. Er lebte Poesie und dichtete Lebenswirklichkeit, Poesie und Leben sind nie so eins gewesen wie in Goethe.



Am Musenhof von Weimar. Nach von Oer. (Vgl. S. 369—370.)

In Weimar wußte man diese Richtung zu schätzen. Die Herzogin Anna Amalie, die durch den frühen Tod ihres Gemahls in sehr jugendlichem Alter selbständig geworden war, verstand sich gleichmäßig auf Kunst wie auf Lebensgenuß und hatte sich demgemäß ihren Hof gebildet. Sie hatte Männer wie von Knebel und Wieland, von Einsiedel und von Seckendorf nach Weimar gezogen, und indem sie selbst den geistvollen Umgang dieser Männer genoß, auch ihrem Sohne Karl August das Interesse für die neu erwachte Dichtung in Deutschland eingeflößt.

Karl August wußte gleich, nachdem er die Regierung aus den Händen seiner Mutter übernommen, Goethe zu gewinnen, und Goethe steuerte den Weimarischen Musenhof in der Dichtung wie in Leben und Wirklichkeit mitten durch die wilden Wogen der Sturm- und Drangperiode zu den glücklichen Inseln, wo im Frieden geordneten Schaffens das Gute wie das Schöne gedeiht.

Man war in Weimar auf Goethe vorbereitet teils durch Götz und Werther, die kurz zuvor erschienen waren, teils durch die unzweideutige Gunst, mit der der junge Herzog seinem Gaste entgegensah. Man kann sagen wie Cicero von Archias, der ja auch ein Dichter war: den Ruf seines Talentes übertraf noch die Erwartung, die man von dem Menschen hegte, die Erwartung aber wurde von seinem persönlichen Erscheinen und von der Bewunderung übertroffen, die der Dichter erntete. Goethes Persönlichkeit war so hinreißend, wie seine Bücher gewesen waren; sie versöhnte auch die litterarischen Größen Weimars, die sich durch das junge Talent verdunkelt sahen. Wieland, der bis dahin der bedeutendste Schriftsteller in Weimar gewesen war, Wieland, den Goethe noch kurz vorher durch sein Spottgedicht „Götter, Helden und Wieland" bitter gekränkt hatte, erklärt sich kurzweg für verliebt in den jungen Dichter, wie hätten da die andern litterarischen Männer sich feindlich zurückhalten sollen!

Und nun erst die Frauen! Herzogin Amalie, die sich die volle Jugendfrische erhalten hatte, Fräulein von Göchhausen, die dem neckenden Übermute des Talentes so trefflich Widerpart zu halten wußte, Frau von Stein mit dem tiefen Herzensverständnis für Goethes Sein und Dichten, kurz, alle, die nicht in den Formen des Hoflebens erstarrt waren, wandten sich in freudiger Bewunderung Goethe zu, wie die Blumen sich zum Lichte wenden. Karl August hat nie einen größeren und schöneren Triumph erfochten als durch die Berufung Goethes. Aber das ließ er sich nicht genügen, Goethe mußte sein Freund sein, Lebensgenosse in Freud' und Sorge, und so konnte dieser in dem Herzoge ein innerliches, lebensvolles Natur- und Weltverständnis erwecken, wie es dem acht Jahre jüngeren Fürsten noch nicht aufgegangen war. Diese lebensvolle Innerlichkeit, die auch hinter den kleinen Erscheinungen des äußeren Lebens das Unendliche ahnt, ist der gute Kern der vielverspotteten Empfindsamkeit, deren Überschwang Goethe eben durch den Werther von sich abgestreift hatte.

Die Herzogin Luise, welche wenige Wochen vor Goethes Ankunft ihren Einzug in Weimar gehalten hatte, hätte wohl eifersüchtig sein mögen auf den Freund ihres Gemahls, der diesen oft in Bahnen zu leiten schien, die ihrem durch stille Hoheit ausgezeichneten Wesen widersprachen. Aber sie erkannte auch in dem oft wilden Treiben jener Zeit, in dem Übermute der Kraftgenies, zu welchem Goethe mehr hinriß als hingerissen wurde, den echten Kern, der eine durch wirkliche Genialität erhöhte Menschlichkeit war. Es ist freilich wahr, man huldigte bei diesem Treiben nicht der Pflicht, sondern dem Vergnügen, aber man vergnügte nicht bloß die Sinne, sondern auch den echt menschlichen Trieb, zu helfen, zu schützen, zu bessern, d. h. der Nächstenliebe. Man wird daran erinnert, daß Liebe ursprünglich Freude bedeutet, daß Liebe und Freude eins sind. Wie Neid und Geiz, die Wurzel alles Übels, alle Freude schon im Keim ersticken, ist, wo sich Freude zeigt, immerhin auf Liebe zu schließen, als auf deren Wurzel.

Geschildert ist diese kraftgenialische Zeit wenigstens in ihren allgemeinen Zügen oft genug. Um so weniger brauchen wir uns auf ihre Darstellung einzulassen. Uns genüge es, zu sagen, daß Jagd und andre Ausflüge, Schlittenfahrten und Schlittschuhlauf, Weingenuß und Maskeraden, Waldeinsamkeit in der Borkenhütte und abendliches Baden in der Ilm, daß alles dies lediglich eine Erhöhung des Lebensgefühles bezweckte. Es ist kaum etwas andres, als wenn der Herzog und Goethe bei Feuersbrünsten in und um Weimar zur Stelle eilen

und ohne Scheu und Säumnis Hand anlegen. Sie thun das auch nicht aus Pflicht, sondern aus Nächstenliebe, deren Erfüllung bekanntlich das höchste Vergnügen ist.

Die Vorwürfe, die man diesem Treiben gemacht hat, sind von den Kreisen ausgegangen, die sich in den veränderten Ton der Gesellschaft nicht finden konnten. Goethe hatte die Werthertracht mitgebracht, der Herzog nahm sie für seine Person an und wirkte für ihre weitere Verbreitung. Goethe hatte das Schlittschuhlaufen eingeführt; das war etwas bis dahin bei Hofe Unerhörtes, jetzt wurde es Passion. Goethe durchbrach namentlich in den Abendgesellschaften bei der Herzogin Amalie leicht den gesetzten Gang der Unterhaltung durch tolle Einfälle und wilde Lustigkeit — man fand es schön und erfreute sich daran. Wer da nicht mitthun und nicht mitempfinden konnte, verfiel dem Neide, und da er nicht offen dagegen auftreten konnte, so entschädigte er sich in der Stille durch üble Nachrede, die sich dann, zu Übertreibungen gesteigert, über den Weimarischen Kreis hinaus verbreitete.

Aber was konnte das wirken gegen diesen kraftgenialen Geist, der mit Naturnotwendigkeit hervorbrach. Selbst ein mahnender Brief von Klopstock machte nur „ein paar böse Stunden", änderte aber nichts. Das Genie dichtete, wie es mußte, lebte, wie es mußte; vielleicht nicht, wie es gesollt hätte, aber unter seinen Schritten erblühte allerlei Segen, den nur jene Neider nicht anerkannten, über den aber längst kein Zweifel mehr besteht. Da war ein Liebhabertheater durch Goethe zustande gebracht, auf dem unter des Dichters und des Herzogs Mitwirkung die Iphigenia zum erstenmal aufgeführt werden konnte und das einem Hoftheater die Stätte bereitete, dessen Leiter Goethe war, und das die großen Dramen aus Schillers klassischer Periode dem deutschen Publikum vorführen sollte. Da war ein dichterischer Geist erweckt worden, der alle ergriff, weil das Dichten nicht mehr als Ausübung einer besonderen Technik, sondern als allgemeine Menschenfähigkeit erschien. In Morgen- oder Abendgesellschaften, in Tiefurt oder Ettersburg oder bei gelegentlichen Aufführungen brachte sich diese Fähigkeit zur Geltung, und der Segen war, daß alle für die neue Geschmacksrichtung, für Natur und deutsche Art gewonnen wurden. Dieser neuen Geschmacksrichtung hat denn auch Weimar seinen Park zu verdanken, der lediglich ein Ausbau der Natur war im Gegensatz zum französischen Stil, der die Natur vergewaltigte. Der Park mit seinen schönen Pfaden führt von Weimar zum Sommerschloß Belvedere hinauf, das auch seinen Park hat, und zwar einen Park, der noch heute wenigstens Spuren seiner französischen Anlage trägt. Da sind noch die grünen Kulissen, die immerhin etwas französisch Schäferliches haben, aber zur Aufführung frischer, fröhlicher Stücklein nach deutscher Art verwendet wurden.

Nahe am Weimarischen Park, nur durch die Ilm und die Ilmwiesen von ihm getrennt, liegt Goethes Berggarten, in welchem er seine Bäume, Blumen und Spargel selber zog, und in dessen einfachem Gartenhaus er in den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Weimar so gern zurückgezogen wohnte, daß er darüber das Weggehen vergaß. Dieser Berggarten gehörte Bertuch, dem Sekretär des Herzogs, der ihn erst kürzlich erworben hatte und mit seiner Anpflanzung beschäftigt war. Das war im Jahre 1776, als Goethe fürchtete, daß er in dem Weimarischen Hofleben sich verlieren würde und deshalb sich wegzusehnen anfing. Der Herzog wollte ihn nicht lassen und suchte seine Befürchtungen zu zerstreuen. Aber Goethe sah keine andre Hilfe als ein stilles Leben mit ländlicher Beschäftigung, in dem er sich von den Zerstreuungen des Hofes wieder sammeln könnte.

„Ja, wer es so gut hätte wie Bertuch", sagte er. Da ritt Karl August bei Bertuch vor, der in seinem Garten beschäftigt war. „Höre, Bertuch, du mußt mir den Fleck da überlassen, ich brauche ihn." Bertuch war schmerzlich überrascht und sagte, der Garten wäre seine beste Freude. „Laß doch", sagte der Herzog, „die Freude kannst du immer haben und noch besser; ich schenke dir ja den Baumgarten dafür." Bertuch konnte zufrieden sein; er gründete später auf dem geschenkten Grundstücke das Landesindustriekontor. Goethe fand in dem Berggarten auch seinen Frieden wieder und blieb bei Karl August; Weimar aber ist um ein bedeutsames Denkmal jener wunderbaren Zeit reicher.

Durch Goethes Genius wurde Weimar der Mittelpunkt des dichterischen Strebens. Männer wie die Gebrüder Stolberg, Lenz, Klinger, Gleim, Merk kamen besuchsweise, und Friedrich Leopold von Stolberg würde als Kammerherr beim Weimarischen Hofe eingetreten sein, wenn es nicht der erzürnte Klopstock verhindert hätte. Dafür gewann Karl August im Jahre 1776 auf Goethes Anregung eine bedeutendere litterarische Größe, einen Mann welchem sich Goethe verpflichtet wußte, nämlich Johann Gottfried Herder, für Weimar. Herder trat als Generalsuperintendent und Oberhofprediger in Weimar ein und war wie dazu geschaffen, das religiöse Bedürfnis der Gesellschaft mit ihrem poetischen Fühlen und Denken zu versöhnen. Denn von Grund aus war er Poet, das beweisen selbst seine theologischen und philosophischen Schriften, welche die poetischen Anschauungen nicht fern halten können, das beweist auch die Arbeit, mit der er seine Lebenslaufbahn schloß, sein trefflicher „Cid".

Auch Goethe hatte ja seit dem Juni 1776 zu seinem poetischen Beruf ein Staatsamt bekommen. Erst hieß er Geheimer Legationsrat, dann Geheimer Rat und Exzellenz und endlich wurde er sogar zum Kammerpräsidenten erhoben. Es wäre kein Wunder, wenn der Dichter infolgedessen ein Mäcen geworden wäre, zumal er seiner Herzensgüte gemäß gern zu helfen bereit war und viel Gutes in der Stille sowohl auf eigne Hand als auch durch Fürsprache bei dem Herzog gethan hat. Aber die Klarheit seines Blickes und die Sicherheit seines Urteils bewahrten ihn davor, ein Gönner verschrobener Talente oder talentloser Versemacher zu werden. Sie, meinte er, wären ihre Kräfte andern Gebieten des Lebens schuldig, in die hinüberzuleiten er eher bereit war. Überhaupt je reifer er wurde, desto mehr hielt er sich zurück; er hatte es zu tief erfahren, daß nur, was dem Menschen gleichartig ist, zu seinem Glücke taugt, und daß daher ein Umgang mit nicht entsprechenden Menschen reine Zeitverschwendung ist. Kleinsinnige Leute haben ihm das als den Stolz der Exzellenz ausgelegt, aber es war vielmehr das Bewußtsein, daß er seine Zeit und seine Kraft dem Idealen schuldig sei, die zum Teil seit seiner Jugendzeit noch unerlöst in ihm wohnten. Zumal seit er durch seine Flucht nach Italien mit dem Staatsdienst gebrochen und sich ganz der Poesie zurückgegeben hatte, trat dies Motiv hervor, während gleichzeitig seine ernste Zurückhaltung durch den Bruch mit seiner langjährigen innig verehrten Freundin, der Frau von Stein, noch erhöht wurde.

Das war die Zeit, als auch Schiller, der junge landflüchtige Dichter, seine Schritte nach Weimar lenkte. Schiller fand dort nicht gleich, was er erwartet hatte: Goethe war noch in Italien, und wie er, hatte sich überhaupt die Poesie aus dem Leben der Gesellschaft mehr zurückgezogen, besonders Herder hielt sich zurück, lediglich versenkt in die eignen Studien.



Rietschels Goethe-Schiller-Statue. Enthüllt zu Weimar am 3. September 1857.

Nur die Herzogin Amalie und ihr Sohn Karl August waren dieselben geblieben und vermißten daher auch das sprudelnde Leben der siebziger Jahre schmerzlich. Herzogin Amalie lud auch Schiller zur Abendgesellschaft nach Tiefurt; Wieland führte ihn ein und sprach anerkennende Worte über Schillers Talent. Als aber Schiller zu Herder kam, kannte dieser Schillers Schriften noch nicht einmal. Kurz, es gab nichts, was damals Schiller an Weimar gefesselt hätte, er ging für den Sommer 1788 nach Volkstädt bei Rudolstadt, wie wir das oben bei Rudolstadt erwähnt haben.

Goethe mußte erst kommen, um Schiller dauernd für Weimar zu gewinnen, wenn auch zunächst nur für die weimarische Universität Jena, diese wissenschaftliche Ergänzung zu dem Musenhof in der Residenz. Und Goethe kam. Am 18. Juni war er in Weimar wieder eingetroffen, am 7. September besuchte er mit Frau von Stein die Familie von Lengefeld in Rudolstadt und lernte dort Schiller kennen. Goethe kam nicht ohne Vorurteil. Schillers Jugendstücke in ihrem wildnaturalistischen Stile erschienen ihm wie ein Rückfall in eine von ihm selbst bereits überwundene Krankheit. Aber auf dem Tische lag das Heft von Wielands „Deutschem Merkur“, in welchem Schillers Gedicht „Die Götter Griechenlands“ erschienen war. An diesem Gedichte erkannte Goethe, daß auch Schiller auf dem Wege war zu dem griechischen Kunstideal, das namentlich in Italien seine ganze Seele eingenommen hatte.

Damit war zunächst nur die Möglichkeit einer Annäherung zwischen beiden gegeben. Als dann der Gedanke auftauchte, Schiller wegen seiner „Geschichte des Abfalls der Niederlande“ als Professor der Geschichte nach Jena zu berufen, förderte Goethe den Plan, und Schiller wurde eine der Celebritäten Jenas. Ein zufälliges Zusammentreffen in einer naturforschenden Versammlung und ein beim Heimgehen angeknüpftes und sodann länger hingedehntes Gespräch überzeugte Goethe, daß Schillers geistige Persönlichkeit der seinigen nicht widerstrebe, und bald konnte Schiller es wagen, in einem hochbedeutsamen Briefe, einem Briefe, den man als Samenkorn und Keim des großen Aufsatzes über naive und sentimentale Dichtung betrachten kann, Goethe zur Mitarbeit an den „Horen“ aufzufordern. So knüpfte sich dies gebenedeite Freundschaftsbündnis zwischen unsern beiden größten Dichtern und wurde brieflich fortgepflegt, bis am Ende des Jahrhunderts Schiller zunächst zur Aufführung seines Wallenstein nach Weimar übersiedelte und die Jahre, welche ihm noch zu leben vergönnt waren, in gebendem und empfangendem Verkehr mit Goethe und in unglaublich fruchtbarem Fleiße verlebte.

Mit dieser idealen und innigen Dichterfreundschaft, mit diesem schöpferischen Zusammenleben Goethes und Schillers hat der Weimarische Musenhof seine Bestimmung erfüllt. Wie im Waldrevier manch fröhlicher Baumwuchs aufschlägt, in weiterer Entwickelung aber sich zwei Bäume über das krause Gewälde in übermächtiger Kraft erheben und in aller Erhabenheit friedlich nebeneinander stehen, ohne sich die Äste zu zerschlagen, so erheben sich Goethe und Schiller aus dem Weimarischen Musenhof zu klassischer Größe, und so erhaben hat sie auch Rietschel in seiner bekannten Doppelstatue dargestellt.

Selbst der Lorbeer, den man allein dem Hochverdienten gern gönnen mag, selbst der Lorbeer entzweit sie nicht, er vereinigt sie, sie fassen beide den einen Kranz; wie das Ziel ihres Strebens, ist auch der Ruhm ihres Schaffens ein

gemeinsamer geworden. Im deutschen Volke lautet die Formel für die höchste Blüte seiner Dichtung und für den eignen litterarischen Stolz nie anders als „Schiller und Goethe."

Goethe hat Schiller, hat den gesamten Weimarischen Musenhof, nicht aber seinen Ruhm überlebt. Wohl ist auch er alt geworden, die Kraft der Gestaltung hat abgenommen, aber des Geistes Regsamkeit und Fülle ist geblieben; in seiner wunderbar schauenden Erkenntnis steht er der Natur, in warmem Herzensverständnis dem Menschenleben gegenüber. Mehr und mehr werden Haus und Garten seine Welt, und wer in diese eintritt, fühlt sich gleichsam unter dem beglückenden Einfluß der milden und klaren Abendsonne. Ungewollt und ungerufen gehen Weisheitsstrahlen von ihm aus, die uns beweisen, daß sich die ganze Fülle seines Geistes in seine Schriften nicht fassen ließ. So etwa erscheint uns Goethe am Ende seiner Laufbahn in dem trefflichen Buche von Eckermann.



Das Goethehaus in Weimar.

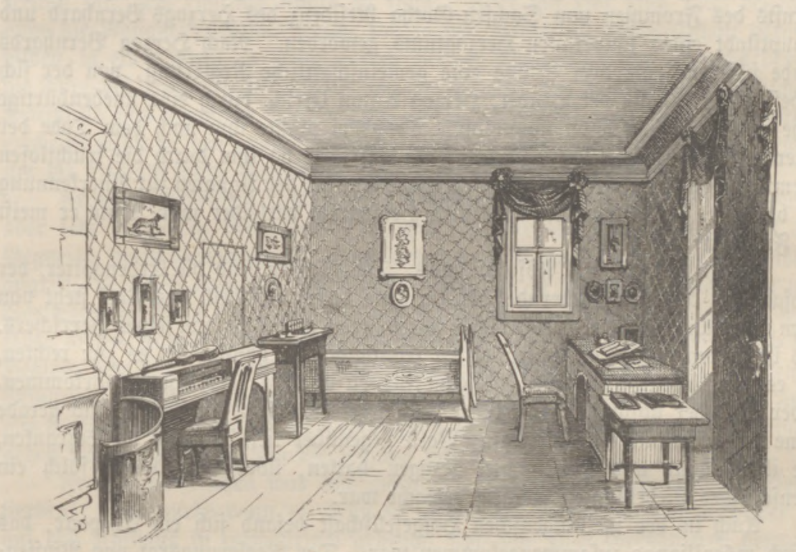
Und wie er im Leben als ein Fürst des Geistes anerkannt ist, so ist er auch nach seinem Tode als ein Fürst geehrt. Seine sterbliche Hülle ist in der Fürstengruft beigesetzt, in welche schon Karl August im Jahre 1827 Schillers Leiche aus ihrer ersten Ruhestätte auf dem Jakobskirchhofe hatte übertragen lassen. In betreff der Illustration auf S. 363 erhalte ich folgende dankenswerte Erklärung: „In einem Gesamtbilde hat unser Künstler die glänzendsten Sterne, die an dem Himmel des Weimarischen Musenhofes schimmerten, zusammenfassen wollen, obschon er wohl wußte, daß sie gerade in dieser Vereinigung sich nie zusammenfinden konnten, denn Musäus wenigstens war schon geschieden (1787), bevor einer der Humboldts nach Weimar kam.

„In einem anmutigen Gartenhain, im vertrauten Kreise wahlverwandter Männer und Frauen, treffen wir die Auserwählten, den Worten Friedrich Schillers lauschend. Vor dem Dichter sitzen die Herzogin-Mutter Amalie und

die regierende Herzogin, die Gemahlin Karl Augusts. In ruhiger Betrachtung gibt sich die fürstliche Matrone dem Genusse der Dichtung hin, während die jüngere Fürstin, durch die Worte des Dichters tiefer ergriffen, zu sinnender Schwermut gestimmt scheint. Zur Seite der Herzogin Amalie sitzt der Älteste der Versammelten, Wieland, der Jugendlehrer der weimarischen Prinzen und der Freund der fürstlichen Mutter, der wohl ihrem Verständnis am nächsten stand und der in der That, wenn auch in seinen Schriften zuweilen bis zum Lasciven schalkhaft, in seinem Leben tadellos war, bei seinem gutmütigen, versöhnlichen, die Größe andrer neidlos anerkennenden Wesen bis in das höchste Alter die liebenswürdigste Erscheinung blieb. Goethe verfolgt mit ernster Aufmerksamkeit und fest auf den Sprecher gerichteten Blicken den Vortrag des Dichters, während sein fürstlicher Freund in seinem Antlitz den Eindruck lesen zu wollen scheint, den das Kunstwerk auf so berufenen Richter macht. Hinter den fürstlichen Personen hält sich ein schönes, geistreiches Schwesternpaar, deren eine, die sich sinnend zurückhält und den Kopf zu der Schwester neigt, Charlotte v. Lengefeld ist, seit 1790 die Gattin des Dichters die sich Vorbeugende ihre ältere Schwester Karoline, auch als Schriftstellerin wohlbekannt, die nach einer ersten unglücklichen Ehe 1796 dem Freiherrn v. Wolzogen ihre Hand reichte. Die hinter ihnen lauschenden Männer mögen der geistvolle Sonderling und liebenswürdige Zerstreute v. Einsiedel und der vieljährige Freund des Herzogs, der begabte und feinfühlende v. Knebel sein. Hinter dem lesenden Dichter sitzt, in halb geistlicher Tracht, auf einem Rasenhügel Herder, durch hohen Flug der Gedanken den größten Geistesheroen ebenbürtig, wenn es ihm auch nicht gegeben war, dichterische Kunstwerke zu schaffen, die sich ebensoviel Boden in den weiteren Kreisen des Volkes erobern konnten, wie die ihren. Hinter ihm sitzt Musäus, ein Geistesverwandter Wielands, von dem, wie vieles in seinen Schriften auch seiner Zeit angehört, und wenn auch die moderne Kritik seine Auffassung des Märchens verwerfen mag, doch noch immer gerühmt werden kann, daß seine harmlos schalkhafte Darstellung und sein deutsch-gemütlicher Sinn ihn als Liebling der Alten und Jungen erhalten. Weiter nach hinten stehen neben einer Dame zwei kräftige Jünglingsgestalten. Es sind Gäste Weimars: Frau v. Humboldt und jenes strahlende Brüderpaar, das in andern Geistesgebieten hohen Ruhm erwerben sollte, Alexander, der nach einem langen, der Erforschung der Natur gewidmeten Leben am 6. Mai 1859 aus der Welt schied, während Wilhelm, der geistvolle Staats- und Sprachenforscher, im Jahre 1835 zur ewigen Klarheit eingegangen ist. Weiter im Hintergrunde endlich halten sich zwei Männer, unter denen der Künstler sich ernste Forscher der Wissenschaft gedacht hat, die von Zeit zu Zeit als Gäste in Weimar einsprachen: Wolf und Fichte."

Schon der Feder des Schriftstellers wird es schwer, von Weimar zu scheiden; schwerer aber wird es demjenigen, der sich selbst nach Weimar begeben und in seine großen und wohlthuenden Erinnerungen an Ort und Stelle sich versenkt hat. Denn Fürstenhaus und Bürgerschaft haben diese Erinnerungen treulich gewahrt in dem Bewußtsein, daß durch seine große litterarische Vergangenheit Weimar geworden, was es gegenwärtig ist, die bedeutendste unter den Thüringischen Residenzen. Weimar ist eine Stadt der Denkmäler und der Reliquien. Das jetzige Schloß, die Karlsburg, das zu Goethes Zeit und nicht ohne seinen

Einfluß erbaut ist, hat ein Herder=, ein Goethe=, ein Schiller= und ein Wieland=zimmer, die mit bildlichen Darstellungen aus den Dichtungen dieser Meister geschmückt sind. Durch Goethes Haus, in welchem der Altmeister die letzten 50 Jahre seines Lebens wohnte, ist der Frauenplan zum Goetheplatz, durch Schillers Haus die Esplanade zur Schillerstraße, durch Herders Bildsäule der Töpfermarkt zum Herderplatz geworden. Auch ein Wielandplatz fehlt nicht mit der Wielandstatue, und tritt man in den Garten der Erholung ein, findet man das Standbild des Märchendichters Musäus, der ein Freund Wielands und ein gern gesehener Gast am Hofe der Herzogin Amalie war. Der Garten war einst sein Eigentum, und er liebte es, in demselben sich durch stille Gärtner=arbeit von der Schularbeit zu erholen.



Schillers Arbeitszimmer in Weimar.

Die besuchteste von allen Denkstätten Weimars ist das Schillerhaus, das allen geöffnet ist. Das Eckzimmer im zweiten Stock, des Dichters Arbeitszimmer, ist in dem Zustande erhalten, in dem es bei Schillers Leben und bei seinem Sterben war. Sein Schreibtisch, sein Sterbebett, sein Klavier und seine Tabaksdose und manche andre Reliquien sind wohl geeignet, dem Besucher die Vorstellung von der Person des Dichters, von seinem Leben, Schaffen und Leiden sinnlich nahe zu bringen. Auch im Goethehause werden das Arbeits= und das Schlafzimmer Goethes in dem Zustande erhalten, in welchem sie beim Tode des Dichters waren, aber der Eintritt in dieses Allerheiligste wird wenigen vergönnt.

Das schönste und lebendigste Denkmal dieser Zeit ist aber das Gedeihen der Künste in Weimar auch nach dem Erlöschen des Musenhofes und nach dem Untergange der Litteraturherrschaft in Deutschland. Die Pflege der Künste ist seitdem erblich geworden im großherzoglichen Hause. Die Schauspielkunst hat eine Heimstätte in Weimar behalten, die Musik hat eine solche besonders in der

Person Franz Liszts gefunden, und für die Malerei ist in neuerer Zeit sowohl das schöne Museum als auch eine eigne Kunstschule gegründet. Damit haben die Nachkommen Johann Friedrichs wieder angeknüpft an die Zeit ihres Ahnherrn, der Lukas Cranach zu seinen treuesten Freunden zählte. Lukas Cranach ist ein Jahr vor seinem Herrn in Weimar gestorben und hat der Stadt in dem Altarbilde der Stadtkirche ein viel bewundertes Denkmal hinterlassen.

Wasungen und der Wasunger Krieg. Als eine Probe des Unsegens der Kleinstaaterei gestatte man uns, den Wasunger Krieg zu erzählen, der zwei ernestinische Länder gegeneinander bewaffnete und sich in dem freundlichen Werrathal zugetragen hat.

Meiningen war im Jahre 1680 durch Teilung der Hinterlassenschaft Herzog Ernsts des Frommen von Sachsen-Gotha Residenz des Herzogs Bernhard und Hauptstadt eines souveränen Herzogtums geworden. Nach Herzog Bernhards Tode führten seine drei Söhne eine gemeinschaftliche Regierung, von der sich indessen der jüngste der Brüder, Herzog Anton Ulrich, durch eine unebenbürtige Ehe gewissermaßen selbst ausschloß. Trotzdem mußte ihm nach dem Tode der älteren Brüder die Alleinregierung zufallen, aber da ihm durch die fruchtlosen Bemühungen, die rechtliche Gültigkeit seiner Ehe bei den Agnaten zur Anerkennung zu bringen, der Aufenthalt in seinem Herzogtum verleidet war, lebte er meist in Frankfurt am Main.

Es ist die Zeit des Absolutismus. Die Fürsten sind die Erdengötter, der Hofadel ist die weihräuchernde Priesterschaft dieser Gottheit, das Volk steht von fern und hängt nur aus treuherziger Gewohnheit an der Person seines Herrschers. Es ist befremdlich, daß unter diesen Umständen so häufig, sei es zur rechten, sei es zur linken Hand, Ehen zwischen Fürsten und Bürgerstöchtern vorkommen. Aber auch der absolute Fürst hörte nicht auf, menschlich zu fühlen, und gerade seine Unumschränktheit dem eignen Volke gegenüber ließ ihn auch die Schranken, die ihm Stand und Herkommen gezogen hatten, übersehen, wenn solch ein menschliches Liebesfühlen mächtig erwacht war.

Auch in der meiningenschen Hofgesellschaft befand sich ein Ehepaar, das durch mésalliance zusammengekommen war. Der Regierungsrat von Pfaffenrath war Hauslehrer bei einem Grafen Solms gewesen und hatte die Liebe der einen Gräfin Tochter zu gewinnen gewußt. Als er ihr Vaterhaus verließ, war sie ihm nachgereist und hatte nicht von ihm gelassen, bis sie mit Zustimmung ihrer Mutter des geliebten Mannes Weib werden konnte. Auch Kaiser Franz hatte seinen Segen dazu gegeben, indem er Herrn Pfaffenrath in den Adelstand erhob. Der Herzog Anton Ulrich, der nach dem Tode seiner Gemahlin einer Schwester der Frau von Pfaffenrath gewogen war, stellte Herrn von Pfaffenrath als Regierungsrat in Meiningen an und wies seiner Gemahlin die Rangstufe am Hofe an, welche ihr durch die Geburt verliehen war, d. h. er machte sie zur ersten Dame am Hofe.

Die Frau Landjägermeisterin von Gleichen, welche diese Stellung bisher inne gehabt hatte, erschrak nicht wenig, als ihr der Oberhofmeister kurz vor dem Beginne der Hoftafel Mitteilung machte von des Herzogs Befehl. Aber die Entrüstung über den ihr zugedachten Affront überwog den Schreck, und sie erklärte, sie werde ihren Posten maintenieren, als die Flügelthüren sich öffneten

und Frau von Pfaffenrath, die darauf gepaßt hatte, vor der Landjägermeisterin in den Speisesaal schritt.

Das Unheil war geschehen, aber Frau von Gleichen gab ihre Sache noch nicht verloren. Sie trat an den Kabinettsminister des Herzogs heran und erklärte, wenn Frau von Pfaffenrath nach der Tafel wieder ihr vorgehe, werde sie dieselbe mit Gewalt zurückhalten. Solchem Ärgernis suchte der Minister durch den Rat vorzubeugen, daß Frau von Gleichen schon vor dem Schlußgebet den Saal verlassen möge, einen Rat, den die Landjägermeisterin mit halber Befriedigung befolgte.

Man darf auf solche Vorgänge nicht von Himmelshöhen herabsehen, wenn man nicht ungerecht sein will. Der Menschenwert, der vor Gott gilt, hat freilich mit dem Hofrang nichts zu thun. Aber ein Hof kann nicht bestehen, ohne die Rangverhältnisse, welche sich in der menschlichen Gesellschaft herausbilden, in ein System zu bringen, und auf der Wahrung dieses Systems beruht die Ehre des einzelnen Mitgliedes, wie der Frieden der gesamten Hofgesellschaft. Kriemhild und Brunhild streiten auch um Rang und Vortritt, und dieser Streit erscheint selbst in den großen Verhältnissen des heroischen Epos wichtig genug, um die erschütterndste Katastrophe heraufzuführen, welche die Welt kennt.

Frau von Gleichen richtete eine Beschwerdeschrift an den Herzog, wurde aber sehr ungnädig beschieden. Da griff sie zur Selbsthilfe, indem sie die Gegnerin, die in der Hofehre ihr vorgeschoben war, in ihrer Frauenehre empfindlich angriff. Sie ließ eine anonyme Schrift ausgehen, in welcher das Vorleben und Vorlieben der Frau von Pfaffenrath in ein höchst bedenkliches Licht gestellt war. Über diesen Angriff beklagte sich dann wieder Frau von Pfaffenrath, und der Herzog, dem die Erinnerung an den fruchtlosen Kampf, den er um seine eigne Mißheirat geführt hatte, den Eigenwillen noch stärken mochte, diktierte der Frau von Gleichen eine vernichtende Demütigung zu. Dieselbe sollte zu ihrer Feindin gehen und sie kniefällig um Verzeihung bitten.

Frau von Gleichen war eine charakterfeste Frau, sie antwortete: „Lieber sterben!“ und wurde dann — denn so lautete der herzogliche Befehl weiter — auf das Rathaus in Gewahrsam gebracht und von zwei Grenadieren bewacht. Auch ihr Mann wurde eingekerkert und so zum Mitträger einer Strafe gemacht, welche mitverschuldet zu haben ihm schwerlich zu beweisen war. Solcher Gewaltthat gegenüber fühlte sich Frau von Gleichen nur um so mehr im Rechte, und ohne dies Gefühl zu verhüllen, schrieb sie an den Herzog und bat um Freilassung ihres Mannes, um ihre eigne Entlassung aus dem Hofdienste und zugleich um die Erlaubnis, sich gerichtlich gegen ihre Gegnerin verteidigen zu dürfen. Dieser Trotz steigerte die gewaltthätige Laune des Herzogs. Nichts wurde der Armen bewilligt; wohl aber kamen zwei Musketiere in ihr Gefängnis, trugen sie in einen Wagen, und als der vor das Haus der Frau von Pfaffenrath gefahren war, auch in das Zimmer dieser Todfeindin, so sollte die Abbitte mit Gewalt erzwungen werden. Wahrlich, eine widerwärtige Lage! aber Frau von Gleichen war ihr gewachsen, sie weigerte mit der alten Entschiedenheit jedes abbittende Wort, wurde in den Wagen zurückgetragen und in diesem auf den Markt von Meiningen geführt, wo ein Kommando Soldaten ihrer wartete, das nunmehr einen Kreis um sie schloß. Alsbald trat der Landrichter auf und verlas ein Dekret, nach welchem die Schmähschrift der Frau von Gleichen vor

ihren Augen durch den Schinder verbrannt werden sollte. Zugleich wurde jedermänniglich bei hundert Thaler Strafe und sechs Wochen Gefängnis verboten, fernerhin von der Sache zu sprechen. In der That wurde die Schrift dicht neben dem Wagen der gepeinigten Frau verbrannt und sie selbst ins Gefängnis zurückgebracht.

Den Verwandten und Freunden des Gleichenschen Ehepaares blieb nichts übrig, als sich an das Reichskammergericht zu wenden, um die Befreiung der Eingekerkerten zu erlangen. Allein das Reichskammergricht, obwohl die höchste Instanz, die sich denken ließ, war nicht das Kammergericht in Berlin, auf dessen Autorität sich auch dem Großen Friedrich gegenüber die Unterthanen vertrauensvoll beriefen. Das Reichskammergericht sprach zu gunsten der Gleichen, aber Anton Ulrich beachtete es nicht: Herr und Frau von Gleichen blieben gefangen. Das Reichskammergericht wiederholte sein Mandat, wiederholte es zum drittenmal: Herr und Frau von Gleichen blieben gefangen. Es mußte also Exekution eintreten, und das Reichskammergericht übertrug dieselbe dem Herzog Friedrich III. von Gotha: „Er solle Herrn und Frau von Gleichen gegen alle fernere Gewalt beschützen und aus der Gefangenschaft in Meiningen in sicheren, doch ohnnachteiligen Gewahrsam bringen." Herzog Friedrich verlangte nun die Auslieferung der Gefangenen, erhielt aber eine schnöd abweisende Antwort, und so war denn der Reichsexekutionskrieg nicht zu vermeiden.

Herzog Friedrich, der Truppen hielt, um sie an kriegführende Staaten zu vermieten, sandte ein stattliches Korps über den Thüringer Wald gen Meiningen: Reiterei, Fußvolk und auch die Artillerie fehlte nicht. Von Tambach aus überschritt es den Rennsteig am sogenannten Rosengarten und erreichte die meiningensche Grenze bei dem Dorfe Niederschmalkalden. Im Meiningenschen hatte man sich zur Abwehr gerüstet, so gut man konnte; aber das wollte nicht viel sagen, man hatte eben fast nichts aufzubieten als Milizen, bei denen Offiziere wie Mannschaften selbst in den Waffen die Kennzeichen ihres bürgerlichen Gewerbes nicht verleugnen konnten. Aber sie hatten den herzoglichen Befehl und daneben den Stolz, von dem Staate Gotha, wenn er auch der ältere Bruder war, ihr meiningensches Vaterland nicht vergewaltigen zu lassen.

Vor Niederschmalkalden stand der Leutnant Zimmermann mit einigen zwanzig Mann Landmiliz und sperrte den Weg. Major von Benkendorf, der die gothaische Reiterei führte, forderte ihn auf, den Weg zu räumen. Zimmermann berief sich auf seinen Befehl und blieb stehen, Benkendorf wiederholte seine Aufforderung, aber für Zimmermann gab es keine Unterhandlung, er that, was ihm befohlen war, und war bereit, zu leiden, was er mußte. Da setzte denn Benkendorf mit seinen Reitern durch die Meininger hindurch, und Leutnant Zimmermann, den ein Pferd hart angerannt hatte, schoß im Zorne hinter den Reitern her und traf einen von ihnen „in den Hintern". Ein andrer Reiter wollte das rächen, aber Zimmermann entkam ihm über einen Graben springend. Doch die Grenadiere von Gotha waren auch herangekommen, und einer von ihnen schoß den fliehenden Zimmermann hinters Ohr, daß er auf der Stelle tot blieb.

Nun war es Ernst geworden. Die Niederschmalkaldener erkannten das und räumten schleunig ihre bis dahin gesperrte Dorfstraße. Ihre Miliz aber war nach Schwallungen gelaufen, wo wiederum die Dorfmannschaft auf dem Posten stand. Ihr Offizier war ein Schuster, der auf die grause Kunde von Niederschmalkalden

seinen Posten aufgibt und mit seinen Leuten nach dem Städtchen Wasungen flüchtet, das sozusagen die nächste Etappe auf dem Wege nach Meiningen war. Und Wasungen war vom Schicksal bestimmt, diesem Kriege den Namen zu geben und der Schauplatz zu werden einer Kriegskrähwinkelei, wie sie nur unter jenem kleinstaatlichen Absolutismus möglich war.

Die Gothaer folgen der flüchtigen Miliz von Schwallungen, finden aber das Thor von Wasungen verschlossen und von Milizen besetzt. Major von Benkendorf verlangt, man solle öffnen. Die Wache erklärt, das könne sie nicht. Wer kann es denn? fragt Benkendorf. Der Herr Leutnant, antwortet die Wache. So hole man ihn, ruft Benkendorf. Da kam denn der Leutnant der Wasunger Miliz, das war seines Zeichens ein Bartputzer, wie Leutnant Rauch von den Gothaern, der Berichterstatter des Krieges, aus eigner Erfahrung versichern kann. Den Barbierleutnant herrschte Benkendorf an, er solle das Thor öffnen, denn es sei die Landstraße nach Nürnberg, die hindurchführe. Der Leutnant war halbtot vor Schreck, aber er konnte nicht öffnen, die Ratsherren hatten das Thor verschlossen. So sollte er die Ratsherren holen, verlangte Benkendorf. Dem Barbier fiel ein Stein vom Herzen, er lief fort und schickte die Ratsherren. Aber sie waren auch danach! „Der Bürgermeister war bis an die Kniekehlen voll Kuhdünger!“ Etwas reputierlicher sah der Ratsherr aus, der ihn begleitete. Auch von ihnen verlangte Benkendorf das Recht der Landstraße, d. h. den Durchmarsch. Aber die Wasunger Stadtobrigkeit, mochte sie noch so arg aussehen, sie wußte doch dem Befehle ihres Landesherrn zu gehorchen. Sie dürften kein fremdes Kriegsvolk passieren lassen, sagten sie. Der Bürgermeister fügte hinzu, wenn die Gothaer weiter wollten, könnten sie ja hinten herum marschieren. Er dachte also wohl mehr daran, seine Stadt des Feindes zu entledigen. Aber so war es von den Gothaern nicht gemeint, Benkendorf drohte, das Thor einhauen zu lassen. Das möge er thun, sagte der Ratsherr, sie seien durch ihres Herrn Befehl gebunden. Das Thor wurde eingehauen, die Gothaer zogen mit Trommeln und Pfeifen ein, und die meininger Miliz unter dem Barbier von Wasungen und dem Schuster von Schwallungen präsentierte das Gewehr.

Nun erst begann die Not für die armen Wasunger. Die Gothaer marschierten nicht weiter, sondern verlangten Quartier und Verpflegung. Der Rat versammelte sich, und obwohl die Gothaer gedroht hatten, im Falle die Stadt sich sträube, würden sie selbst nach Willkür und mit Gewalt die Einquartierung ins Werk setzen — dennoch verweigerten sieben Ratsherren das Quartier, und erst der letzte, der achte, erklärte, er wolle lieber die ihm zukommende Anzahl ins Haus nehmen, als von den Gothaern nach Willkür behandelt werden. Das Beispiel wirkte, die Gothaer wurden einquartiert.

Auch in Meiningen hatte man einen Eindruck von dem Ernst der Lage bekommen. Man glaubte die Hauptstadt selbst am besten vor dem heranrückenden Feinde bewahren zu können, indem man Frau von Gleichen freiließe. Aber Frau von Gleichen ging nur zögernd auf eine Freilassung ein, an der sie die vollständige Wiederherstellung ihrer Ehre vermißte, und begab sich dann nach Wasungen, um sich dort unter den Schutz der Exekutionsarmee zu stellen, die von einigen gothaischen Räten als kaiserlicher Kommission begleitet war.

Die Meininger erreichten ihren Zweck, die Invasion gerieth ins Stocken. Der Herzog von Gotha sandte den Befehl, man solle sich mit der Okkupation

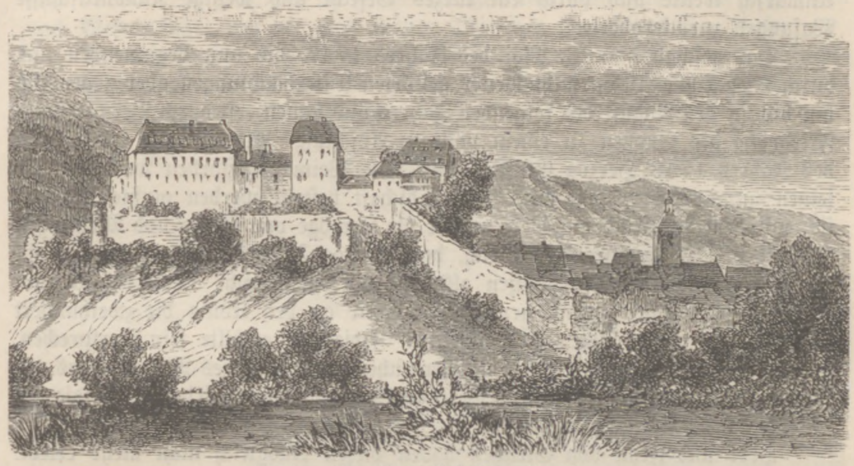
von Wasungen begnügen und sich dort einstweilen in der Defensive halten. Demgemäß kehrte der Höchstkommandierende, Oberstleutnant von Goldacker, nebst dem vorher erwähnten Major von Benkendorf und der Hälfte der Truppen nach Gotha zurück, und das Kommando in Wasungen wurde einem Major Schütz übergeben, der für die Defensive zu genügen schien.

Dieser Okkupation suchten sich die Meininger auf Befehl ihres Herzogs dadurch zu entledigen, daß sie die Wasunger anwiesen, dem Feinde die Nahrungsmittel zu verweigern. Aber ein Mittel, das im Skythenlande gegen Darius, in Rußland gegen Napoleon wirksam gewesen sein mag, braucht darum nicht auch im meininger Ländchen zum Ziele zu führen. Den Gothaern wurde die Proviantierung verteuert, aber nicht abgeschnitten. Sie bezogen Brot, Bier und Fleisch aus dem benachbarten Hessischen oder aus dem Ritterschaftlichen, und namentlich die Juden machten sich die Konjunktur zu nutze und wurden fleißige Fleischlieferanten. Das überwältigte die patriotische Haltung der Wasunger, sie besannen sich auf ihren Vorteil, buken wieder und brauten und schlachteten und setzten ihre Ware an den Feind ab.

Nun beschloß man in Meiningen, zur Offensive überzugehen. Das Gerücht davon drang bis nach Wasungen und erfüllte die Räte der Kommission, den Major Schütz und die meisten andern gothaischen Offiziere, die ihre Frauen nach Wasungen hatten nachkommen lassen, mit banger Besorgnis. Ein Kriegsrat wurde gehalten und der Rückzug beschlossen, aber dem durch seine Tüchtigkeit bekannten Leutnant Rauch verbarg Major Schütz diesen Beschluß dadurch, daß er ihn anwies, Plan und Anordnung zur Verteidigung Wasungens zu treffen. Rauch that das mit allem Eifer, obwohl ihn nach Westen abfahrende Kutschen, überhaupt eine gewisse Unruhe der Abreise in der Stadt bedenklich machte. — Sein Plan wurde von Major Schütz gebilligt, und so wurden die Mannschaften auf dem Markte zusammenberufen, um ihre Ordre zu empfangen. Rauch kommandiert: „Richt euch, und alles Plaudern hab' ein End!“ aber kaum hat er mit dem Richten angefangen, als er den Befehl erhält, mit dreißig Dragonern den Wagen der Herren Räte nach Schwallungen zu eskortieren. Sein Sträuben hilft ihm nichts, er muß gehorchen, und sowie er weg ist, schickt der Major die Leute in ihre Quartiere, um ihre Sachen zu holen und zum Abmarsch wieder anzutreten. Die Flucht gehört bekanntlich zu den Gedanken, die, wenn sie einmal gefaßt sind, mit stets steigender Eile zur Ausführung drängen. In fieberhafter Eile befahl Major Schütz den Abmarsch und ließ den Vorposten, der gegen Meiningen ausgestellt war, ließ die Familien der Offiziere und Soldaten und ließ sogar die Kanonen zurück. „Wie das Vieh austreibt“, schreibt Rauch, „liefen sie zum Thor hinaus.“ Da triumphierten die Bürger von Wasungen, „am Tage sind sie hereinmarschiert“, riefen sie aus den Fenstern, und des Nachts laufen sie fort wie Schelme und Diebe!“

Rauch, der sein „Bißchen Lumpen“ in Wasungen gelassen hatte, erfuhr in Schwallungen, daß er dorthin nicht wieder zurückkehren könne, daß Wasungen aufgegeben war. Er geriet in gerechten Zorn und bemühte sich nicht, denselben zu verbergen. Aber was half das, die Wasunger Okkupationstruppe war schon unterwegs; selbst ein eben einlaufender Befehl des Herzogs, Wasungen sollte unter allen Umständen gehalten werden, konnte Rauch wohl ein Gefühl des Triumphs, aber der Sache keine augenblickliche Abhilfe schaffen.

Als endlich bei Nacht und Regen die Truppe angekommen war, herrschte allgemeine Verwirrung, und Rauch, der den Befehl erhielt, die Soldaten in ordre de bataille zu stellen, hatte einen schweren Stand.



Aus dem Werrathal. Ansicht von Kreuzburg.

Da schlug eine Stimme an sein Ohr, die ihm wie Trost klang. Es war Major Benkendorfs Stimme, der vom Herzog mit Verstärkungen gesandt war.



Aus dem Werrathal. Ruine Brandenburg.

Die angreifenden Meininger hatten sich nicht so beeilt wie die flüchtenden Gothaer, sie hatten sich vorsichtig zurückgehalten, bis auch die bösen von den Gothaern verlassenen Kanonen diesen hatten nachgeführt werden können. Dann eroberten sie Wasungen, nahmen einen vergessenen Vorposten und die Zurückgebliebenen, auch die Weiber und Kinder der Gothaer gefangen und überließen

sich dann mit den Wasunger Landsleuten einer patriotischen Siegesfreude. — Aber sie hatten zu früh und auch zu lange triumphiert; denn sie hatten ihren Siegesrausch noch nicht ausgeschlafen, als Major Benkendorf sie durch seinen Anmarsch weckte und durch ein kurzes Gefecht und wenige Kanonenschüsse Wasungen zurückeroberte.

Das geschah am 23. Mai des Jahres 1747, die nun beginnenden und durch kriegerische Aktion nicht weiter gestörten Unterhandlungen aber zogen sich hin bis in den August des folgenden Jahres und kamen erst durch Vermittelung Friedrichs des Großen zu einem völligen Abschluß. Als nämlich im Anfang des Jahres 1748 Herzog Ernst August von Weimar gestorben war und für seinen unmündigen Sohn eine Vormundschaft bestellt werden mußte, standen sich mit dem Anspruch auf diese wieder die Herzöge von Gotha und Meiningen gegenüber. Da versprach Friedrich, dem Herzog Friedrich von Gotha sowohl die Vormundschaft zu verschaffen als auch die Gleichensche Sache endlich zum Austrag zu bringen, wenn der Herzog dafür an den König die zweihundert Mann starke weimarische Garde abträte. Friedrich erfüllte sein Versprechen, und es ist erklärlich, daß in dem überreichen Kranze seines Ruhmes das bescheidene Blättchen lange Zeit unbemerkt geblieben ist, das er sich durch Beendigung des Wasunger Krieges erworben.

Herr und Frau von Gleichen haben diesen Ausgleich nicht mehr erlebt. Sie hatten sich nach ihrer Entlassung aus dem Meininger Gefängnis nach Römhild zurückgezogen, aber das erfahrene Unrecht hatte sie gebrochen, der unbefriedigte Zorn hatte sie aufgerieben, sie starben, die Frau kurz nach dem Manne, bereits im folgenden Jahre.

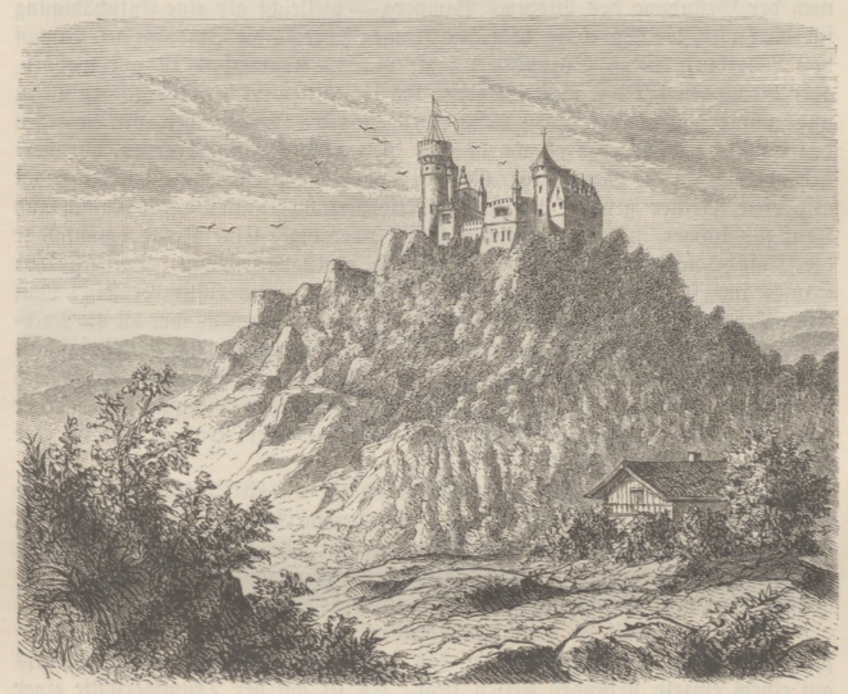
Es ist eine bemerkenswerte Fügung des Schicksals, daß die Kriegskrähwinkelei gerade in Wasungen ihren Platz gefunden hat, denn Wasungen teilt mit Krähwinkel, Schilda, Schöppenstedt das Los, durch städtisches Vorrecht dem Neide und der Spottlust der umwohnenden Landgemeinden, d. h. dem Bauernwitz verfallen zu sein. Da sollen die Ratsherren einen Kürbis für ein Pferdeei gehalten, ins Brutnest gelegt und selbst bebrütet haben. Da sollen die Wasunger einen Galgen nur „für ehrsame Bürger“ der eignen Stadt, beileibe für keinen Auswärtigen, gebaut haben. Da sollen sie ferner eine von Walldorf durch die Werra angeschwemmte Leiche erst dann begraben haben, als die Walldorfer den Gegendienst versprochen hatten, für den Fall, daß eine Wasunger Leiche stromaufwärts bei Walldorf anschwimmen würde.

Übrigens liegt in diesem Spott eine offenbare Undankbarkeit der Dorfgemeinden; denn von Wasungen ist der Tabaksbau ausgegangen, der im Werrathal getrieben wird und auch dem kleinen Grundbesitzer zu einem gewißen Wohlstand verhilft. Zur Stadt ist Wasungen wohl zu hennebergischen Zeiten geworden, als noch das Schloß auf dem Schloßberge stand und öfters den Grafen zur Residenz diente. Jetzt steht nur noch ein Turm von diesem Schlosse, am Fuße des Berges aber liegt das dazu gehörige Gut, die herzogliche Domäne Maienluft.

Unser Gedankengang hat es mit sich gebracht, daß der Leser gerade durch den Wasunger Krieg in das Werrathal eingeführt ist. Niemand mag sich dadurch das schöne und geographisch wie geschichtlich bedeutende Thal verleiden lassen. Die Werraquelle oder richtiger die Werraquellen bezeichnen die Grenzen

zwischen Thüringer Wald und Frankenwald, der Fluß selbst bildet für die ganze Länge des Thüringer Waldes die Grenze gegen die Rhönberge. Kein Wunder, daß sein Thal von einer Eisenbahn durchzogen ist, die eine wichtige Verkehrsader bildet. Sie verbindet die große Straße Mitteldeutschlands, die von Osten nach Westen führt, mit der nach Süden führenden bayrischen Staatsbahn.

Am anmutigsten ist das Werrathal bei Meiningen, das zugleich geschichtlich die interessanteste Stadt des Thales ist. Zunächst ist sie so alt, daß von ihrer Entstehung keinerlei brauchbare Nachricht auf uns gekommen ist.



Schloß Landsberg bei Meiningen.

Der Chronist von Meiningen, Johann Sebastian Güthe, berichtet, die Fosen, ein Zweig des Cheruskerstammes, hätten an der Werra einen Viehhof gehabt, „Einingen", dessen Name unter dem Frankenherzog Dagobert in „Meiningen" umgewandelt sei. Dagegen ist zu sagen, daß sich die sprachliche Kritik dieses zufällige, man möchte sagen oktroyierte M nicht gefallen läßt. Sachlich angesehen scheint Einingen oder vielmehr „die Eininge", ein Wort, das dem Verfasser mit einem mundartlichen H also in der Form „Heininge" sehr wohlbekannt ist, nicht sowohl einen Viehhof, als vielmehr eine gemeinsame Viehweide zu bedeuten. Von einer solchen bis zur Stadt ist ein weiter Weg, und so ist denn auch sachlich diese Erklärung höchst unwahrscheinlich.

Sicherlich ist Meiningen entstanden als eine Station, wenn man so sagen darf, an der so langen und so wichtigen Straße von Süddeutschland nach Norddeutschland, wie sie das Werrathal bildet. Meiningen hat denn auch in seiner

Weise die Wahrheit des Wortes erfahren: „Wer an den Weg baut, hat viele Meister.“ In früher Zeit sind die Ungarn des Weges gekommen, im 17. Jahrhundert die Scharen des Dreißigjährigen Krieges, und alle waren sie der Stadt Meister, wenigstens im Plündern und Zerstören.

Überhaupt hat Meiningen keine glückliche Jugend gehabt. Zwar kam es, nachdem es die unselige Babenberger Fehde mitgetragen, unter die Verwaltung der Könige, und Heinrich I. soll es gegen die Ungarn befestigt haben, wie er in seinen alten Ländern der Städteerbauer war. Aber Heinrich II. gab ein Jahr nach der Gründung des Bistums Bamberg — vielleicht als eine Entschädigung für die Opfer, die Würzburg dabei zu bringen hatte — die Stadt an den Bischof von Würzburg. Das Sprichtwort sagt: unterm Krummstab ist gut wohnen, aber Meiningen hat das nicht erfahren. Es lag mitten im hennebergischen Besitz und mußte daher jeden Zorn büßen, den etwa die Henneberger Grafen gegen den Bischof hatten, oder es wurde von diesem als Pfand vergeben, vorübergehend auch an die Henneberger Grafen. Auch in diesem Sinne hat die Stadt also viele Meister gehabt, bis sie im Reformationszeitalter durch Tausch und Kauf für immer in hennebergischen Besitz überging. Eine Folge davon war die Einführung der Reformation, die nach dem Aussterben des hennebergischen Hauses im Jahre 1583 an den Ernestinern gar treue Hüter erhielt. Laut eines Erbvertrages fiel der größte Teil der hennebergischen Länder an die Nachkommen Johann Friedrichs des Mittleren. Seitdem zeigte sich in Meiningen einiges Gedeihen; aber erst nachdem der Dreißigjährige Krieg vorüber war und nach mehrfachen Teilungen Bernhard I. das ihm zugefallene Meiningen zu seiner Residenz erhob (im Jahre 1680), konnte es das werden, was es jetzt ist, eine hübsche und blühende Stadt.

Herzog Bernhard baute das Residenzschloß, die Elisabethenburg, wie er es seiner Gemahlin zu Ehren nannte. Der Grundriß war ursprünglich ein E, der Anfangsbuchstabe des Namens der Herzogin, allmählich aber ist der Bau aus dieser Form herausgewachsen, und nur der Kundige erkennt in dem großartigen Bau noch das anfängliche Spiel mit dem Buchstaben.

Bekannter, weil es auch den Vorüberfahrenden erfreulich in die Augen fällt, ist das Schloß **Landsberg**, das etwa eine halbe Stunde thalabwärts auf einem einzeln stehenden Felsen liegt. Es ist auf der Trümmerstätte einer im Bauernkriege zerstörten Burg von Herzog Bernhard II. (1836) im Stile der alten Ritterburgen erbaut und gereicht der Landschaft zur höchsten Zierde.

Weniger glücklich ist Schloß **Henneberg** gewesen, das südlich von Meiningen an der Straße nach Melrichstadt über dem gleichnamigen Dorfe liegt. Es ist auch im Bauernkriege zerstört worden, hat aber nicht wieder auferstehen dürfen, obgleich es das Stammschloß des gefürsteten Grafenhauses ist, das einst hier weit und breit das Land beherrschte, und dessen letzter Sproß, wenn auch sonst die Residenz Schleusingen war, in Henneberg wenigstens gestorben ist. Übrigens gehört Henneberg schon ganz zu Franken. Laufen auch die Wasser von seinen Höhen sowohl zur Werra wie zum Main, der Blick von dort wendet sich nach dem Süden, der ihm offen liegt, während der Norden durch den Thüringer Wald und schon durch die Uferberge der Werra verschlossen ist.

Und doch bitten wir noch einen Augenblick hier im hennebergischen Frankenlande verweilen zu dürfen. Es gilt dem Dörfchen **Bauerbach**, das wenig

östlich von Henneberg liegt. Es ist ein unscheinbares Örtchen, aber es ist berühmt geworden durch unsern großen Schiller, der nach seiner Flucht aus Stuttgart in Bauerbach seine erste sichere Zuflucht fand. Wir sind gewohnt, uns Bauerbach als eine traurige Einöde vorzustellen, kommen wir aber im Sommer dahin und sehen das Dorf im Wiesengrund und die Hügel rings mit Wald gekrönt, so möchten wir glauben, gar nicht in Schillers Bauerbach zu sein. —



Suhl.

Und doch ist es das richtige Bauerbach, nur kam Schiller im Winter dorthin, Thalgrund und Berge lagen voller Schnee, er war wie abgeschnitten von der Welt, die Einsamkeit, vor der ihn bis dahin Freund Streicher bewahrt hatte, lastete auf ihm, und so faßte er die trübe Lage mit getrübter Seele auf. Dieser Eindruck ist nun im Publikum haften geblieben, und das Mitleid hat ihn nach seiner Art wohl noch zu verschärfen gesucht. Daß Schiller bald mit dem Bibliothekar Reinwald in Meiningen, seinem spätern Schwager, befreundet wurde, von diesem Bücher erhielt und sehr erfolgreiche Studien zu seinem Don Karlos machte, wird dann vergessen, ebenso, daß er Stimmung genug hatte, hier Kabale und Liebe zu vollenden. Und die wilde Unzufriedenheit, welche Schiller später, und gerade in der Frühlingszeit, an den Tag legt, kommt nicht auf Rechnung Bauerbachs, sondern auf Rechnung einer hoffnungslosen Liebe, die er zu Charlotte von Wolzogen, der Tochter seiner Beschützerin, gefaßt hatte.

Aber was habe ich Bauerbachs Lage und Umgebung zu verteidigen? Das Dorf, in welchem Schiller in den Jahren 1782 und 1783 unter dem Namen

Dr. Ritter verborgen war und so dem deutschen Volke erhalten wurde, ist an und für sich des Andenkens und auch des Besuches würdig. Daher hat denn auch der jetzige Besitzer des früher Wolzogenschen Gutes das Zimmer, in welchem Schiller gewohnt und gedichtet hat, als „Schillerzimmer“ herrichten lassen. Es soll dem deutschen Volke ein Denkmal sein jener wunderlichen Zeit, die das stürmische Genie zwar noch verfolgte, es aber doch nicht mochte umkommen lassen.

Wir wenden uns noch einmal ins Werrathal zurück, um Hildburghausen zu begrüßen und dann in gerade nördlicher Richtung über Schleusingen und Suhl in unsre Thüringer Berge zurück zu gelangen. Es sind — man verzeihe den Ausdruck — drei gefallene Größen, die eben genannten Städte, aber voll echter Lebenskraft, und angehaucht von süddeutschem Frohsinn, liefern sie den Beweis, daß man die Größe einbüßen kann, ohne unglücklich zu werden.

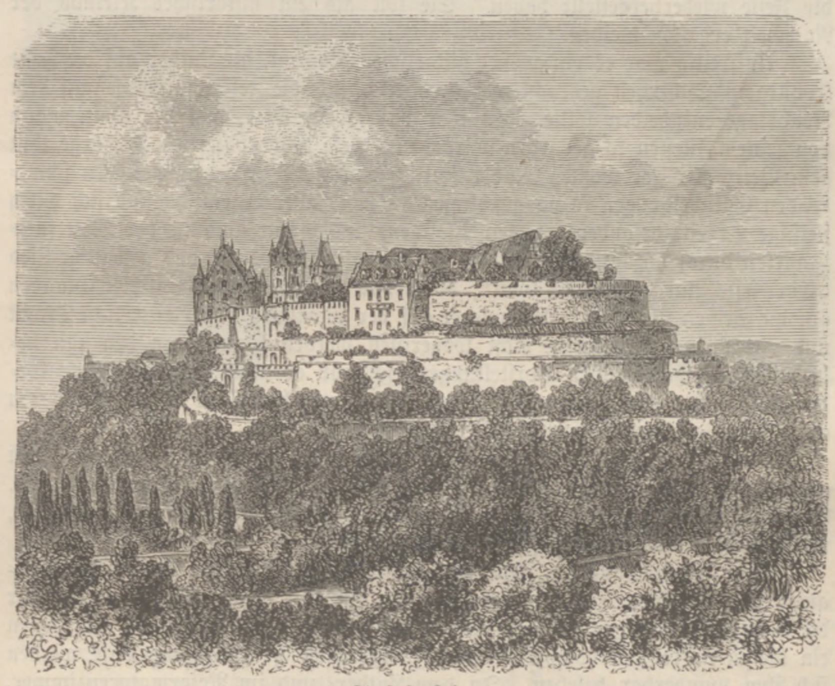
Hildburghausen hat seine große Zeit gehabt vom Jahre 1684 an, da es aus der hennebergischen Erbschaft den Ernestinern zufiel und die Residenz des Herzogs Ernst wurde, bis zum Jahre 1828, wo bei der Erbteilung der gotha-altenburgischen Lande es an Meiningen fiel und damit aufhörte, Mittelpunkt des Landes und Residenz des Fürsten zu sein. Wie zum Ersatz dafür verlegte in demselben Jahre Joseph Meyer sein Bibliographisches Institut nach Hildburghausen, welches nunmehr den Namen in alle Welt trug und am Ende eine solche Ausdehnung gewann, daß es im Jahre 1874 nach Leipzig verpflanzt werden mußte. Ein andres erfreuliches Lebenszeichen Hildburghausens ist die vom Oberkonsistorialrath K. L. Nonne gegründete Dorfzeitung, welche wenigstens zur Zeit ihrer Blüte mit Recht als das Muster eines politischen Volksblattes betrachtet worden ist.

Auch Schleusingen ist, wie wir bereits wissen, eine Hauptstadt und Residenz gewesen, die Residenz der Grafen von Henneberg, und wenn das Residenzschloß in Hildburghausen zur Kaserne geworden ist, so ist die Bertholdsburg in Schleusingen in den Sitz eines preußischen Landrats umgewandelt. Denn Schleusingen, das von den Hennebergern an Kursachsen gefallen war, kam 1815 an Preußen und wurde ein Kreis des Regierungsbezirks Erfurt. Auch das Rathaus der Stadt ist ursprünglich ein gräflich hennebergischer Bau, der Witwensitz der letzten Gräfin. Und es gibt der Spuren geschwundener Größe noch mehr, aber der Rückblick auf diese Vergangenheit hat der Stadt den freundlichen Frohsinn nicht rauben können, der den Fremden schon beim Eintritt als herrschender Eindruck empfängt. Die Umgebung ist eines so freundlichen Mittelpunktes würdig, denn die Schleuse, der bedeutendste Nebenfluß der Werra, nimmt hier mehrere Zuflüsse auf, deren Thäler den Einblick in das vorliegende Gebirge erschließen, während die Gewässer selbst mit ihrem Mühlenbetrieb und ihrer Flößerei für die Staffierung der Landschaft sorgen.

Suhl liegt schon höher im Gebirge, trägt aber denselben freundlichen Charakter. Die Mächtigkeit des Gebirges wird aufgewogen durch die Wiesen des Lauterthales und durch den reizenden Blick auf die Stadt, wie man ihn am schönsten vom Ottilienstein aus hat. Suhl ist bekannt durch seine Gewehrfabriken, ja es hat eine Zeit gehabt, wo man es die Waffenschmiede oder das Zeughaus von Deutschland nannte. Das ist die geschichtliche Größe, die Suhl gehabt und die es verloren hat, als Dreyse das Zündnadelgewehr erfand, und der preußische Staat zur Wahrung des Geheimnisses die Gewehrfabrikation in

die eigne Hand nahm. Trotzdem blüht die Fabrikation in Suhl fort, wenn sie auch mehr auf das Jagdgewehr beschränkt ist, und die Stadt blüht mit ihr zur Freude aller, die einmal ihre Freundlichkeit empfunden haben.

Wenn ich endlich an dieser Stelle auch die Feste Koburg erwähne, so geschieht das nicht, weil ich sie zum Thüringer Wald und zur Thüringer Hochebene rechnete, sondern weil sie sozusagen bedeutend hineinragt in den Gesichtskreis des Thüringer Waldes und in die Geschichte des Thüringer Volkes. Selbst die sächsischen Fürsten, welche um die Mitte des 14. Jahrhunderts durch die Vermählung Friedrichs des Ernsthaften mit einer hennebergischen Gräfin das Ländchen an sich brachten, nannten es „unsre Pflege in Franken".



Die Feste Koburg.

Und in der Bevölkerung scheint die Erinnerung nicht ganz erloschen zu sein, daß sie einst zu dem Kern des Deutschen Reiches, d. h. zu dem ursprünglich herrschenden Stamme gehört hat; denn sie soll geneigt sein, sich als „stolze Franken" von den thüringischen Staatsangehörigen zu unterscheiden. Dagegen haben zu ihren sächsischen Fürsten die Koburger immer treu gestanden. Nur nach dem sächsischen Bruderkriege in der Mitte des 15. Jahrhunderts mußte dem widerspenstigen Apitz von Vitzthum die Feste Koburg nebst zwei andern Burgen mit Gewalt wieder entrissen werden.

Seit der Reformation war Koburg die südliche Warte des sächsischen Protestantismus. So erscheint uns die Feste namentlich zur Zeit des großen Augsburger Reichstages im Jahre 1530, als Johann der Beständige Luther

dorthin gebracht hatte, damit er dem Reichstage so nahe wie möglich, doch in Sicherheit sei. Und in der That war die Feste Koburg nicht eine Burg gewöhnlichen Schlages, sondern eine Festung, die hoch auf einem Bergvorsprunge gelegen und mit dreifacher Ringmauer, mit Bastionen und Türmen versehen, jener Zeit schier für uneinnehmbar gelten konnte. Selbst Wallenstein vermochte im Jahre 1632 das „Nest“ dem schwedischen Obersten Taupadel nicht zu entreißen, obwohl es ebensowenig wie Stralsund mit Ketten an den Himmel geschlossen war. Erst im folgenden Jahre ist es, aber durch List, von den Kaiserlichen genommen worden. Freilich unsrer gegenwärtigen Kriegskunst gegenüber kann es nur für ein Werk der Pietät gelten, wenn die letzten Herzöge von Koburg die Feste wiederhergestellt haben. Sie soll als ein historisches Kleinod der Nachwelt erhalten bleiben.

Unstreitig war es ein großer historischer Moment, als Luther auf die Feste Koburg in Sicherheit gebracht war, während sich die religiöse Frage auf dem Reichstage entscheiden sollte. Es war das zweite Mal, daß der Gottesmann von seinem Fürsten so geborgen wurde, und diese landesväterliche Fürsorge thut dem Betrachter gar wohl. Luther freilich war nicht zufrieden, von den schwebenden Entscheidungen so ausgeschlossen zu sein, aber er entschädigte sich durch fleißige Arbeit, besonders an den Psalmen, und wußte auch in der Welt fortzuwirken durch unzählige Briefe, die er aussandte, und durch das gewaltige Lied „Ein' feste Burg ist unser Gott“, durch das er seinen todesmutigen Glauben auf die Seinen übertrug. Und wie er auf der Wartburg durch ritterliche Tracht und ritterliche Lebensweise nicht losgerissen werden konnte von den ihn beherrschenden theologischen Vorstellungen, so war er auch hier mit seinen Gedanken so in Augsburg gegenwärtig, daß er in den geschwätzigen Dohlenschwärmen auf seiner Feste den beratenden Reichstag sah.

Auch bei Johann Friedrichs Rückkehr aus der kaiserlichen Gefangenschaft erscheint Koburg als der südliche Vorposten des sächsischen Protestantismus. Wir haben oben gesehen, wie in Koburg der glückselige Triumphzug begann, mit dem der glaubenstreue Fürst heimkehrte.

Eine Beschreibung der Feste und der in ihr gesammelten historischen Reliquien ist unfruchtbar für den Schreiber wie für den Leser. Wer Sinn hat für die deutsche Vergangenheit, der steige selbst hinauf, und die Räume, von denen ein bis in unsre Zeit hochbedeutsames Fürstengeschlecht ausgegangen ist, werden sich ihm wunderbar beleben. In dem Luther- und im Reformatorenzimmer, vor dem Schwert Johanns des Beständigen, das er auf dem Augsburger Reichstage trug, vor dem Beil, damit Grumbach gevierteilt wurde, vor der Rüstung Bernhards von Weimar, kurz, überall wird die Geschichte hinter ihm stehen, wird ihn an die Schulter rühren und fragen: Weißt du noch, wie das so groß und schön, oder so graus und schrecklich war? Denn durch die Geschichte sind wir gegenwärtig auch in der Vergangenheit.



Wanderung in den thüringischen Vorbergen.

Der Hörselberg und seine Sagen. — Erfurt und sein Dom. — In den Erfurter Gemüse- und Blumengärten. — Arnstadt und die Gleichen. — Über die Hainleite nach Sondershausen. — Die Sachsenburg. — Der Kyffhäuser und die Goldene Aue.

Es ist eine bekannte Erfahrung, daß der Mensch der Kulturwelt zu seinem Vergnügen wohl aus den Vorbergen in das Gebirge, nicht aber aus dem Gebirge in die Vorberge zu wandern pflegt. Das Gebirge, zumal der Thüringer Wald, gewährt ununterbrochene Unterhaltung, während die Ebene — und die Vorberge sind der Anfang der Ebene — dem nichts gewährt, der sie nicht, sei es wissenschaftlich, sei es malerisch, aufzufassen, oder ihr aus dem eignen Geiste sozusagen ein Inneres zu leihen vermag. Im Waldgebirge empfangen wir nur; es ist eine Kontinuität von Eindrücken wie von großartigen Naturgebilden. In der Ebene, in den Vorbergen ist das anders, da herrscht nicht ein gleichmäßig erfüllter Raum, sondern die besondere Örtlichkeit kommt weit mehr zu ihrem Rechte. Stadt oder Dorf, Berg oder Hügel, Baum oder Busch ziehen die Aufmerksamkeit auf sich und erhalten um so größere Bedeutung, als die Umgebung gleichgültige Ebene, also nur der Grund ist, auf dem das Gebilde erscheint. Eine Ebene ohne diese Verschiedenartigkeit mit hervorragenden Punkten ist Steppe, und die haben wir hier nicht, am wenigsten in den thüringischen Vorbergen.

Tacitus sagt von unsern Altvorderen: „Colunt diversi ac discreti, ut fons, ut campus, ut nemus placet.“ Man sieht, die alten Germanen haben Sinn gehabt für diese anziehende Verschiedenartigkeit des Bodens, ja sie haben in ihr die Heimatfähigkeit des Landes erkannt und darum vorzugsweise nach ihr die Wohnsitze gewählt. Nun heißt es bei den Naturmenschen: Was den Menschen recht ist, ist den Göttern billig; die Götter werden nach dem Menschenbilde geschaffen und auch nach Menschenart gedacht und behandelt. So wohnen und weilen denn auch die Götter, ut fons, ut campus, ut nemus placet, und noch heutigen Tages bevölkert der Aberglaube dergleichen Örter im freien Raume vorzugsweise mit seinen Spukgestalten. Goethe läßt in seinen „Wahlverwandtschaften“ Mittler sagen: „Wir spielen mit Voraussagungen, Ahnungen und Träumen und machen dadurch das alltägliche Leben bedeutend. Aber wenn das Leben nun selbst bedeutend wird, wenn alles um uns sich bewegt und braust, dann wird das Gewitter durch jene Gespenster nur noch fürchterlicher.“ Wenden wir das auf den Raum an, wie wir es dürfen, so haben wir den Grund, warum bei uns Deutschen Sage und Aberglaube mehr auf der punktierten Ebene als im an und für sich „bedeutenden“ Waldgebirge ihr Wesen treiben. Jene kann es vertragen, ja sie bedarf es, daß da die göttliche Naturmacht als gegenwärtig und wirkend markiert wird, während diese im Waldgebirge sich jederzeit fühlbar macht.

Der Hörselberg und seine Sagen. Wenn man von der Wartburg aus der Fülle der Eindrücke hinübersieht auf den östlich vorliegenden Hörselberg, wie er sich kahl und grau an der thüringer Bahn dahinzieht, ist man nicht geneigt zu glauben, daß auch dieser reizlose Berg seinen inneren Reichtum, seinen Sagenschatz hat. Und doch ist es so, der Naturmythus hat ihn belebt, wie fast keinen andern Punkt des Thüringer Waldes.

In dem Berge ist eine Höhle, die, wie sie auch entstanden sein mag, dem Volke als Wohnort der Frau Holle galt. Frau Holle gehört zu den guten hilfreichen Gottheiten, die sich der guten Menschen gegen die bösen annehmen. Es war ja ursprünglich die segenbringende germanische Göttin der Ehe und Fruchtbarkeit. So kennen wir sie auch aus dem Märchen. Aber die Naturkräfte können mild und heftig, segensreich und verderblich auftreten. Ebenso die Naturgottheiten, die verkörperten Naturkräfte. So erscheint denn Frau Holle auch an der Spitze des wütenden Heeres, der wilden Jagd, die sonst von einer Männergestalt, in der man leicht den Wodan erkennt, angeführt wird. Vor Frau Holles Höhle, dem „Hörselloch“, sitzt der alte „treue Eckart“, der, wenn Frau Holle sich zum Jagen erhebt, dem Zuge warnend vorausschreitet.

Offenbar haben wir in Frau Holle eine „bergentrückte“ Gottheit vor uns, vielleicht die Freia. Bisweilen aber durchbricht sie mit entfesselter Naturkraft die Entrückung, die Verzauberung, und das ist denn ihre wilde Jagd. Es ist, als habe sich die Heidengöttin vor der Übermacht des Christentums oder der verfolgenden Priester in die Berghöhle geflüchtet. Auch der alte Barbarossa, mit dem eigentlich der gegen die päpstliche Übermacht kämpfende Kaiser Friedrich II. gemeint ist, muß verzaubert schlafen, bis die Raben, d. h. die Priester, abgezogen sind.

Aber auch innerhalb ihres Zauberberges hat man der Göttin keine Ruhe gelassen. Der mönchische Gedanke, daß das Weib die Verführerin von Anfang sei, ist ihr nachgefolgt und hat aus ihr die Frau Venus gemacht, die an sich

lockt, verführt und endlich ihre Opfer dem ewigen Verderben überliefert. Darauf gründet sich denn die bekannteste Sage, die von dem Hörselberg im Schwange geht, die Sage vom Tannhäuser, die für uns ebenso ergreifend wie merkwürdig ist, weil in ihr das gesunde Volksgemüt den mönchisch-priesterlichen Bann durchbricht, und weil dies nicht etwa nach der Seite des Heidentums, sondern nach der Seite der unendlichen göttlichen Gnade geschieht. Die Sage verdient es, daß die Dichtkunst sich mit ihr beschäftigt, und so haben denn in neuerer Zeit Richard Wagner, in neuester Julius Wolff den Schatz von Poesie, der in ihr liegt, zu heben gesucht. Ich werde sie nach dem Volksliede erzählen, das uns aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts auf einem fliegenden Blatte überliefert ist.

Der wackere Ritter Tannhäuser konnte der Begierde nicht widerstehen, die Wunder des Venusberges mit eignen Augen zu schauen. Ein Jahr lang hat er bei Frau Venus in unminniglicher Minne, in liebeleerer Wollust zugebracht, da packt ihn die Reue, und er bittet um Urlaub. Frau Venus will ihn nicht lassen, sie bietet ihm eine ihrer Gespielinnen, die sie als sinnberückenden Hofstaat um sich hat, zu seinem beständigen Weibe an. Aber Tannhäuser denkt an kein Weib mehr als an Maria, die reine Magd, er will, er muß hinaus, es drängt ihn, seinen Frieden mit Gott zu machen. Frau Venus lockt ihn zu ihrem roten Mund, zum Minnespiel, des er sich so oft gefreut. Aber Tannhäuser hat sie als Teufelin erkannt, sagt ihr das, und als er dann ausruft:

„Maria Mutter, reine Maid,
Nun hilf mir von den Weiben!“

da vermag ihn auch Frau Venus nicht länger zu halten. Man bannt eben den Teufel und löst sich von ihm, indem man sich Gott anheimstellt. — Da schied Tannhäuser aus dem Berge und pilgerte nach Rom, denn wenn sonst auch nirgends, bei Papst Urban doch hofft er Vergebung seiner Sünden zu erlangen. Offenen Herzens tritt er vor den heiligen Vater und beichtet ihm alle seine Sünden. Als der aber vernimmt, daß er ein Jahr lang im Venusberg gewesen ist, da weist er auf ein Stäblein hin, das er in der Hand hielt und das ganz dürr war, und spricht:

„So wenig das Stäblein grünen mag,
Kommst du zu Gottes Hulde.“

Da zog Tannhäuser wieder hinaus aus der heiligen Stadt in Jammer und in Leid und rief noch einmal die Jungfrau Maria an; es war zum Abschied, denn er war ja nun auf ewig von ihr getrennt. Und damit war die Schranke zwischen ihm und Frau Venus gefallen, er zog wieder in den Venusberg und diesmal für immer. Frau Venus empfing ihn mit Freuden; in Rom aber begab sich ein Wunder, am dritten Tage begann der Stab zu grünen. Der Papst sandte Boten in alle Welt, Tannhäuser zu suchen und ihm die Vergebung zu verkündigen, aber sie fanden ihn nicht; Tannhäuser war wieder in dem Venusberge, er hatte im Glauben an das Wort des Papstes seine Wahl getroffen, die Wahl des Verderbens, dem er doch schon verfallen schien.

„Drum muß der vierte Papst Urban
Auch ewig sein verloren.“

Ein andres Volkslied über denselben Gegenstand schließt mit der Moral:

„Drum soll kein Papst, kein Kardinal
Keinen Sünder nie verdammen;
Der Sünder, mag sein so groß er will,
Kann Gottes Gnad' erlangen.“

Es ist wunderbar, wie die Sage, die im Kampfe mit den christlich-kirchlichen Vorstellungen ihre höchste Schönheit empfängt, sich verschlechtert, sobald sie diesen Kampf aufgibt und ganz in christlichen Aberglauben versinkt. Da wird der Hörselberg zu einem Hörseelenberg; denn ein Getöse, das aus der Tiefe des Hörselloches herauftönen soll, wird für das Geseufze und Geächze der im Fegefeuer schmachtenden Seelen genommen. Da ist denn also das Hörselloch ein Eingang in die Hölle, wie das griechische und italische Heidentum gewisse Zugänge zur Unterwelt kannte.

Chroniken erzählen — das Volk weiß nichts davon, und sogar der Herr Professor Philippi in seinem Abriß einer gründlich gefaßten thüringischen Historie sagt dazu, hiermit gebe er den Herren Kritizis was zu raten auf, was er nicht herausbringen könne. Also Chroniken erzählen:

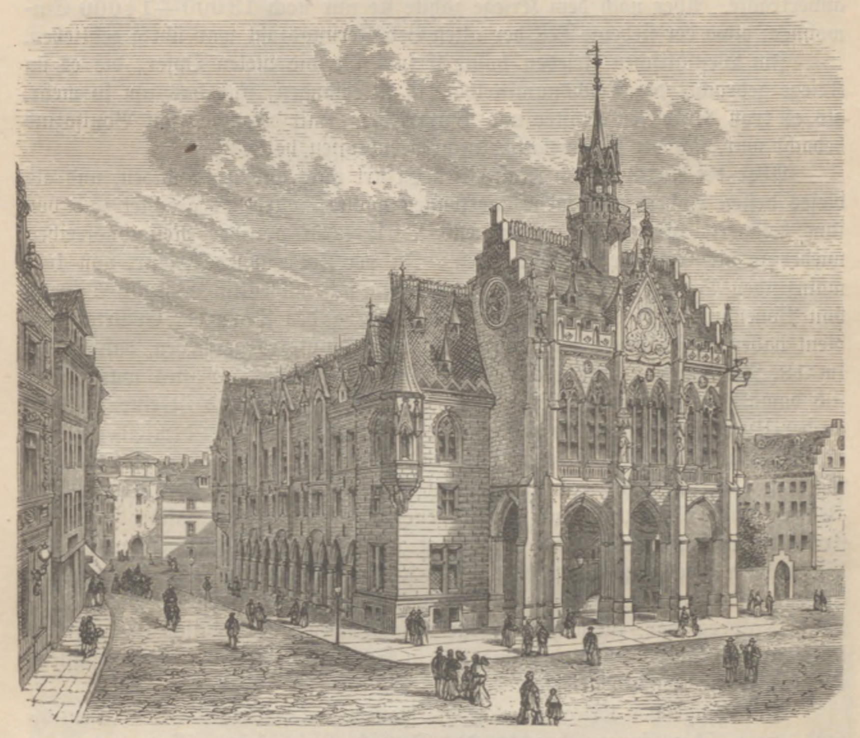
„Die Königin Reinswigis von England hatte ihren Gemahl verloren, that aber auch an dem Verstorbenen Treue und Wohlthat, indem sie ihn durch Milde gegen die Armen und durch Seelmessen, die sie lesen ließ, aus dem Fegefeuer zu erlösen trachtete. Da kam des Nachts eine Stimme zu ihr und sprach, ihres Mannes Seele litte die Qualen des Fegefeuers in einem Berge bei Eisenach. Und die Königin zog nach Thüringen, fand den Berg und hörte auch das jämmerliche Geschrei der gequälten Seelen, auch wohl der Teufel aus der Tiefe dringen, darum die Umwohner den Berg den Hörseelberg nannten. Unter dem Berge baute die Königin eine kleine Kirche und ein Dorf dabei, das sie Satans Stätte nannte, jetzt aber heißt es Sättelstädt. In dieser Kirche betete die Königin mit ihren Jungfrauen für die Seele des Gatten und that Wohlthat und gute Werke bis an ihr Ende. Sterbend ließ sie ihren Jungfrauen viel Geld und Gut, und sie zogen nach Eisenach in St. Nikolaus' Kloster zur Landgräfin Adelheid und wohnten da etliche Jahre."

Zur Sage zu heimatlos, zum Märchen zu arm an Poesie, scheint das die tendenziöse Erfindung eines Mönchs zu sein.

Erfurt und sein Dom. Etwa in der Mitte zwischen dem Seeberg bei Gotha und dem Ettersberg bei Weimar liegt Erfurt, man könnte sagen ohne Berg, wenn es nicht an seiner Südseite den Steiger hätte, der ihm gegeben zu sein scheint, damit man von seiner Höhe die interessante alte Stadt und das sie umgebende Gartenland angenehm übersehen könne. Die Stadt liegt mit ihrem Kerne eingeschmiegt in den gekrümmten Arm der wilden Gera, während ein andrer Arm der Gera in ähnlicher Krümmung sie etwa in der Mitte durchfließt. Auch die Hauptader des städtischen Verkehrs, der Anger und als seine Fortsetzung die Johannisstraße, hält sich dem Flußlauf parallel, indem sie im Bogen die Stadt ihrer Länge nach durchzieht und zur Verbindung der östlichen und der westlichen Seite zahlreiche Querstraßen entsendet. Es sieht aus, als hätte die Stadt sich um ihr höchstes Kleinod, ihren Dom, schützend herumlegen wollen, sei aber in dieser Bewegung gehemmt durch den Petersberg, der freilich als Citadelle für den Schutz gegen Westen ausreichen mochte. Ob nunmehr, seit Erfurt aufgehört hat, eine Festung zu sein, die Stadt den Petersberg über- und so den Dom umwachsen wird, das wird erst die Zukunft lehren. Gegen Südwesten hat Erfurt noch eine zweite Citadelle, die Cyriaksburg. Jede von beiden Citadellen hat ein Kloster von seiner Stelle gedrängt; die Namen erinnern noch

daran. In diesem Wechsel kündigt sich uns im großen und ganzen die Geschichte Erfurts an. Erst hat geistliches Regiment es verhindert, Reichsstadt zu werden, dann hat die Bestimmung zur Festung, und zwar zur Festung ersten Ranges, dem Wachstum der Stadt seine Grenze gesetzt.

Schon Bonifazius fand Erfurt als Stadt vor und gründete in dieser ein Bistum, das aber später vom Bistum Mainz verschlungen wurde. Dadurch geriet Erfurt in eine Abhängigkeit, die es zum Unwillen reizte und wenn auch nicht sein äußeres Wachstum, so doch sein Selbstgefühl kränkte oder niederdrückte.



Rathaus in Erfurt.

Erfurt war wie dazu geschaffen, der Mittelpunkt des thüringer Landes und Lebens zu sein; nun war es eine bischöflich mainzische Stadt und konnte höchstens den mainzischen Anforderungen und Ansprüchen sich mit mehr Nachdruck widersetzen, als es die schwächeren Orte Thüringens doch eben auch thaten.

Allerdings groß und reich ist Erfurt unter oder, soll ich sagen, trotz des Mainzer Krummstabs geworden. Man spricht von 30000 geharnischten Rittern und Knappen, die es Rudolf von Habsburg zur Verfügung gestellt hätte, als er gegen das Ende seiner Laufbahn nach Erfurt kam und dann zur Sicherung des Landfriedens die Burgen der räuberischen Ritter brach. Seine höchste Blüte aber und auch seine größte Bedeutung hat Erfurt erst am Ende des Mittelalters erreicht. Der neu erwachte wissenschaftliche Geist drängte zur

Stiftung von Universitäten. Auch Erfurt wurde eine solche (Genehmigung des Papstes Clemens VII. 1378, Eröffnung 1392), und die Universität zu Erfurt genoß eines solchen Ansehens, daß Luther, der sie ja kennen mußte, sagen konnte, die andern seien dagegen wie Schützenschulen gewesen. Schützen hießen bis in jene Zeit die angehenden oder auch die fahrenden Schüler. Eine Spur von dieser Bedeutung hat sich in ABC=Schütz erhalten. Noch in die 30 Jahre des furchtbaren deutschen Krieges trat Erfurt als blühende, mächtige Stadt ein. Sie war die Lieblingsstadt Gustav Adolfs, der ihrem Schutze seine Gemahlin anvertraute. Aber nach dem Kriege zählte sie nur noch 13000—14000 Einwohner; etwa der siebente Teil der alten Bevölkerungszahl war übrig geblieben.

Im Westfälischen Frieden hoffte Erfurt für die vielen Opfer, die es im Kriege gebracht, die Reichsunmittelbarkeit zu erlangen, und das um so mehr, als es trotz der vielen Klöster und Pfarrkirchen, mit denen es seit Bonifazius bedacht war, sich der Reformation nicht verschlossen hatte.

Aber der Kurfürst von Mainz ließ Erfurt nicht aus den Händen, und als dieses dessen Hoheit nicht mehr anerkennen wollte, wurde es geächtet und von ihm belagert, bis es ihn gegen das Versprechen völliger Religionsfreiheit wiederum als Gebieter einziehen ließ. In der Folge wurde Erfurt von kurmainzischen Statthaltern verwaltet, von denen sich namentlich Philipp Wilhelm von Boyenburg und Karl Theodor von Dalberg den Dank der Erfurter verdient haben. Bei dieser unabhängigeren Lage konnte es geschehen, daß Erfurt im 18. Jahrhundert eine rechte Pflegestätte des freieren Geistes wurde, der sich damals in Kunst und Wissenschaft regte. Selbst Wieland ist eine Zeitlang an der Universität Erfurt Professor gewesen; er wurde aber in demselben Jahre nach Weimar berufen, in welchem Dalberg die Statthalterschaft übernahm (1772). Dalberg aber hat sich geradezu berühmt gemacht durch seine ebenso vornehme als freisinnige Denkweise und durch offenes Ohr und offene Hand, die er für strebende Talente hatte. Und Erfurt hat an diesem Ruhme teilgenommen: die Stadt hatte wiederum hauptsächlich durch ihre Universität eine allgemeinere Bedeutung gewonnen. In dieser Zeit berührte sich der Kreis, dessen Mittelpunkt Dalberg war, vielfach mit dem weimarischen und jenaischen Gelehrtenkreise; und wenn dieser jenen allmählich in Schatten stellte, so ist es wenigstens nicht Dalbergs Schuld gewesen.

Als infolge der Kriege, welche die französische Revolution über Deutschland, nein, über Europa brachte, das Deutsche Reich seinem Ende zuwankte, wurde Mainz im Frieden von Lüneville 1801 an Frankreich abgetreten. Der letzte Kurfürst von Mainz erlebte es noch, starb aber 1802, ehe die Entschädigung, welche ihm der Reichsdeputationshauptschluß zubilligte, perfekt geworden war. Diese Entschädigung war mit einem Tausch verbunden, durch welchen Erfurt an Preußen kam. Dalberg verließ Erfurt und wurde unter dem Titel Kurerzkanzler der Nachfolger der Mainzer Kurfürsten; seine Residenz wurde Regensburg.

Preußen erfreute sich seines neuen Besitzes nicht lange. Im Oktober 1806 mußte es Erfurt an Napoleon abtreten, der daselbst 1808 den berühmten Kongreß hielt und von dort, nachdem er sich der friedlichen Gesinnung des Kaisers Alexander von Rußland versichert hatte, nach Spanien abging. Der spanische Krieg ist der erste, den Napoleon nicht zu bewältigen vermochte, und so bezeichnet dieser Kongreß zu Erfurt gewissermaßen den Höhe= und Wendepunkt seiner Laufbahn.



Der Dom zu Erfurt.

Auch nach der Schlacht bei Leipzig blieb Erfurt noch von den Franzosen besetzt, bis es die Preußen durch Belagerung und Bombardement zurückgewannen (Anfang 1814). Durch dieses Bombardement hat Erfurt das prächtige Petersklostet verloren, aber einen Platz gewonnen, der zu den größten in Deutschland gezählt wird, den Friedrich-Wilhelmplatz. Zweihundert Häuser, welche am Fuß des Petersberges lagen, wurden nach dem Bombardement nicht wieder aufgebaut und dadurch dem dort bereits vorhandenen Platze eine Größe gegeben, die sowohl zum Exerzieren der Truppen als auch zur Abhaltung der Märkte ausreicht.

Im Jahre 1816 wurde die bereits fast eingeschlafene Universität aufgehoben und aus ihren Mitteln ein Gymnasium nebst andern Bildungsanstalten gestiftet. Aber auch ohne Universität hat sich Erfurt unter preußischer Herrschaft sehr gehoben, nicht sowohl weil es Hauptstadt eines Regierungsbezirkes ist, sondern weil es von außen wie im Innern Frieden gehabt hat, und die Sicherheit, unter welcher die der Stadt von jeher eigne Betriebsamkeit ihre Früchte bringen konnte.

In den Erfurter Gemüse- und Blumengärten. Erfurt liegt an der Hauptstraße, die Mittelrhein und Mittelelbe verband. Später, zur Zeit der Hansa, wurde diese noch gekreuzt von der Verkehrsstraße zwischen Nürnberg und den norddeutschen Hansastädten. So war Erfurt schon durch seine Straßen zum Handel bestimmt. Aber Erfurt hat auch stets den Schatz zu heben gewußt, den es in dem äußerst fruchtbaren Boden seines Gebietes besaß. Lange Zeit ist es die Hauptstelle für Waidbau und Waidhandel gewesen. Daneben wurden andre Handelsgewächse gebaut und vertrieben. Als dann der Indigo den Waid verdrängte, trat eine großartige Gärtnerei an die Stelle des Waidbaues. Gemüse und Blumen, Gurken und Rosen, Brunnenkresse und Sämereien, es wird alles in Massen gezogen, und die Weite und Breite, in welcher Erfurt den Markt beherrscht, bürgt für die Güte der Erzeugnisse. Und wie der Ackerbau, so hat sich in Erfurt auch die Gärtnerei mit Industrie verbunden. Die schönsten Kränze und Sträuße wurden schon längst aus Erfurt bezogen; in neuerer Zeit aber hat man sich auch auf das Trocknen und Färben der Blumen gelegt und vermag nun Blumengebilde herzustellen, die nie trocken werden, weil sie es schon sind, die aber in ihrer naturwahren Farbenpracht wie frische aussehen, bis man sie mit den Händen berührt. Es scheint unglaublich, aber es wird versichert, daß jährlich viele hundert Zentner dieser getrockneten Ware ins Ausland versendet werden. Das ist für die Diners der reichen Leute. Aber wenn wir hier im Lande durch ein Gebirgsdorf gehen und aus dem Fenster des armen Mannes nickt uns eine Levkoje, eine Fuchsia, eine Aster entgegen — die stammen ja auch alle aus dem Haupt- und Vorort unsrer Gartenkultur, aus Erfurt. Als den hochverdienten Begründer dieser Gartenkultur hat Erfurt den Ratsmeister Johann Christian Reichardt (gest. 1774) anerkannt, indem es ihm im Jahre 1867 am Anfange des Dalbergweges ein Denkmal setzte.

Es ist eine erfreuliche Betrachtung, daß Erfurt nach allen schweren Leiden, die es seit dem Ausgange des Mittelalters zu erdulden gehabt hat, nunmehr wieder als die in ihren Blumen blühende Stadt vor uns steht. In der Stadt selbst gibt es nur eins, was mit den Erfurter Blumen um unser Interesse wetteifern kann, das ist der Dom, der seit dem 13. und 14. Jahrhundert — denn im ersteren ist er begonnen, im andern vollendet — alle Schicksale der

Stadt mit angeſchaut hat und doch ſo herrlich daſteht wie am erſten Tag. Am mächtigſten wirkt er auf den Beſchauer beim Eintritt in das Innere. Die Größe des Raumes, die Höhe der Wölbung und die wunderbare Farbenpracht der Fenſter erregen in uns dieſe Verwirrung, an der wir die Nähe des Erhabenen ſpüren. Ob nicht Goethe an den Erfurter Dom gedacht haben mag, als er die Verſe ſchrieb:

„Schaut man vom Markt in die Kirche hinein,
Da iſt alles dunkel und düſter.
— — — — — — — — — — — — — — —
Kommt aber nur einmal herein!
Begrüßt die heilige Kapelle;
Da iſt's auf einmal farbig helle u. ſ. w."

Eine Beſchreibung im einzelnen darf ich an dieſer Stelle mir und dem Leſer erlaſſen. Ich verweiſe auf die Illuſtration, die auch nur wenig geben, aber immerhin mehr Anſchauung gewähren kann als eine Beſchreibung. Nur das bemerke ich noch, daß der Platz, auf dem der Dom ſteht, ſchon von Bonifazius geweiht war, der dort eine kleine Kirche erbaut hatte, die aber nach einigen Jahrhunderten zerfiel; und ferner, daß auf dem Turm des Domes ſich die „große Glocke" befindet, die als das Wahrzeichen Erfurts gilt. Sie heißt Maria gloriosa, aber die Erfurter nennen ſie noch gern mit dem Namen ihrer Vorgängerin, der im Jahre 1251 geſchmolzenen Suſanne.

Der Dom iſt dem katholiſchen Gottesdienſte verblieben, obwohl die ſehr große Mehrzahl der Einwohner evangeliſch iſt. Aber an der Schönheit des Domes darf ſich auch der Andersgläubige erbauen, und wer ſeine Andacht befriedigen will, muß dazu nicht gerade einen Dom nötig haben.

Arnſtadt iſt für Erfurt ſozuſagen der Schlüſſel des Gebirges. Die Gera und Eiſenbahn verbinden beide Städte und führen von Arnſtadt aus durch den freundlichen Plaueſchen Grund tiefer ins Gebirge hinein. In Plaue freilich muß man ſich entſcheiden, ob man weiter fahren will nach Elgersburg und Ilmenau, oder ob man im Gerathal — wir empfehlen beſonders das Thal der wilden Gera — rüſtig aufſteigen will zur Schmücke und zum Schneekopf. Das iſt die Gebirgsſeite von Arnſtadt; aber die vorliegende Ebene ſteht ihr nicht nach, denn ſie iſt, wenn ich meinen obigen Ausdruck wiederholen darf, höchſt intereſſant punktiert durch die ſogenannten drei Gleichen.

Arnſtadt ſelbſt iſt die Hauptſtadt der oberen Herrſchaft des Fürſtentums Schwarzburg-Sondershauſen und außerdem ein beſuchtes Soolbad. Als ſolches hat Arnſtadt in neuerer Zeit einen unverkennbaren Aufſchwung genommen und den alten Kern der Stadt namentlich nach dem Plaueſchen Grunde hin und auf der hohen Bleiche mit villenartigen Gebäuden durchbrochen. Die Induſtrie der Stadt iſt im weſentlichen eine Verwertung der Bodenkraft des Stadtgebietes und eine Verarbeitung der landwirtſchaftlichen Erzeugniſſe der anliegenden fruchtbaren Ebene. Die Gartenkultur erinnert an Erfurt. Wurſt und andre Fleiſchwaren erinnern an Gotha, nach welcher Stadt ja die exportierten thüringer Würſte meiſtens genannt werden. Thüringen iſt überhaupt ein ſchweinereiches Land und iſt es wohl infolge ſeiner Eichenwälder und Eichelmaſt ſchon in älteſter Zeit geweſen. König Heinrich I. gewann ſich die Zuſtimmung der Thüringer zu ſeiner Wahl durch Erlaß eines Schweinetributs, den das Land ſeit ſeiner

Unterwerfung unter die fränkische Herrschaft durch Theoderich I. von Austrasien, welcher Hermanfried besiegte, also seit dem ersten Viertel des sechsten Jahrhunderts, hatte zahlen müssen.

Mühlen, Brauereien, Gerbereien, Schuh- und besonders Handschuhfabriken — überall ist ein unmittelbarer oder wenigstens mittelbarer Zusammenhang mit der Landwirtschaft zu erkennen, und das macht Arnstadt trotz des nahen Erfurt zu dem Mittelpunkt seiner Umgegend und gibt ihm eine erfreuliche, auf sich beruhende Selbständigkeit.

Freilich hat Arnstadt glänzendere Zeiten gehabt. Wenn ich wieder nach meiner Art auf diese Vergangenheit hinweise, möchte ich mich zur Entschuldigung auf Ciceros Wort berufen, daß, wer nichts von dem weiß, was vor seiner Geburt geschehen ist, immer ein Kind bleibt. In der That ist es des Mannes würdig, in dem Gegenwärtigen auch das Vergangene, in dem Gewordenen auch das Werdende zu sehen.

Daß Arnstadt sehr alt ist, gibt jeder zu, nicht aber, daß es um die Zeit des Hunnensturmes von König Merovig gegründet sei. Gewiß ist, daß es schon im Anfang des 8. Jahrhunderts (704) unter geistliche Herrschaft kam, zuerst von dem Bischof Willibrord von Utrecht, dem es Herzog Heden als Belohnung oder als Stützpunkt für seine Missionsbestrebungen in Thüringen schenkte, später von dem Abt von Hersfeld regiert wurde. Unter dem Hersfelder Krummstab scheint Arnstadt seine große Zeit gehabt zu haben. Denn schon 954, als Otto der Große hier eine Fürstenversammlung veranstaltete, um seinen natürlichen Sohn Wilhelm zum Erzbischof von Mainz und zugleich zum Statthalter über Thüringen einzusetzen, scheint Arnstadt hersfeldisch gewesen zu sein. Das war die Zeit, als Kaiser Otto der Große das Reich durch die Empörung seines Sohnes Ludolf, der die Ungarn gerufen hatte, und durch die Untreue des bösen Erzbischofs Friedrich von Mainz in große Gefahr gebracht sah. Der Tod des letztern im Jahre 954 gab Erleichterung und zugleich Veranlassung zu der Arnstädter Versammlung. Ludolf verzagte nun, kam reuig zu seinem Vater bei Saufeld an der Ilm und erhielt Verzeihung.

Ähnlich wurde Arnstadt im Jahre 1198 der Sammelplatz der thüringischen und sächsischen Anhänger des Hohenstaufenhauses, welche hier die nach dem unerwarteten Tode Heinrichs VI. zu ergreifenden Maßregeln berieten. Philipp von Schwaben wünschte als Vormund seines Neffen, des bereits zum König gewählten Friedrich II., anerkannt zu werden. Aber die thüringischen und sächsischen Großen meinten, ein Vormund würde der welfischen Partei nicht die Spitze bieten können, und bestimmten Philipp, sich selbst zum Könige wählen zu lassen, was demnächst in Mühlhausen in Thüringen geschah. Andre verlegen jene Verhandlungen statt nach Arnstadt in das nahegelegene Ichtershausen, was der geschichtlichen Wahrhaftigkeit zuliebe hier wenigstens erwähnt werden soll. Es geschah dies zur Zeit Landgraf Hermanns, der jener Versammlung nicht beiwohnte, weil er von seiner Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande noch nicht zurückgekehrt war, bald aber offen zu Otto IV. übertrat, dem erwählten Kaiser der Welfenpartei.

Im Jahre 1279 ertrotzten sich die Grafen von Kevernburg, die von Otto dem Großen die Hälfte des Arnstädter Gebietes geschenkt erhalten hatten, vom Kloster Hersfeld das Schutzrecht über die Stadt und machten sie zu ihrer Residenz. Aber schon im Anfang des 14. Jahrhunderts verkauften die Erben

von Graf Günther VIII. — es waren seine zwei Schwiegersöhne, die Grafen Otto von Orlamünde und Heinrich von Honstein — ihren Anteil an die den Kevernburgern verwandten Schwarzburger Grafen.



Die Liebfrauenkirche zu Arnstadt.

Von ihnen nahm Graf Heinrich im Jahre 1322 Arnstadt zur Residenz und wußte denn auch bald den Hersfelder Anteil an der Stadt käuflich zu erwerben. — Der tapfere Graf Günther, der in der Mitte des 14. Jahrhunderts sich von der Wittelsbachschen Partei als deutschen König aufstellen ließ und bald das Opfer einer ränkevollen Politik wurde, hat hier residiert und von hier aus an dem thüringischen Grafenkrieg einen rühmlichen Anteil genommen.

Von der Reformation haben die Arnstädter früher Heimsuchung als Segen gehabt. Ihr Graf, Günther XXVIII., haßte die Glaubensneuerung und duldete die Einführung derselben nicht. Als aber im Jahre 1525 der Bauernaufruhr auch in Thüringen losbrach und außer der Glaubensfreiheit noch manche andre Freiheiten in Aussicht stellte, da schlossen sich auch die Arnstädter an und wurden dann, wie die andern eben auch, von ihrem Grafen und Johann dem Beständigen unter ernster Züchtigung zur Ruhe gebracht. Erst Günthers Sohn und Nachfolger führte 1533 die Reformation ein. Ob Luther bei dieser Gelegenheit persönlich nach Arnstadt gekommen ist, weiß ich nicht. Gewiß ist, daß der erste Superintendent, ein Wittenberger Joachim Mörlin, auf seine Empfehlung angestellt ist. Durch eifernde Reden, in welchen er zu der Erneuerung des Glaubens auch eine Erneuerung des Lebens forderte, reizte dieser die in der Stadt herrschende Partei, und so fand er eines Morgens vor seiner Thür ein paar Wanderschuhe mit der Überschrift: Surge et ambula. Mörlin schrieb unter dieses Epigramm ein andres, das lautete: Hic mos est horum, Undank in fine laborum. Ein hübsches Pröbchen von der damaligen Mischung der Sprachen: die Sprache der Humanisten, die gelehrte Sprache, konnte doch der Muttersprache nicht entraten.

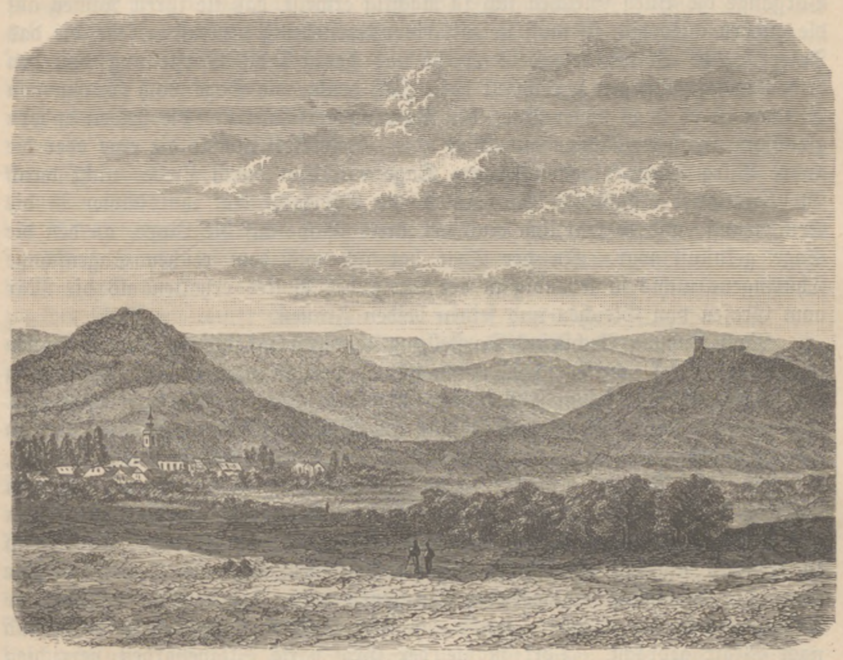
Daß übrigens Luther einmal oder öfter in Arnstadt gewesen ist, läßt sich von vornherein annehmen. Die Arnstädter beweisen es aber auch gern damit, daß sie behaupten, Luther habe von ihrer Stadt gesagt, sie läge da wie die Krebse in der Petersilie.

Und das wird schon so gewesen sein; ist die grüne Petersilie doch noch heute in den umgebenden Gärten und Lindenalleen vorhanden, wenn auch die roten Ziegeldächer inzwischen sich mehr entfärbt haben mögen. Ja, als 1716 Arnstadt an Sondershausen fiel und aufhörte, Residenz zu sein, drohte es dem Fernerstehenden in diesem Grün zu verschwinden und lediglich zu einer Landstadt zu werden, die ihren Beruf in der Vermittelung zwischen Gebirge und Ebene erfüllte. Eine allgemeinere Bedeutung hat für die Gegenwart Arnstadt erst wieder durch sein Bad erhalten. Durch dieses ist die mittelalterliche Architektur der Stadt — man denke vor allem an die Liebfrauenkirche — die einst auch einen Willibald Alexis an Arnstadt fesselte, durch dieses sind überhaupt die geschichtlichen Erinnerungen, welche in und um Arnstadt sich zum Teil an verwitternden Spuren erhalten — man denke an die Kevernburg — wieder weiteren Kreisen erschlossen.

Die drei Gleichen. Wer die thüringer Bahn entlang gefahren ist, kennt die drei Burgen, die der Volksmund unerklärlicherweise in den einen Namen zusammengefaßt hat. Und wäre er hundertmal des Weges gekommen, er schaut doch immer wieder gern hinaus auf dies merkwürdige Burgendreieck. Auch die thüringische Volkssage hat nicht gleichgültig vorübergehen können, sondern hat eine ihrer bekanntesten Blüten auf die Burg Gleichen niedergelegt. Das ist die Burg, welche ziemlich genau in der Mitte zwischen Gotha und Arnstadt bei dem preußischen Dorfe Wandersleben auf einem einzeln stehenden Berge liegt. Sie wird zuerst genannt bei Gelegenheit der unglückseligen innern Kriege, in die Kaiser Heinrich IV. am Ende des 11. Jahrhunderts geriet. Der damalige Besitzer der Burg war Markgraf Ekbert II., der, als er hier von

Heinrich belagert wurde, das Glück hatte, wenn das ein Glück sein kann, seinen Kaiser in die Flucht zu schlagen. Ekberts Erbe, der Pfalzgraf Wilhelm bei Rhein, schenkte die Burg dem Erzbischof Adalbert von Mainz, und dieser gab sie den Grafen von Tonna zu Lehen, von denen Erwin II. als derjenige bezeichnet wird, welcher sich zuerst Graf von Gleichen nannte.

Etwa eine Stunde weiter nach Süden liegt auf einem Bergrücken über dem preußischen Dorfe Mühlberg das Mühlberger Schloß, auf das in neuester Zeit ein Strahl der Dichtung gefallen ist, der es weithin bekannt gemacht hat. Es ist das „Nest der Zaunkönige“ aus Freytags Romancyklus „Die Ahnen“.



Die drei Gleichen.

Östlich von hier und in etwa gleichweiter Entfernung von beiden vorgenannten Burgen liegt die Wachsenburg auf einem freistehenden, ziemlich kahlen Bergkegel, der die ganze Ebene beherrscht. Die Wachsenburg hat vor ihren Schwestern den Vorzug, noch wohlerhalten und auch bewohnt zu sein. Erbaut ist sie etwa um das Jahr 933 vom Abte von Hersfeld zum Schutze der umliegenden hersfeldischen Besitzungen. Das bedeutendste geschichtliche Ereignis, auf das die Wachsenburg zurückblicken kann, ist die Belagerung, die es im Jahre 1452 durch die Erfurter erlitten hat. Pfandinhaber der Burg war damals Apel von Vitzthum, der nach dem Ende des sächsischen Bruderkrieges seiner Güter verlustig erklärt war, aber das Seinige mit heilloser Energie festzuhalten trachtete. Da beauftragte Herzog Wilhelm die Erfurter mit der Belagerung, die denn auch durch Kanonen und Minen der Feste Meister wurden. Zwei Erfurter Kugeln sieht man noch heute zum Denkzeichen im innern Hofe eingemauert.

Was aber bedeutet die Zusammenfassung der oben im einzelnen vorgeführten drei Schlösser in den Gesamtnamen der drei Gleichen?

Geschichtlich ist dieselbe durch nichts zu rechtfertigen: die drei Schlösser sind nie zusammen gewesen unter der Herrschaft der Grafen von Gleichen. In Bau und Lage haben sie allerdings etwas Gleichartiges, was verleiten kann, sie als zusammengehörig zu betrachten, aber warum mußte der Name Gleichen auf alle drei übertragen werden? Daß die Vorstellung der einen ohne weiteres die Vorstellung der beiden andern Burgen hervorruft, darf uns bei ihrer Lage und Gleichartigkeit nicht Wunder nehmen; wenn aber bei diesem psychologischen Vorgange die Burg Gleichen sich so mächtig erweist, daß sie ihren Namen auf die andern ausdehnt, so muß sie mit einer Vorstellung verbunden sein, die das Interesse des Volkes besonders erregt und dadurch die Vorstellung von den beiden andern Burgen verdunkelt hat. Ich denke, die Sage vom Grafen von Gleichen ist es, was dieser Burg den Vorrang verschafft und die beiden andern gleichsam an ihren Namen annektiert hat. Das Volk mochte die eine oder die andre Burg sehen, die wunderbare Sage von dem durch Liebe, nicht durch Gleichgültigkeit erfochtenen Siege über die Eifersucht trat ihm immer in die Erinnerung, und so trat ihm auch der eine Name auf die Lippe, an den die Sage geknüpft war. In der That hat sich aus dem reichen Sagenschatze Thüringens nichts so lebendig in der Seele des Volkes erhalten als die Mär vom Grafen von Gleichen und seinen beiden Frauen.

Nach Ludwig Bechsteins Darstellung lautet sie: „Ludwig (andre nennen ihn Ernst), Graf von Gleichen, nahm teil an dem Kreuzzuge, dem sich Ludwig der Heilige, Landgraf von Thüringen, unter dem Banner Kaiser Friedrichs II. angeschlossen hatte. Graf Ludwig war am thüringer Landgrafenhofe ritterlich erzogen worden und soll mit einer Gräfin Orlamünde vermählt gewesen sein, die ihm zwei Kinder geboren. Nachdem Landgraf Ludwig seinen frommen Eifer mit dem Tode gebüßt, folgte Graf Ludwig dem Kaiser nach Accon und blieb zum Schutze der Stadt Ptolemais zurück, nachdem der Kaiser sich bereits zur Rückkehr eingeschifft hatte. Bei einem Ausfalle oder Streifzuge gegen die Ptolemais umlagernden Sarazenen geriet der deutsche Graf in die Gefangenschaft der Araber, wurde an den Sultan Ägyptens verkauft und nach Elkair gebracht. Dort mußte der Graf harte Sklavenarbeit verrichten und schmachtete neun Jahre in der Gefangenschaft, bis die Tochter des Sultans, welcher Melech-Sela hieß, das ist König des Heiles oder Friedens, lebhaft von ihm eingenommen wurde, beim Ergehen im Garten ihm aufmunternd begegnete und ihm endlich aus großer Liebe antrug, mit ihm zu entfliehen, wenn er sie zum Weibe nehmen wolle. Graf Ludwig von Gleichen war aufrichtig genug, der schönen Sarazenin seinen Stand und seine Herkunft zu entdecken und ihr zu sagen, daß er bereits in seiner fernen Heimat eine Frau und zwei Kinder habe. Daran fand nun die sarazenische Jungfrau gar keinen Anstoß, da der mohammedanische Glaube jedem Manne gestattet, so viele Frauen zu nehmen als er ernähren kann. Und die Liebe der Jungfrau, die Hoffnung auf Befreiung und vielleicht die eigne Neigung bezwangen den Grafen, und er gab endlich der Sultanstochter das Versprechen, sich mit ihr ehelich zu verbinden, wenn sie ihm Freiheit verschaffen und ihm folgen wolle. Die Liebe der Jungfrau wußte alle Schwierigkeiten, die dem

Fluchtplane sich entgegenstellten, zu überwinden, und mit ihren besten Schätzen versehen, entflohen sie auf einem Schiffe und kamen nach sechswöchentlicher Fahrt zu Venedig an. In Venedig fand der Graf seinen liebsten und vertrautesten Diener, der ihn in allen damals bekannten drei Weltteilen gesucht hatte, und erfuhr von ihm, daß daheim noch alles gut stehe und seine Gemahlin nebst seinem Kinderpaar noch lebe. Auf diese Nachricht reiste Graf Ludwig ohne Verzug nach Rom, allwo Gregor IX., den man den Großen nannte, auf dem päpstlichen Stuhle saß, und teilte dem Papst sein ganzes Schicksal und alle seine Erlebnisse mit. Der Papst begnadigte den Grafen mit stattlichen Gaben, heiligte die sarazenische Jungfrau durch das Sakrament der heiligen Taufe und gab dem Grafen kräftige Empfehlungsbriefe an den Kaiser, worauf derselbe mit den Seinen von Rom aus durch Italien zurück und über die Alpen durch Bayern und Franken den nächsten Weg nach Thüringen einschlug; und als er noch zwei Tagereisen vom Schloß Gleichen entfernt war, reiste er der Sarazenin voraus, kam zu Weib und Kindern und wurde auf das freudigste von seiner Gemahlin wieder erkannt und willkommen geheißen. Der Graf teilte nun seiner Hausfrau alles mit, was und wie es sich begeben, und daß er ohne die Hilfe der Sarazenenjungfrau aus königlichem Stamme nimmermehr die Seinen und sein Land würde wiedergesehen haben, und bewegte sein Weib zu Dank und Liebe gegen die Fremde. Wie diese letztere sich nun Burg Gleichen näherte, zog der Graf mit seiner Gemahlin und seinen zahlreichen Freunden, die von allen Seiten herbeigeströmt waren, ihn glückwünschend wieder zu begrüßen, ihr mit großem Festgepränge entgegen, holte sie feierlich ein und führte sie wie im Triumphe in die Burg. Die Stätte der ersten Begegnung am Bergesfuße, an welchem beide Frauen sich schwesterlich umarmten und küßten, wurde alsbald „Freudenthal" genannt, und der längst verwahrloste, jetzt schnell hergestellte Weg zur Burg hinan hieß fortan der „Türkenweg".

Jederzeit hat die Gräfin von Gleichen die Sarazenin als ihres geliebten Herrn Erretterin geehrt und geliebt, und letztere hat diese Liebe durch Demut und Freundlichkeit vergolten. Niemals ist gehört worden, daß irgend ein Mißverstand oder eine Klage zwischen diesen beiden Gemahlinnen des Grafen entstanden, sondern jede hat ihren Herrn in Innig- und Freundlichkeit allezeit lieb und wert gehabt. Die Sarazenin war mit hoher Schönheit geschmückt aber es blieben ihr Kinder versagt; um so mehr liebte sie die Kinder der deutschen Gräfin und trug für deren Wohlergehen die fleißigste Sorge. Sie war ein Muster aller Frömmigkeit, aller Würde, aller Demut, aller Holdseligkeit und Freundlichkeit. In ziemlich hohen Jahren starb sie und wurde im St. Petristift zu Erfurt feierlich beigesetzt. Zwei Monate nach ihr schied auch die deutsche Gräfin, welche ihrem Gemahl noch drei Kinder geschenkt hatte, aus dem irdischen Leben, und wurde ihrer vorangegangenen schwesterlichen Freundin zugesellt.

Der Graf selbst verschied im sechzigsten Lebensjahre, und seine Kinder, zwei Söhne und drei Töchter, ließen ihn zwischen die beiden Frauen bestatten, auch für alle drei einen herrlichen Grabstein künstlich herrichten, darauf ihre Bildnisse zu ersehen sind; denn derselbe Stein ist vom St. Petriberge herabgebracht und im Dome zu Erfurt aufgerichtet worden, ein redender Sagenzeuge für alle kommenden Jahrhunderte. — Das Grafengeschlecht ist erst 1631 ausgestorben.

Über die Hainleite nach Sondershausen. Die Nordgrenze der thüringer Ebene bildet ein Höhenzug, der, vom Eichsfelde ausgehend, unter verschiedenen Namen, die wir beim Panorama vom Inselsberg genannt haben, bis zu den Uferbergen der Saale fortsetzt. Das Becken zwischen diesem Höhenzuge und dem Thüringer Walde mag einst ein mächtiger See gewesen sein, aus dem nur Höhen wie der Ettersberg hervorragten, und der seine Wellen lange Zeit vergeblich gegen den nördlichen Wall warf, ehe es ihm gelang, denselben zu durchbrechen. Die Stelle, wo dies geschah, wird die Pforte Thüringens genannt, eine Pforte, durch die jetzt die Unstrut, nachdem sie sich kurz vorher mit der Wipper vereinigt hat, in behaglichen Krümmungen dahinfließt. Der durchbrochene Bergzug heißt auf der Nordseite Hainleite und zieht sich mit schöner Bewaldung bis in die Nähe von Sondershausen. Das südliche Bruchstück heißt Schmücke und ist völlig entwaldet, verschwindet aber in seinem weiteren Verlaufe vor der schön bewaldeten Finne, die der Schmücke parallel läuft.

Die Sachsenburg. Am Fuß der Hainleite, also am linken Unstrutufer, liegt das Dorf Sachsenburg, dessen Bewohner früher Paßmänner geheißen und die Verpflichtung gehabt haben sollen, den wichtigen Paß zu schützen. Ob die beiden Burgen, die über dem Dorfe auf der Hainleite stehen, demselben Zwecke gedient haben, läßt sich bezweifeln. Wenigstens wird berichtet, daß Rudolf von Habsburg sie als Raubburgen zerstört habe. Allerdings lagen sie zur Raubritterschaft an der Straße von Erfurt nach Magdeburg sehr gelegen.

Doch wir wollen uns auf die Geschichte der dortigen Burgen nicht einlassen, sie ist dunkel und wenig ergiebig. Ein Blick in die Sagenzeit wird erquicklicher, vielleicht auch förderlicher sein. Denn es handelt sich dabei keineswegs um pure Phantasiegebilde, sondern um Schlüsse, die aus Namen und aus geschichtlichen Verhältnissen gezogen sind. Ich hole weit aus und gewinne dadurch die Gelegenheit, die so schön gelegene und geschichtlich so interessante Burg Scheidungen zu erwähnen, an der meine Darstellung sonst vorbeigestreift sein würde.

Als der Frankenkönig Theoderich im Bunde mit den Sachsen den König Hermanfried von Thüringen aus dem Felde geschlagen und in Burg Scheidungen eingeschlossen hatte, verständigten sich heimlich die beiden Könige, — denn auch Theoderich hatte wenig Gefallen an den wilden freien Sachsen — daß sie gemeinschaftlich über die Sachsen herfallen wollten; Hermanfried war dann bereit, sich dem Frankenkönige zu unterwerfen. In der Ruhe und Friedenshoffnung, die dieser Verständigung folgte, ging ein Thüringer mit seinem Falken aus der Burg hinab an die Unstrut, um Reiher zu jagen. Da flog ihm der Falke über den Fluß nnd ließ sich von einem Sachsen fangen. Der Thüringer liebte den Vogel sehr und bat den Sachsen inständig, aber der blieb taub gegen jede Bitte. Da sagte der Thüringer, er wisse einen Plan, der dem Sachsen und allen seinen Brüdern das Leben kosten werde; gegen den Vogel sei er bereit, den Plan zu verraten. Man wurde handelseins, der Thüringer ging mit seinem Falken in die Burg, der Sachse mit seiner Kunde ins Lager. Dort beriet man alsbald, was zu thun sei. Manche dachten sich dem verräterischen Plane durch die Flucht zu entziehen. Da erhob sich der alte Hathagat, den man den Vater nannte, und erklärte, so alt er sei, fliehen hätte er bei den Sachsen nicht gelernt. Man solle ihm folgen, in der Nacht die Stadt angreifen, die im Vertrauen auf den

verräterischen Plan unvorbereitet sein würde, und man werde sich durch Sieg retten. Und so geschah's; die Sachsen eroberten Scheidungen, Theoderich aber lobte ihre Tapferkeit und teilte das eroberte Thüringen mit ihnen. Die Unstrut sollte die Grenze sein. Was nördlich von ihr gelegen, sollte den Sachsen gehören, was südlich, den Franken. Nur den Besitz der Salzquellen auf dem linken Ufer behielten sich die Franken vor und bauten dort bald darauf die Feste Frankenhausen. Die Sachsen aber, um ihre Grenze zu sichern, bauten auf der Hainleite die Sachsenburg, weiter oberhalb an der Wipper Sondershausen.



Sondershausen vom Possenturm gesehen.

Nun sind aber das, was man die Sachsenburg nennt, zwei vollständig getrennte Burgen, von denen die eine oben auf dem Gipfel, die andre gleich an dem ersten steilen Abhang des Berges über der Unstrut liegt. Diese letztere hat den besondern Namen Hagkenburg und hat dem wackern Hathagat gehört, von welchem das Geschlecht derer von Hagke sich abzustammen rühmt.

Die Aussicht ist schön, von der Hagkenburg hinab in den Vordergrund, wo die Unstrut sich gar wundersam durch Wiesengrün und Weidengebäum windet, von der oberen Burg, der noch ein ziemlich hoher Turm erhalten geblieben ist, rings in die Ferne. Lockend winkt da von Süden und Südwesten der Thüringer Wald herüber und weckt die Gebirgssehnsucht im Herzen des Beschauers besonders durch den Inselsberg, der auch in dieser Entfernung seine eigentümliche Schönheit schon erkennen läßt. Aber der erregten Sehnsucht zum Trotz wenden wir uns nach der andern Seite und gehen auf dem Kamm der Hainleite durch schönen Wald nach dem weimarischen Flecken Oldisleben hinüber, der früher

ein Kloster war, jetzt aber durch seinen Vergnügungsort „Vorm Holze“ den Sammelpunkt für die fröhlichen Gesellschaftskreise der Umgegend bildet. Die Aussicht, die von hier über das Wipperthal sich bis in die Goldene Aue erstreckt, umfaßt zahlreiche blühende Dörfer auf fettgrünem Grunde und erweckt die Vorstellung der Fruchtbarkeit und Wohlhabenheit.

Von Oldisleben zieht sich die Hainleite in ziemlich gerader nordöstlicher Richtung bis Sondershausen. Gleich oberhalb Frankenhausen, wohin wir schon einmal mit Thomas Münzer gezogen sind, hat sich die Frankenhäuser Wipper zwischen Hainleite und Kyffhäusergebirge ihr Thal gebildet, das eine zugleich freundliche und wichtige Verkehrsstraße abgibt. Auf ihr kommt man in der Nähe des Dorfes Rottleben an der in der Weihnachtswoche 1865 entdeckten, unter den Ruinen der Falkenburg belegenen Falkenhöhle (auch Kyffhäuser- oder Barbarossahöhle genannt) vorüber, einer 300 m langen, stellenweise über 30 m breiten und 3—7 m hohen Gipshöhle mit unterirdischen Seen, deren Besuch sehr lohnend ist. Die Gipsbildungen an der Decke des Gewölbes und an den Wänden sind wundervoll und setzen durch ihre unendliche Mannigfaltigkeit in Erstaunen.

Sondershausen liegt am Fuße der Hainleite im freundlichen Thale, aber es verrät sich weithin durch den auf dem höchsten Punkte der Hainleite errichteten Possenturm. Die nördliche Seite des Thales wird durch eine Hügelreihe gebildet, die man wohl mit dem Gesamtnamen die Hardt oder Harth bezeichnet, und welche die Wasserscheide zwischen Wipper und Helme bildet. Die Abhänge rechts wie links sind wohlbebaut und Gärten und öffentliche Anlagen ziehen sich rings um die Stadt. Man kann sie mit Arnstadt vergleichen, nur ist die Lage Sondershausens noch offener, freundlicher, und die Stadt selbst hat die Vorzüge der Residenz. Von diesen Vorzügen kleiner Residenzen haben wir oben ausführlicher gesprochen; darum mag es hier genügen, einen eigentümlichen Vorzug hervorzuheben; der an Sommersonntagen aus weiter Umgegend zahlreiche Besucher nach Sondershausen zieht. Ich meine die Lohkonzerte.

Wenn man von dem hochgelegenen Residenzschloß in westlicher Richtung niedersteigt, kommt man durch das Lohholz, einen üppigen Buchen- und Eichenwald, der jetzt in den zum Schlosse gehörigen Park mit hineingezogen ist. In diesem Holze befindet sich, von einem Arme der Wipper umgeben, das Loh, ein wunderschöner Platz, der dem Vergnügen gewidmet ist und den am Ende des vorigen Jahrhunderts Fürst Günther Friedrich Karl I. nicht bloß seinen Sondershäusern, sondern auch weiteren Kreisen öffnete und anziehend machte durch die Konzerte, welche er an den Sommersonntagen nachmittags und abends von seiner ausgezeichneten Kapelle geben ließ. Und diese Einrichtung ist geblieben bis auf den heutigen Tag. Eine ausgezeichnete Kapelle ist am Hofe traditionell geworden, und die musikliebenden Thüringer genießen das unentgeltlich dargebotene Vergnügen mit fröhlich dankbarem Herzen. Selten hat ein von oben her angeordnetes Vergnügen, oder darf ich sagen Fest, eine solche Dauer und ein solches Gedeihen gehabt; man sieht, die Sondershäuser Fürsten haben mit ihrer Anordnung ins Schwarze, d. h. ins Herz des Thüringers getroffen.

Der Kyffhäuser und die Goldene Aue. Was ich zu Anfang dieses Kapitels von der Punktualität der Ebene gesagt habe, wird durch nichts mehr bestätigt als durch den Kyffhäuser, den großen Sagenherd der Goldenen Aue. Daß er das ist und sein muß: man fühlt es, wenn man ihn in stiller Hoheit aufragen sieht aus der öden Fruchtbarkeit der Feldflächen.

Wie Baum und Busch in der Ebene längst gerodet und verschwunden sind und die Vögel des Himmels sie verlassen haben, um im Wald und Gebüsch des Gebirges Schutz und Heimat zu suchen, so ist auch die Poesie auf den Kyffhäuser gezogen und hat ihn berühmt gemacht, wie kein andrer Berg Deutschlands durch die Sage berühmt geworden ist.



Der Kyffhäuser.

Freilich, daran scheint auch die Geschichte ihren Anteil gehabt zu haben; aber auch diese geschichtlichen Momente gehören der Ebene an und sind von dem Sagenherde angezogen worden. Die Gegend am Kyffhäuser scheint seit den sächsischen Kaisern königliches Eigentum gewesen zu sein. In Tilleda, das unmittelbar am Fuße des Kyffhäusers gelegen ist, war ein Königshof, in welchem nachweislich Otto II., Otto III., Konrad II., Heinrich III. und Friedrich Barbarossa zeitweise gewohnt haben.

Im Jahre 1194 endlich hatte Heinrich VI. hier die berühmte Zusammenkunft mit Heinrich dem Löwen, in welcher eine, wenn auch kurz währende, Versöhnung zwischen dem welfischen und dem hohenstaufischen Hause zustande kam.

Die Burg Kyffhausen scheint zum Schutze dieses Königshofes erbaut worden zu sein. In welcher Zeit, mag dahingestellt sein. Vielleicht haben diejenigen

recht, welche sie erst nach der Schlacht am Welfesholz vom Pfalzgrafen Friedrich von Bottendorf, dem Stiefsohn Ludwigs des Springers (vergleiche oben), erbaut werden lassen. Wenigstens wird bei Gelegenheit der Sachsenkriege Heinrichs IV. unter den Bergfesten des Königs, über welche die Sachsen sich beschwerten, die Burg Kyffhausen noch nicht genannt. Freilich ist mit der Nachricht des Gosecker Mönches, daß Pfalzgraf Friedrich (etwa im Jahre 1116), „gestützt auf den königlichen Beistand, sich des Kyffhäuserberges bemächtigt, ihn mit Besatzung versehen und die tapfersten Männer geheißen habe, darauf zu bauen", noch keineswegs gesagt, daß nicht schon früher eine Burg dort oben gestanden habe. Pfalzgraf Friedrich stand als Freund des Kaisers, nachdem Hoyer von Mansfeld gefallen und des Königs Macht in Sachsen gebrochen war, schutzlos und allein. Er bedurfte einer möglichst unangreifbaren Feste zum Schutze seiner umliegenden Güter. Daß ihm der Kyffhäuser dazu geeignet schien, kann wegen der steilen Höhe des Berges und wegen der anliegenden königlichen Besitzungen nicht wunder nehmen; am wenigsten, wenn schon eine Burg da war, die er nur zu erweitern und zu verstärken brauchte. Übrigens war es mit der Unangreifbarkeit nicht weit her, schon im Jahre 1118 wurde die Burg von den Sachsen zerstört. Aber der ruhmreiche Kaiser Friedrich Barbarossa hat sie, wie es scheint, in den ersten Jahren seiner Regierung wieder aufgebaut, und unter Rudolf von Habsburg erscheint ein Graf von Beichlingen unter dem Titel: Kaiserlicher Burggraf von Kyffhausen. Später kam nach mannigfachem Besitzwechsel die Burg erst pfandweis, im Jahre 1407 aber als Lehen an die Grafen von Schwarzburg.

Das ist die Zeit, in der die Burg ihre Bedeutung bereits verloren hatte. Man ließ sie verfallen und stellte nur die Kapelle wieder her, die sich eines wunderthätigen Kreuzes rühmte und daher viele Wallfahrer anzog. Es geschah eben hier im kleinen, was dem Reiche im großen geschah: die Kirche wuchs über die weltliche Macht hinaus. Als dann Luther die Macht der römischen Kirche in Deutschland brach, verfiel auch die Wallfahrtskirche, die Raben zogen vom Kyffhäuser fort.

Sehen wir nun, wie sich die Sage mit dem, was die Geschichte überlieferte, verbunden hat. Sie erzählt uns, Kaiser Friedrich sei gar nicht gestorben, sondern weil ihm die Welt verleidet wurde, sei er in den Kyffhäuserberg verschwunden. Da sitzt er nun, die Stirn in die Hand geneigt, und er nickt mit dem Kopfe und es zwinkern die Augen. Sein Bart wächst um den Tisch herum, zweimal hat er ihn schon umrankt, und wird die dritte Windung voll, wird der Kaiser erwachen: dann wird er hervortreten und seinen Schild an einen dürren Baum hängen, welcher darob wieder grünen wird zum Zeichen, daß eine bessere Zeit angebrochen ist.

Aber auch wachend und wandelnd hat Friedrich sich sehen lassen. Ein Schäfer hatte ein Lied gepfiffen oder auf der Schalmei geblasen, da tauchte aus dem Gebüsch ein ehrwürdig Haupt vor ihm auf. „Wem zu Ehren hast du das Lied gespielt?" fragte es. „Das habe ich Kaiser Friedrich zu Ehren gespielt", antwortete der Schäfer.

Und der Greis mit dem ehrwürdigen Haupte führte den Schäfer in den Berg hinab in eine hohe Halle; darin standen gewappnete Ritter, die neigten sich vor dem Greise, also daß der Schäfer in ihm den Kaiser erkannte. Der aber

brach von einem goldenen Handfaß einen Fuß ab und schenkte ihn dem Schäfer zum Lohne. Ein andrer Schäfer wurde von einem Zwerge in die tiefe Halle geführt; den fragte der Kaiser, ob die Raben noch um den Berg flögen, und als der Schäfer es bejahte, sprach der Kaiser trübe: „So muß ich aber (wieder) schlafen hundert Jahre.“

Das ist der Grundstock der Sage. Wie der noch reich und schön umrankt ist von andern Sagen und Märchen, kann man am vollständigsten bei L. Bechstein nachlesen. Uns genüge es, diesen Grundstock selbst leichthin zu betrachten.



Die Rotenburg.

Daß wir wieder eine Bergentrückung vor uns haben, wie beim Hörselberge, liegt auf der Hand. Ob dabei an eine bestimmte Gottheit gedacht ist, ich möchte es bezweifeln. Wenn J. Grimm durch den feuerfarbenen Bart an Thor erinnert wird, so scheint es näher zu liegen, daß man diesen Bart kurzweg von dem Beinamen des Kaisers herleite. Vom Göttermythus ist wohl nur die Form der Bergentrückung entlehnt, die einer gewissen heidnischen Messiashoffnung entspricht. Der heilbringende Gott ist verschwunden, aber er wird einst wiederkommen. Ist es nicht natürlich, daß diese Vorstellung mit erhöhter Energie wiederkehrte, als christliche Priester mit Hilfe der weltlichen Macht dem unüberzeugten Volke seine alten Götter nahmen?

Sie waren verdrängt, entrückt, nur an verborgenen, geheim gehaltenen Plätzen wagte man sich ihnen zu nahen; aber man hoffte auf ihre Wiederkehr, bis die alten Götter zu Gespenstern, Wodan zum wilden Jäger, Frau Holle zur Frau

Venus geworden waren. Und als nun das deutsche Kaisertum von der römischen Kirche zersetzt und untergraben, als das Hochgefühl des deutschen Volkes herabgedrückt war, als seine Hoffnung auf Befreiung des Heiligen Landes — denn darauf war damals der Gedanke der Welterlösung gerichtet — von der Erkenntnis geknickt war, daß das Papsttum auch damit nur Weltherrschaft erstrebe: da senkte sich der nunmehr gesicherte christliche Gemütsinhalt des Volkes wieder in die alte heidnische Form der Entrückung hinein. Die Helden, die für des Reiches Größe und für des Heiligen Landes Erlösung gestritten hatten, Friedrich I. und Friedrich II., wurden ihm zu dem einen Kaiser Friedrich, der im Kyffhäuser harrt, bis seine Zeit gekommen ist. Waren sie doch beide in der Ferne gestorben, und so lebten sie dem Volke noch; denn das, wofür sie gelebt, konnte ja nicht untergehen.

Wie nachhaltig unsre Sage auf das Volksgemüt gewirkt hat, beweist die Thatsache, daß noch in Luthers Todesjahre ein Mann von sich reden machte, der in Busch und Getrümmer des Kyffhäusers seinen Sitz aufgeschlagen hatte und auf Befragen vor den Leuten, die herbeigeströmt waren, erklärte, er sei der Kaiser Friedrich und werde die ersehnte bessere Zeit bringen. Und er hielt sich wirklich für den Kaiser, ob er gleich in verwilderter Dürftigkeit dasaß; ja er fand auch so viel Glauben, daß man es für geraten hielt, ihn einzusperren. Die Nachforschungen ergaben bald, daß er ein Schneider aus Langensalza war. Danach konnte man ihm die Freiheit wiedergeben, von der er hinfort einen durchaus harmlosen Gebrauch machte. Wie man hat sagen können, aus diesem Vorgange erst sei die Sage vom Kaiser Friedrich entstanden, ist unbegreiflich. Die Sage mußte erst da, mußte lebendig und wirksam sein, um dem armen Schneider zu Kopfe steigen zu können. Übrigens ist die Sage auch viel früher nachweisbar.

Die Kaiserpfalz in Tilleda, die von Friedrich I. erbaute Burg auf der Höhe des Berges und die Wallfahrtskirche mit ihrer Priesterschaft scheinen mir an Ort und Stelle die historischen Momente zu sein, welche die Sage veranlaßt haben.

Kehren wir nun zur Gegenwart und Wirklichkeit zurück, um uns, ehe wir den Berg verlassen, an der Aussicht zu erfreuen. Es ist die Aussicht in die Goldene Aue und über dieselbe hinaus. Die Goldene Aue ist das Thal der Helme, die im großen Bogen um die Nord- und Ostseite des Kyffhäusergebirges herumfließt, bis sie eine Stunde unterhalb Arterns bei Kalbsrieth sich in die Unstrut ergießt. Da liegen denn im grünen Fruchtgefilde die Dörfer zahlreich verstreut; im Norden bildet der Harz den Hintergrund, und vom Osten her schauen Sangerhausen, Allstädt, Artern über die Aue herüber. Allstädt, das einst auch eine Pfalz hatte wie Tilleda, winkt besonders lockend mit seinem hochgelegenen Schlosse, das dem Großherzog von Weimar gehört und auch jährlich zur Jagdzeit von ihm besucht wird. Nach Westen, also nach Nordhausen und Sondershausen, ist der Blick durch das Gebirge verstellt; man mag ihn aber von der Rotenburg zu gewinnen suchen, der Schwesterburg des Kyffhäusers, die auf einem nördlichen Vorsprunge des Gebirges liegt. Auch sie ist Ruine, aber eine viel besuchte, heiter belebte. In und an den Trümmern hatte seit dem Jahre 1839 ein Mann sich eine Sommerheimat, den Besuchern einen Rastort geschaffen, von dem aus sie mit vollem Behagen sowohl die Aussicht auf Harz und Aue, als auch die näher liegende auf den wunderschönen Waldabhang, welcher der Burg westlich gegenüberliegt, genießen können. Beyer hieß dieser Schöpfer des Vergnügungsortes, man nannte ihn aber den „Einsiedler auf der Rotenburg“; und

in der That, seine grottenartige Einrichtung, sein langes Haar, sein langer Vollbart machten dem Namen alle Ehre. Aber keiner halte ihn für einen Figuranten in der selbstgeschaffenen Szene. Seine Wald- und Bergeinsamkeit hatte ihn innerlich ergriffen, er war zum Dichter geworden. Und wer mit ihm in die Mondnacht hinein vor seiner Klause gesessen hat, der schätzt die Poesie in diesem reichen reinen Gemüte. Nun ist er längst tot, aber noch lange wird sich in Thüringen die Erinnerung erhalten an den Einsiedler auf der Rotenburg. Dieser einfache Mann ist in der That eine charakteristische und historisch gewordene Gestalt Thüringens.



Kloster Roßleben.

Gewisse Gelehrte freilich pflegen ihn unbeachtet zu lassen und ihre Aufmerksamkeit dem — Püsterich zu widmen. Das war eine plumpe, erzgeformte Menschengestalt, die man auf der Rotenburg vorgefunden hatte. Es sollte gar wunderbare Eigenschaften haben; man hielt es für ein Götzenbild aus heidnischer oder wendischer Zeit und schaffte es nach Sondershausen, wo es, irre ich nicht, noch heute im Schlosse aufbewahrt wird. Endlich fiel ein Lichtstrahl in diesen Nebel, in dem man altertümelnd umhertappte, und man erkannte das Ding als einen Ofen. Saul suchte die Eselinnen und fand eine Krone; hier war es umgekehrt.

Die Rotenburg, die geschichtlich nie mit der Burg Kyffhausen zusammengehangen hat, ist auch von der Kyffhäusersage unberührt geblieben. Aber einen Ort gibt es noch auf dem Gebirge, auf den die Sage wenigstens einen Tropfen hinübergesprüht hat. Es ist das **Ratsfeld**, eine gerodete Fläche an der Erfurt-Nordhäuser Straße zwischen Frankenhausen und der Rotenburg gelegen.

Gegenüber liegt ein Wirtshaus an der Straße und hinter diesem im Walde ein Jagdschloß, das, wie das ganze Gebirge, dem Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt gehört. Auf diesem Felde nämlich wird der Sage nach der dürre Baum stehen, an welchen Kaiser Friedrich einst seinen Schild hängt.

Der Name „Goldene Aue“ umfaßt ursprünglich nur den Helmegau, den wir vom Kyffhäuser und von der Rotenburg aus überblickt haben. Aber wo die Aue der Helme aufhört, öffnet sich die Aue der Unstrut, deren Wiesengründe ebenso wie an der Helme das Ried genannt werden. Bei der Ähnlichkeit der beiden Thäler hat es nicht ausbleiben können, daß auch die Unstrutaue sich den Namen der goldenen beigelegt und so den Begriff dieser erweitert hat. Beide Auen sind einst ein See gewesen, bis die Unstrut den Gebirgswall durchbrach und sich einen Abfluß schaffte nach der Saale hin. Diese Durchbruchstelle heißt die Steinklewe oder -klebe (denn die Thüringer unterscheiden b und w ebensowenig wie b und p) und ist also die Grenze des Unstrutrieds. Diese Stelle des Unstrutthales gehörte einst zu den liebsten Jagdgründen der sächsischen Kaiser. In Memleben, am Fuße des plateauartigen Orlasberges und der Steinklewe gegenüber, hatten sie ihren Hof, und Heinrich I. sowohl wie Otto der Große sind in Memleben gestorben. Begraben freilich ist der erstere in Quedlinburg, der andre in Magdeburg; aber das Herz Heinrichs, in eine goldene Kapsel geborgen, soll in Memleben geblieben sein. Otto II. ehrte das Andenken Beider dadurch, daß er im Todesjahre des ersteren in Memleben ein Kloster stiftete, von dem noch heute die schöne Kirchenruine und die vollständig erhaltene Krypta zu bewundern ist. Das Klostergut gehört jetzt der Landesschule Pforta.

Wenig oberhalb schaut die alte Feste Wendelstein von steilem Felsen ins Thal. Sie ist im Dreißigjährigen Kriege zerstört, aber zum Teil wieder bewohnbar gemacht und auch wirklich bewohnt. Besitzer des Schlosses wie des dazu gehörigen großen Landgutes ist seit 1815 der preußische Staat.

Wieder eine halbe Stunde aufwärts finden wir die Klosterschule Roßleben, einen großen schloßartigen Bau, dem man es nicht ansieht, daß er der still innerlichen Arbeit des Unterrichts und der Erziehung gewidmet ist. An seiner Stelle stand einst ein Augustiner-Nonnenkloster; als dies infolge der Reformation einging, erbat sich der bisherige Schirmvogt desselben, Heinrich von Witzleben, die Gebäude und das Gut zur Errichtung einer gelehrten Schule. Die sächsische Regierung willigte ein und verordnete, daß fortan für die Schule, wie ehedem für das Kloster, stets ein Witzleben Erbadministrator sein sollte.

Ein ähnliches Verhältnis besteht zwischen der Familie von Werthern und der kleinen Klosterschule Donndorf, die etwa ein Stündchen flußaufwärts auf dem Abhange der Finne malerisch am Walde liegt. Hier erhielt Leopold Ranke seine Vorbildung für Schulpforta. Schon in Donndorf hinterließ derselbe bei seinem Abgange eine Arbeit über das Geschichtsstudium. Sein Geburtsort ist das Roßleben gegenüber am Fuße der Finne gelegene Städtchen Wiehe.

Ich enthalte mich fernerer Aufzählung, sie gibt eine Reihe, aber kein Bild. Versichern kann ich, daß die Einwohner der Goldenen Aue nicht stolzer auf ihre Heimat sind als die der Unstrutaue. Wenn Botho von Stolberg nach seiner Heimkehr aus dem Morgenlande gesagt hat: „Ich lasse jedem das Gelobte Land, ich lobe mir die Goldene Aue“, so ist das die Tonart, in der auch der Thüringer der Unstrutaue von seiner Landschaft redet.



Schloß Dornburg.

An der Saale.

Zwei verhängnisvolle Walstätten. — Kösen. — Saaleck und Rudelsburg. — Die Weinberge am Saalufer. — Vater Jahn in Freiburg.

Jedes Dorf braucht sein Wasser nicht bloß zum Trinken für Mensch und Vieh und Pflanze, sondern auch, damit die Kinder daran spielen, die Mütter sich ängstigen, damit die Knaben Steine hineinwerfen, die Mädchen Uferblumen, und die einen die Tiefe, die andern die ewige Bewegung, den ewigen Wandel des Lebens ahnen lernen. In dem Wasser tritt dem Menschen ein lebendiges Unendliches geheimnisvoll nahe, im Binnenlande namentlich in den Flüssen, die man daher die poetische Ader ihrer Landschaft, ihres Landes nennen möchte, wie sie in der Wirklichkeit eine Lebens- und Verkehrsader desselben sind. Für ganz Deutschland ist der Rhein diese Ader, für Thüringen die Saale. Wie der Rhein nur den Westen Deutschlands, so durchfließt die Saale nur den Osten Thüringens. Die Unstrut fließt von Westen nach Osten mitten durch Thüringen, sie vereinigt die Wässer des Harzes und des Thüringer Waldes, dennoch haben Geschichte und Dichtung die Saale als den Hauptfluß Thüringens festgestellt.

Wie schon oben erwähnt, ist die Saale als die Grenze gegen die Sorben schon in alter Zeit mit einer Reihe von Burgen bewehrt worden, die allmählich zu Städten wurden. Der Verkehr, der sich das Thal hinab und hinauf zog, mag weitere Burgen und Städte hervorgerufen haben, wie denn Fluß und Ufergelände wohl dazu aufforderten. Von den Städten wurden zwei zu Universitäten, und nun erst, von seiten der studentischen Jugend, fand das Saalthal rechte

Würdigung und poetische Verklärung. Malerisch sind die Ufer besonders von der Stadt Saalfeld an abwärts. Allerdings fehlt ihnen meist das Dunkel des Waldes. Die Berge stehen nackt, oft in grauem Geröll, und es verrät wenig malerisches Verständnis, wenn selbst Daniel den Dichter zitiert:

„An der Saale kühlem Strande
Stehen Burgen stolz und kühn."

Kugler hat von dem hellen Strande gesungen, und die Burgen sind es, welche, außer der Formation der Berge und außer dem Gegensatz der grünen Thalsohle zur Bergeshalde, die Saalufer malerisch machen.

Zwei verhängnisvolle Walstätten. An Saalfeld knüpft sich eine schmerzliche Erinnerung. Wenig nordwestlich von der Stadt bei dem Dorfe Wölsdorf liegt ein Steinwürfel und nicht weit von ihm steht ein Denkmal, und beide tragen die Inschrift: „Hier fiel kämpfend für sein Vaterland der Prinz Ludwig von Preußen am 10. Oktober 1806."

Endlich hatte Preußen das Band zerschnitten, an dem es von Napoleon gegängelt war. Die Preußen standen kampfbereit zwischen Gotha, Erfurt, Weimar und an der Saale bei Jena. Napoleon rückte von Bamberg aus gegen Norden. Da kam die Nachricht, daß General Tauentzien, der mit preußischen Vortruppen bei Hof stand, zurückgedrängt sei. Saalfeld mit seinen Magazinen schien in Gefahr. Fürst Hohenlohe, der die an der Saale stehende Armee befehligte, hatte seine Avantgarde unter dem Prinzen Ludwig Ferdinand über Saalfeld hinaus vorgeschoben. Dieser war es, der schon so lange in Berlin an der Spitze der Kriegspartei gestanden hatte. Endlich sah er sich an dem Ziele, das still heranzuwarten ihm bei seiner reichen Begabung und seinem feurigen Mute so unsäglich schwer geworden war: er sah sich dem gehaßten Feinde gegenüber und hoffte die norddeutsche Kraft an ihm zu bewähren. Mit 8000 Mann, größtenteils Sachsen, stieß er am 10. Oktober bei Saalfeld mit 14000 Mann vom Lannesschen Korps zusammen. Der Feind war nicht bloß übermächtig, er umging auch des Prinzen Stellung. Der Rückzug schien unvermeidlich, aber man wehrte sich noch; da kam die Reiterei von einem Angriff in Unordnung zurück. Der Prinz versuchte sie zum Stehen zu bringen und wieder zu ordnen. Vergebens, er wurde mit fortgerissen, der Feind drängte nach; jetzt mochte sich retten, wer konnte. Der Prinz setzte über einen Zaun, aber sein Pferd blieb mit einem Fuße hängen, er wurde eingeholt. Der Wachtmeister Guindet vom 10. Husarenregiment hieb ihn über den Hinterkopf und forderte ihn auf, sich zu ergeben. Der Prinz gab eine trotzige Antwort und setzte sich zur Wehre, aber schon stieß ihm sein Gegner den Säbel in die Seite. Sterbend brach der Prinz zusammen, und nicht einmal sein Leichnam konnte den Feinden entrissen werden.

Das war das traurige Vorspiel der Schlacht bei Jena. Aber in dem mutigen Soldatentode des Prinzen und in der Stimmung, mit welcher das Volk denselben aufnahm, kündigte sich doch eine bessere Zeit, kündigte sich die große Zeit von 1813 leise an. Noch im Anfange der dreißiger Jahre habe ich als Kind einen Bänkelsänger von Prinz Ludwig Ferdinands Tode singen hören, und das war das erste, was ich davon vernahm. Die Verse lauten:

„Des Freitags um halb zehne,
Da ging das Vorspiel an,
Da floß so manche Thräne
Von manchem braven Mann:
Prinz Louis mußte bleiben,
Das gab ein großes Weh, u. s. w."

Es ist freilich noch der Ton einer gewissen weichlichen Humanität, nicht der des nationalen Zornes, der in dem Liede angeschlagen wird; aber die allgemeine Teilnahme, die das Lied entstehen ließ, bürgt doch für eine Gemeinsamkeit des Fühlens in Norddeutschland, und das um so mehr, als das Lied von einem Sachsen herzurühren scheint, der sich ja bald nach der Katastrophe mit Napoleon im Frieden befand. — In dem Gefecht bei Saalfeld kündigte sich das Schicksal an, das sich vier Tage nachher bei Jena und Auerstädt vollzog. Napoleon drang im Saalthal heran, sandte aber zugleich Truppen nach Naumburg und Leipzig, um Sachsen zu bedrohen.



Tod des Prinzen Ludwig von Preußen.

Der Herzog von Braunschweig, der Oberbefehlshaber der preußisch-sächsischen Armee, mußte sich also entweder zu einer Entscheidungsschlacht oder zum Rückzug hinter die Unstrut entschließen. Er wählte den letzteren; eigne Unentschlossenheit und die Unzufriedenheit der Offiziere, welche eine Heerführung erwartet hatten, wie sie von Friedrich dem Großen noch in der Erinnerung war, mögen ihn dazu bestimmt haben. Hohenlohe sollte bei Jena den Feind abwehren, bis die Hauptarmee ihre Bewegung vollbracht hätte. So geschah es, daß am 14. Oktober auf zwei getrennten Feldern, bei Jena und bei Auerstädt, die Schlacht geschlagen wurde, welche Preußen niederwarf und die preußische Armee überzeugte, daß sie auf den Lorbeern Friedrichs des Großen eingeschlafen sei. Napoleon griff Hohenlohe in Jena an, Davoust aber sollte sich in Besitz des Defilees von Kösen setzen, um Hohenlohe abzuschneiden. Da traf nun dieser bei Auerstädt auf den Herzog von Braunschweig und nahm die Hälfte der verhängnisvollen Schlacht auf sich.

Den Ausgang der Schlacht, die ratlose Flucht, die schmähliche Kapitulation von Prenzlau und die viel schmählichere Ergebung der Festungen — wer kennt das nicht, und wer mag ohne Not davon reden! Und doch, eins zu sagen glaube ich dem preußischen Volke schuldig zu sein: soweit es damals im Heere enthalten war, hat es auch in dieser Schlacht seine Schuldigkeit gethan. Es ist freudig in den Kampf gegangen und hat stand gehalten, solange es möglich war; das war freilich nicht lange, denn der Soldat von 1806 hatte ein größeres Recht, zu sagen: wir sind schlecht geführt worden, als es jener Grenadier nach der Schlacht bei Kollin einem Friedrich gegenüber haben konnte. Hohenlohe war wunderbarerweise ziemlich unvorbereitet in die Schlacht geraten, weil er gemeint hatte, Napoleon zöge mit dem Hauptheer östlich an seiner Stellung vorüber, und Ferdinand von Braunschweig wurde mitten in der Schlacht durch den Kopf geschossen, so daß ihm sofort das Augenlicht erlosch und damit das einheitliche Oberkommando aufhörte. Napoleon gestattete dem tödlich Verwundeten nicht, in seiner Heimat, seinem Lande zu sterben. Er ließ das Herzogtum besetzen und der todwunde Herzog flüchtete nach Ottensen bei Altona, wo er im Grabe Frieden gefunden hat, den sich sein Vaterland erst sieben Jahre nachher erkämpfen konnte.

Im Eifer der Schlacht sind wir an mancher Zierde des Saalthales achtlos vorübergegangen. Nicht einmal der Fuchsturm, dieses Wahrzeichen von Jena, hat eine Erwähnung gefunden. Er ist der letzte Rest dreier Kirchbergischer Schlösser, die, ursprünglich gegen die Sorben errichtet, den Gipfel des Heusberges krönten. Er steht kahl auf kahler Höhe, und der Reisende begnügt sich meist, ihn aus der Ferne, wär's auch nur im Vorüberfahren, anzusehen. Dasselbe pflegt der Kunitzburg zu geschehen, die, malerisch am Abhange des Gleißberges gelegen, dem bösen Apel von Vitzthum nur als Ruine entrissen werden konnte.

Anders steht es um Dornburg. Da ragen noch jetzt drei Schlösser am Bergesrand, und das größte, nördlich gelegene enthält wenigstens noch Teile von der alten Kaiserpfalz, die besonders zu den Zeiten der sächsischen Kaiser öfters der Schauplatz wichtiger Vorgänge gewesen ist. Otto I. hat hier Hof gehalten, Otto II. einen Reichstag und die Äbtissin Mathilde von Quedlinburg im Namen ihres Neffen Ottos III. einen thüringischen Landtag versammelt. Von hier entführte damals Graf Werner die schöne Tochter des Markgrafen Eckart, Luitgarde, und entzog sie dadurch den gefährlichen Werbungen Ottos III.

Aber das liegt alles so weit dahinten. Für die Gegenwart beruht die Anziehungskraft Dornburgs in der geradezu entzückenden Aussicht, die man von dem mittleren Schlosse, dem sogenannten „neuen Schlößchen“, in den Saalgrund hat, und in den Erinnerungen an Goethe, welche das dritte Schloß enthält. Der Rosenflor der großherzoglichen Gärten ist eine dankenswerte Zugabe und für die Nachbarschaft wohl auch oft der eigentliche Grund des Besuches. Goethe, der Dornburg früher namentlich bei seinen amtlichen Reisen — er hatte die Kriegs- und Wegekommission übernommen — kennen und lieben gelernt hatte, im Jahre 1828 aber nach dem Tode Karl Augusts sich auf zwei Sommermonate hierher zurückzog, hat in einem Briefe aus dieser Zeit an den Obersten von Beulwitz Dornburg, seine Lage und seine Aussicht eingehend beschrieben. Auf diesen Brief bescheiden wir uns den Leser zu verweisen.

Kösen. Wir nähern uns nun der anziehendsten Gegend des Saalthales, d. h. Kösen, wie es da zwischen Rudelsburg und Saaleck einer- und der Landesschule Pforta anderseits an einem Punkte gelegen ist, der, wie der Name der Landesschule selbst beweist, lange, bevor die neuere Kriegskunst den Paß würdigte, als das Eingangsthor nach Thüringen betrachtet wurde. Die Berge treten zwischen Kösen und Saaleck nahe an den Fluß heran, während Kösen selbst Raum genug hat, sich behaglich auszudehnen. So ist Kösen, das ursprünglich ein dem Kloster zur Pforte gehöriges Vorwerk war, erst durch die Saline, sodann durch das Bad ein blühender Ort geworden, dessen Grund und Boden zwar noch immer großenteils der Pforte gehört, der aber wenigstens auf eignen Füßen steht, weil seine Lebensquellen, Bad, Fremdenverkehr, Holzhandel von jener Zugehörigkeit unabhängig sind. Das Salzwerk ist 1859 eingegangen. — Ostern erwacht das große Geschäftsleben in Kösen mit der Holzmesse. In zahllosen Flößen sind die Kinder des Thüringer Waldes den Strom herabgetrieben; in Kösen werden sie an den Mann gebracht, und damit beginnt die Zerstreuung, denn eine weite Umgegend kauft hier ihr Langholz. Dann kommen die Bade- und Sommergäste, und einige Monate lang ist Kösen sozusagen ganz Bad. Im Herbst tritt die Ebbe ein und der Kösener atmet auf; aber freilich der Winter dauert lange genug, um ihn endlich den Wiederbeginn der Saison herzlich herbeisehnen zu lassen.



Rudelsburg.

Saaleck und Rudelsburg. Das Sommerleben Kösens bewegt sich über eine ganze Reihe von Vergnügungsorten hin, die teils an der Saale, teils auf den Bergen gelegen sind und deren Aufzählung und Beschreibung wir einem Bädeker überlassen dürfen. Nur die klassischen Stätten, denen das Saalthal seine poetische Verherrlichung, seine ideale Belebung vorzugsweise zu verdanken hat, hier Rudelsburg und Saaleck, dort die Landesschule Pforta, dürfen wir nicht unerwähnt lassen. Die humanistisch gebildete Jugend, Schüler und Studenten bringen Sang und Klang in die Landschaft und empfangen dafür von ihr poetische Impulse.

Als vor Erbauung der thüringer Bahn und der Saalbahn der Studentenverkehr zwischen Halle und Jena noch zu Fuß thalauf- und thalabwärts ging: auf der Rudelsburg wurde sicherlich eingekehrt, und der alte Samiel brachte den Schoppen, und weil er von der Rudelsburg war und vom alten Samiel,

mundete er jederzeit vortrefflich. Man trank eben Bergluft, landschaftliche und Burgromantik mit, und die letztere erschien in der Person des alten Samiel ins Studentische übersetzt.

Pfingsten ist die Rudelsburg der Versammlungsort der Korpsburschen, und seit die Eisenbahnen es möglich machen, senden auch ferne Universitäten ihre Vertreter dahin. Da geht es denn an ein wildfröhliches Kommersieren, wobei in früherer Zeit die Erstürmung der von den älteren Korpsburschen verteidigten Burg durch die reichlich begossenen Füchse den lustigsten Akt bildete. Wird aber auch das Maß nicht immer gehalten, späterhin verklärt sich die Erinnerung, und die „alten Herren" blicken mit heller Freude auf die Tage von Rudelsburg zurück. — Im Sommer finden sich jedes Jahr Scharen von Gästen, namentlich Turner, Studenten, Schüler, Sängervereine u. s. w., dort ein, die alle in froher Stimmung weiterziehen.

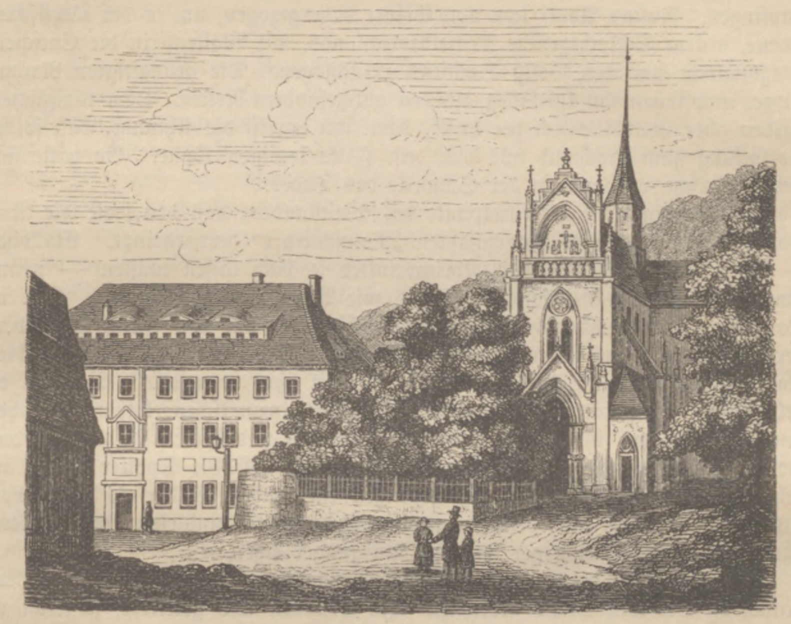
Franz Kuglers mehrerwähntes Lied: „An der Saale hellem Strande" ist erweislich auf die Rudelsburg zu beziehen, oder, sofern es von Burgen stolz und kühn spricht, auf Rudelsburg und Saaleck, die beiden Schwesterburgen, die man mit einem Blicke zu umspannen gewohnt ist. Das Lied stammt aus dem Sommer 1826; und da seit dem Jahre 1825 das Soolbad Kösen durch Hufelands Empfehlung in Aufnahme kam, wird man kaum irren, wenn man annimmt, daß die „Gestalten zart und mild" mit den holden Augen und dem lachenden Munde, die dem wandernden Studenten Kugler hinauf und wieder hinab winkten, der Kösener Badegesellschaft angehörten. So hat das Lied ein gewisses lokalgeschichtliches Interesse, und man begreift es, warum bei dem Liede an Rudelsburg und Kösen, bei Rudelsburg und Kösen an das Lied gedacht wird. Es ist das eine auf Wirklichkeit und zugleich auf Schönheit beruhende Gedankenverbindung.

Weniger anmutend ist die Verbindung, welche bei dem anwohnenden Thüringer und selbst in weiteren Kreisen die Burg Saaleck mit dem Liede eingegangen ist. Die beiden, jeder für sich stehenden Türme lassen die mangelnde Verbindung in erster Linie ins Gefühl fallen, und man hört wohl von einer Zahnlücke sprechen, wenn man vorüberfährt. Der Thüringer aber denkt dabei an das Malheur auf der Kegelbahn, wenn im Kammspiel die beiden Gassenkegel stehen bleiben, die auch ohne alle Verbindung und niemals mit einer Kugel zu treffen sind. Und wen dies Malheur trifft, dem singt die Gegenpartei spottend das Lied von den Burgen stolz und kühn und denkt an Burg Saaleck. Der Fremde schaut dann verwundert drein und möchte mit Heine dagegen singen: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten."

So ist Burg Saaleck eine Art von Kinderspott geworden, und hat doch auch ihre ehrwürdige Geschichte und eine anmutige Aussicht auf die Dörfer Saaleck und Stendorf und auf die Saale, die zwischen ihnen durchfließt, auf die Felder am Abhang und auf die Wiesen im Grunde. —

Die nahe Schulpforte erreicht die Saale von Kösen aus erst in einem großen Bogen. Schulpforta liegt an einer lauschigen Stelle des Thales, d. h. an einem der wenigen schön belaubten Hänge des Ufers. Von dem dunklen Grunde dieses Waldhanges, des Pforten- oder Knabenberges, heben sich die Gebäude der Pforta deutlich ab und bieten jedem Wanderer an „der Saale hellem Strande" ein mit hohem Reiz geschmücktes Landschaftsbild dar.

Pforta gehört zu den berühmten drei Fürstenschulen, welche Moritz von Sachsen noch als Herzog aus säkularisierten Klostergütern errichtete. Die Gründungsurkunde ist vom Jahre 1543. Durch die Abtretung, welche der Wiener Kongreß dem königlichen Sachsen auferlegte, kam Pforta an Preußen, ohne darum von seiner ursprünglichen humanistischen Tendenz, als deren Hauptpflegestätte seit der Reformation Sachsen anzusehen war, mehr einzubüßen, als der veränderte Zeitgeist gebieterisch forderte. Doch über Wesen und Richtung der Schule zu sprechen ist hier noch nicht der Ort.



Schulpforta.

Die Weinberge am Saalufer. — Naumburg. Wir lassen uns nun mit dem Zuge der Saale weiter treiben und gelangen so nach Naumburg. Naumburg gehört zu den vornehmsten und beliebtesten Städten des Saalthales. Hohe Häuser in altertümlicher Bauart und namentlich der stattliche Marktplatz geben ihr schier reichsstädtischen Charakter. Doch ist sie von Anfang an bischöflich gewesen, ja sie ist erst dadurch zur Stadt geworden, daß Bischof Hildeward von Zeitz im Jahre 1029 das Hochstift von Zeitz nach Naumburg verlegte. Nur unter dieser Bedingung war von den Grafen Eckart II. und Hermann der Ort dem Bistum geschenkt, nur unter dieser Bedingung von Kaiser Konrad II. ihm Stadtrecht verliehen. Im Reformationszeitalter — es war im Jahre 1542 — machte der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen dem Bistum ein Ende, indem er, allerdings mit dem Titel Bischof, Nikolaus von Amsdorf als evangelischen Superintendenten von Luther einsetzen ließ. Das währte, bis nach der Schlacht bei Mühlberg der vom Domkapitel gewählte katholische Bischof Julius Pflug

den evangelischen Bischof wieder verdrängte. Aber nach dem Vertrage von Passau, als der aus der Gefangenschaft heimkehrende Johann Friedrich zu Naumburg sich mit seinem Vetter, dem Kurfürsten August von Sachsen, im Jahre 1554 verständigt hatte, vollzog sich die Säkularisation Naumburgs ohne Schwierigkeit. Als hervorragende Denkmale der bischöflichen Zeit sind geblieben die schöne, in neuester Zeit wieder ausgebaute Domkirche und das aus den Einkünften des Domstifts erhaltene Domgymnasium.

Wie fest die Naumburger seitdem auf der evangelischen Seite gestanden haben, beweist der Enthusiasmus, mit dem sie Gustav Adolf im Jahre 1632 empfingen. Gustav Adolf kam von Erfurt dahergezogen, um in der sächsischen Ebene, diesem Schlachtgefilde Mitteldeutschlands, mit Wallenstein die Entscheidungsschlacht um den Besitz Sachsens zu schlagen. Die geängstigten Naumburger empfingen ihn kniefällig als den gottgesandten Retter. Dem königlichen Helden aber umwölkte sich der Blick, denn ihn ergriff die Ahnung, daß solche Verlockung zum Hochmut nur vor dem Falle kommen könne. Er hatte sich nicht getäuscht, er stand an der Schwelle des Todes.

Naumburg ist der Mittelpunkt des Weinlandes, das den, wie die Anwohner behaupten, stets unterschätzten „Naumburger" hervorbringt. Claudius — denn man wird ihm das Rheinweinlied ja doch lassen müssen — nennt ihn allerdings ein Gewächs, sieht aus wie Wein, ist's aber nicht. Aber in Naumburg und Nachbarschaft geht ein Geschichtchen um von einem Gastgeber, der sich wegen seines Weines mit den Worten rechtfertigt: „Es soll veritabler Naumburger sein, ich bin aber schändlich mit ihm betrogen." Nun ist es bekanntlich nicht geraten, sich in Geschmackssachen einzumischen; lassen wir daher den Naumburgern ihr Urteil und dem Claudius und seinen Anhängern das ihrige. Aber wenn die Naumburger behaupten, daß die Spötter selbst oft genug den verspotteten Wein als trefflichen Burgunder trinken, so mag schon etwas Wahres daran sein; denn ein gewisser Erdgeschmack und eine gewisse Erdenschwere ist dem Naumburger wie dem Burgunder eigen.

Überhaupt ist die Weinproduktion mehr auf den Export als auf den Verbrauch an Ort und Stelle berechnet. In Trauben und gekeltert, ja selbst zu Champagner verarbeitet, wird der Wein weithin ausgeführt; und stehen auch die Weinstuben nicht leer, haben auch die Jahrmärkte der Umgegend ihre Weinbuden und ihre Weinräusche, das herrschende Getränk bleibt doch hier wie an der ganzen Saale, ja wie in ganz Thüringen das Bier.

Auch die Uferberge der Unstrut, die sich wenig unterhalb Naumburgs in die Saale ergießt, bis zu dem Städtchen Laucha hin bringen Wein hervor, und die Südabhänge bei Freiburg und dem gegenüberliegenden Dorfe Zscheiplitz sollen zu den besten Lagen gehören. Wir haben die Gegend von Freiburg und Zscheiplitz schon oben berührt, als wir von den thüringischen Landgrafen erzählten. Bei Freiburg liegt der vielgenannte „Edelacker", und bei Zscheiplitz sündigte und büßte nachher Adelheid, die Frau von der Weißenburg.

Das Freiburger Schloß liegt auf stolzer Höhe; die Stadt scheint zu ihr hinaufklettern zu wollen, aber sie vermag es nicht; selbst der alte Turnvater Jahn hat sein Haus nur gleichsam an die Schwelle des Schloßberges zu stellen gewagt. Man begreift es, daß die Freiburg oder, wie sie damals hieß, die Neuenburg, nächst der Wartburg der Lieblingssitz der Landgrafen war. „Wenn

mir Elisabeth nur die Wartburg und die Neuenburg läßt, sagte Ludwig der Heilige, im übrigen mag sie freie Hand haben, zu verschenken, was sie will.“ Die alte Burg ist von Adolf von Nassau im Kampfe mit den Söhnen Albrechts des Unartigen zerstört worden; ihre gegenwärtige Gestalt hat sie von Herzog August, dem Bruder und demnächst Nachfolger des Kurfürsten Moritz, erhalten; und da sie in neuerer Zeit restauriert ist, so lohnt sie einen Besuch nicht bloß durch die Aussicht, die sie namentlich von dem hohen Wartturm aus bietet, nicht bloß durch die Romantik alten Burggemäuers, sondern auch durch das zum Teil wohnlich, zum Teil prächtig eingerichtete Innere, das dem Besucher gern gezeigt wird.

Vater Jahn in Freiburg. Dennoch ist das Schloß nicht die gesuchteste Merkwürdigkeit Freiburgs. Das kleine Haus an der Schwelle, räumlich hat es nicht hinauf gekonnt zur alten Burg, aber in der Wertschätzung der Neuzeit hat es dieselbe überstiegen. In diesem Hause ist ein vielbewegtes Leben zur Ruhe gekommen, das Leben des alten Turnvaters Jahn. Wie man auch über den alten Jahn denken mag — denn er hat sich ja manche Verunglimpfung gefallen lassen müssen — auf den Blättern der Geschichte, die von Preußens Erhebung, von dem Erglühen eines nationalen Hasses gegen die Welschen und gegen Napoleon und von der Entwickelung eines deutschen Patriotismus berichten, steht sein Name untilgbar geschrieben.

Jahn stammt aus dem Dorfe Lanz, das in dem Winkel der Priegnitz gelegen ist, der sich zwischen die Altmark, das Lüneburgische und das westliche Mecklenburg hineinschiebt. Es ist ein sandig Stücklein Erde; aber Sand gibt Sehnsucht, hab' ich die Leute dort sagen hören. Sie meinen Heimatsehnsucht, und ich denke, die Erfahrung bestätigt den Spruch. Sand gibt zunächst Einsamkeit, und die Einsamkeit stellt den Menschen auf sich selbst. Was die äußere Welt versagt, muß durch die innere ersetzt werden. Der junge Mensch ergeht sich in Träumen und schwärmerischen Gedanken, er durchlebt, was er liest und hört, in ungestörter Innerlichkeit. Dies innerliche Glück glaubt er der Umgebung, dem Orte zu verdanken, an welchem er es genossen und erlebt; andre Örtlichkeit, reichere Umgebung, lebhafterer Verkehr erscheint als Störung, als Trennung von der altgeliebten Welt, und so ist das Wort richtig: Sand gibt Sehnsucht, Sehnsucht nach der Heimat.

Die Heimatliebe ist der Keim der Vaterlandsliebe; sie liegt noch ganz in der Hülle des Gemütes, und der Mensch muß erst zum Bewußtsein des Vaterlandes erwacht sein, ehe sie die Hülle durchbricht und zum Patriotismus wird. Je mehr der Patriotismus von jener Gemütshülle behält, d. h. je näher er der Heimatliebe steht, desto leidenschaftlicher pflegt er zu sein und desto persönlicher in seinem Haß gegen des Vaterlands Bedränger. Man erzählt von Blücher, er habe in der Fliege an der Wand Napoleon gesehen. Das mag nicht wahr sein, aber in einem Städtchen der Mark Brandenburg habe ich einen Irrsinnigen gekannt, der noch 20 Jahre nach der Schlacht bei Leipzig in jedem Reiter, der des Weges kam, Napoleon sah, eine Stange ergriff, ihn verfolgte und immer wieder vergebens die Erfahrung machte, daß der Reiter schneller war als er. Ob dem Manne der Napoleonshaß den Kopf verrückt hat, weiß ich nicht und glaube es nicht einmal, aber daß es nirgends einen erbitterteren

Volkshaß gegen Napoleon gegeben hat als im altpreußischen Flachlande, besonders in der Mark Brandenburg, steht mir fest. Noch 1870 zeigten sich Spuren davon, wenn auch abgeklärt in einen siegessicheren Humor. Der Knecht auf einem Pfarrhofe bekommt in jenen Julitagen die Ordre als Reservist. „Herr Pastor", sagte er, „ich wollte eigentlich morgen Wendfahre pflügen; aber da müssen wir doch wohl Napoleon erst die Jacke voll hauen."

Unter dem Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm war noch märkisches Heimatsgefühl der Herzschlag des preußischen Lebens; ein Gefühl, das nur darin ein beginnendes Staatsbewußtsein verriet, daß es sich treu und ganz mit der Person des Fürsten verbunden hatte. Die Thaten Friedrichs des Großen erweiterten und erhöhten dies Gefühl zu jenem preußischen Patriotismus, der nicht ohne Stolz auf überlegene Kraft und überlegene Klugheit war. In dieser Sinnesart ist Jahn herangewachsen. Er ist stolz, ein Märker, stolzer, ein Preuße zu sein.

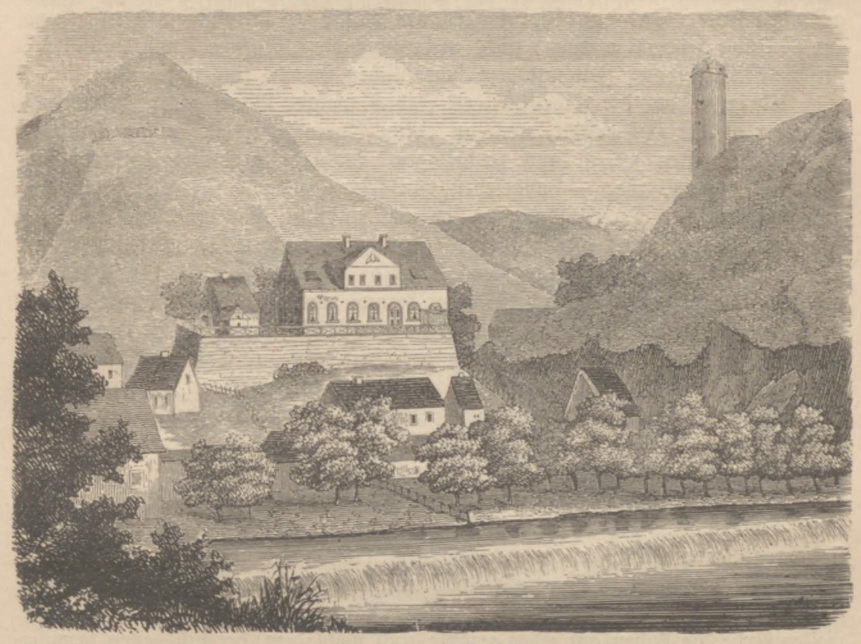
Er hat auf Jahrmärkten zunächst wohl in dem heimatlichen Lenzen, später auch in andern Städten Angehörige andrer deutscher Staaten, in Pommern auch Schweden mit den Preußen in Streit gesehen: immer blieben die Preußen Sieger, und das Ergebnis des Streites war das Anerkenntnis: Ein Preuße bezwingt drei Sachsen, Hannoveraner, Mecklenburger oder Schweden. Man sieht, das Kraftideal war früh in Jahns Seele lebendig.

Dieser preußische Stolz wurde durch die Schlacht bei Jena tief gekränkt. Jahn, der sich damals in Göttingen aufhielt, war abenteuernd herzugereist, um die Entscheidung mit zu erleben. Er sah noch das Ende des Kampfes, folgte dann als abenteuernder Vaterlandsfreund dem flüchtenden Heere und ließ sich durch die Katastrophen von Prenzlau und Lübeck den Stachel seines patriotischen Schmerzes noch tiefer ins Herz drücken. Die preußische Ratlosigkeit, die Übergabe der Festungen empören ihn, aber die Wurzel des Unheils und der Gegenstand seines Hasses bleibt Napoleon. „Nieder mit ihm!" war der Grundton seines Lebens, „nieder mit ihm!" aber den Namen sprach er nicht aus, der verstand sich von selbst.

Bis zum Jahre 1809 blieb Jahn in dieser wilden Stimmung und bei seinem abenteuernden Leben. Als aber Schill vernichtet war, ehe ihn Jahn hatte erreichen können, als Österreich wieder zum Frieden gezwungen war, und der Herzog von Braunschweig sich tapfer und glücklich nach England gerettet hatte, da wurde es auch einem Jahn klar, daß Napoleon mit Abenteurern nicht zu bezwingen war. Er ging am Ende des Jahres nach Berlin, um dort dem Einzuge des geliebten Königspaares beizuwohnen.

Dieser Einzug war ein Zugeständnis, das man den Wünschen Napoleons machte, aber immerhin war er eine Wiederkehr und erregte in manchem preußischen Herzen die Hoffnung, daß auch bessere Zeiten wiederkehren würden. Napoleon irrte, wenn er meinte, daß König und Königin in Berlin lediglich dem französischen Einfluß anheimfallen würden. Berlin war inzwischen die Schmiede geworden, in der das Feuer des Franzosenhasses am kräftigsten glühte, und in der man angefangen hatte, Waffen gegen den Bedrücker zu schmieden, die dieser zu wenig kannte, um sie ernstlich zu fürchten. In Berlin hatte Fichte seine mannhaften Reden an die deutsche Nation gehalten, in Berlin drang Schleiermacher fort und fort auf Erneuerung des religiösen Geistes, kurz, in Berlin erwuchs

der Gedanke, daß eine Umbildung des Volksgeistes, eine Erziehung not thäte, um das preußische, nein, um das deutsche Volk der Freiheit würdig zu machen, die ja allen fehlte. Aus diesem Gedanken entstand geräuschlos, schier möchte man sagen: selbwachsen die Berliner Universität, denn zu den führenden Geistern in Berlin waren nach der Aufhebung der Universität Halle durch Napoleon großenteils die Hallischen Universitätslehrer gekommen, berufen und bereit, in das große Werk der Volkserziehung mit einzutreten.



Jahns Haus in Freiburg.

Es ist ein ergreifender Vorgang, wenn ein hochsinniges Volk, vom Feinde daniedergeworfen, sich entschließen muß, auf Rache und Befreiung zu warten, bis das jüngere Geschlecht schwertmäßig geworden ist, und nun still und getrost an die Arbeit geht, um die Jugend an Leib und Seele zum Befreiungskampfe zu erziehen. Damit geschah eine hochbedeutsame Wendung im deutschen Geistesleben. Das Wort der Königin Luise: „Wir waren auf den Lorbeern Friedrichs des Großen eingeschlafen", trifft wesentlich die preußische Armee. Es that jetzt mehr not, als diese Armee zu eigner Thatkraft zu erwecken, es galt, das gesamte deutsche Volk von der litterarischen Tendenz abzurufen, der es sich, von politischen Anforderungen nicht gestört, völlig überlassen hatte. Diese litterarische Tendenz hatte herrliche Früchte gezeitigt, und Schiller hatte sogar am Abend seines Lebens und am Vorabend der preußischen Katastrophe erschütternde Worte von nationaler Ehre, von Freiheit und Vaterlandsliebe in seine Dramen eingeflochten, aber der Grund, in dem diese litterarische Bildung wurzelte, und das Ideal, zu dem sie hinstrebte, war doch das klassische Altertum. Jetzt fühlte

man das Bedürfnis, die Jugend mit heimischer Kost zu nähren, in Sage und Geschichte ihr die deutsche Vergangenheit zu erschließen und sie so zur Achtung der eignen Volksart und Sitte zu erziehen. Auf diesem Punkte beruht bekanntlich das Hauptverdienst der romantischen Schule; aber noch unmittelbarer als sie suchte Jahn dem nationalen Bewußtsein in Deutschland zum Durchbruch zu verhelfen. Er ließ im Jahre 1810 sein „Deutsches Volkstum“ erscheinen, ein Buch, in dem zwar der gute Kern unter allerlei entstellendem Auswuchs fast verschwindet, das aber doch für die Sache, die man wollte, das rechte Wort gefunden hatte. Das deutsche Volkstum mußte ins Bewußtsein gerufen und zur Geltung gebracht werden, nicht mehr bloß die „deutsche Kunst und Art“, für die Herder seiner Zeit mit dem jugendlichen Goethe eingetreten war.

Übrigens war die Schriftstellerei Jahns wahrer Beruf nicht. Auch daß er weder an der Universität, noch an einem Gymnasium eine wissenschaftliche Lehrstelle erhalten hat, ist kaum zu beklagen. Wohl hatte er einen entschiedenen Zug zur Jugend, aber — abgesehen von seiner mangelhaften philosophischen und philologischen Durchbildung — er war unfähig, sich innerhalb der feststehenden Formen und Grenzen eines geordneten Unterrichts zu halten. Er war gewohnt, alles auf seine ziemlich wild aufgewachsene Persönlichkeit zu nehmen, und forderte dadurch die Schüler heraus, auch ihre Persönlichkeit walten zu lassen. Aber hatte er auch dadurch eine gewisse Beziehung zur Pestalozzischen Methode, so war doch die Erziehung des Einzelnen zur Selbständigkeit nicht sein Ziel. Die liebevolle Beobachtung und Pflege der einzelnen Menschenblume war ihm nicht gegeben; beherrscht von Franzosenhaß und kampfbegieriger Vaterlandsliebe, wie er war, wünschte er die Masse der Jugend mit seiner Gesinnung zu erfüllen und mit Mut und Kraft zum Kampfe auszurüsten.

Für solches Streben war das freie Feld, war der Turnplatz der rechte Ort. Jahn wurde der Vater des Turnens, indem er die Leibesübung, sofern sie bereits, namentlich an den Pestalozzischen Schulen, getrieben wurde, von der Schule loslöste und sie unmittelbar mit dem Vaterlandsgedanken verband.

Die Götter brauchen manchen guten Mann zu ihrem Dienst auf dieser weiten Erde, sie haben auf jeden gezählt, und wohl dem, der sich dessen bewußt ist und die Stelle findet, da er diesen Dienst erfüllen kann. Jahn hatte hiermit seine Stelle gefunden, nach leisen Anfängen im Jahre 1809 und 1810 konnte er 1811 den Turnplatz in der Hasenheide eröffnen. Der Gedanke, daß dort die Jugend zu deutschen Männern erzogen werde, die sich das fremde Joch nicht gefallen zu lassen brauchten, erregte allgemeine Teilnahme und Nachahmung, der Mittelpunkt aber der turnerischen Bewegung blieb Berlin, wie es der Mittelpunkt der ganzen Regeneration war. Die großartige Bereitwilligkeit, mit der im Anfange des Jahres 1813 das Volk, besonders aber Berlin, dem rufenden König entgegenkam, zumal die Bildung der Freischaren ist ohne die Turnerei nicht wohl zu erklären. Jahn selbst wurde ein Lützower, und wenn er, wie von manchen behauptet wird, im Felde nicht viel geleistet hat, so lag sein Verdienst in der Zeit vor dem Kriege, ein Verdienst, das die Geschichte ihm ungemindert lassen wird.

Die Ausbildung der körperlichen Kraft und Gewandtheit an und für sich ist das wenigste, aber diese Ausbildung gibt Kraftbewußtsein und durch dasselbe Sicherheit und Mut den Gefahren gegenüber, die der Einzelne wie ein ganzes

Volk um der Selbsterhaltung willen zu bestehen hat. Der beste, der moralische Teil dieser Selbsterhaltung ist die Ehre. Die Ehre als selbsterhaltende Kraft kann nur in den Individuen vorhanden sein. Während nun der Fechtunterricht meist die Formen des Kampfes im Auge hat, in denen gewohnheitsmäßig der Einzelne seine Ehre wahrt, wollte die Turnerei durch ihre allgemeine Ausbildung ihre Zöglinge in den Dienst der nationalen Ehre stellen. Nicht zum Duell, sondern zum Kriege wurden sie erzogen, gegen die Gefahren des Feldzugs, mochte sie das Terrain oder der Feind, mochte sie das Wetter oder der Mangel mit sich bringen, sollten sie innerlich wie äußerlich gestählt werden.

Es ist ein Irrtum und ein Unrecht, wenn man in neuerer Zeit gesagt hat, das Jahnsche Turnen habe von Hause aus in Kraft- und Kunststücken, selbst Gliederverrenkungen bestanden. Dergleichen mögen Jünger Jahns späterhin aufgebracht und, als das Turnen seinen nationalen Zweck aus den Augen verlor, auch zur Herrschaft gebracht haben. Jahn selbst behandelte das Turnen wesentlich als ein Spiel, ein Kriegsspiel. Solches Spiel ist zugleich Nachahmung des Lebensernstes und Vorbildung für denselben. Jener Wetteifer in Kunst- und Kraftstücken ist freilich auch ein Spiel, aber ein Spiel ohne Nachahmung des Lebens, er ist das, was die Engländer Sport nennen.

Als im Frühjahr 1813 der König von Preußen die beiden Aufrufe an sein Volk erließ, leerten sich die Turnplätze zuerst, und das beweist, daß die Turner wußten, warum, zu welchem Zwecke sie turnten. Als dann die Freiheit erkämpft und der Friede geschlossen war, füllten sich die Turnplätze wieder, und der in der Hasenheide wurde der Sammelpunkt von Leuten, die aus dem Felde sich selbst, oder denen eben daher ihre Vorgänger ein bedeutendes Selbstgefühl mitgebracht hatten. Es war das Selbstgefühl des deutschen Mannes, denn das Volkstum wurde nach Jahnscher Art betont, und dieses Selbstgefühl schlug in Unzufriedenheit um, als die Einigung Deutschlands mißlang und der Freiheit, für die man gekämpft hatte, auch in den Einzelstaaten das Thor nicht so weit geöffnet wurde, als man es gehofft. In diesem Punkte hängt die Turnerei mit der demagogischen Bewegung zusammen. Im Jahre 1817 feierte die Jugend das Wartburgfest, 1819 am 23. März ermordete Sand Kotzebue, und in der Nacht vom 13. auf den 14. Juni wurde Jahn in Berlin auf Befehl des Fürsten Hardenberg verhaftet.

Jahn erschien der Regierung als ein Verführer der Jugend, und es ist ihm später nicht gelungen, sich in den Augen derselben von diesem Vorwurfe ganz zu reinigen. Auf den Festungen Spandau, Küstrin, am längsten in Kolberg hat er den Gang seines Prozesses abgewartet, endlich im Jahre 1825 wurde er freigelassen, doch so, daß er weder in Berlin und seinem zehnmeiligen Umkreise, noch in einer Universitäts- oder Gymnasialstadt wohnen durfte. Jahn wählte Freiburg an der Unstrut zu seinem Wohnort, als er aber von dort aus einen mehrtägigen Besuch in Merseburg machte und von dortigen Gymnasiasten Besuche empfing, wurde ihm das stille Städtchen Cölleda zum Wohnsitz angewiesen. Jahn mußte der Weisung folgen, denn er lebte von einer Pension (1000 Thaler), welche er von der Regierung erhielt. Als ihm später die Rückkehr nach Freiburg gestattet war, brannte — es war im Jahre 1838 — das Haus ab, in welchem er zur Miete wohnte. Jahn war gerade abwesend, deshalb erlitt er durch den Brand erhebliche Verluste, namentlich an Büchern und Handschriften.

Das erregte Teilnahme in gewissen Kreisen, und da Jahn die Gabe hatte, sich beschenken und für sich sammeln zu lassen, so kam eine Sammlung für ihn zustande, aus deren Ertrage er sich das Haus baute, in dem er für den Rest seines Lebens sein Heim gehabt und in dem er 1852 gestorben ist. Das Haus ist, nachdem es 1859 den Hauptgewinn der Schillerlotterie gebildet, zu einer freundlichen Gastwirtschaft geworden, aber auch als solche ist es das sprechendste Jahndenkmal geblieben, sprechender als das Grabdenkmal, das ihm die deutschen Turner auf dem Freiburger Friedhofe gesetzt haben.

Die Stelle, an der das Haus steht, ist schon oben bezeichnet. Keck und absonderlich schaut es vom hohen Unstrutufer über die Stadt hin, rechts steigt rasch und steil der Schloßberg empor, links fällt der Garten zur Unstrut hinab. Wie man den Turner wohl ohne Not an Orten gehen und stehen sieht, die andre Leute ohne Not nicht betreten, so scheint uns das Haus zuzurufen: „Seht ihr mich wohl? Nicht wahr, hier hättet ihr mich nicht erwartet?“

Doch ist Jahn in solcher Koketterie nicht aufgegangen. Vor seiner Seele standen die Ereignisse und Mahnungen der Jahre 1806 und 1813. Der freie Ausblick, den sein Haus ihm bot, sprach ihm von der Zeit, als die Franzosen als übermütige Sieger nach Freiburg kamen, und wie sie endlich flüchtig und besiegt bei Freiburg die Unstrut passierten. Der altpreußische Napoleonshaß ist ihm geblieben, wenn er ihm auch in seinem deutschen Volkstum sozusagen ein weiteres Haus gebaut hat.

Nach den Erfahrungen, die Jahn mit der preußischen Wirklichkeit gemacht hatte, kann man sich nicht wundern, wenn er mehr und mehr mit seinem deutschen Ideale sich zu entschädigen suchte, zumal er in diesem zusammentraf mit der studierenden Jugend, die besonders von Halle und von Jena aus den „alten Jahn“ in seinem selbstgebauten Hause zu besuchen liebte. Es waren Momente großer Genugthuung für Jahn, wenn er in diesem Hause unter der Inschrift: „Frisch, frei, froh, fromm“ solche Besuche empfing. Eine gewisse gewollte Deutschheit war dabei fast die Hauptsache. Die Jugend meinte wohl, der Mann mit der mächtigen Gestalt und dem wallenden stattlichen Barte, welcher für Deutschland gelitten und gestritten, sei wirklich der deutsche Mann, dem sie sich nachzubilden hätte. Dadurch geriet man namentlich in Turnerkreisen in jene gefallsüchtige Deutschtümelei, die, je nachdem sie in kleinlicher Nachahmung oder in unverständiger Überbietung des Vorbildes sich gefiel, eine spielende oder eine unflätige Schwärmerei genannt werden kann.

Jahn ist für diese Auswüchse nicht verantwortlich zu machen; er that in jener „Tümelei“ nicht mehr, als seine originelle und kraftvolle Persönlichkeit vertragen konnte. Und auch der Jugend wollen wir keinen Vorwurf machen; sie war eben Jugend, und in der dankbaren Anhänglichkeit, die sie dem alten Turnvater erwies, hat sie lange Jahre allein ihm die Schuld abgetragen, die das deutsche Volk bei dem alten Jahn immerhin auszugleichen hatte. Am späten Abend seines Lebens hat Jahn dies noch anerkannt gesehen, als im Jahre 1848 das deutsche Volk ihn als einen seiner Vertreter in das deutsche Parlament nach Frankfurt wählen durfte.



Ruhla.

Umschau und Nachlese.

Zwei Erziehungsanstalten in Thüringen. — Thüringer Land und Leute, Gewerbthätigkeit und Volksleben.

Zwei Erziehungsanstalten in Thüringen. In dem geographischen Unterricht nach jener früheren unorganischen Methode pflegte der letzte von den Punkten, nach welchen ein Land erörtert wurde, der der Produkte zu sein. Indem ich mich nun in diesem letzten Kapitel an jene Methode anschließe, die mir aus meiner Kindheit noch in schmerzlicher Erinnerung ist, möchte ich gar gern jene unorganische Zusammenhanglosigkeit vermeiden, oder, wo sie nicht zu vermeiden steht, doch wenigstens die Methode, nicht mich verurteilt sehen.

Es handelt sich nämlich in dieser Nachlese nicht um die Ergebnisse meiner bisherigen Darstellung, sondern um die Ergebnisse, welche Geschichte, Natur und Volksleben in unserm thüringer Lande gezeitigt haben, und die noch jetzt in lebendiger Wirkung stehen.

Wenn jene öde, lediglich statistische Methode, welche Tod verbreitete über alles, was Geographie hieß, nunmehr überwunden, wenn die gegenwärtige Geographie eine lebensvolle, selbständige den andern ebenbürtige Wissenschaft geworden ist, so verdanken wir dies bekanntlich niemand mehr als Karl Ritter. Er blies ihr einen lebendigen Odem ein und belebte ein totes Material, das hier und da und dort in Haufen gethan war, deren einer den andern nichts

anging, und das daher der lebensvollen Wirklichkeit, der es entnommen war, durchaus nicht entsprach. Wohl denen, die Ritters Vorgange haben folgen und seine Methode ausbauen können! Mir, der ich nur zu den Verehrern Ritters gehöre, sei es wenigstens gestattet, ihm zu der Schulanstalt zu folgen, der er die Grundlage seiner Bildung und die Grundzüge seines wissenschaftlichen Wesens verdankt.

Im Jahre 1784 verließ Salzmann das Philanthropin in Dessau und gründete am Nordrande des Thüringer Waldes seine bekannte Erziehungsanstalt Schnepfenthal. Unter den ersten Schülern, die dieser Anstalt übergeben wurden, befand sich Karl Ritter. Wir dürfen annehmen, daß die Fähigkeiten, welche der Knabe mitbrachte, auf den noch von der alten Unterrichtsmethode beherrschten Gymnasien die entsprechende Nahrung und Pflege nicht gefunden haben würden. Diese alte Methode wollte Bildung wirken durch Erlernung der klassischen Sprachen, die Grammatik schwebte über ihr als das Gesetz, dem sich jeder fügen mußte. Das abstrakte, anschauungslose Wesen der Grammatik mochte manchen abstoßen, aber er stand unter dem Gesetz und mußte mit der Kraft des Willens das Widerstreben überwinden.

Gegen die Härte dieser generalisierenden Methode trat Basedow auf mit seinem Philanthropinum. Angeregt durch Rousseaus Emil, verlangte er, daß man die Kindesnatur und auch die Natur des Einzelnen berücksichtige, daß man die Kinder auf den Wegen zum Bildungsziel führe, welche ihnen gemäß und möglichst erfreulich wären. Er rief die Anschauung zu Hilfe und verlangte, daß selbst das Leben der Schüler außerhalb des Unterrichts, besonders ihr Verkehr mit den Lehrern, zur Erweiterung, namentlich zur Einübung der gewonnenen Kenntnis nutzbar gemacht werde.

Einseitigkeit und Übertreibung ließen Basedows Philanthropinum bald wieder scheitern, aber der Grundgedanke, von dem Basedow ausging, ist doch nicht untergegangen. In Salzmanns Schnepfenthal, in der Pestalozzischen Methode, ja in unserm gesamten Erziehungswesen lebt er fort. Denn selbst die Gymnasien, die naturgemäß die philologische Ausbildung als ihr Hauptwerk festhalten, haben, dem Zug der Zeit folgend, nicht bloß ihr Lehrgebiet auf die Realien erweitern, sondern auch beim Unterrichte selbst der Anschauung ihren Platz einräumen müssen.

Als Vertreterin dieser klassischen Richtung kennt man die Schulpforta. Klopstock, der sich schon als Schüler in Pforta von der neueren Litteratur angezogen zeigte, verließ die Anstalt im Jahre 1745, also 18 Jahre vor dem Erscheinen von Rousseaus Emil. Er ist keine philologische Natur, aber er trägt das Gepräge seiner Schule. Erst im reiferen Alter wird er sich dessen bewußt, er sucht sich von der Herrschaft des Antikklassischen zu befreien, er merzt die griechisch-römische Mythologie aus, aber es gelingt ihm nicht, etwas Nationales an deren Stelle zu setzen; seine patriotische Tendenz geht wirkungslos an dem Herzen des Volkes vorüber und sein Versbau wird der Muttersprache nicht gerecht. — Im Anfang dieses Jahrhunderts war Fr. Leopold Ranke, der wie Ritter für die Geographie so für die Geschichtschreibung epochemachend geworden ist, Schüler der Pforta. Er hat sich vorzugsweise der neueren Geschichte zugewendet, und es wird wenigstens die Frage erlaubt sein, ob das vor dem Umschwung im Erziehungswesen, den Basedow, wenn auch nicht bewirkt, doch angekündigt hat, mit dem glücklichen Erfolge hätte geschehen können, dessen sich

heute die Welt freut. Fleiß beansprucht jeder redliche Unterricht, aber die neuere Zeit gestattet innerhalb gewisser Grenzen die Wahl des Gegenstandes, sie gestattet, ja sie wünscht ein freudiges Arbeiten mit eigenster Neigung und verlangt nicht, daß der Schüler diese schlechthin dem Gesetze zum Opfer bringe. Unverkennbar ist es, daß Karl Ritter in seinen Werken die Freude einer durch Anschauung und eigne Neigung vermittelten Aneignung wiedergibt, und daß es ihm gerade dadurch gelungen ist, das damals so öde Gebiet der Geographie in ein Feld umzuschaffen, dem immer neue Arbeiter zuströmen und das überall von fröhlichem Leben zeugt.



Schnepfenthal.

Aber es ist noch eins, und in erziehlicher Hinsicht das wichtigste, wodurch Salzmann in seiner Anstalt ein freudiges Lernen bewirkte. Wie Pestalozzi auf die Wohnstube ein besonderes Gewicht legt, so wollte auch Salzmann dem Zusammenleben der Lehrer und Schüler den Charakter des Familienlebens gewahrt wissen. Die Schule sollte kein Bruch sein mit dem Leben, welches das Kind bisher gelebt, sondern eine Fortsetzung desselben, eine Fortsetzung besonders des Lernens von Vater und Mutter, wie sich das ja ungesucht in der Wohnstube vollzieht. Auch dadurch sollte dem Lernen die Freudigkeit erhalten werden, die alles gesunde Wachstum mit sich bringt. Zu diesem Familienleben innerhalb der Schule wird Abgeschlossenheit gegen die Außenwelt erfordert. Wald und Gebirge gaben diese Abgeschlossenheit, aber sie gaben noch mehr; sie gaben zugleich Gelegenheit, den Anschauungsunterricht in einer schönen und bedeutenden Umgebung an den Formen und an dem Leben der Natur selbst zu betreiben.

Und das ist namentlich früher in ausgedehntem Maße geschehen, indem man häufige, nicht selten anstrengende Ausflüge unternahm, die zugleich dem Körper Abhärtung und Ausdauer geben sollten.

Die angedeuteten Vorteile der Lage und Umgebung haben wohl auch Fröbel bewogen, in neuerer Zeit seine Erziehungsanstalt (Keilhau), welche jetzt mit Schnepfenthal wetteifert, im Thüringer Walde zu gründen. Freilich ist Thüringen überhaupt pädagogischer Boden; ein Boden, auf dem je zu seiner Zeit Humanismus und Aufklärung gepflegt und gediehen sind, ohne bei der rücksichtsvollen Klugheit, die im Thüringer Volkscharakter liegt, in verderbliche Schroffheit auszuarten.

Thüringer Land und Leute, Gewerbthätigkeit und Volksleben.

Die Lage Thüringens im „Herzen" Deutschlands hat es zur Brücke zwischen Süd- und Norddeutschland gemacht. Auf dieser Brücke begegnen sich Hochdeutsch und Niederdeutsch, denn das thüringische Hochdeutsch ist nicht frei von niederdeutschen Elementen. Hat nun das Gebirge eine strenge Scheidung von Süd und Nord nicht bewirken können, so darf es uns noch weniger wunder nehmen, wenn Thüringen und sein Volk von Osten, Westen und Norden Einflüsse erfahren haben. Franken und Sachsen haben nicht bloß die Thüringer zurückgedrängt, sie sind auch eingedrungen in das Land, das noch heute Thüringen heißt. Die Kolonien Frankenhausen und Sachsenburg sind oben erwähnt. Im Westen haben sich die Hessen mit den Thüringern vermischt, und von Osten her sind Wenden eingewandert und vorzugsweise in den Bergwäldern seßhaft geworden. Ruhla, Brotterode, Steinbach, so nahe sie der Westgrenze Thüringens liegen, werden in immer weiteren Kreisen als wendische Ansiedelungen anerkannt. Auch an andern Kolonien fehlt es nicht; z. B. flamändische lassen sich nachweisen. Dagegen scheinen die vielbesprochenen Angeln, deren alte Ansiedelungen man vorzugsweise in den Ortschaften findet, deren Namen auf „—leben" endet, keine Einwanderer zu sein, sondern von Hause aus ein Zweig des großen Hermundurenreiches und Volkes. Hat dieses Hermundurenreich die Größe gehabt, die wir im Anfang unsrer Arbeit angenommen haben, so liegt es auf der Hand, daß die Angehörigen dieses Reichs nicht ein einheitlicher Stamm, sondern ein über eine Mehrheit von Stämmen ausgebreitetes Volk waren. Dadurch mag schon in alter Zeit die Herrschaft einer scharf bestimmten, geschlossenen Stammeseigenheit gemildert oder gebrochen sein. Man sollte denken, der Name Hermunduren hätte nicht verloren gehen können, wenn er an einer scharf ausgeprägten Stammespersönlichkeit gehaftet hätte.

Auch die spätere Geschichte ist bei diesem Volk der deutschen Mitte der Ausbildung eines geschlossenen Charakters nicht günstig gewesen. Thüringen ist nicht zu einem Herzogtum geworden. Die Herrschaft selbständiger Landgrafen, welche die Zeit zwischen der Zugehörigkeit zum alten sächsischen Volksherzogtum, und der Zugehörigkeit zu dem neueren sächsischen Herzogtum, resp. dem sächsischen Kurfürstentum, ausfüllt, kommt der Macht und Bedeutung der alten Reichsherzöge nicht gleich. Daher hat Thüringens Selbständigkeit keine Dauer; es wird wieder Nebenland und ist als solches den vielfachen Teilungen ausgesetzt, welche durch staatliche Trennung der Glieder und durch Wechsel der Besitzer der Ausbildung nationaler Eigenheit hinderlich sein müssen.

Und so ist es denn schwer, den thüringer Volkscharakter zu bezeichnen. Was ich mich über ihn zu sagen getraue, betrachte ich nur als ein Ergebnis der oben skizzierten Geschichte des Volkes. Eine gewisse Virtuosität des Umgangs mit Menschen oder, allgemeiner gefaßt: eine Fähigkeit, sowohl den Menschen als auch den Verhältnissen gerecht zu werden, ist dem Thüringer eigen. Die Lage des Landes und der mannigfache Wandel und Wechsel in seiner Geschichte mag ihm das eingetragen haben.



Spielwarenwerkstätte in Thüringen.

Die Virtuosität des Menschenumgangs beruht hauptsächlich darauf, daß man auf das Wesen und Wollen des Nebenmenschen leicht eingehen kann, ohne sein eignes Wesen und Wollen aufzugeben. Es ist die freundliche Mitte zwischen herb geschlossener Selbstheit und leidenschaftlicher Hingabe, in der man sich selbst verliert und den Gegenstand der Hingebung meist nicht gewinnt. Rühmen sich die Thüringer, wie man das öfters hören kann, eines glücklichen Zusammenwirkens von Verstand und Gemüt, so meinen sie wohl das Nämliche, was ich eben nur bestimmter ausgedrückt zu haben glaube. Die so wohlthuende thüringische Freundlichkeit ist eine dem Gemüt entspringende, ich möchte sagen: eine herzliche Höflichkeit, aus welcher der andre herausfühlt, daß seine Eigenart geduldet, wo nicht gar anerkannt wird. Duldung und Anerkennung enthalten aber ein Urteil, und das kann nur der selbständige und selbsterhaltende Verstand fällen. Die thüringische Freundlichkeit bedeutet nicht das Aufgehen in den andern, sondern das Sichdanebenstellen, und das ist die Stellung, in der man einen Nächsten hat und helfen kann, und der Thüringer ist so gern hilfreich. Als ich — das ist nun lange her — den Thüringer Wald zum erstenmal durchwanderte, hatte ich mich im Bergwalde über Friedrichroda verirrt,

traf aber bald auf einen Mann, der auf einer grünbewachsenen Schneise eine Kuh am Halfter weiden ließ. Als ich ihm bekannte, ich sei vom Wege abgekommen, rief er mit einer mir unvergeßlichen Freude des Helfens: „Ei, da war's ja ein rechtes Glück, daß ich dahier war“, und brachte mich auf den rechten Weg. Ich wagte es damals nicht, diese Helfensfreude mit einem Trinkgeld zu kränken; nun ich aber die thüringische Welt besser kenne, weiß ich, der Mann hatte nicht bloß an die Hilfe, die er leistete, sondern doch auch an den klingenden Dank, den er empfangen würde, gedacht, und so fühle ich mich noch heute in seiner Schuld und kann ihn nicht vergessen. Ich denke, was Goethe unter die Silhouette einer der liebenswürdigsten Thüringerinnen, der Frau von Stein, schrieb, läßt sich auf die Thüringer im allgemeinen anwenden: Sie sehen die Welt, wie sie ist, und doch durch das Medium der Liebe.

Und das gilt von ihnen nicht bloß der Menschenwelt, sondern auch der Welt der Dinge gegenüber. Der Thüringer kennt und benutzt sein Land, aber er liebt es unabhängig von diesem Nutzen. Die armen Gebirgsdörfer stehen der reichen Ebene, überhaupt die arbeitenden Klassen den reichen Herren in dieser Liebe gewiß nicht nach. Der Thüringer arbeitet, um die Schätze seiner Fruchtfelder oder seiner Berge und Wälder zu heben, aber er verliert in der Arbeit den Feiertagsmenschen nicht, der sich seines Lebens in der gottgegebenen Heimat freut. Nirgends hört man soviel frohen Gesang bei der Arbeit wie in Thüringen; es ist, als ob sich süddeutsche, besonders den Weinländern eigne Fröhlichkeit mit norddeutscher Arbeit verbunden hätte. Der Sonntagnachmittag ist dieser Fröhlichkeit ausschließlich geweiht. Selbst kleine Dörfer haben meist einladende und gedeihende Wirtshäuser. Gespräch beim Glase Bier, Kegelbahn und das eigentlich thüringische Skatspiel füllen die Nachmittag- und Abendstunden aus; Tanzvergnügungen sind nicht selten. Die darstellenden Volksfeste sind fast verschwunden oder wenigstens im Abnehmen begriffen. Die Fastnachtsumzüge mit dem Schimmelreiter, Frau Holle und dem Pritschmeister, sind nur noch aus früheren Jahren in meiner Erinnerung; das Maikönigspiel, das den Sieg des Sommers über den Winter bedeutete, kehrt nur selten und in kaum noch erkennbarer Gestalt wieder. Es hat sich in der Phantasie des Volks mit dem Räuberspiel verbunden, bei dem eine geraubte Prinzessin — das Volk nennt sie wohl Maikönigin — aus dem Schlupfwinkel der Räuber im Walde wiedererobert und mit Triumph ins Dorf zurückgeführt wird. Nur das Bringen des Haferkranzes hat sich in seiner alten Form und in regelmäßiger Wiederkehr erhalten. Es ist das Erntefest, das mit dem Einbringen der letzten Halmfrucht, also der letzten Hafergarbe, zusammenfällt. Aus dieser letzten Garbe wird der Kranz gewunden und sodann mit Bändern geschmückt auf eine Harke gesteckt, welche die Großmagd oder Vorbinderin, dem Zuge sämtlicher Erntearbeiter und Arbeiterinnen voranschreitend, vor das Haus des Herrn trägt. Der Vormäher hält eine Rede, die mit einem Lebehoch schließt. Der Herr antwortet dankend, und am Ende bricht das allgemeine Dankgefühl aus in den Gesang des Liedes: Nun danket alle Gott! Der spätere Abend ist dann dem fröhlichen Erntefest gewidmet, das wie andre Trink- und Tanzfeste verläuft. Musik ist zu einem Lebenselement in Thüringen geworden, und bei jeder passenden Gelegenheit müssen die Dorfmusikanten die Füße der tanzfrohen Jugend beflügeln. Brautmusik ist es, welche uns aus dem baumumschatteten Gebirgsdörfchen

entgegentönt, zu welchem wir von steiler Höhe durch die saftiggrünen Hopfengärten hinabsteigen. Das eben von der Hand des würdigen Seelsorgers in dem altertümlichen Kirchlein für Lebenszeit vereinigte Brautpaar kehrt unter dem Vortritt der Musikanten und Kranzkinder nebst den Brautjungfern und dem langen Zug der sonntäglich geputzten Freunde und Verwandten heim.



Der Schimmelreiter.

Dort im Brauthause herrschen dann bis tief in die Nacht hinein Lust und Fröhlichkeit, welche diesen Tag für die leicht befriedigten Teilnehmer zu einem unvergeßlichen machen.

Der Gipfel aber des festlichen Dorflebens in Thüringen ist die Kirmes. Sie heißt schlechtweg „das Fest“. Die Kirmes feiert den Jahrestag der

Kircheinweihung und hat daher auch ihre kirchliche Seite, nämlich eine besondere Kirmespredigt, die auf den zweiten Tag des Festes (den Montag) fällt. Aber die weltliche Seite des Festes wiegt vor. Diese weltliche Seite ist eine großartige Bethätigung der Gastfreundschaft. Schon lange Zeit „vor dem Feste“ haben die Maurer alle Hände voll zu thun, um die Häuser abzuputzen, damit sie den erwarteten Gästen freundlich entgegenlachen.

Und alles, was verwandtschaftliche oder gastfreundliche Beziehungen zu dem Hause hat, wird erwartet; es ist ein besonderer Ehrenpunkt, an diesem Tage viele Gäste, viele Last und viele Unkosten zu haben. Trotz der Beziehung zur christlichen Kirche liegt etwas Altgermanisches in dem Verfahren bei diesem Feste; man fühlt sich erinnert an das Wort, das Tacitus von unsern deutschen Landsleuten im allgemeinen sagt: Convictibus et hospitiis non alia gens effusius indulget (Gastereien und Gastfreundschaft übt kein Volk schrankenloser).

Und nicht bloß die einzelnen Häuser, nein, auch das Dorf selbst zeigt sich gastlich hergerichtet. Auf dem Dorfplatze haben sich Fahrende niedergelassen mit dem nie fehlenden Karussell, mit Schieß- und Spielbuden, mit Pfefferkuchen und andrer Leckerei. Aus den Gasthäusern klingt Tanzmusik, aber auf Platz und Straße behält die Drehorgel des Karussells die Oberhand, nur ab und zu übertönt von einem Knall aus der Schießbude.

Dahin führen die Hauswirte ihre Gäste, wenn das Haus seine Schuldigkeit gethan. Die Kinder suchen das Karussell und die Spielbuden, die Jugend den Tanzsaal, die Männer die Bierbank im Hause oder im Garten. Da kommt dann das thüringische Bier ohne viel Kritik zur Geltung, auch wohl der „echte Nordhäuser“ und zu mehrerer Stärkung des Magens der Dietendorfer Aromatique; das thüringische Fest verwertet die thüringischen Produkte. So braust und dröhnt das Fest in die Nacht hinein, bis endlich jedes Haus seine Gäste zurücknimmt und ihnen Nachtruhe und Erholung schafft zum morgen wiederkehrenden Festgang.

Der zweite Tag, der Montag, unterscheidet sich von dem ersten wesentlich nur durch den Kirmesgottesdienst, der die kirchliche Bedeutung des Festes ins Licht stellt und von den meisten der auswärtigen Gäste mit besucht wird. Übrigens vergeht der Tag auch unter Essen, Trinken und Tanzen, und die Kinder fahren unermüdlich auf dem Karussell. Wieviel man innerlich von dem Feste haben kann, das hängt von der Natur und dem Bildungsstande eines jeden ab; für das allgemeine kann ich nur wiederholen: es ist eine großartige Bethätigung der Gastfreundschaft.

Städte pflegen eine Kirmes nicht zu haben; sie erwidern die Gastfreundschaft der Kirmesdörfer bei Gelegenheit der Jahrmärkte oder der Schützenfeste. Dörfer, denen die Kirmes fehlt, feiern das Erntedankfest in ähnlicher Weise, oder sie feiern ein „Ablaßfest“, das die Stelle der Kirmes vertritt, wie z. B. Memleben, Günstädt und Thamsbrück. Auch diese Ablaßfeste, deren rein kirchlichen Ursprung zu bezweifeln der Name verbietet, liegen, wie ich höre — von Memleben allerdings weiß ich das Gegenteil — den Kirmessen entsprechend, meist nach der Ernte. Da nun bekanntlich die Städte keine Kirmes feiern, manche Dörfer aber das Erntedankfest als Kirmes betrachten, so liegt es nahe, in den Kirmessen auch eine Art von ländlichem Erntefest zu sehen, ein Fest, in welchem man von der Arbeit der Ernte zum Genuß derselben übergeht.



Hochzeitszug in Thüringen.

Man hat den Vorrat in Haus und Scheune und hat die Ruhe zum Genießen; nach diesem Gesichtspunkte hat man erweislich, z. B. im Altenburgischen, die Kirmessen in die besagte Zeit gelegt. Und der Vorrat ist in der That nötig. Man hat berechnet, daß die Kuchen, die im Dorfe Roßleben zur Kirmes gebacken werden, auf einander gelegt, die Höhe des recht ansehnlichen Kirchturms noch übersteigen würden. So feiern in den fetten Fluren Thüringens die Dörfer ihre Kirmes. Der Weizen und die Zuckerrübe, die Kinder eines Feldes, haben sich im Kuchen vermählt und werden nun als süße Frucht der Sommerarbeit willkommen geheißen. Das Erntedankfest gilt dem Gottessegen, die Kirmes der wohlgethanen Menschenarbeit.

Dieser Zug der Dankbarkeit für Gottessegen und Gottesgabe kehrt auch in andern, nur lokalen Festen wieder. Bekannt ist das Brunnenfest der Mühlhäuser an der Popperoder Quelle. Schon die Inschrift an dem „Brunnenhause“, mit dem die Quelle überbaut ist, läßt über die Bedeutung des Festes keinen Zweifel zu, denn sie schließt mit den Versen:

„Hic animum recreet, quicunque advenerit hospes,
Munificum grato laudet et ore Deum.“
„Wer du auch seiest, der Quell beut gastlich jedem Erquickung,
Aber mit dankendem Mund preise den gütigen Gott.“

Das Brunnenfest oder, genauer gesprochen, die beiden Brunnenfeste haben vorzugsweise die Kinder im Auge, die auf die Wohlthat, welche die Stadt in dem Brunnen empfangen hat, hingewiesen werden sollen. Im Juni ziehen die Schüler des Gymnasiums, der höheren und der Knabenbürgerschule, von ihren Lehrern geleitet, mit Lobgesängen durch die Stadt. Vor dem Thore löst sich der Zug auf, und in frei gewählten Gruppen strömen Schüler und Angehörige, Bürger und Fremde zu der schön gefaßten Quelle, die von altehrwürdigen Lindenbäumen kühl überschattet wird. Das Wasser ist bei mehr denn 2 m Tiefe klar bis auf den Grund, und es ist wohl als ein kindliches Spiel mit dieser Klarheit aufzufassen, wenn die kleineren Knaben der Bürgerschule, die Sträuße, die sie im Zuge getragen, mit Steinen beschwert in den Brunnen senken. Danach wird ein Choral gesungen, und von dem Erker des Brunnenhauses herab hält einer der Schulrektoren die Dankrede.

Fast in derselben Weise verläuft im Juli das Mädchenbrunnenfest. Den Schluß beider Feste bildet ein frohes Beisammensein auf dem Brunnenplatz und in dem angrenzenden Wirtsgarten, ein Beisammensein, das sich jede Gruppe nach ihrer Art gesellschaftlich erhöhen mag.

Mühlhausen hat noch eine Quelle, der es zu Danke verpflichtet ist, die Breitsülzenquelle, welche die Oberstadt mit Wasser versorgt und dessen kaum weniger hat und gibt als die Popperoder Quelle. Dennoch wird ihr kein Fest gefeiert, denn — und das ist sehr bezeichnend — sie ist nicht ein Geschenk freier Gnade, sondern erst durch einen bedeutenden Aufwand von Menschenwitz und Menschenkraft um die Berge geleitet und so der Stadt gewonnen. Die Sage spricht, ein verurteilter Mönch habe sich durch die kunstreiche Anlage des Wasserwerkes aus dem Kerker und vom drohenden Tode befreit.

Auch das berühmte Naumburger Kirschenfest ist ursprünglich ein Brunnendankfest. Denn was in Naumburg über die Entstehung des Festes vom Vater auf den Sohn erzählt wird, ist Sage.



Aus den thüringer Schmiededörfern.

Als geschichtliche Thatsache würde es auch trotz Kotzebue kaum ein so spöttisches Lied hervorgerufen haben, wie dasjenige ist, durch welches die Sage weit und breit bekannt geworden ist und welches anhebt: „Die Hussiten zogen vor Naumburg“. Männer, welche der Geschichte des Festes nachgeforscht haben, geben als den historischen Kern der Sage an, daß während des in den früheren Abschnitten öfters erwähnten Bruderkrieges Herzog Wilhelm der Tapfere ein böhmisches Heer zu Hilfe gerufen habe. Ein Teil desselben habe sich rachedürstend gegen Naumburg gewandt, weil seiner Zeit der Bischof von Naumburg in Konstanz für die Verbrennung ihres Johann Huß fanatisch thätig gewesen sei. Die Bürger Naumburgs wurden von den Böhmen überrascht, als sie im Buchholz am Helikborn ihr Brunnenfest feierten. Kaum konnten sie sich und die Ihrigen hinter den Mauern der Stadt bergen; zur Abwehr war nichts vorbereitet. Da schlug der Viertelsherr Wolf vor, man solle die Kinder dem böhmischen Anführer zuführen, damit sie Gnade erflehten. Der aber dachte nicht so edel, wie Camillus vor Falerii und der große Prokop vor Naumburg gedacht haben sollen, sondern er behielt die Kinder als Geiseln zurück, bis die geängstete Stadt und die noch mehr geängsteten Kinder durch den Schenken von Tautenburg entsetzt wurden. Seitdem wurde das Fest nicht mehr im Wald an der Quelle, sondern bei der Stadt auf der Vogelwiese gefeiert.

Der ursprüngliche Gegenstand der Feier trat zurück, der Gedanke an Sieg und Befreiung überwog, aber die Kinder blieben die Träger des Festes, wie sie es beim Brunnenfeste ohne Zweifel gewesen waren. Ob sich im Genuß der Kirschen die Vorstellung der Befreiung mit Empfindungen des Dankes für die Kirschenernte verbunden habe, mag dahingestellt bleiben. Immerhin ist es ein Dankfest, dem auch die religiöse Weihe nicht fehlt. Denn das Fest beginnt mittags um 1 Uhr damit, daß die Lehrer die sämtlichen Schüler der Stadt in feierlichem Zuge in die Stadtkirche geleiten. Dort wird „Nun danket alle Gott“ gesungen. Ist das geschehen, treten die Schüler auf dem Marktplatze in einen Kreis und singen „Kirschfestlieder“. Dann erst geht es auf die Vogelwiese zu Spiel und ungebundenem Frohsinn; die Kinder auf dem Platze sind umgeben und überwacht von den Erwachsenen in den rings herum aufgeschlagenen Zelten, und der Ruf „heisa Viktoria“, der öfters aus den Scharen der Knaben dringt, mahnt an den Sieg, den man feiert. So feiern die Knaben ihr Kirschfest am Montage nach Jakobi. Denn der Tag der Befreiung von den Hussiten soll der 28. Juli gewesen sein. Am Donnerstag folgt dann das Fest der Mädchen, das in allem Wesentlichen denselben Verlauf nimmt.

Es liegt eine gewisse Religiosität in allen diesen Festen, aber es ist eine allgemein menschliche Religiosität, in der es nicht schwer ist, hier und da altgermanische Züge nachzuweisen. Dabei will ich noch eines Festes gedenken, das einer wissenschaftlichen Betrachtung wohl wert sein dürfte. Ich meine das Questefest bei dem Dorfe Questenberg in der Grafschaft Stolberg-Roßla, durch das man sich schier an die Irmensäulen erinnert fühlt. Des Burgherrn Töchterlein, so wird erzählt, hatte sich beim Blumenpflücken in den Wald verlaufen. Es blieb die Nacht aus, und im Schlosse herrschte Bange und Kümmernis. Man suchte das Kind, aber man suchte schon nur noch die toten Überreste, siehe, da fand man es lächelnd auf einer Wiese sitzend, einen Kranz und zwei Quasten (Pfingststräuße) in der Hand. Dies Ereignis wird gefeiert dadurch, daß man

am sogenannten dritten Pfingstfeiertage Kränze und Sträuße feierlich aufhängt an einem geschälten Eichenbaum, der zuvor auf dem steilen, felsigen Questenberg mühsam aufgerichtet ist. Die Geschichte von dem wiedergefundenen Kinde ist freundlich und wohlthuend, sie kann auch geschehen sein, aber der Ursprung des Festes ist sie nicht; vielmehr ist man in der That berechtigt, bei dem aufgerichteten Baume an die Irmensäulen zu denken, zumal auch ein Arminsberg daneben liegt, und das Dorf Questenberg eine Rolandssäule, das Zeichen höchster Gerichtsbarkeit, besitzt.



Die Questenburg.

Denn Jakob Grimm vermutet einen Zusammenhang zwischen den Irmensäulen und den erst im späteren Mittelalter errichteten Rolandssäulen. Die Religiosität dieser Feste also hat mit der Kirche wenig zu thun. Die Feste haben sich wohl heranziehen lassen an die Kirche, aber ihre Substanz ist nicht übergegangen in die Anschauung der Kirche. Und ist auch die altgermanische Unterlage längst vergessen, die Feste erneuern sich doch jedesmal nicht aus dem kirchlichen Bedürfnis, sondern aus der Lust des Volkes, und die Gewohnheit läßt die alten Formen bestehen. Überhaupt wird die kirchliche Botmäßigkeit des Volkes in den Gegenden, welche zu dergleichen Festen den Reichtum und

die Muße haben, nicht eben gerühmt. Der Reichtum gibt eine Freiheit, die auch mißbraucht werden kann, und die Not bisweilen eine Kirchlichkeit, welche die rechte Entwickelung des Volkes hemmt. Ich denke dabei an das Eichsfeld, den westlichen Flügel Nordthüringens, den wir bereits vom Inselsberge aus mit einem Blicke gestreift haben. Der obere Teil des Ländchens ist schon im 11., der untere im 14. und 15. Jahrhundert Eigentum des Bistums Mainz geworden, daher hat der Katholizismus dort seine Herrschaft gewahrt, und die Not des Landes hat wesentlich dazu beigetragen, das Volk in dem unbedingten kirchlichen Gehorsam zu erhalten.

Der Muschelkalk, mit dem der Boden übersäet ist, und die gebirgige, kalte Natur des Landes lassen den Ackerbau wenig gedeihen. Die Ernte ist klein, aber viel sind der Arbeiter und mehr noch der Esser. Schafzucht und Flachsbau, Fabrikation von leinenen und wollenen Zeugen halfen früher aus; seit aber diese Industriezweige im Rückgange sind, sehen sich die Eichsfelder genötigt, scharenweis auszuwandern, um in reicheren Gegenden Arbeit und ihr Brot zu suchen. Sie ziehen die Orte vor, wo sie eine katholische Kirche finden, und die Berührung mit der Außenwelt ändert nichts an ihrem kirchlichen Gehorsam.

Das übrige thüringer Land dagegen bringt in seinen reichen und mannigfaltigen Produkten der Arbeitskraft seiner Bevölkerung die nötigen Arbeitsstoffe entgegen. Mit Ausnahme etwa der Meerschaum- und Bernsteinindustrie in Ruhla wird der thüringische Gewerbefleiß von den Landesprodukten in Anspruch genommen. Das Getreide der nordthüringischen Ebene ging wenigstens früher fast ausschließlich nach Nordhausen, wo es in den Brennereien zu dem weltbekannten Nordhäuser Kornbranntwein verarbeitet wurde. Nunmehr hat die Zuckerfabrikation, die in zahlreichen Dörfern und Städten sich ihr Haus gebaut, die Brennereien zurückgedrängt. In den Obstplantagen „welken" die Pächter, was sie nicht frisch verkaufen können, zur Ausfuhr in die Ferne. Der Thüringer Wald liefert das Holz zu den Spielwarenfabriken in Sonneberg und Walthershausen, deren Erzeugnisse auf dem Weihnachtstische nicht fehlen dürfen; ferner Porzellanerde zu den zahlreichen Porzellanmanufakturen. Ein alternder Kandidat, Macheleidt mit Namen, erzählt man, fand diese Erde bei Volkstedt und verwendete sie zuerst als Streusand in seinem Schreibzeuge. Da er aber auch chemische Kenntnisse hatte, experimentierte er mit ihr und erfand so das thüringer Porzellan, zu dessen Herstellung er in Volkstedt mit Hilfe einer Aktiengesellschaft die erste thüringische Porzellanfabrik anlegte. Verbessert ist das Verfahren späterhin durch Dröse in Elgersburg, dessen wir oben beim Dröse-stein Erwähnung gethan haben. Auch Eisen hätte das Gebirge hinreichend, um die Waffenfabriken von Dreyse in Sömmerda und in Suhl zu versorgen, aber der Mangel an Steinkohlen macht die Gewinnung des Eisens zu teuer und weist mehr und mehr auf andre Bezugsquellen hin.

Aber ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle Produkte und alle Industriezweige rückschauend auch nur aufzählen wollte, und mehr zu thun als dies, fühle ich mich diesem Fache gegenüber ohnehin nicht in der Lage. Zum Schlusse denn! Und dieser Schluß laute: Thüringen ist ein glückliches Land, und Gott erhalte Land und Volk in seinem Glücke!

Ende des sechsten Bandes.





Deutsches Land und Volk VI.

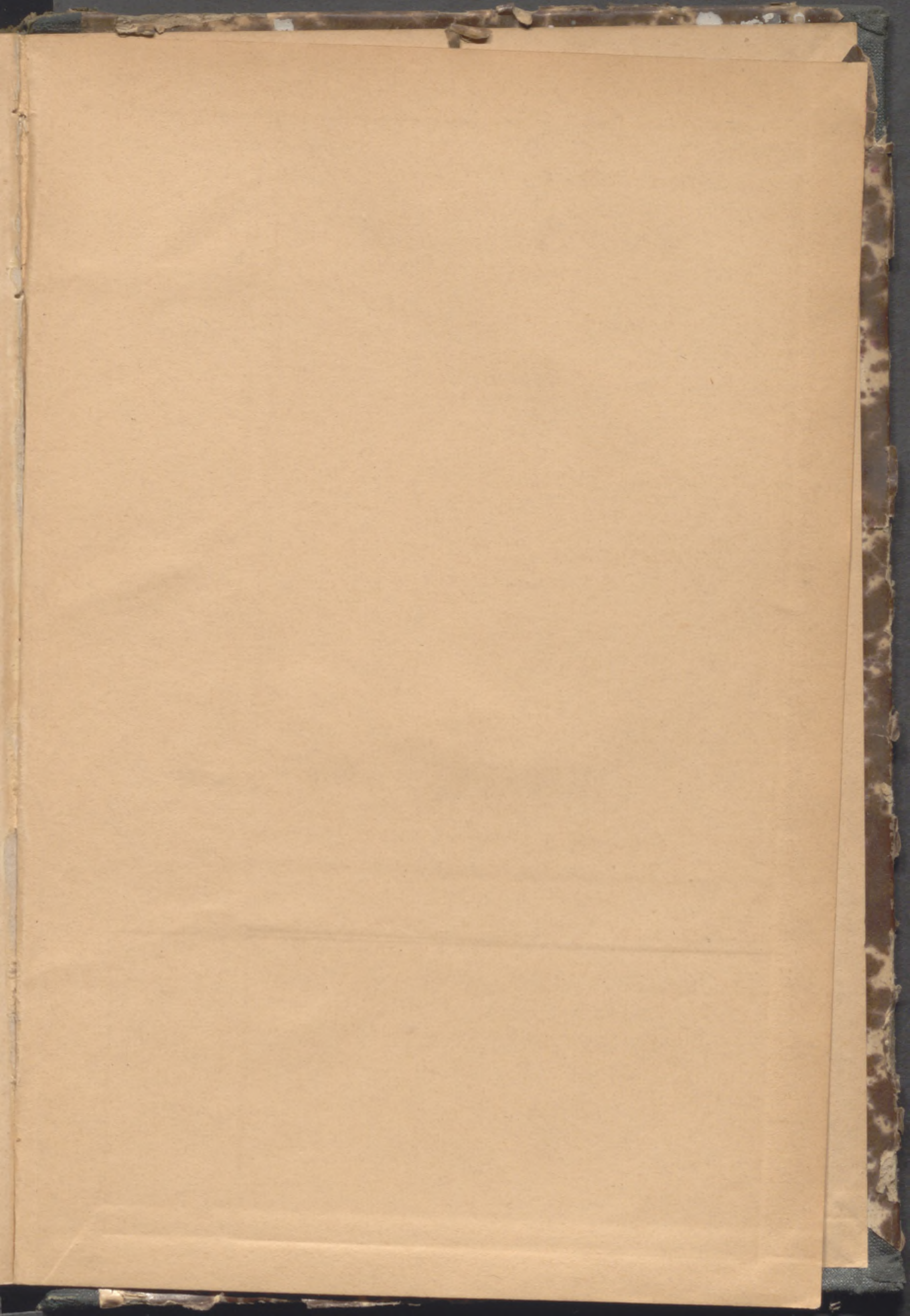
Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

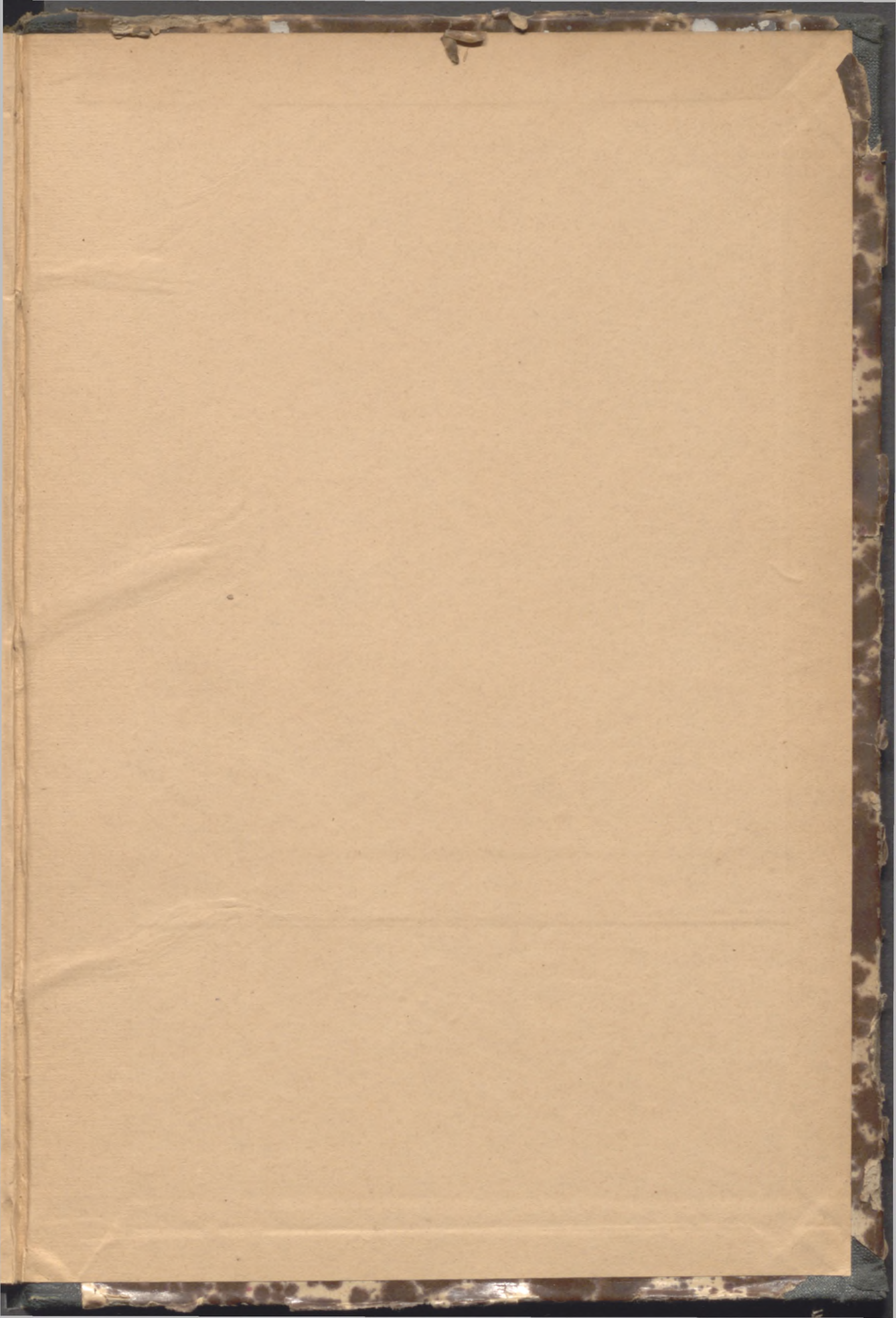


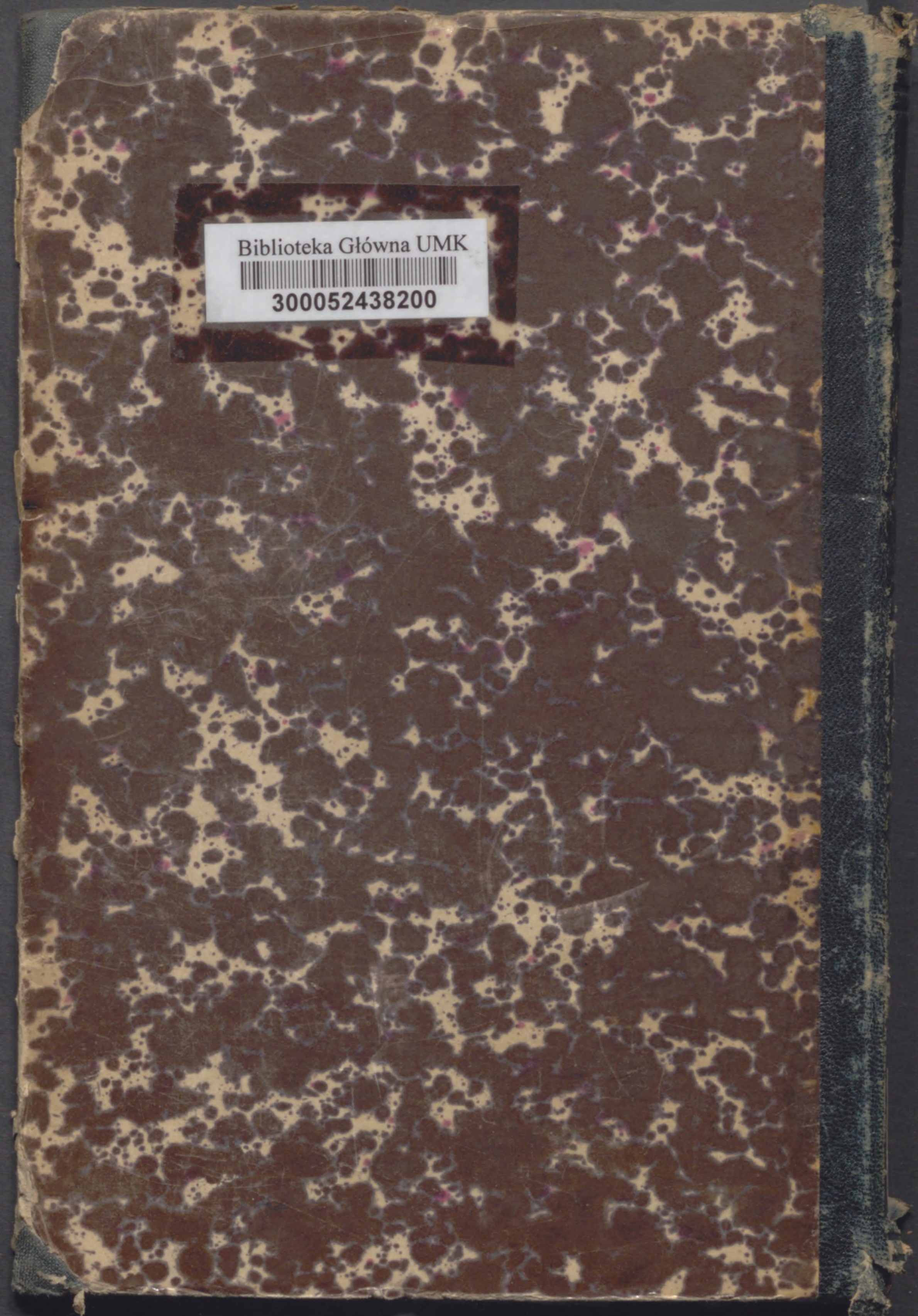
Deutsches Land und Volk VI.

S. Weimar-Eisenach | S. Meiningen | S. Koburg-Gotha | S. Altenburg | Schwarzb. Rudolst. | Schwarzb. Sondersh. | Reuss, ält. Linie | Reuss, jüng. Linie

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.






Biblioteka Główna UMK
300052438200